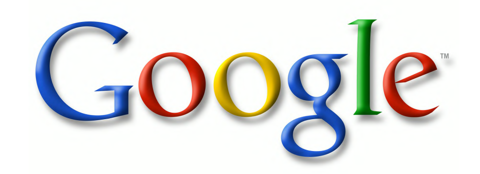
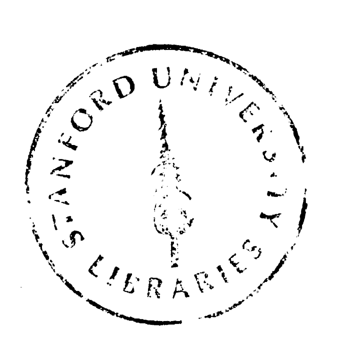
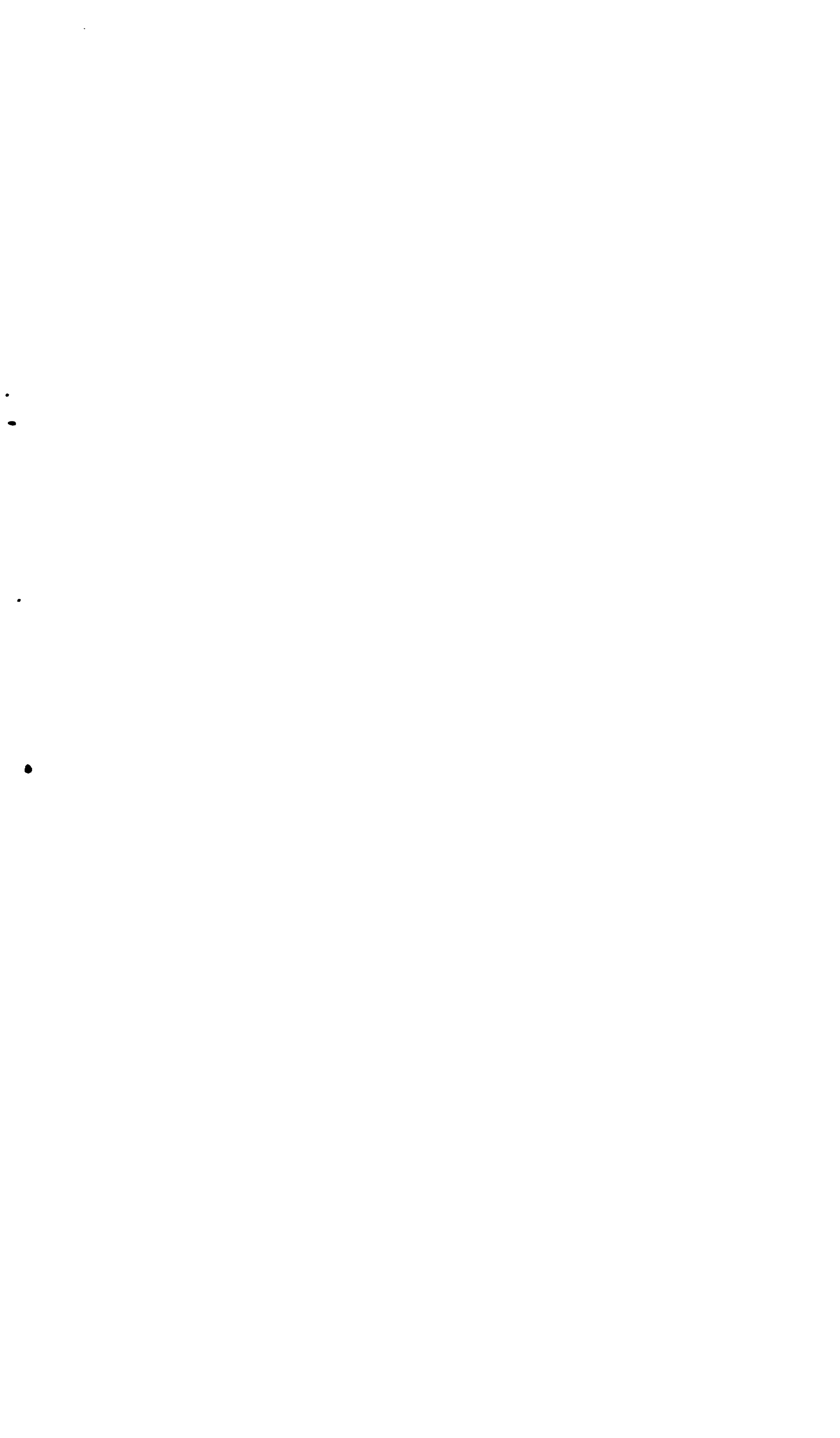







STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Baltische Monatsschrift.

Zweiten Bandes erstes Heft.

Mai 1860.

Riga, 1860.

Berichtigung:

S. 2 Z. 12 v. o. st. dem mir ertheilten Auftrage l. der mir gestellten Aufgabe, st. dessen l. deren.

Inhalt
des zweiten Bandes.

Erstes Heft.

Zweites Heft.

Drittes Heft.

Viertes Heft.

Fünftes Heft.

Sechstes Heft.

Reinhold Johann Ludwig Samson von Himmelstiern.

Ein Lebens- und Charakterbild

zur Feier der 700jährigen Herrschaft deutschen Lebens in unsern Ostseeprovinzen am 25. Jahrestage unserer Gesellschaft für ihre Geschichte und Alterthumskunde *)

Als vor Monatsfrist unser Directorium mir den ehrenvollen Auftrag ertheilte, der dreifachen Feier des heutigen Tages einen Zuwachs an Festlichkeit zu verleihen, indem ich das Lebens- und Charakterbild eines Mannes entwürfe und in Ihrer Mitte vortrüge, dessen hervorragende Bedeutung von allen Vaterlandsfreunden anerkannt wird, welcher während mehr als eines halben Jahrhunderts eine Zierde unseres Landes gewesen ist und ein Vorbild für unsere strebsame Jugend bleiben soll; da war die erste Frage, die ich mir vorlegte, diese: habe ich neben dem äußern auch den innern Beruf und die unentbehrlichen Mittel, eine solche Aufgabe in so kurzer Frist auf eine sowol des Anlasses als des Gegenstandes würdige Weise zu lösen?

Ohne Sie, m. H., mit Aufzählung alles dessen zu behelligen, was sich mir Verneinendes aufdrängen mochte, will ich Ihnen lieber gleich sagen, was mich nach kurzem Bedenken jene Frage stolz und freudig bejahen hieß. Es war das gefühlte Bewußtsein meiner lebendigen Gemeinschaft einerseits mit den ungezählten Geschlechtern des großen und edeln Volkes,

---

*) Zur Steuer der historischen Wahrheit muß d. Red. bemerken, daß sie den nachfolgenden, ursprünglich nicht für den Druck bestimmten Gelegenheitsvortrag an einzelnen Stellen, die jedoch den Kern der Sache nicht angehen, mit Zustimmung des Herrn Verf. abzuändern veranlaßt gewesen ist.

dessen 700jährige Geschichte an diesen Gestaden wir heute feiern, andererseits mit Ihnen, meine Herren, die Sie das jüngste jener Geschlechter insofern darstellen, als sich dasselbe im Blute und im Geiste mit allen vorangegangenen bis hinauf in die Nacht der Zeiten geschichtlich und geschichtskundig eins weiß.

Dieses erhebende Bewußtsein doppelter Gemeinschaft war es, dem ich die Berechtigung entlehnen durfte, in dem angedeuteten Sinne und ohne mich von äußerlichen und innerlichen Mängeln aufhalten zu lassen, zu Ihnen zu reden von Reinhold Johann Ludwig Samson von Himmelstiern. Erwägen wir nämlich, daß die erste Wiederkehr des Tages, der ihn uns entriß, der 26. November alten, 8. December neuen Styles in die Zeit zwischen dem mir ertheilten Auftrage und dessen heutiger Lösung fiel, daß wir somit gleichsam an seinem noch frischen Grabe stehen, ja daß wir uns noch gar nicht an den Gedanken gewöhnt haben, ihn nicht auch heute mit leiblicher Gegenwärtigkeit hier, in unserer Mitte sehen zu sollen, so wird uns anschaulich, wie auch er, in welchem wir einen der kräftigsten Befestiger und Vertheidiger hiesiger Herrschaft deutschen Wesens zu verehren haben, gleich einem Jeden von uns an dem Orte steht, wo sich die aufsteigende Linie der Geschlechter mit der ausgebreiteten der Zeitgenossen bedeutungsvoll kreuzt; und wenn er, wie Wenige, diese Bedeutungsfülle in seinem Busen pulsiren fühlte, so überreden wir uns um so williger, daß Jeder von uns auch mit ihm in derjenigen geschichtlichen Lebensgemeinschaft steht, welche das erste Erforderniß, ich möchte sagen den springenden Punkt alles tiefern geschichtlichen Verständnisses ausmacht.

Um diese Auffassung zu fördern und zu befestigen, erlauben Sie mir, dieweil noch kein Bildniß des Dahingegangenen von Bildhauers oder Malers Hand diese Räume ehrt, einstweilen Ihrem inneren Auge seine so schmerzlich vermißte persönliche Gegenwart mit den Worten eines Freundes vorzuführen, der ihn aus eigener vieljähriger Bekanntschaft sinnig zu schildern das Bedürfniß fühlte:

„Samson's äußere Erscheinung war ein charakteristischer Ausdruck seines inneren geistigen Wesens. Von mittlerer Größe, kräftigem Körperbau, breiten Schultern, erinnerte er daran, daß sein Großvater Samson „ein Mann von außerordentlicher Körperkraft war; die feine Hand, der „kleine Fuß war ein Taube'sches Erbtheil. Eine hoch emporragende Stirn, „über welche ein großer mit hellblondem Haare dünnbewachsener Schädel „sich wölbte, umschloß das weite Laboratorium reicher Gedanken. Die klu-

„gen, freundlichen Augen, die feingeschnittene Nase, der Mund, in dessen „Winkeln ein nachdenkliches Lächeln tiefe Spuren eingegraben, verriethen „einen Mann, der mit großer Feinheit des Verstandes für sich zu gewinnen, „mit seltener Schärfe und Sicherheit Sachen zu verhandeln, mit Wohl„wollen und geübter Beredsamkeit Freunde an sich zu fesseln gewohnt war, „wobei das breite Kinn eine ungemeine Beharrlichkeit und unbeugsame „Willenskraft charakterisirte. Seine Stimme, sein Gang war leise und „deutete auf die Vorsicht und Selbstbeherrschung, mit welcher er aufzutreten „pflegte, aus welcher zurückhaltenden Stellung nur selten eine Aufwallung „wohlgezügelter Lebhaftigkeit des Gefühls, Unwillens, Zornes momentan „herausbrach."

In diesen Zügen haben wir in der That Samson vor uns wie er leibte und lebte und wie ihn jeder, der ihn gesehen, wieder erkennen muß, würde auch sein Name nicht genannt. Nehme ich nun mit Recht an, daß die Mehrzahl unter Ihnen, meine Herren, Gelegenheit gehabt hat, jene Züge aus unmittelbarer Anschauung sich einzuprägen, und setze dann mit noch größerem Rechte voraus, daß kaum Einer unter Ihnen sein dürfte, dem nicht eine mehr oder weniger ausführliche Kunde von demjenigen beiwohnte, was Samson auf den zahlreichen und mannigfaltigen Gebieten seiner reichen geistigen Begabung und seiner ausgebreiteten öffentlichen und privaten Thätigkeit leistete und schuf, so möchte wol Einer oder der Andere unter Ihnen vermeinen: hier an dieser Stätte und in diesem Kreise ein Lebens- und Charakterbild Samson's zeichnen wollen, hieße Eulen nach Athen tragen!

Und wer ihn nie sah, giebt es nicht für den mehr als ein gelungenes und zugängliches Bild seiner äußeren Erscheinung, das diese treuer wiedergiebt als die beredteste Schilderung? Und wer nie von ihm hörte noch je eine Zeile aus seiner Feder las: giebt es für den nicht Nekrologe, die kaum eines seiner Verdienste unberührt, nicht vaterländische Bibliographien, die gewiß keines seiner Bücher unaufgezählt gelassen haben?

Weiß nicht die livländische Ritterschaft aus Acten und Recessen, die mit dem Jahre 1802 anheben, da Samson zuerst in ihren Dienst trat, und die keineswegs abschließen mit dem Jahre 1855, da ihn höchstes Alter nöthigte aus jenem Dienste zu scheiden, weiß nicht die livländische Ritterschaft besser als irgend Jemand, was sie an ihm hatte und nicht mehr hat? Weiß nicht die livländische Geistlichkeit, welch' festen Bekennermuth, welch' rastlosen Eifer Samson, in der verhängnißvollsten

Epoche, die unsere protestantische Landeskirche seit den Tagen Otto's von Schenking zu bestehen gehabt, an ihre Spitze gestellt, entfaltete, bald ihre besonderen verfassungsmäßigen Gerechtsame mit dem ganzen Gewicht deutschen Rechtsgefühls und gründlichster deutscher Rechtskenntniß verfechtend, bald den allgemeinen Rechtsboden, auf welchem die protestantische Kirche Livlands fußt, Schritt für Schritt mit allen geistigen Waffen, die ihm zu Gebote standen, mannhaft gegen feindlichen Angriff vertheidigend? Und Livlands Bürgerstand? Auch ihm kann nicht entgangen sein, daß Samson, der Landedelmann, Samson, der verfassungsmäßige Repräsentant der livländischen Ritterschaft, gleichwol oder vielmehr weil er diese Stellung in ihrer ganzen concreten Bedeutsamkeit begriff, überall, wo es galt, für die germanischen Rechts- und Lebensformen in Livlands Städten mit einer Treue gerungen hat, als gelte es den eigenen Heerd? Ja, wird nicht auch bald der livländische Bauer, den Samson, der Patriarch im edelsten Wortverstande, auf seinem Herzen zu tragen nie aufgehört hat, den Namen Dessen mit dankbarer Hochachtung nennen lernen, der auf dem livländischen Landtage durch seinen Vortritt die Freiheit des Letten und Esthen zu allgemeiner Anerkennung brachte?

Wenn es sonach in Livland kaum einen Stand giebt, der ihn nicht in gewissem Sinne mit vollstem Rechte als den Seinen erkennt, wenn überdies auch das mehr kosmopolitische Volk unserer Gelehrten- und Dichterrepublik ihn mit gutem Grunde unter die besten ihrer Bürger rechnet, so scheint mit immer neuem Gewicht die Mahnung wiederkehren zu müssen: nenne seinen Namen und schweig! Wir wissen das Uebrige! Und doch wage ich den Satz: Es giebt kaum Einen, der bekannter und anerkannter schiene, aber seinem innersten Wesen nach weniger gekannt und gewürdigt wäre, als Reinhold Johann Ludwig Samson! Auch kann Alles, was ich Ihnen in dieser flüchtigen Stunde zu bieten im Stande bin, einzig und allein darin bestehen, die Lücke in dem Bilde Samson's, das wir in uns tragen, nachzuweisen und auf die Quelle zu deuten, aus welcher der Stoff zu ihrer Ausfüllung geschöpft sein will. Erwarten Sie daher nicht, daß ich Ihnen irgend etwas vorführe, was man einen „Lebensabriß", eine „Biographie" nennen könnte. Eine solche Aufgabe wäre, je nachdem sie aufgefaßt würde, für den heutigen Tag entweder zu klein oder zu groß. Ich werde nur Streiflichter fallen lassen und will mich bemühen, sie so zu lenken, daß sie die Punkte treffen, auf die es mir ankommt.

Was das größere Publicum von Samson weiß, ist in der That nicht Geringes. Haben auch nur Wenige eine annähernd richtige Vorstellung nur von der physischen Arbeitslast, von dem zu bewältigenden Material, dem Aufwand an Zeit und Kräften, die sie stillschweigend mitbezeichnen, wenn sie sagen: Samson war 5 Jahre Ritterschaftsnotar, 4 Jahre Assessor des livländischen Ober-Consistorii. 8 Jahre Präses des livländischen Provinzial-Consistorii, 3 Jahre Kirchspielsrichter, 11 Jahre dörptscher Landrichter, 17 Jahre Mitglied und Haupt des livländischen Hofgerichts, 15 Jahre Kreisdeputirter, 24 Jahre livländischer Landrath, 11 Jahre Mitglied und Haupt der Provinzialgesetz-Commission, andere 11 Jahre Haupt-Arbeiter in der Allerhöchst eigenen Kanzellei des Kaisers, Redacteur der Bauer-Verordnung von 1819, Redacteur eines neuen Wechsel- und Leihbriefreglements, Deputirter im Haupt-Comité der livländischen bäuerlichen Angelegenheiten in dem denkwürdigen Jahre 1846, außerdem zeitweilig sehr fruchtbarer Schriftsteller auf sehr weit auseinanderliegenden Gebieten, nicht minder 40 Jahre lang Besitzer und zeitweilig sorgfältiger Selbstverwalter ausgedehnter Landgüter — gehört, sage ich, mehr als gewöhnliche eigene Geschäfts- und Arbeitserfahrung und eine sehr lebhafte realistische Einbildungskraft dazu, um sich von der bloßen Handhabung und Gebahrung eine annähernd richtige Vorstellung zu machen, die mit allen jenen, mehr als ein halbes Jahrhundert unausgesetzt erfüllenden Functionen nur zu leicht aufgezählt und ausgesprochen sind, so wissen doch die Meisten, denen Samson kein Fremdling ist, daß er viel, sehr viel Mühevolles, Nützliches, Schönes, Großes und Dauerndes für sein Vaterland, für Mit- und Nachwelt theils auf die Bahn gebracht, theils auf den Plan gestellt hat.

Aber Alles, was sich in diesem Sinne nennen läßt und ja wohl auch vielfach und oft mit Anerkennung und Dank genannt wird — ich will hier nur erinnern an die bekannten und trotz ihrer Mängel immer noch unentbehrlichen Werke über den livländischen Proceß und das livländische Erbrecht, Vorläufer und gleichsam Gedankenspähne nur von Samson's langjährigen und umfassenden Arbeiten auf dem so schwierigen und mit den mannigfachsten Steinen des Anstoßes besäeten Gebiete der immer noch nicht abgeschlossenen vaterländischen Codification, an die schon erwähnte Bauer-Verordnung von 1819, an seine Darstellung des Reglements des livländischen Creditsystems, an jene Wechsel- und Leihbrief-Ordnung, an seine gehaltreichen und formschönen schon 1825 gedruckten Gedichte, seine meisterhaften Uebersetzungen antiker und moderner Classiker fremder Zunge, an seine Geschichte der

Aufhebung der Leibeigenschaft in Livland und noch manches Andere allgemein Bekannte — Alles das, und mehr noch: ich meine das Viele, tief Einschneidende, Folgenreiche, das nicht so vor Jedermanns Augen daliegt, das aber derjenige mit Staunen gewahr wird, dem wie mir ein Blick vergönnt wurde in seine literarische Nachlassenschaft, in sein Privatarchiv, wo sich das Bedeutendste, ja allgemein Bekanntes an Tragweite und Interesse noch weit Ueberbietende auch vor dem leiblichen Auge gleichsam aufthürmt: diese schwer zu zählende Reihe der gediegensten und schärfsten Denkwürdigkeiten und Denkschriften aus fast allen Gebieten des provinziellen Rechts- und Gesellschaftslebens, wie aus seiner eigenen so vielbewegten amtlichen und nicht amtlichen Laufbahn, dieser reiche Erguß einer fast nie intermittirenden und erst mit seinem Leben ausgehenden Dichterader, von welcher eigentlich nur wenig weiß, wer nichts als die gedruckten Gedichte kennt, diese Ehrfurcht gebietenden handgreiflichen Denkmale eines rastlosen Schülerfleißes des Mannes und Greises auf fast allen Gebieten des menschlichen Dichtens und Trachtens — auch dies Alles: es sind doch nur die abgefallenen Früchte, die zu unsern Füßen liegen, deren schon viele genossen, viele gesammelt sind, deren noch viel mehrere erst zu sammeln und zu genießen sein werden.

Aber der Baum, der sie trug und zeitigte und vom Hauche des Lebens gerührt niederfallen ließ, daß wir nur unsere Körbe unterzuhalten, nur uns zu bücken brauchten, der Baum, mit all seinem leisen Rauschen, mit seinem geheimnißvollen innern Wachsen und Leben, mit dem weithinreichenden Schatten, den wir über ein Menschenalter hindurch genossen haben, oft ohne zu wissen, daß er's war, oft freudig unwissend ausrufend: woher die die liebliche Kühle? — der Baum war all das Dauernde, Große, Schöne nicht selbst. Dieses ist ein Vieles: er aber ist Einer. Zu ihm, dem Stillen und doch lebensvoll Bewegten, lassen Sie uns jetzt aufschauen! Denn es ist hier Keiner, der herab oder auch nur neben sich blicken könnte! In das Mark seines — wie alles Lebendigen — geheimnißvollen, doch für die Liebe nicht unenthüllbaren Innern lassen Sie uns jetzt eindringen! Denn es ist hier Keiner, der aus diesem Heiligthum nicht gefördert, bereichert, gebessert zurückkehren muß. Introite, nam et heic Divi sunt!

Und glauben Sie mir zum voraus: je anhaltender Sie — ich will nicht sagen heute, aber vielleicht später noch, wenn was ich schaute offen dastehn wird zu Jedermanns Erbauung — in diesen erzereichen Schacht hinunter und wieder zu Tage steigen werden, desto freudiger werden Sie mir zufallen,

wenn ich schon jetzt sage, es gelte einigermaßen von Reinhold Johann Ludwig Samson, dem Persönlichen, dem Einen, was Göthe von der Natur sagt, sie sei

. . . . ein Buch unendlich,

Unverstanden, doch nicht unverständlich."

Soll ich nun die Aufgabe, wie ich sie mir beschränken mußte, sofort mit einem einzigen Worte aussprechen, so sage ich: die Religion Samson's soll uns beschäftigen. Denn nur der Religiose ist mir Person.

Ich weiß wohl, wie paradox dieser Satz klingt; denn unter allen Eigenschaften und Kräften des Geistes und Gemüthes, die man Samson willig und neidlos zugestehen und nachrühmen möchte, ist Religion die allerletzte. Selbst Personen, die ihm näher standen und ihn tiefer würdigten als der große Haufe, bedenken sich, ihm das Prädicat der Religiosität einzuräumen. Höchstens möchten sie zugeben, daß sich Samson, begünstigt durch einen edel angelegten Sinn, aus dem viele Jahrzehnte hindurch mit Vorliebe und Treue gepflogenen Geistesverkehr mit den Besten des classischen Alterthums jenen gefestigten Gleichmuth, jene objective Lebensanschauung, jene heitere Milde angeeignet gehabt, welche wir als höchste und letzte Frucht des Geistes der alten Welt anzuerkennen gewohnt sind, daß er aber weder Anlage noch Bedürfniß gehabt habe, in jene größeren Tiefen des inwendigen Menschen einzudringen, welche christliches Geistesleben von demjenigen der Alten unterscheiden. Die in dieser Beziehung billigsten Beurtheiler erläutern solches damit, daß sie freundlich entschuldigend hervorheben, die tieferen Ideen, die Lichtstrahlen des Evangeliums hätten seine Jugend nicht berühren können, denn diese wäre in eine Zeit gefallen, die für jene keine Empfänglichkeit besessen, darum habe er sie auch im Alter, wenn auch allezeit ohne Feindseligkeit und Spott, dahingestellt sein lassen. Hiermit wird denn auch vielfach in Verbindung gebracht, daß Samson mehr Mann des feinen, durchgebildeten, aber kalten Verstandes, als Mann des warmen Herzschlages, genug alles dessen gewesen sei, was wir Deutschen mit dem Worte Gemüth aussprechen.

Es ist hier nicht der Ort, Untersuchungen über Sinn und Bedeutung der Worte: Religion, christlicher Sinn, Gemüth, anzustellen; ich begnüge mich mit der Andeutung, daß, wenn es Zeiten gab, deren Signatur vielleicht in der That dazu angethan sein mochte, den Einzelnen dem Unendlichen, Ewigen zu entfremden, hinwiederum aber auch Zeiten kommen, welche die Versuchung mit sich führen, den Wald der Religion vor den Bäumen ihrer besondersten Ausprägung und Gestaltung nicht zu sehen und daß bei

jedem Menschen unseres christlichen Zeitalters bis zum Beweise des Gegentheils die Vermuthung zu Gunsten seiner christlichen Religiosität sprechen muß, in Uebereinstimmung mit jenem tiefsinnigen Wort einer gewesenen Jüdin: „Die menschliche Seele ist von Natur eine Christin.“

So sage denn auch ich: Samson war von Natur ein Christ, aber nicht nur von Natur, sondern von Jugend auf und von innerlichster Durchgeistigung, wenn auch vielleicht in einem Habitus, der für Manchen hinreichen mag, ihn dieser oder jener von den vielen Ketzereien mannigfaltigster Benennung zuzuzählen.

Wenn ich sagte, er sei Christ gewesen von Natur, so erlauben Sie mir jetzt, mit einer leisen Umdeutung dieses Wortes auf jene Perspective zurückzutreten, auf welche wir uns gleich am Eingange dieser Betrachtung gestellt hatten.

Der Naturgrund des Einzelnen ist zunächst die Familie, das Geschlecht, der Volksstamm, denen er entsproß. Von dem niederdeutschen Geschlecht der Familie Samson ist uns kürzlich, gruppirt um die kernige Heldengestalt Herrmann Samson's des Superintendenten, des Ahnherren unseres Reinhold Johann Ludwig, ein lebensvolles Bild entrollt worden. Wer das Glück hat zu solchem Ahnherren aufschauen zu dürfen, der auch sollte, dächte ich, einige Vermuthung für sich haben, und so werden wir in der That sehen, daß unter veränderten Zeitumständen und gleichsam in veränderter Geistestracht die starke protestantisch kirchliche Art und Kunst des alten Herrmann auch noch in seinem Urenkel webte und lebte, wie wir denn auch sonst noch Gelegenheit haben werden, das traditionelle Familienelement sich in dem Nachkommen bethätigen und jene Anschauung vom Geschlechte bewahrheiten zu sehen: es sei dasselbe gleichsam nur „ein fortwurzelnder Mann.“

Ist einmal ein tüchtiger, frommer Sinn in einer Familie zur Geltung gekommen, so bildet er ein Stammcapital, das, nicht leicht ganz aufgezehrt, unter günstigen Umständen den sittlichen Lebensschatz in derselben mächtig fördern hilft. Von den Altvordern Samson's sei außer jenem Herrmann, auch noch dessen Vater und dessen Sohn erwähnt, von welchen der eine mit leiblichen, der andere mit geistigen Waffen die Freiheiten Riga's treulich schirmte. Dann aber weilt unser Blick mit besonderer Vorliebe auf der ehrwürdigen Gestalt des Vaters unseres Samson, wie Sie, meine Herren, dieselbe, von der Pietät des Sohnes gezeichnet, in diesen Tagen einer anderen Erinnerungsschrift an Letzteren werden eingereiht gefunden haben. Dieser Vater, der Landrath Karl Gustav Samson, hat nach allen uns zu

Gebot stehenden Ueberlieferungen und zumal nach den zahlreichen Zeugnissen der unauslöschlichsten Dankbarkeit, welche ihm der Sohn fast bis an das eigene Lebensende bei jedem Anlaß widmete, jenes sittlich religiöse, im Gemüthe heimische Fideicommiß dem Sohne ungeschmälert aus treuer Hand zu treuen Handen überliefert. Hören wir ihn selbst, wie er noch im Jahre 1858 auf Veranlassung des in diesem Jahr erfolgten Todes seines als esthländischer Landrath verstorbenen Bruders Wilhelm sich äußert:

„Mein Bruder und ich mit zahlreichen Geschwistern wurden bei verschiedenen Anlagen von liebevollen Eltern erzogen. Ein verständiger, zwar ernster, aber gütiger Vater leitete die Erziehung; daher genoß er von den Kindern ungemessen Gehorsam und Vertrauen. Sein Andenken war uns heilig bis auf die späteste Erinnerung. Aus meines Bruders Kindheit ist mir aber Etwas besonders bemerkenswerth. Etwa 4 Jahre älter als er, wiederholte ich mit ihm Alles vor dem Schlafengehen, was wir den Tag über in den Schulstunden gelernt oder sonst erfahren hatten und worin ich mich voraus glaubte. Die Tendenz war meist eine religiöse."

Dem Vater widmete der 17jährige Jüngling an dessen Geburtstage ein Gedicht, in welchem es unter Anderem heißt:

„Es hört mich Gottes Geist, als Zeuge
Des Herzens Frohgefühl; und schon
Trägt mir ein Engel, eh' ich schweige,
Der Liebe Wunsch vor seinen Thron."

Und am Grabe seines Vaters sang der 46jährige Mann:

„Die Gräber schrecken nicht — das Wort des Bundes
Tönt über ihnen her! Der Staub der Erde
Erhebt sich in des Ew'gen Morgenroth
Und folgt der Freiheit himmlischem Panier."

„Er ist, er lebt"! so rufts aus fernen Lüften,
Und dieser Erde Schmerz, er ist nicht werth
Der Herrlichkeit, die sich uns offenbart

. . . .

„Wir nahen Dir, o Gott, des Glaubens froh,
Der Hoffnung voll und selig in der Liebe,
Wir beten still der Andacht heilig Lied:
Was Du gethan, ist wohlgethan."

Und was ihm auch die Mutter als liebevolle Pflegerin und Hüterin des

dem Ewigen zugewandten kindlichen Sinnes gewesen: wie herzlich spricht es der 21jährige, schon von der Universität Heimgekehrte in einem Gedicht „an die Göttin des Gefühls" aus, in welchem er diese allegorische Gestalt mit derjenigen seiner Mutter poetisch zusammenfließen läßt:

„Als unbewußt im Morgenstrahle
Ich meinen Zauberfaden spann,
Der Zukunft Labyrinth nicht träumte,
Mit Gold den trüben Kreis besäumte,
Der mir zuerst im raschen Flug
Des Lebens Bitterkeiten trug;
Da Göttin! ließest Du mir milde
Ein Herz, das zärtlich für Dich schlug;
Ich sah — und sah in Deinem Bilde
Die Mutter, die mich liebend trug;

. . . .

Als ich, ein Jüngling, kühn entbrannte,
Des Wissens dunk'le Nacht zu gehn,
Und Niemand mir die Wahrheit nannte,
Die Tausend' ahnden und nicht sehn —
Ein schwaches Rohr in Ungewittern
Die ew'ge Scheid'wand zu erschüttern,
Die nun mein trübes Aug' umfloß,
Mit raschem Heldenmuth beschloß;
Und als, des bangen Kampfes müde,
Der Zweifel Wirbel mich verschlang,
Mit mir des Glaubens süßer Friede,
Der Hoffnung holde Zukunft rang, —
Und dennoch, stolz auf Geisteswürde,
Der dunkeln Satzung kühne Bürde
Zu weih'n dem stillen Friedenspaar,
Ich nur zu unentschlossen war;
Da reichtest Du die Himmelspalme
Des Glaubens und der Hoffnung mir.
Ich sah, an welchem morschen Halme
Des Wissens Knospe hing. Blos Dir
O Göttliche! entglomm der Funken
Des Lichts, als ich in Nacht gesunken,

Der starren Selbstverzweiflung nah',
Nur banges Elend um mich sah."

Mit diesem poetischen Erguß haben wir, wie Sie sehen, dem Entwickelungsgange Samson's vorgegriffen. Hier steht schon „Faust" vor uns: dieses echte Phänomen in der Logik zumal des deutschen Geisteslebens. Der stille Friede des Vaterhauses, die einfältig fromme Tradition ist durchbrochen von dem Wellenschlage einer Zeit, die alle gährenden Kräfte des Geistes tief aufgewühlt hatte wie kaum je eine andere.

War es doch dieselbe Zeit, die ja auch das Urbild jenes typischen Phänomens der Muse unseres größten Dichters abgerungen, die Zeit, in welcher die tiefen und fruchtbaren Gedanken eines Lessing, Herder, Kant, bald auch eines Fichte, Schelling, Hegel und Schleiermacher mit wunderbarer Gleichzeitigkeit und Kraft alle denkenden Zeitgenossen in neue Bahnen fortrissen.

Ausgestattet mit einer sorgfältig dargebotenen und mit gewissenhaftem Ernste aufgenommenen Schulbildung im väterlichen Hause, hatte Samson 18 Jahr alt die Universität Leipzig bezogen und hier während zweier Jahre vorzugsweise juristischen und philosophischen Studien obgelegen, welche jedoch, als der Kaiser Paul im Jahre 1798 sämmtliche inländische Jugend zurückberief, ein, wie Samson selbst bedauernd sagt, „vorzeitiges Ende" nahmen. Wie ernst er aber diese kurze Frist benutzte, davon zeugt unter Anderem ein noch erhaltenes, mit der ihm eigenen Ordnung und Sauberkeit dem Vortrage Tittmann's des Juristen nachgeschriebenes Heft.

Die Richtung seines philosophischen Studiums dagegen läßt sich aus dem Umstande entnehmen, daß die Werke Kant's, die noch jetzt seine einstige Bibliothek zieren, nicht nur das Datum jener akademischen Jahre, sondern in zahlreichen Randglossen seine eingehende Beschäftigung mit diesem Denkerkönige aufweisen; aus dem Umstande ferner, daß ein jetzt vergessener, damals aber nicht unbedeutender philosophischer Kopf, der Professor Carl Heinrich Heydenreich, der von classischen, ästhetischen und poetischen Studien einerseits, von Spinoza andererseits herkommend, sich unter Kant's Banner gestellt hatte, auf dem Wege des Verständnisses dieses Letzteren Samson's geistiger Führer gewesen ist.

Wenn wir somit hier an der Quelle derjenigen formellen, theoretischen Strömungen stehen, welche unseren Samson zeitlebens begleiteten: Freude an den edelen Formen des classischen Alterthums, ästhetische Handhabung auch spröden und prosaischen Stoffes neben Vertrautheit mit den Functionen

philosophischen Denkens, so müßten wir doch auch ohne jene der Mutter gewidmeten Strophen annehmen, daß das religiöse Leben des wahrheitsdurstigen, phantasievollen und bis dahin in kindlich gläubiger Einfalt aufgewachsenen Jünglings in eine Krisis eingetreten war, welcher kein deutscher und protestantischer Student von innerer Regsamkeit entgehen kann noch soll. Ohne Schmerz, ja ohne Gefahr ist freilich solche Krisis nicht. Beide klingen uns in jenem Gedichte, das unmittelbar nach erfolgter Heimkehr von der Universität entstanden ist, aus Samson's Gemüth scharf genug entgegen. Wer aber, selbst solche Krisen siegreich und ohne Schaden zu nehmen an seiner Seele bestanden hat, der wird das Meer nicht schelten, weil es nicht immer glatt, nicht überall Hafen ist. So mochte denn auch Samson seine Krisis um so weniger beklagen, als ihm der Compaß und das Steuerruder auch in der heftigsten Brandung nie entglitten ist.

Das Vorurtheil ist freilich weit verbreitet, daß in philosophische Studien sich stürzen so viel heiße als in einen Abgrund der Oede und Kälte stürzen. Wer aber selbst im Feuer gewesen ist, weiß es besser und wundert sich nicht, in Heydenreich, dem geistvollen und eifrigen Interpreten Kant's, zugleich auch dem liebevollen Uebersetzer von Pascal's „Pensées“ zu begegnen.

So lassen wir denn auch Samson getrost seine geliebten Alten, die ihm schon von der Schule her vertrauten Römer und die erst dem reifenden Manne durch autodidaktisches Sprachstudium zugänglich gewordenen Griechen! Sie werden ihm keinen Schaden thun: sie werden ihm vielmehr da die liebsten sein, wo er ihnen den Vorklang christlicher Ideen abzulauschen glaubt. Ich finde z. B. unter seinen massenhaften Excerpten eines aus Cicero's erstem Buche der tusculanischen Untersuchungen, welches den Tod als Heimkehr aus Kerker und Banden in das eigenste und ewige Vaterhaus feiert, und dazu den Ausruf Samson's: „Welche Offenbarung hat dem Heiden diese Gedanken eingeflößt? Wohl nur die, die in der Brust jedes menschlichen Wesens liegt.“ Und auf demselben, zwar nicht datirten, aber nach der Handschrift etwa auf seine vierziger Jahre deutenden Blatte zu dem Texte eines alten Griechen, „daß nichts süßer wäre als Alles zu wissen“, die erweiternde Glosse: „Christum lieb haben ist besser denn alles Wissen.“

Nun würde man freilich irren, wollte man seinen neugewonnenen Standpunkt als eine einfache Rückkehr zu dem Glauben der Kindheit ansehen. Wer die Unmöglichkeit einer solchen einfachen Rückkehr nicht

kennt, dem könnte ich sie an Samson in scharf einschneidenden, bald skeptischen, bald speculativen „Aphorismen“ nachweisen, die er ungefähr gleichzeitig mit jener paulinischen Glosse offenbar nur zu eigenster Selbstverständigung zu Papier gebracht hat, von denen ich jedoch als Probe des Geistes nur einen hersetzen will:

„Das Unbegreifliche ist dem Menschen nicht begreiflicher geworden durch die Offenbarung, und das Unendliche hat durch sie nicht eins werden können mit dem Endlichen. Und das konnte es auch nicht; denn so wie dem Endlichen das Unbegreifliche begreiflich wird, so muß es auch unendlich und sich selbst unbegreiflich werden d. h. sein innerstes Wesen, seine eigenste Natur aufgeben.“

Von hieraus wird es uns verständlich, wie Samson sich von der praktischen Seite des Christenthums lebhafter angezogen fühlen mochte, als von der mehr und mehr sich geltend machenden Manier, in einseitiger Betonung des Dogma diese verstandesmäßige Formulirung des Unbegreiflichen eben als Begreiflichstes einreden zu wollen. Jene praktische Seite ist aber in der That die innerste Seele und der Pulsschlag seines ganzen Lebens geblieben, was sich von den vertraulichsten Gaben seiner einsamen Muse bis hinaus zu lautem Bekenntniß des öffentlich redenden Staatsmannes verfolgen läßt.

Um Ihnen, m. H., von Letzterem eine Probe zu geben, citire ich Worte aus der Rede, mit welcher er den Landtag von 1833 als ältester Landrath, an den Text der eben gehörten Landtagspredigt anknüpfend, eröffnete:

„Das Treffliche“, heißt es dort „das Unvergängliche der heiligen Schrift liegt darin, daß ihre Wahrheiten sich auf alle Verhältnisse unseres Lebens anwenden lassen, daß sie zu jeder Zeit und an jedem Orte belehrend uns erbauen, ermunternd uns kräftigen und erfreuen mögen. Wir können daher auch an dieser Stätte uns jenes Textes: „Der Herr ist treu, der wird Euch stärken und bewahren vor dem Argen“ — noch einmal erinnern und auf seine Wahrheit als göttliche Versicherung und Tröstung bauen . . . . . Ihres guten Rechts und Ihrer Pflichterfüllung gewiß, jeden Beitrag zu der allgemeinen Wohlfahrt als Zuwachs zu Ihrer eigenen ehrend, nicht dank- und ruhmsüchtig . . . . bringen Sie am Altar der Vaterlandsliebe ein Opfer dar, das, wenn auch unscheinbar und heimathlich nur, von dem großen Geber und Vergelter alles Guten, der Herz und Nieren prüft, wohlgefällig und noch in Enkeln segnend aufgenommen werden wird.“

Daß er aber hier nicht irgend jemand Anderem, sondern nur seiner

eigenen, vollsten Ueberzeugung genug thun wollte, das beglaubigen uns, sollte es dessen bedürfen, jene zahlreichen, meist in poetischem Gewande auftretenden Zeugnisse seines inneren religiösen Lebens, die einen nicht unbedeutenden Bruchtheil der großen Menge Gedichte und Gedichtchen ausmachen, in denen er zeitlebens sich selbst zu sagen liebte, was ihn äußerlich berührte und innerlich bewegte. Samson war Dichter in der edelsten Bedeutung des Wortes. Bei seltener Beherrschung und leichtester Handhabung der verschiedensten metrischen Formen, war es ihm nie darum zu thun auch nur einen Vers zu machen, um einen Vers gemacht zu haben. Fast alles dagegen was der Tag brachte, nahm wie absichtslos unter seiner Hand poetische Gestaltung an. Ein dickes Convolut von Papierstreifen, Blättchen, Briefcouverts, ist bedeckt mit solchen stillen Bekenntnissen in Ernst und Scherz, fast durchgängig jüngeren Datums, als die 1825 im Druck erschienenen Gedichte und auf dem gemeinsamen Umschlag von ihm selbst betitelt „ungedrucktes Zeug." Diesem Convolute entlehne ich für heute, mit ausschließlicher Bezugnahme auf dasjenige, was in das Capitel Religion und Pietät gehört, einiges Characteristische.

Während seiner Arbeiten in der kaiserlichen Kanzellei sang er am 18. November 1840:

„Daß auch der eitle Wahn Dich nicht bethöre
Du habest g'nug gethan, ja mehr geleistet
Als Deine Pflicht gebot. Mit solchem Wahne
Beginnt des Guten Stillstand unversehens.

. . . .

O Heil Dir, wenn von Leid und Lust geschieden,
Du statt des Marmors, welchen Schmeichler setzten,
Einst sagen kannst auf Deiner Wege letzten:
„Ein treuer Diener, kehr' ich heim in Frieden."

Und dann wieder am 18. December 1840:

„Nicht des Wissens aufgethürmte Massen
Sichern Dir den Reichthum des Geschicks;
Nur in wenig Worte magst Du fassen
Ach, die ganze Summe Deines Glücks.
Bleibe, Dir in tiefster Brust gegraben,
Bleib den Worten Deines Heils getreu;
Ihnen dankst Du jegliche der Gaben,
Selbst das höchste Wissen, alt und neu."

In Lustifer, seinem Landsitz, richtete er am 28. April 1842 an „seinen Leibarzt" folgende Strophen:

„Kannst Du der Seele Leid und Wehen
Mir heilen wie des Körpers Weh,
So ist von allen Panaceen
Die Deine, Freund, die kräftigste.
Was hilft's . . . .
. . . .
Wenn von der Unzahl Deiner Mittel
Erstarkt, des Körpers Siechthum schweigt,
Und doch nicht um den kleinsten Tüttel
Die innere Pest der Seele weicht?
Wer wagt beschönigend zu deuten,
Was unser Inn'res offenbart?
Wie viel ist dort nicht auszureuten
An Uebeln viel verzweigter Art!
Seit Adam . . . . . .
. . . bis zum heutigen Tage,
Weiß kein Galen, kein Hippokrat
Auf seiner Gran- und Scrupelwaage
Für Leiden uns'rer Seele Rath.

In diese Gedankenreihe gehören auch zwei Distichen vom 2. Juli 1849 überschrieben „Leib und Seele:"

Jenen pflegst Du mit Marzipan und firnestem Nektar,
Schmückst ihn mit Atlas und Sammt, Bart und gekräuseltem Haar;
Aber der Seele Geschwür und Brandmal lässest Du wuchern,
Bis im mephytischen Moor, schrecklich zu schaun! sie versinkt."

Am 2. October desselben Jahres entwarf er, laut eigenhändiger Bemerkung „auf dem Wege von Riga nach Lustifer zwischen Wolmar und Stackeln", ein Gedicht, betitelt „Ergebung", aus dem ich folgendes hervorhebe:

Warum, statt männlich dulden, klagen,
Warum, statt gläubig hoffen, zagen?
Erblüht die wahre Heimath Dir,
O Mensch, doch droben nur, nicht hier!

Für heut' und morgen nur ein Hüter
Einstweilig anvertrauter Güter,
Kann nichts, und nennest Du 's auch Dein,
Für immer Dir zu eigen sein.

. . . .

Der Blumen tränkt und Würmer speiset,
Dem Wandelstern die Bahnen weiset,
Das Saatkorn in der Erde schwellt,
Den Weltgeist stark in Zügeln hält,

Der zählt auch von der Wieg' zur Bahre,
O Mensch, auf Deinem Haupt die Haare,
Und ist, bedroht Dich Ungemach,
Dir gnadenvoll als Retter wach.

Den ersten Schrei hat er vernommen,
Mit dem Du in die Welt gekommen;
Er siehet auch die Thränen einst,
Die letzten, die Du sterbend weinst."

Am 27. Juni 1849, seinem Geburtstage, schrieb er:

„Ein und siebenzig Jahre nun sind's, da begrüßt ich die Erde,
Hülflos wie jeder, doch viel ward mir des Guten zu Theil.
O wie könnt' ich, o Schöpfer, wie könnt' ich würdig Dir danken!
Keinen beredteren Dank giebt es, wie stummes Gebet.
Inneren Frieden verliehest Du mir." ....

Und am 28. März 1852 dichtete er:

„Laß Dein Licht mir leuchten im Dunkel der irdischen Nächte,
Werde mein Friede mit Dir höher denn alle Vernunft."

Doch ich breche, wiewohl ungern, diese Reihe hier ab, mit der ich Ihre Geduld, nur zu dem Endzweck in Anspruch nahm, jene vorhin angedeutete Lücke in der Kenntniß von Samson's innerem Leben wenigstens andeutungsweise zu füllen, von jenem Leben, das ihn, wie ich mich ausdrückte, ganz eigentlich zu dem Einen und mit sich Einigen machte, von dem das viele Bekannte und minder Bekannte, immer aber Tüchtige und Treffliche ausging, nicht nach willkührlicher casuistischer Reflexion profaner Welt- und Lebensklugheit, sondern eben wie von edelem Baume edele Frucht.

Es sagt's eben Jeder in seiner Sprache:
Warum nicht er in der seinigen?

Sollte ich nun aber mit diesen ausführlichen Darlegungen dessen, was Samson zeitlebens verbarg oder doch höchstens den Allervertrautesten eröffnet haben mag, mich dem Vorwurf ausgesetzt haben, Ihre Erwartungen, die auf Charakteristik eines Mannes der objectiven That gerichtet sind, mit Hinzeichnung allereigenster Subjectivität zu täuschen; so finde ich meine Rechtfertigung in der Wahrnehmung, daß jene Charakteristik, die ich Ihnen allerdings, wenn auch ebenfalls nur aphoristisch und in den hervorstechendsten Epochen und Zügen vorzuführen gedenke, an Gehalt und Bedeutsamkeit nur gewinnen kann, wenn sie als Ausführung im Großen, als Projection in die Weite von Dem sich darstellt, was uns das feingezeichnete Grundbild des inneren Menschen erwarten läßt.

Als praktischer Gehalt aber dieses Grundbildes stellt sich doch wohl die tiefsittliche Idee der Treue heraus. Und so treu wie gegen sich selbst d. h. gegen sein Unsterbliches, so treu jeglichem äußern Beruf, so treu seinen nächsten Angehörigen, seinen Freunden, so treu auch seinen Feinden, so treu endlich seinem öffentlichen Amte, seinem Vaterlande und seiner Kirche, finden wir Samson wieder, wir mögen ihn treffen auf diesem oder jenem Posten des Lebens.

Greifen wir für jetzt sein öffentliches Leben heraus, so bietet er selbst uns den Schlüssel zu demselben dar, wenn er im Jahr 1852, als Jubelgreis die beglückwünschende Zuschrift eines hochgestellten Mannes zu dem von der livländischen Ritterschaft gefeierten Feste seines 50 Jahre lang ihr gewidmeten Dienstes beantwortend, sagt, daß er seit frühen Jahren sich zwei Gegenstände zum Ziel seiner öffentlichen Wirksamkeit gesetzt: die Verbesserung und Veredelung des Bauernstandes und die Feststellung der schwankenden Gesetzgebung dieser Provinzen. „Ist es mir auch nicht vorbehalten, die vollendete Lösung dieser Aufgaben zu erleben, so muß ich es doch der Vorsehung danken, daß es mir vergönnt war, in beiden Verhältnissen thätig zu sein und — überschätze ich mich nicht — zum Theil den Impuls gegeben zu haben." Nun, das weiß Livland, daß er sich hierin nicht überschätzte.

Ehe wir nun aber an eine eingehende Charakteristik von Samson's öffentlicher Thätigkeit gehen, gestatten Sie mir nochmals in seine Jünglingsjahre zurückzugreifen. Ich ziehe ein Blatt vom 14. Juni 1799 her-

vor, auf welches Samson eine Ode, betitelt „der Bürger“ schrieb, wo es u. a. heißt:

„Wenn . . . . . der Jüngling . . . .

. . . .

Nicht scheut des Edlen Mühen und Schweiß, nicht zagt,
Wenn auch Despotenlaune und Henkerstahl
Erschüttern seines theuren Landes
Ewige, von Ahnen geerbte Freiheit,
Umarm' ich als Bürger und Freund ihn dann,
Als Bruder segnend . . . .

. . . .

Der Freiheit Göttin lächelt nur dem, der treu
Der Bürgerliebe, duldend sich hingiebt der
Geliebten Menge, aber nicht sie
Opfert der Leidenschaft wildem Aufruf;
Despoten! jauchzt auf blut'gem Tribunal —
Despoten! schwingt die Geißel der Tyrannie,
Besä'n den Acker und den Weinberg
Alba und Marat mit Bürgerleichen!“

Was hier in jugendlicher Hyperbel und Odenschwunge der Einundzwanzigjährige sang, das blieb, wenn auch gereift, geläutert und in der Form gemildert, der Grundton von Samson's politischem Glaubensbekenntniß, und so werden wir ihn auf diesem Gebiete nicht minder sich selbst und der öffentlichen Sache treu befinden, als auf dem grundbildlichen seiner Religion.

Im Verlaufe seines langen und mannigfaltigen öffentlichen Lebens war es ihm freilich nicht möglich, sich ganz auf jene zwei Hauptaufgaben zu beschränken, wie sehr auch diese den durchlaufenden rothen Faden bilden. Es trat noch vielerlei Anderes an den immer Arbeitsfähigen und immer Arbeitslustigen, nie Erschöpften — wie er sich einst scherzend selbst nannte: nie „Verdampften“ — heran, dem er sich nicht entziehen mochte. Heute werden wir uns auf nur noch zwei weitere Aufgaben seines öffentlichen Lebens einlassen können: ich meine seine Stellung im livländischen Provinzial-Consistorio und seine Stellung im livländischen Hofgerichte.

Ich schätze mich glücklich, bei der nachfolgenden Schilderung der bezeichneten vier Beziehungen Samson's zum öffentlichen Leben unseres Landes, als Schilderer fast durchaus hinter den Geschilderten zurücktreten

zu dürfen, indem ein überreiches archivalisch-biographisches Material mich in den Stand setzt, Ihnen unseren Reinhold Johann Ludwig Samson fast immer selbstredend vorzuführen.

1.

Indem ich als bekannt voraussetze, welch' lange Vorgeschichte das Werk der auch heute noch nicht zum Abschluß gediehenen Codification unserer Provinzialgesetze aufzuweisen hat, will ich nur erwähnen, daß Samson im Jahre 1818 durch den General-Gouverneur Marquis Paulucci, damals seinen eifrigen Gönner, später seinen erbitterten Todfeind, berufen worden war, in der Provinzialgesetz-Commission an der Sammlung der Provinzial-Rechte zu arbeiten. Schon nach 3 Jahren (1821) hatte Samson ein mehrbändiges Werk in Folio ausgearbeitet, welches unter dem Titel „Institutionen des livländischen Provinzialrechts" noch jetzt vorliegt. Ich hebe nur das Motto hervor, das ihm sein Verfasser vorsetzte und damit deutlich genug ankündigt, weß Geistes Kind sein Opus sei. Es sind Worte des Königs Sigismund August aus dem nach ihm geheißenen Privilegio von 1561:

„Nihil respublicas magis quassare atque concutere solet, quam legum, consuetudinis, atque morum mutatio."

Fünf Jahre später, als auf Veranlassung der mittlerweile erfolgten Thronbesteigung des Kaisers Nicolaus die verfassungsmäßigen Rechte und Privilegien Livlands der Allerhöchsten Confirmation unterbreitet werden sollten, war es wiederum Samson, der sie zu diesem Behuf aus dem reichen Schatze seiner Rechts- und Gesetzeskenntniß mit fortlaufenden Erläuterungen versah und begleitet von einer „Skizze zur Verfassung und Verwaltung von Livland" am 1. März 1827 dem Marquis Paulucci überreichen konnte.

Wollen Sie sich nun einige Proben des Geistes aus beiden mittheilen lassen. In der Erläuterung zu den Accordpunkten der livländischen Ritterschaft von 1710 heißt es:

„Wie der Adel, so unterwarfen sich auch die livländischen Städte in der Folge dem russischen Scepter auf Grundlage besonderer Verträge. Erst im Nystädter Frieden jedoch entsagte Schweden feierlich seinem Eigenthumsrechte an Livland. Nichts destoweniger aber blieben alle von den Ständen ausbedungenen Rechte und Freiheiten in Kraft; denn sie wurden im Friedensschluß abermals zugesagt und bestätigt. Livland ergab sich also nicht nach dem schweren und harten Gesetz der Eroberung einem schonungs-

losen Eroberer; sondern . . . . die vertragsmäßige Beibehaltung aller seiner hergebrachten Rechte und Freiheiten spricht sich in den vorliegenden Accordpunkten und deren Ratification aus."

Dann heißt es zum Punkt 1: „Diesem Punkte gemäß ist die lutherische Religion ungeändert bis jetzt bekanntlich die herrschende in Livland geblieben*)."

Und zum Punkt 4: „Wegen der ausbedungenen Akademie in dieser Provinz ist hieselbst nichts zu erläutern, da Seine Kaiserliche Majestät geruht haben, mittelst Ukases vom 5. Januar 1802 diesem Punkte die vollste Erfüllung zu geben."

Ferner zu den Punkten 6 und 11: „Die Provinz ist ihres alten und in diesen Punkten wiederholt ausbedungenen Rechts, daß im ganzen Lande nur Adelige und sonst Eingeborene teutscher Nation in den Gerichtsbehörden angestellt werden sollen . . . . noch theilhaftig."

Endlich zum Punkt 9: „Um dieses hier ausbedungene Tribunal zu Stande zu bringen, errichtete der Kaiser Peter I. . . . : bald nach Abschluß der Capitulation in St. Petersburg das Reichsjustizcollegium der liv-, esth- und finnländischen Sachen. Obgleich die Provinz den Vortheil hatte, daß sie bei dem gedachten Collegium die Rechtsverhandlungen in teutscher Sprache vor teutschen Richtern betreibe; so war der Endzweck dennoch insofern nicht erreicht, als von dem Reichsjustizcollegio die Rechtssachen vor den Senat zu bringen erlaubt war. Indessen verblieb es dabei bis zur Einführung der Statthalterschafts-Verfassung im Jahr 1783. Als der Kaiser Paul I. im Jahr 1796 die jetzige Verfassung wiederherstellte, bestimmte er zugleich, daß die gesetzliche Revision vom Hofgerichte an den Senat gehen sollte. Solchergestalt entbehrt die Provinz gegenwärtig noch des ihr in diesem 9. Punkt der Capitulation auf den Grund des Unionsdiploms vom 26. December 1566 bewilligten obersten Tribunals." . . . .

Mit nicht minder edlem Freimuth und warmem Rechtsgefühl des getreuen Patrioten spricht sich Samson in der oben erwähnten begleitenden Skizze aus:

„Die Liebe zu einer Verfassung, die durch lebendiges Festhalten an ihren Formen, und die zu einem Gesetze, welche durch willigen Gehorsam

*) Ein flüchtiger Blick auf den bezüglichen Accordpunkt lehrt, es könne aus demselben nur Gleichberechtigung der Confessionen deducirt werden

D. Red.

gegen dasselbe sich kundthut, zeugen von dem Glücke der Staatsbürger. Ein glücklicher Unterthan wird aber auch immer ein guter sein. Mit diesem Bewußtsein seines Glückes und seiner Treue hat Livland länger als ein Jahrhundert unter dem russischen Scepter gelebt. Es beruht einzig auf der Achtung, welche die glorreichen Beherrscher Rußlands der Zusage ihres großen Ahnherrn erwiesen haben; wie diese sich rein und wahr erhält, wird auch jenes in keines Livländers Brust erlöschen."

Und an einer anderen Stelle:

„Der Livländer selbst kann nicht anders als mit Gefühlen des Dankes und der Bewunderung an die Vergangenheit denken, welche sein Vaterland oft bewegte, oft sogar erschütterte. Sein Dank gebührt dem obersten Lenker der Schicksale, seine Bewunderung der weisen Besonnenheit seiner Vorfahren. Denn nur dieser ist er das Glück seiner Verfassung und Standesrechte schuldig — ein Glück, das durch ihre Vorsorge in feierlichen Diplomen begründet ward und das die Gewissenhaftigkeit seiner Landesherren seit Jahrhunderten ihm bis auf diesen Augenblick erhielt .... Die staatsbürgerliche Existenz des Livländers .... ist nicht auf dasjenige beschränkt, was ihm das Recht der Eroberung etwa vergönnte; sie beruht vielmehr auf dem, was der Stand zu welchem er gehört, vertragsmäßig sich ausbedang. Und diese höhere Stufe eignet sich nicht etwa vorzugsweise ein einzelner Stand an; nein, sie gehört allen Ständen Livlands, seit auf die Bitte des Adels, der Edelmuth Alexanders auch den Bauern das Recht bestätigte, einen freien Stand auszumachen."

Und endlich:

„Wer unter Verfassungen und Gesetzen lebt und weder jene liebt noch diese achtet, verdient keines dieser schönen Besitzthümer. Wenn also der Livländer mit Freuden sich zu beiden bekennt; wenn ihm die besonderen Rechte, die seine Vorfahren erwarben, theuer, ja unveräußerlich sind; wenn er mit Liebe zu ihrem Besitz und mit Vertrauen zur Beständigkeit desselben sagen kann: „daß seine politischen Rechte vertragmäßig erworben sind und daß er eben deswegen ihrer auch immer theilhaftig sein werde," so ist dies eine Denkart, die unmittelbar aus der Natur der Sache fließt und eigenthümlich in ihr begründet ist; eine Denkart, die mit freudigem Bewußtsein ihn um so mehr erfüllen muß, als er in willigem Gehorsam und in treuer Ergebenheit gegen seinen Monarchen von Niemandem je übertroffen worden ist, und als er solchen Gehorsam und solche Ergebenheit

sich nie als Verdienst angerechnet, sondern nur als Schuldigkeit zu heiliger Pflicht gemacht hat."

Noch in demselben Jahre 1827 wählte der livländische Landtag Samson zum Landrath.

Haben wir soeben gehört, in welcher Weise sich Samson der Staatsregierung gegenüber vernehmen ließ, so sollte ihm sein neues Amt — das größte, welches der Landtag zu vergeben hat — bald die Gelegenheit bieten auch diesem gegenüber auszusprechen, wie er die Angelegenheiten seines Vaterlandes angesehen und angefaßt wissen wolle. In seiner Stellung, nämlich als Landrath, hatte er im Jahre 1833 ausnahmsweise Veranlassung, den Landtag mit einer Rede zu eröffnen, aus welcher ich folgendes entnehme:

„Wen von Ihnen, geehrteste Herren, hat nicht die Erscheinung ergriffen, daß zu einer Zeit, wo das Alte und Herkömmliche angefeindet wurde, wo Verfassungen, geheiligt durch langen Gebrauch und Gewohnheit, untergingen, wo Herrscher und Unterthanen sich mißverstanden, ja wo Throne wankten und im Blute der treuesten Bürger verschwemmten — daß gerade zu dieser Zeit des äußern und innern Zerwürfnisses, der Leidenschaft, des Zweifels, der gegenseitigen Zerstörung, der gewissenlosen Uebermacht, daß zu dieser Zeit die Liebe zu unseren alten Verfassungen und hergebrachten Rechten, ich möchte sagen jugendlich erstarkte? . . . . Worauf kann sich diese Thatsache gründen, wenn es nicht die Erkenntniß wäre, daß unsere Verfassung, weil sie trefflich, unserer Liebe und ganzen Hingebung werth ist? . . . . Vertrauen Sie daher der Hand, die unsichtbar und sichtbar unsere Schicksale lenkt. Sie hat unser geliebtes Vaterland seit ältester Zeit aus manchem Sturm in sichern Hafen gesteuert und die redlichen Bestrebungen reiner Vaterlandsliebe mit süßer Frucht gesegnet, wenn auch herbstliches Unwetter die schimmernde Blüthe vorzeitig zu knicken drohte. Mit diesem Vertrauen ausgerüstet, von diesem redlichen Eifer beseelt standen einst ein Otto und Gustav Mengden, ein Johann Reinhold Patkul, ein Karl Friedrich Schoultz und viele getreue Patrioten neuerer Zeit an Ihrer Spitze."

Aehnlicher Anlaß gab sechs Jahre später Samson die Gelegenheit, sich über die Pflichten eines livländischen Landmarschalls zu äußern, indem er in seiner Eigenschaft als stellvertretender ältester Landrath dem neugewählten Landmarschall den Stab mit folgenden Worten überreichte: „Außerhalb Landtages sollen Sie das Auge der Ritterschaft sein. Wo also ein Miß-

brauch sich kundgiebt, wo eine Beeinträchtigung der Allerhöchst bestätigten Rechte der Ritterschaft sich offenbart, wo eine Gefahr sie bedroht, wo ihrem Interesse vorgesehen, wo es im Einklang der Ehre und der Gesetze gefördert werden kann, da sollen Sie treu und thätig wie das leibliche Auge nichts übersehen, sondern auftreten, wirken, wehren, zurechtstellen, abwenden, fördern, mehren. Und das Alles sollen Sie thun ohne Furcht, damit Sie ohne Tadel sein können."

Landmarschall ist Samson nie gewesen, aber er wußte, wie einem echten getreuen livländischen Landmarschall das Herz schlagen soll, und auch ohne es selbst zu sein ist er zumal in seiner Stellung als residirender Landrath, die ja mit der des Landmarschalls so vieles gemein hat, nie müde geworden, der Mahnung jener Rede selbst aufs eifrigste nachzuleben. Es würde die Grenzen, die ich mir heute stecken muß, überschreiten heißen, wollte ich, wie ich allerdings könnte, aus dem Vorrath bezüglicher Denkwürdigkeiten darthun, wie er jeden einzelnen jener dem angehenden Landmarschall zugerufenen Imperative allezeit auch als kategorischen Imperativ sich selbst zurief und durch eigene That zu adeln wußte. Ich begnüge mich zu erwähnen, daß er in seiner amtlichen Wachsamkeit auch die Presse, so weit sie sich mit Livland beschäftigte, nie aus den Augen verlor. Es ist in seinen Papieren nachzulesen, wie er bald die Tactlosigkeit ungeschickter Freunde abzuwehren, bald nicht verschmähte, bis zur Bekämpfung der feindseligen Insinuationen eines Thaddäus v. Bulgarin herabzusteigen.

Vielleicht, m. H., erscheine ich Ihnen mit diesen Mittheilungen von dem vorgezeichneten Wege abgewichen. Ich hatte versprochen, von der einen der beiden selbstergriffenen Lebensaufgaben Samson's: Feststellung der schwankenden Gesetzgebung dieser Provinz, zu reden und gebe Ihnen nun Bilder von dem Wirken Samson's, des ständischen Repräsentanten. Aber wie ihn weder das Schloß zu Riga noch die Allerhöchst eigene Kanzellei des Kaisers zu St. Petersburg zu einem Anderen machte, als der er im livländischen Ritterhause war, wie er selbst als kaiserlich bestallter Codificator der Provinzialrechte nie den ständischen Repräsentanten noch auch als ständischer Repräsentant je den Feststeller alles dessen verleugnen mochte, was etwa in der Gesetzgebung dieser Provinz schwankte; so darf auch ich glauben, bei der Sache geblieben zu sein, wenn ich, ausgehend von seinen 1818 in der Provinzialgesetz-Commission beginnenden und 1840 in der kaiserlichen Kanzellei endigenden codificatorischen Arbeiten ohne Zwang den Uebergang fand zu den Leistungen des ständischen Repräsentanten.

Und so mögen denn diesen Abschnitt sinnverwandte Worte beschließen, welche Samson — vorgestern wurden es 13 Jahre — wenn auch nicht an dieser Stätte, so doch in dieser unserer Gesellschaft als deren erwählter Präsident redete. Damals sprach er:

„Wenn ich .... einige Worte des Willkommens an Sie zu richten habe, so gebührt das erste Wort der Erinnerung an das heutige Namensfest Seiner Kaiserlichen Majestät unseres Allergnädigsten Kaisers und Herrn, unter dessen Schutze wir uns hier versammelt finden. Indessen haben wir uns dankbar noch eines andern Tages zu erinnern, der still und vielleicht unbemerkt vor kurzem an uns vorüber gegangen ist. Es ist der 28. November d. J. — der Tag, welcher das halbe Jahrhundert beschloß, seit die Huld des in Gott ruhenden Kaisers Paul des Ersten unserer vaterländischen Provinz die alten Rechte und Verfassungen wiedergab — Rechte und Verfassungen, die wir dem Patriotismus und dem redlichen Sinne unserer Vorfahren verdanken und von welchen wir uns, wenn auch nur vorübergehend, mit dem schmerzlichen Bewußtsein dessen trennten, was wir ihnen verdanken — Rechte und Verfassungen, die uns als heilige Ueberlieferung der Vorzeit ewig theuer sein müssen und gewiß auch theuer bleiben werden! Wer sollte sich nicht nach verflossenem halben Jahrhundert dieses Gedenktages mit treuestem Danke erinnern, wer nicht im Bewußtsein dessen, was dieses Tages schöne Gabe war, sich der nie zu entmuthigenden Hoffnung hingeben, daß der Tag, der jenen Schmerz erneuern könnte, uns nimmer leuchten werde."

2.

Wie nun Samson an jener zweiten Hauptaufgabe seines öffentlichen Lebens: der Verbesserung und Veredelung des Bauernstandes gearbeitet hat, ist in den Hauptzügen männiglich bekannt. Seit dem ersten Jahre seines öffentlichen Dienstes, seit 1802 als Ritterschafts-Notair an diesem großen Werke thätigen Antheil nehmend, welches in der Bauer-Verordnung von 1804 einen ersten vorläufigen Abschluß fand, war er es, der auf dem Landtage von 1818 zuerst und zwar am 1. Juni ohne Rückhalt die Freilassung der livländischen Bauern öffentlich beantragte, ein Antrag, welchen der Landtag schon am 27. Juni 1818 einmüthig zum Beschluß erhob.

Sofort war es wiederum Samson, welcher, diesen einmüthigen Beschluß nach allen Seiten hin ausgestaltend, ihn in diejenige Form goß, die uns

als Bauerverordnung von 1819 überliefert ist und während eines vollen Menschenalters den wohlgegründeten Rechtsboden bildete, auf welchem sich die junge Freiheit unseres vierten Standes bethätigen mochte.

Auch den Arbeiten, welche diese Bethätigung bedingte, entzog sich Samson nicht, indem er 1821—24 dem Kirchspielsrichter-Amte das gesetzliche Triennium widmete, später als residirender Landrath im Hofgerichts-Departement für Bauer-Rechtssachen, wie auch in der Einführungs-Commission saß, endlich ersterer Behörde, in seiner Eigenschaft als Präses des livländischen Hofgerichts, bis ans Ende seiner öffentlichen Laufbahn (1855) vorstand.

Aber selbst dem dritten Entwicklungsstadium unserer bäuerlichen Verfassungssache, dessen Anfang in die Jahre 1841—46 fällt und dessen allendlichem Abschluß wir noch heute nicht ohne Spannung entgegensehen, blieb Samson nicht nur nicht fremd, sondern nahm vielmehr an dessen Arbeiten und Kämpfen den lebhaftesten inneren und gewichtigsten äußeren Antheil. Dieser Antheil, so weit er sich in Schriften niedergeschlagen, wird der Nachwelt unverloren bleiben, wenn wir auch von seinem Gegenstande noch nicht mit hinlänglicher historischer Objectivität abstehen dürften, um Alles und Jedes der Oeffentlichkeit Preis zu geben. Einstweilen genüge die Andeutung, daß seine letzten Anschauungen von dem, was dem livländischen Bauernstande Noth thue, im Wesentlichen auf der Erkenntniß beruhten, daß nur eine glückliche Verschmelzung der Grundgedanken von 1804 und 1819 das Ersprießliche sein könnte.

Der landläufigen Vorstellung, als wäre er seiner ersten Liebe zum Landvolke in diesem dritten Stadium untreu geworden, eine Vorstellung, die lediglich der Unkunde und der Befangenheit in Parteistandpunkten ihren Ursprung verdankt, werden dereinst seine Denkwürdigkeiten begegnen und begegne ihr für jetzt folgende Stelle aus einem Tagebuche, das Samson in der ersten Hälfte des Jahres 1846 geführt hat:

„Ich bin“ so schreibt er „in meinem Eifer für die Verbesserung der bäuerlichen Zustände in Livland keineswegs erkaltet. Gleichwohl gestehe ich, daß diese Angelegenheit bei mir mehr Sache des Verstandes geworden und nicht mehr die auch des Gemüths geblieben ist! Warum? .....“

Diese schmerzliche Frage Samson's mag sich Jeder beantworten, der mit ihm und wie er das Jahr 1846 erlebt und in seiner ganzen Tragweite erwogen hat.

Daß er aber, indem die sogenannte bäuerliche Angelegenheit ihm zur Sache nur noch des staatsmännischen Verstandes wurde, dem Bauern selbst seine Liebe im edelsten Wortverstande bewahrte, das sagen folgende Worte des angeführten Tagebuches: „Möchte nur das Landvolk in Livland, wenn für seine irdische Wohlfahrt gesorgt wird, auch selbst sein himmlisches Heil berathen. Von ihm selber nur kann die Entwirrung dessen hervorgehen, was ihn." (Den Bauer) „dermalen mit seinem Inneren in heillose Zwietracht gebracht hat". . . .

3.

Mit der kirchlichen Rechtspflege und Administration Livlands schon von den Jahren 1803—1807 her vertraut, da er Assessor des livländischen Oberconsistoriums war, sollte ihm im höheren Alter eine noch viel bedeutendere Betheiligung an dieser Seite unseres provinziellen öffentlichen Lebens vorbehalten bleiben, als er 1843 Präsident des mittlerweile errichteten livländischen evangelisch-lutherischen Provinzial-Consistorii wurde, um diesem ansehnlichen Amte bis zum Jahre 1851 vorzustehen.

Bei einem Manne wie Samson, der, zumal in den Jahren seiner Kraft, jeden Stuhl, auf dem er saß, zum Präsidentenstuhl zu machen gewohnt war, lag das Bedeutende seiner neuen Stellung in der obersten Kirchenbehörde unseres Landes nicht sowohl in dem officiell bevorzugten Platze, den er darin einnahm, als in der kirchlichen Epoche während welcher er ihn einnahm. Ungefähr die Hälfte der Zeit seines Vorsitzes im Provinzial-Consistorium fiel mit der Zeit zusammen, da der General Golowin General-Gouverneur in den Ostsee-Provinzen war.

Um jedoch von der kirchlich-patriotischen Rührigkeit unseres damals schon greisen Landraths und Consistorial-Präsidenten nur andeutungsweise eine annähernde Vorstellung zu geben, will ich hervorheben, daß allein aus den 3 Monaten September, October und November 1845 nicht weniger als 5 ausführliche, getreue und kühne Denkschriften aus seiner Feder die brennende Frage des Tages gehörigen Orts in das gehörige Licht stellen. Auf den Geist, welchen sie athmen, mögen Sie aus folgender Stelle schließen, die ich einer derselben entlehne. Sie lautet:

„Es liegt nicht nur im Geiste des Protestantismus, sondern es macht auch seinen wesentlichen Charakter aus, daß aller Gewissenszwang entfernt und Niemandes religiöser Ueberzeugung irgend zu nahe getreten werde. Auch legt die protestantische Kirche keinen Werth auf die Anzahl ihrer Bekenner; sie erachtet sich nur fest gegründet und stark in

dem religiösen Eifer derselben, und vermißt in ihrem Schooße nicht den, der, gleichgültig und lau für jedes Glaubensbekenntniß, zu dem einen eben so unbedachtsam greift, als er leichtfertig das andere verläßt."

So lassen Sie uns nun auch diesen Abschnitt mit einigen Worten endigen, die Samson, innerlich erfüllt von den eben angedeuteten Dingen, wiederum am 6. December des Jahres 1845, also gestern vor 14 Jahren, zu unserer Gesellschaft gesprochen hat. Sie enthalten zugleich eine Mahnung an uns Alle, die wir ja nicht in den Wind schlagen sollen. Es ist von den geschichtlichen Bestrebungen unserer Gesellschaft die Rede:

„Diese Bestrebungen", sagte er, „zeugen von der Liebe zu unserem gemeinsamen Vaterlande und diese Liebe scheint in den Gemüthern Aller von Neuem erwacht — zu einer Zeit, wo einerseits die baltischen Rechte, Privilegien und Verfassungen zusammengestellt, sich abermaliger Anerkennung und — wir hoffen — dauernder Befestigung aus der Huld unseres Monarchen erfreuen, und wo andererseits das Drangsal der Gegenwart uns ungewiß darüber läßt, wie sich unsere Zukunft gestalten werde und wie aus seiner Asche der Phönix unserer Provinz von neuem erstehen mag..... Ergebung und willige Fügung in Unabwendbares lehrt uns die Geschichte unseres eigensten Vaterlandes, das mehr als ein Mal im Inneren neu gekräftigt aus seinen Trümmern hervorging und — wir sagen es mit stolzem Bewußtsein — an politischen Kräften klein und unscheinbar, immer so viel moralische Kraft sich erhielt, daß es, bedeutsam in sich selbst, Anderen als Vorbild der Treue, des Gehorsams und der Gesittung diente.... Erhalten wir uns dieses Bewußtsein. Es zu nähren und zu befestigen, sei die eigentliche Ausbeute der wissenschaftlichen Bestrebungen auch unseres Vereins! — Hier, wo uns zunächst die Vergangenheit und das Alterthum beschäftigen sollen, habe ich der Gegenwart erwähnt, weil sie — bedeutsam für die Geschichte unserer Tage — schon jetzt eine sorgfältige Sammlung alles Dessen zu erheischen scheint, was täglich vor unseren Augen vorgeht und an uns vorübergeht. Eine parteilose Darstellung aus diesem reichen Material möge dereinst der Nachwelt bekunden: „daß wir als dankbare Söhne der Vergangenheit auch den Enkeln derselben ein Denkmal würdiger Gesinnung hinterließen und nicht mit schnödem Undank uns des Ueberlieferten als morsch und in sich zerfallen entäußerten."

4.

Und nun zum letzten Bilde aus Samson's öffentlichen Leben! dem letzten zwar nicht der Zeit nach, wohl aber von mir dazu ausersehen, weil

es, wie kein anderes, nicht nur dramatisch bewegt, sondern auch dramatisch abgerundet und abgeschlossen, zugleich den sowol moralisch als ästhetisch befriedigendsten Eindruck hinterläßt.

Nicht nur die kirchliche Rechtspflege war es, die Samson neben seiner stetigen Verfolgung jener zwei grossen Hauptthemata in Anspruch nahm. Das Oberconsistorium verließ er 1807, nur um noch in demselben Jahre Landrichter in Dorpat zu werden und diesem Amte mit gewohnter Auszeichnung bis zum Jahre 1818 vorzustehen, seit 1812 zugleich den Dörptschen Kreis als Deputirter vertretend. Im Jahre 1818 die Vertretung des pernauschen Kreises in gleicher Eigenschaft übernehmend und bis zu seiner Erwählung zum Landrath fortführend, war er, wie wir bereits sahen, gleichzeitig in die Provinzial-Gesetzes-Commission und somit nach Riga berufen worden. Sechs Jahre später, 1824 war es, daß ihn, nach der damaligen Verfassung des livländischen Hofgerichts, Se. Majestät der Kaiser zum Vice-Präsidenten dieser obersten Justizbehörde unseres Landes ernannte.

Welchen Geist er zum Richteramte mitbrachte, spricht er selbst bei Gelegenheit des ihm später gemachten Vorwurfes aus, als lege er nicht genug Gewicht auf die nöthige Förmlichkeit des gerichtlichen Verfahrens: „Ich ehre die Form und weiß, daß sie weder entbehrt werden kann noch entbehrt werden darf. Aber ich hasse sie, wenn sie nur zu leerem Behelf und zu nichtigem Verdruß des schon ermüdeten Parten gereicht. Ich frage: welcher Förmlichkeit bedurfte es noch, um längst geschlossene Acten abzuurtheilen — um längst fällige Contos abzuschließen — um längst zahlbare Posten empfangen zu lassen?" Und an einem anderen Orte fühlt er sich zu der Frage getrieben: „Oder ist das Publikum wirklich des "Beamten„ wegen, also etwa der Schüler wegen des Professors da?"

Hier war es nun, wo sein scharfer Blick sofort den Sitz des Uebels entdeckte, an welchem damals unsere Justiz, zumal auf dem Gebiete des Concursverfahrens litt. Doch der Mann der That konnte sich bei der bloßen Erkenntniß nicht zufrieden geben. Schon wenige Wochen nach seinem Amtsantritt bot er das Heilmittel und zugleich sich selbst als den Arzt dar, indem er am 14. November 1824 die Aufstellung einer neuen Concursordnung vorschlug, welche, verbunden mit strengerer Handhabung der Administration, das Uebel mit der Wurzel ausreißen und seine Wiederkehr unmöglich machen sollte, ohne daß vorerst irgend Jemand compromittirt werden konnte noch sollte.

Von seinen Collegen ward dieser Vorschlag um so bereitwilliger an-

genommen, als einerseits auch sie die obwaltenden Uebelstände mehr oder weniger deutlich erkannten und peinlich empfanden, andererseits Samson sich erbot, die neue Concursordnung zu entwerfen. Genug, Samson machte sich in dem guten Glauben, dem schwer gedrückten Publikum, als dessen eigentlichen Diener er sich in seiner richterlichen Stellung ansah, eine zeitliche und dauernde Abhülfe zu schaffen, an die Arbeit. Gleichzeitig verfolgte er jenes andere Ziel: Herstellung strengster Ordnung und Controle in demjenigen Theile der hofgerichtlichen Administration, welcher die materielle Seite des Concurswesens ausmacht. Mit größter Sachkenntniß und Beharrlichkeit, doch aber möglichster Schonung der Personen, ging er mit immer neuen, immer einschneidenderen Anträgen zur Abstellung dessen, was nicht sein durfte, vor, wurde aber bei diesem Vorgehen nur zu bald gewahr, daß weder die beabsichtigte neue Concursordnung, noch auch eine streng geregelte Administration den beabsichtigten Erfolg haben konnte, so lange er, der sich aus innerem und äußerem Beruf an die Spitze der Bewegung zum Bessern gestellt hatte, nicht eine umfassende und völlig unabhängige Einsicht in alle diejenigen Concurs- und Nachlaßsachen genommen hätte, als deren auslaufende Enden nur eben die gerade laufenden Sachen jener Benennung angesehen werden durften.

Mancher Andere nicht minder Wohldenkende würde, zurückgeschreckt von der Masse des zu bewältigenden Stoffes, die Arme haben sinken lassen. Samson nicht also! Schon zu Ende des Jahres 1825 faßte er den heldenmüthigen Entschluß, mehr als 150 großentheils mehrbändige Concurs- und Nachlaßacten der letztverflossenen Decennien Stück für Stück zu studiren und zu excerpiren. Er faßte ihn aber nicht nur, sondern führte ihn auch sofort mit beispielloser Ausdauer und nicht nachlassendem Feuereifer aus. Schon im Jahr 1828 war die Riesenarbeit gethan und er konnte mit eigenen Augen den Sachen auf den Grund sehen.

Der Entwurf einer neuen Concurs-Ordnung war mittlerweile ebenfalls fertig geworden und zwar schon im December 1827.

Wem hier etwa der Gedanke sich regen sollte, wie es einem Manne, einem Neuling noch dazu, möglich war, zwei so umfassende und schwierige Arbeiten gleichzeitig zu vollenden, ohne seine laufenden Amtsgeschäfte zu vernachlässigen, der erinnere sich, daß gleichzeitig mit diesen beiden Werken ja auch jene früher erwähnten Erläuterungen der Privilegien, welche mit der gleichfalls früher erwähnten Skizze einen ansehnlichen Folioband ausmachen, entstanden waren; der erfahre, daß Samson in dieser ganzen

Zeit nicht nur seine laufenden Geschäfte nicht vernachlässigte, sondern um des Geschäftsganges noch mehr, als ohnehin der Fall war, Herr zu werden, einen Theil der Kanzelleiverrichtung d. h. Abfassung kleinerer Erlasse, Monitorien u. dergl. auf sich nahm; daß er ferner, obgleich als Vice-Präsident von der Actenrelation und Urtheilsabfassung befreit, von 1824—1827 nicht weniger als 29 auf vorgängige eigene Actenrelation gegründete Civilurtheile schrieb, welche, von ihm selbst in enger, aber sauberer Schrift mundirt, in einem Folianten von 149 Seiten mir vorgelegen haben. Und wer dann glauben wollte, damit sei es genug und schon zu viel, der erfahre, daß Samson's bekanntes 1828 erschienenes Erbrecht ebenfalls diesen Jahren des männlich edelsten Sturmes und Dranges seinen Ursprung verdankt.

Die neue Concursordnung, im Wesentlichen so wie sie Samson entworfen hatte, ward ohne Säumen vom Hofgericht angenommen und auf hofgerichtliche Requisition von der livländischen Gouvernements-Regierung unter dem 10. April 1828 im Druck publicirt, als eine jener sogenannten hofgerichtlichen „Constitutionen": d. h. nicht Gesetze für Jedermann, sondern organische Statute für das Hofgericht und seine Unterbehörden, wie sie von jeher nach Maßgabe des Bedürfnisses waren erlassen und anerkannt worden.

Dem nur zu menschenfreundlichem Gemüthe Samson's mochte die Vorstellung wohlthun, mit seines Kopfes und seiner Hände saurer Arbeit ein sachliches Uebel für immer niedergeworfen zu haben, ohne einem Menschen öffentlich wehe zu thun. Vielleicht schmeichelte er sich mit der Hoffnung, wohlverdienten Dank für gewährten ehrenvollen Rückzug zu ernten. War es so, dann sollte er bald inne werden, wie bitter er sich getäuscht. Denn nach einigem zu keiner Verständigung führenden Federkriege und nach einigen ebenso unglücklichen Versuchen, Samson durch süße Gewalt zum status quo ante zu bekehren, ward dem ehrenvollen Rückzuge eine förmliche Verschwörung gegen die verhaßte Concurs-Ordnung vorgezogen, deren objectives Resultat zunächst ihre Inhibirung, dann Vertagung jeder neuen Concursordnung ad calendas Graecas war.

Unter anderen Umständen und bei anderen Persönlichkeiten würde die Sache hiermit todt und begraben und der alte Zustand wieder hergestellt gewesen sein, wie gut oder schlecht er sein mochte. Hier aber entspann sich ein Kampf unvereinbarer und unversöhnlicher Elemente auf Tod und Leben. Samson sollte gestürzt, sollte nicht nur politisch und bürgerlich, nein auch moralisch todt, mit einem Worte unschädlich gemacht werden.

Auch hier ist zu sagen, was ich an einem früheren Orte von einem analogen Gegenstande aus, wenn auch nicht ähnlichen, so doch analogen Gründen betont habe: Die Zeit ist noch nicht reif für rückhaltlose, ungeschminkte, geschichtliche Darlegung aller, zum Theil hochspannender, oft erschütternder Phasen dieses Kampfes.

Wollte ich die Quellen reden lassen, so würde man den Schauplatz sich wunderbar erweitern, ganz neue und höchst unerwartete Schauspieler auftreten und ein Stück tragiren sehen, in dessen Katastrophe noch Anderes und Größeres hineingerissen werden sollte, als selbst Samson war.

Dieweil aber die Stunde noch nicht gekommen ist, da der Vorhang aufgezogen werden kann, will ich Ihnen, m. H., eine alte Geschichte erzählen, die sich vor mehr als zweihundert Jahren mit unseres Samson Ahnherrn, dem Superintendenten Herrmann Samson, begeben hat:*) „Er hatte die ganze Erbitterung seiner Gegner aufgeregt. Diese merkten bald, was sie noch von ihm zu fürchten hätten. Mit den literarischen Federkriegen war es zu Ende. Damit wurde nichts erreicht, das sahen sie ein. Jetzt hieß es also auf eine andere Art vorgehen. Zwei hiesige Jesuiten ... Pater Philippus und ... Pater Fabianus machten sich also dran, und zwar vorläufig, ihn mit Schmeicheleien zu bearbeiten .... Aber bei Samson kam man mit solchen Zumuthungen an den Unrechten. Er kannte seine Leute. Da war alles umsonst. Nun entflammte sich der Haß in Wuth. Jetzt ging's auf praktischen Gebiete los. Samson ward in Warschau beim königlichen Rathe in Anklagestand versetzt. Auf Befehl des Königs sollte er sich vor das Rigasche Burggericht stellen, dem königliche Commissarien beigegeben wurden. Weil man aber gar nicht weiter zu untersuchen gedachte, sondern den Angeklagten ohne Vertheidigung als einen selbstverständlich Ueberführten und Verurtheilten einfach nur der Strafe zu überliefern sich anschickte, so zerfiel dieser Anschlag ohne Erfolg. Denn die Stadt ließ ihren treuen Hirten nicht fallen" ...

In der That, Göthe hatte Recht zu sagen:

> Seltsam ist Prophetenlied,
> Doppelt seltsam, was geschieht.

Doch dreifach seltsam muß es uns gemahnen, wenn das, was geschieht, selber zum Phrophetenliede wird.

*) S. M. Hermann Samson. Eine kirchenhistor. Skizze vom Oberpastor Dr. C. A. Berkholz. Riga. 1856. S. 75.

Nun, auch der Anschlag gegen Reinhold Johann Ludwig Samson blieb ohne Erfolg. Nach manchen Wechselfällen ward ihm endlich von der Gerechtigkeit seines Monarchen der ungeschmälerte Raum zur Vertheidigung gewährt und als ruhmbedeckter Sieger ging er hervor aus einem Kampfe, der ihm drei Lustren seines rüstigsten Mannesalters mit Bitternissen der herbesten Art angefüllt hatte.

Doch blieb diese Zeit der schwersten Prüfung auch für ihn, wie für seinen Ahnherrn nicht ohne aufrichtenden Zuspruch. Das Land, dem er schon damals dreißig Jahre lang sein Herzblut gewidmet hatte, ließ ihn so wenig fallen, als dereinst die Stadt seinen Vorfahr.

Es wird Livland zu ewigem Ruhme gereichen, daß ihn, inmitten der verhängnißvollsten Phase des Kampfes, ein volles Jahrzehnt vor dem allendlichen förmlichen Siege, ihn, den suspendirten Vice-Präsidenten, der Landtag von 1833 zum Präsidenten des livländischen Hofgerichts wählte, wenn er auch damals noch nicht bestätigt werden konnte.

Nicht minder ehrte sich die kurländische Ritterschaft, indem sie unserem Samson das kurländische Indigenat schon 1840 verlieh, bei welcher Gelegenheit ihm der kurländische Landbotenmarschall im Namen des kurländischen Adels schrieb: „Durch gleiches Glaubensbekenntniß, gleiche Sprache und Sitten Glieder Eines Stammes, mögen Ew. Excellenz in der Aufnahme in unsere politische Corporation den Wunsch der kurländischen Ritterschaft erkennen, daß die Wahrung der, jeder der drei verschwisterten Provinzen eigenthümlichen Rechtsverhältnisse und Gesetze stets so treue Verfechter finden möge, wie Hochdieselben sich als solcher bewährt haben."

Doch dies waren, wie erfreulich und ehrenvoll auch immer für beide Theile, für Samson doch nur Genugthuungen, die von außen kamen. Getreu dem Ausgangspunkt unserer Charakteristik werden wir fragen: wie stand er innerlich zur Sache und zu sich selbst?

Nicht leichtsinnig noch über die Tragweite seines Schrittes sich täuschend hatte er den Kampf begonnen. Dafür giebt uns Zeugniß eines seiner poetischen Selbstbekenntnisse vom 8. October 1828, überschrieben „Mir selbst", worin es unter Anderem heißt:

„Ein Wesen giebt's, das wird einst dort versöhnen,
Was zweifelnd hier die Ird'schen mißverstehn,
Dort wird das Bangen dieser Nacht verstöhnen,
Dort leuchten Dir ein Morgen hell und schön!
Und bis er tagt, sei Dir, Du muntrer Streiter,
Die Hoffnung süß, der Glaube still und heiter!

Und wiederum singt er, zu einer Zeit, am 19. October 1836, da ihm noch sieben Jahre des Kampfes bevorstanden, ein Lied, betitelt: „Eigene Zustände“:

„Und ach! im Lauf der Zeit, der ernsten, strengen,
Wo sind, an deren Brust die deine schlug,
Wo sind sie hin? . . . .
. . . .
Warum war Dir's, dem Freunde, denn beschieden
Zu schließen Deines Freundes Augenlied,
Ha, während aufgescheucht von Feindes Tücken
Dich Neid und unverdienter Haß erdrücken?
Führt Dich Dein Unstern in der Bosheit Schlingen,
So retten Dich nicht Großmuth, nicht Geduld;
Was Missethäter Sträfliches vollbringen,
Das stempeln sie Dir zu verwirkter Schuld.
. . . .
Was bleibt Dir noch vergönnt? die letzte Neige,
Wenn auch die Bitterkeit Dich schauern macht,
Sie endet diese tiefdurchseufzte Nacht,
Und dann, o Morgen Du, erlösend steige
Empor, aus frommen Ahnungen erwacht,
Ein Bote neuen Tags, der still erheitert
Zu neuem Dasein den Enttäuschten läutert.“

Man sieht: den Bitternissen war es nicht gelungen, ihn zu verbittern.

Und wie nahm er den endlichen Triumph auf? Auch dafür liegt uns ein unverdächtiges Zeugniß vor. Als er bald nach seiner am 10. Juli 1843 mittelst Senatsukases erfolgten vollständigen und glänzendsten Rehabilitation vom Kaiser zum Ritter des Wladimir-Ordens 3. Klasse und zugleich zum wirklichen Staatsrath ernannt worden war, und ein Freund seine herzlichen Glückwünsche zum erfochtenen Siege wie zur äußerlichen Anerkennung seiner Verdienste in einem Briefe ausgesprochen hatte, antwortete ihm Samson am 6. Januar 1844 unter Anderem:

„Freilich, geehrtester Freund, was ich Gefahrvolles besonnen und im reinsten Gefühl der Pflicht unternommen, das mußte ich auch mit Ausdauer vollenden und mit vollster Resignation. Zwar vorbereitet auf die Mühseligkeit des Kampfes und das Schwierige des Ausganges, habe ich im Laufe von 14 trübseligen Jahren mehr erfahren und gelitten als ich

fast ertragen mochte. Indeß hatte ich Gelegenheit gehabt „mein Inneres aufzuerbauen" und nun konnte ich .... in dem raschen Wechsel meiner Schicksale den Finger Gottes dankbar erkennen.

Wie oft habe ich mir im Stillen zugerufen:

„Da stehen lautlos Halm und Aeste,
Da ruht das Vöglein stumm im Neste
Und Ruh' ist überall und Ruh';
Der Du gelebt, geliebt, gestritten,
Entbehrt, genossen und gelitten,
Ein Weilchen noch, so ruhst auch Du."

Und nun ist Alles vorüber!

Gewiß hat die allergnädigste Anerkennung in ihrem doppelten Ausdruck für mich auch einen doppelten Werth, da ich ohne Ueberhebung meiner selbst mir sagen darf, daß ich sie verdiente. Wenn ich mir jetzt vergegenwärtige, daß ich .... dennoch in 3 Instanzen zuletzt ehrenvoll gewann, ohne zu den gewöhnlichen Hülfsmitteln, an welchen meine heimlichen Gegner es nicht fehlen ließen, irgend Zuflucht zu nehmen; so ist mir zu Muthe wie einem Schiffbrüchigen, den aus empörter Brandung die Spiegelfläche des rettenden Hafens geborgen hält."

Die milde, elegische Stimmung, in welche ein Triumph, der manchem Andern zu Kopf gestiegen wäre, Samson versetzte, blieb auch fortan bei jeder Rückerinnerung an das überstandene Leiden der Grundton seiner Seele. So in einem zweiten „Ergebung" überschriebenen Gedicht aus dem Jahr 1854:

„Den, der den Himmel geschaffen, laß den auch über Dir walten,
Besser als je Du gedacht, hat er für Alle gesorgt.
Darum, drückt Dich die Noth der Erde, nur ihm in die Arme,
Denn wie der Vater den Sohn, also ja liebt er auch Dich."

Bei solcher innern Stellung zu den Freuden und Schmerzen des Lebens dürfen wir annehmen, daß sein auch noch im Jahr 1843 erfolgter Wiedereintritt in das livländische Hofgericht weniger sein Selbstgefühl geschwellt, als seiner sinnig demüthigen Lebensanschauung neue Nahrung zugeführt haben wird. Präsident konnte er vorerst nicht werden, denn dieses Amt hatte in der Zwischenzeit einem andern würdigen Manne vergeben werden müssen. Darum betrat Samson die altbekannten Räume, den Schauplatz vielleicht seiner glänzendsten Kraftentwickelung, jetzt zunächst als im Hofgericht fungirender Landrath, doch schon nach Verlauf von sechs Jahren wurde

er stellvertretender und im Jahre 1851, nun schon 73jährig, wirklicher Präsident des livländischen Hofgerichts und hat diesem Amte mit der alten Treue bis in den October 1855 vorgestanden d. h. bis ihn die zunehmenden Gebrechen des höchsten Alters nöthigten, diesem Amte und damit zugleich dem öffentlichen Leben für den Rest seiner Tage zu entsagen.

Indem wir so den „alten Samson", denn dies war seit Decennien seine übliche Benennung bei Alt und Jung, die Hallen seiner öffentlichen Wirksamkeit für immer verlassen und gleichsam in der Thüre, die Klinke schon in der Hand, ihn weilend glauben zurückschauen zu sehen, fühlen wir uns unwillkührlich aufgefordert, das Bild seiner Züge, seiner Haltung, seines Ganges, jenes Bild, von dessen Betrachtung wir ausgingen, uns nochmals einzuprägen, auch wohl noch einen und den andern Zug hinzuzufügen. Derselbe Freund, dem wir jene erste Skizze verdanken, soll uns auch jetzt den Pinsel führen. Er sagt über Samson:

„Im geselligen Gespräche mit den verschiedensten Alters- und Bildungsclassen entwickelte er mit großer Anmuth und Leichtigkeit einen reichen Stoff von Kenntnissen und Erfahrungen. In der Verhandlung mit Menschen, in der Handhabung von Geschäften war er ein selten erreichter Meister, der leicht zu überzeugen und über Schwierigkeiten mit großer Gewandtheit hinwegzuhelfen wußte. Er trug nie schwer an seinem umfassenden Wissen, drückte nie mit seinem überwiegenden Verstande, wußte Alles, was er sagte, in eine leichtfaßliche, anmuthige Form zu kleiden, auch einen tölpischen Gegner durch die Freundlichkeit und Feinheit seines Wesens in Zaum zu halten und mit Recht hat man von ihm gesagt: er habe immer nur ein wenig klüger geschienen als der, mit dem er sich unterhielt.... Als Leiter von öffentlichen Verhandlungen entwickelte er seine große Meisterschaft. Er ließ ruhig die verschiedenen Ansichten sich aussprechen, die Leidenschaften sich austoben, und wenn der Faden der Verhandlung recht verwickelt war, so trat er freundlich, vermittelnd, leise auf, entnahm dem einen und andern Vorredner einen prägnanten Ausdruck, combinirte Alles so gefällig und geschickt, daß jeder sich selbst zu hören glaubte und ihm beistimmte, während er eben nur seine durch die Discussion geläuterte oder befestigte Ansicht zu allgemeiner Zufriedenheit durchführte."

Fast sprüchwörtlich war auch seine Meisterschaft in der Feder. Die ersten Keime derselben, wie seiner eminenten Geistesgaben überhaupt, hatte sein Vater geweckt und entwickelt. Oft, so pflegte er selbst zu erzählen, habe ihm der Vater ein Thema zu schriftlicher Bearbeitung aufgegeben:

es, wie kein anderes, nicht nur dramatisch bewegt, sondern auch dramatisch abgerundet und abgeschlossen, zugleich den sowol moralisch als ästhetisch befriedigendsten Eindruck hinterläßt.

Nicht nur die kirchliche Rechtspflege war es, die Samson neben seiner stetigen Verfolgung jener zwei großen Hauptthemata in Anspruch nahm. Das Oberconsistorium verließ er 1807, nur um noch in demselben Jahre Landrichter in Dorpat zu werden und diesem Amte mit gewohnter Auszeichnung bis zum Jahre 1818 vorzustehen, seit 1812 zugleich den Dörptschen Kreis als Deputirter vertretend. Im Jahre 1818 die Vertretung des pernauschen Kreises in gleicher Eigenschaft übernehmend und bis zu seiner Erwählung zum Landrath fortführend, war er, wie wir bereits sahen, gleichzeitig in die Provinzial-Gesetzes-Commission und somit nach Riga berufen worden. Sechs Jahre später, 1824 war es, daß ihn, nach der damaligen Verfassung des livländischen Hofgerichts, Se. Majestät der Kaiser zum Vice-Präsidenten dieser obersten Justizbehörde unseres Landes ernannte.

Welchen Geist er zum Richteramte mitbrachte, spricht er selbst bei Gelegenheit des ihm später gemachten Vorwurfes aus, als lege er nicht genug Gewicht auf die nöthige Förmlichkeit des gerichtlichen Verfahrens: „Ich ehre die Form und weiß, daß sie weder entbehrt werden kann noch entbehrt werden darf. Aber ich hasse sie, wenn sie nur zu leerem Behelf und zu nichtigem Verdruß des schon ermüdeten Parten gereicht. Ich frage: welcher Förmlichkeit bedurfte es noch, um längst geschlossene Acten abzuurtheilen — um längst fällige Contos abzuschließen — um längst zahlbare Posten empfangen zu lassen?" Und an einem anderen Orte fühlt er sich zu der Frage getrieben: „Oder ist das Publikum wirklich des "Beamten„ wegen, also etwa der Schüler wegen des Professors da?"

Hier war es nun, wo sein scharfer Blick sofort den Sitz des Uebels entdeckte, an welchem damals unsere Justiz, zumal auf dem Gebiete des Concursverfahrens litt. Doch der Mann der That konnte sich bei der bloßen Erkenntniß nicht zufrieden geben. Schon wenige Wochen nach seinem Amtsantritt bot er das Heilmittel und zugleich sich selbst als den Arzt dar, indem er am 14. November 1824 die Aufstellung einer neuen Concursordnung vorschlug, welche, verbunden mit strengerer Handhabung der Administration, das Uebel mit der Wurzel ausreißen und seine Wiederkehr unmöglich machen sollte, ohne daß vorerst irgend Jemand compromittirt werden konnte noch sollte.

Von seinen Collegen ward dieser Vorschlag um so bereitwilliger an-

genommen, als einerseits auch sie die obwaltenden Uebelstände mehr oder weniger deutlich erkannten und peinlich empfanden, andererseits Samson sich erbot, die neue Concursordnung zu entwerfen. Genug, Samson machte sich in dem guten Glauben, dem schwer gedrückten Publikum, als dessen eigentlichen Diener er sich in seiner richterlichen Stellung ansah, eine wesentliche und dauernde Abhülfe zu schaffen, an die Arbeit. Gleichzeitig verfolgte er jenes andere Ziel: Herstellung strengster Ordnung und Controle in demjenigen Theile der hofgerichtlichen Administration, welcher die materielle Seite des Concurswesens ausmacht. Mit größter Sachkenntniß und Beharrlichkeit, doch aber möglichster Schonung der Personen, ging er mit immer neuen, immer einschneidenderen Anträgen zur Abstellung dessen, was nicht sein durfte, vor, wurde aber bei diesem Vorgehen nur zu bald gewahr, daß weder die beabsichtigte neue Concursordnung, noch auch eine streng geregelte Administration den beabsichtigten Erfolg haben konnte, so lange er, der sich aus innerem und äußerem Beruf an die Spitze der Bewegung zum Bessern gestellt hatte, nicht eine umfassende und völlig unabhängige Einsicht in alle diejenigen Concurs- und Nachlaßsachen genommen hätte, als deren auslaufende Enden nur eben die gerade laufenden Sachen jener Benennung angesehen werden durften.

Mancher Andere nicht minder Wohldenkende würde, zurückgeschreckt von der Masse des zu bewältigenden Stoffes, die Arme haben sinken lassen. Samson nicht also! Schon zu Ende des Jahres 1825 faßte er den heldenmüthigen Entschluß, mehr als 150 großentheils mehrbändige Concurs- und Nachlaßacten der letztverflossenen Decennien Stück für Stück zu studiren und zu excerpiren. Er faßte ihn aber nicht nur, sondern führte ihn auch sofort mit beispielloser Ausdauer und nicht nachlassendem Feuereifer aus. Schon im Jahr 1828 war die Riesenarbeit gethan und er konnte mit eigenen Augen den Sachen auf den Grund sehen.

Der Entwurf einer neuen Concurs-Ordnung war mittlerweile ebenfalls fertig geworden und zwar schon im December 1827.

Wem hier etwa der Gedanke sich regen sollte, wie es einem Manne, einem Neuling noch dazu, möglich war, zwei so umfassende und schwierige Arbeiten gleichzeitig zu vollenden, ohne seine laufenden Amtsgeschäfte zu vernachlässigen, der erinnere sich, daß gleichzeitig mit diesen beiden Werken ja auch jene früher erwähnten Erläuterungen der Privilegien, welche mit der gleichfalls früher erwähnten Skizze einen ansehnlichen Folioband ausmachen, entstanden waren; der erfahre, daß Samson in dieser ganzen

Zeit nicht nur seine laufenden Geschäfte nicht vernachlässigte, sondern um des Geschäftsganges noch mehr, als ohnehin der Fall war, Herr zu werden, einen Theil der Kanzelleiverrichtung d. h. Abfassung kleinerer Erlasse, Monitorien u. dergl. auf sich nahm; daß er ferner, obgleich als Vice-Präsident von der Actenrelation und Urtheilsabfassung befreit, von 1824—1827 nicht weniger als 29 auf vorgängige eigene Actenrelation gegründete Civilurtheile schrieb, welche, von ihm selbst in enger, aber sauberer Schrift mundirt, in einem Folianten von 149 Seiten mir vorgelegen haben. Und wer dann glauben wollte, damit sei es genug und schon zu viel, der erfahre, daß Samson's bekanntes 1828 erschienenes Erbrecht ebenfalls diesen Jahren des männlich edelsten Sturmes und Dranges seinen Ursprung verdankt.

Die neue Concursordnung, im Wesentlichen so wie sie Samson entworfen hatte, ward ohne Säumen vom Hofgericht angenommen und auf hofgerichtliche Requisition von der livländischen Gouvernements-Regierung unter dem 10. April 1828 im Druck publicirt, als eine jener sogenannten hofgerichtlichen „Constitutionen": d. h. nicht Gesetze für Jedermann, sondern organische Statute für das Hofgericht und seine Unterbehörden, wie sie von jeher nach Maßgabe des Bedürfnisses waren erlassen und anerkannt worden.

Dem nur zu menschenfreundlichem Gemüthe Samson's machte die Vorstellung wohlthun, mit seines Kopfes und seiner Hände saurer Arbeit ein sachliches Uebel für immer niedergeworfen zu haben, ohne einem Menschen öffentlich wehe zu thun. Vielleicht schmeichelte er sich mit der Hoffnung, wohlverdienten Dank für gewährten ehrenvollen Rückzug zu ernten. War es so, dann sollte er bald inne werden, wie bitter er sich getäuscht. Denn nach einigem zu keiner Verständigung führenden Federkriege und nach einigen ebenso unglücklichen Versuchen, Samson durch süße Gewalt zum status quo ante zu bekehren, ward dem ehrenvollen Rückzuge eine förmliche Verschwörung gegen die verhaßte Concurs-Ordnung vorgezogen, deren objectives Resultat zunächst ihre Inhibirung, dann Vertagung jeder neuen Concursordnung ad calendas Graecas war.

Unter anderen Umständen und bei anderen Persönlichkeiten würde die Sache hiermit todt und begraben und der alte Zustand wieder hergestellt gewesen sein, wie gut oder schlecht er sein mochte. Hier aber entspann sich ein Kampf unvereinbarer und unversöhnlicher Elemente auf Tod und Leben. Samson sollte gestürzt, sollte nicht nur politisch und bürgerlich, nein auch moralisch todt, mit einem Worte unschädlich gemacht werden.

Auch hier ist zu sagen, was ich an einem früheren Orte von einem analogen Gegenstande aus wenn auch nicht ähnlichen, so doch analogen Gründen betont habe: Die Zeit ist noch nicht reif für rückhaltlose, ungeschminkte, geschichtliche Darlegung aller, zum Theil hochspannender, oft erschütternder Phasen dieses Kampfes.

Wollte ich die Quellen reden lassen, so würde man den Schauplatz sich wunderbar erweitern, ganz neue und höchst unerwartete Schauspieler auftreten und ein Stück tragiren sehen, in dessen Katastrophe noch Anderes und Größeres hineingerissen werden sollte, als selbst Samson war.

Dieweil aber die Stunde noch nicht gekommen ist, da der Vorhang aufgezogen werden kann, will ich Ihnen, m. H., eine alte Geschichte erzählen, die sich vor mehr als zweihundert Jahren mit unseres Samson Ahnherrn, dem Superintendenten Herrmann Samson, begeben hat:*) „Er hatte die ganze Erbitterung seiner Gegner aufgeregt. Diese merkten bald, was sie noch von ihm zu fürchten hätten. Mit den literarischen Federkriegen war es zu Ende. Damit wurde nichts erreicht, das sahen sie ein. Jetzt hieß es also auf eine andere Art vorgehen. Zwei hiesige Jesuiten ... Pater Philippus und .... Pater Fabianus machten sich also dran, und zwar vorläufig, ihn mit Schmeicheleien zu bearbeiten .... Aber bei Samson kam man mit solchen Zumuthungen an den Unrechten. Er kannte seine Leute. Da war alles umsonst. Nun entflammte sich der Haß in Wuth. Jetzt ging's auf praktischen Gebiete los. Samson ward in Warschau beim königlichen Rathe in Anklagestand versetzt. Auf Befehl des Königs sollte er sich vor das Rigasche Burggericht stellen, dem königliche Commissarien beigegeben würden. Weil man aber gar nicht weiter zu untersuchen gedachte, sondern den Angeklagten ohne Vertheidigung als einen selbstverständlich Ueberführten und Verurtheilten einfach nur der Strafe zu überliefern sich anschickte, so zerfiel dieser Anschlag ohne Erfolg. Denn die Stadt ließ ihren treuen Hirten nicht fallen“ ...

In der That, Göthe hatte Recht zu sagen:

> Seltsam ist Prophetenlied,
> Doppelt seltsam, was geschieht.

Doch dreifach seltsam muß es uns gemahnen, wenn das, was geschieht, selber zum Phrophetenliede wird.

---

*) S. M. Hermann Samson. Eine kirchenhistor. Skizze vom Oberpastor Dr. C. A. Berkholz. Riga. 1856. S. 75.

Nun, auch der Anschlag gegen Reinhold Johann Ludwig Samson blieb ohne Erfolg. Nach manchen Wechselfällen ward ihm endlich von der Gerechtigkeit seines Monarchen der ungeschmälerte Raum zur Vertheidigung gewährt und als ruhmbedeckter Sieger ging er hervor aus einem Kampfe, der ihm drei Lustren seines rüstigsten Mannesalters mit Bitternissen der herbesten Art angefüllt hatte.

Doch blieb diese Zeit der schwersten Prüfung auch für ihn, wie für seinen Ahnherrn nicht ohne aufrichtenden Zuspruch. Das Land, dem er schon damals dreißig Jahre lang sein Herzblut gewidmet hatte, ließ ihn so wenig fallen, als dereinst die Stadt seinen Vorfahr.

Es wird Livland zu ewigem Ruhme gereichen, daß ihn, inmitten der verhängnißvollsten Phase des Kampfes, ein volles Jahrzehnt vor dem allendlichen förmlichen Siege, ihn, den suspendirten Vice-Präsidenten, der Landtag von 1833 zum Präsidenten des livländischen Hofgerichts wählte, wenn er auch damals noch nicht bestätigt werden konnte.

Nicht minder ehrte sich die kurländische Ritterschaft, indem sie unserem Samson das kurländische Indigenat schon 1840 verlieh, bei welcher Gelegenheit ihm der kurländische Landbotenmarschall im Namen des kurländischen Adels schrieb: „Durch gleiches Glaubensbekenntniß, gleiche Sprache und Sitten Glieder Eines Stammes, mögen Ew. Excellenz in der Aufnahme in unsere politische Corporation den Wunsch der kurländischen Ritterschaft erkennen, daß die Wahrung der, jeder der drei verschwisterten Provinzen eigenthümlichen Rechtsverhältnisse und Gesetze stets so treue Verfechter finden möge, wie Hochdieselben sich als solcher bewährt haben."

Doch dies waren, wie erfreulich und ehrenvoll auch immer für beide Theile, für Samson doch nur Genugthuungen, die von außen kamen. Getreu dem Ausgangspunkt unserer Charakteristik werden wir fragen: wie stand er innerlich zur Sache und zu sich selbst?

Nicht leichtsinnig noch über die Tragweite seines Schrittes sich täuschend hatte er den Kampf begonnen. Dafür giebt uns Zeugniß eines seiner poetischen Selbstbekenntnisse vom 8. October 1828, überschrieben „Mir selbst", worin es unter Anderem heißt:

„Ein Wesen giebt's, das wird einst dort versöhnen,
Was zweifelnd hier die Ird'schen mißverstehn,
Dort wird das Bangen dieser Nacht verstöhnen,
Dort leuchten Dir ein Morgen hell und schön!
Und bis er tagt, sei Dir, Du muntrer Streiter,
Die Hoffnung süß, der Glaube still und heiter!

Und wiederum singt er, zu einer Zeit, am 19. October 1836, da ihm noch sieben Jahre des Kampfes bevorstanden, ein Lied, betitelt: „Eigene Zustände“:

„Und ach! im Lauf der Zeit, der ernsten, strengen,
Wo sind, an deren Brust die deine schlug,
Wo sind sie hin? . . . .
. . . .
Warum war Dir's, dem Freunde, denn beschieden
Zu schließen Deines Freundes Augenlied,
Ha, während aufgescheucht von Feindes Tücken
Dich Neid und unverdienter Haß erdrücken?
Führt Dich Dein Unstern in der Bosheit Schlingen,
So retten Dich nicht Großmuth, nicht Geduld;
Was Missethäter Sträfliches vollbringen,
Das stempeln sie Dir zu verwirkter Schuld.
. . . .
Was bleibt Dir noch vergönnt? die letzte Neige,
Wenn auch die Bitterkeit Dich schauern macht,
Sie endet diese tiefdurchseufzte Nacht,
Und dann, o Morgen Du, erlösend steige
Empor, aus frommen Ahnungen erwacht,
Ein Bote neuen Tags, der still erheitert
Zu neuem Dasein den Enttäuschten läutert.“

Man sieht: den Bitternissen war es nicht gelungen, ihn zu verbittern.

Und wie nahm er den endlichen Triumph auf? Auch dafür liegt uns ein unverdächtiges Zeugniß vor. Als er bald nach seiner am 10. Juli 1843 mittelst Senatsukases erfolgten vollständigen und glänzendsten Rehabilitation vom Kaiser zum Ritter des Wladimir-Ordens 3. Klasse und zugleich zum wirklichen Staatsrath ernannt worden war, und ein Freund seine herzlichen Glückwünsche zum erfochtenen Siege wie zur äußerlichen Anerkennung seiner Verdienste in einem Briefe ausgesprochen hatte, antwortete ihm Samson am 6. Januar 1844 unter Anderem:

„Freilich, geehrtester Freund, was ich Gefahrvolles besonnen und im reinsten Gefühl der Pflicht unternommen, das mußte ich auch mit Ausdauer vollenden und mit vollster Resignation. Zwar vorbereitet auf die Mühseligkeit des Kampfes und das Schwierige des Ausganges, habe ich im Laufe von 14 trübseligen Jahren mehr erfahren und gelitten als ich

fast ertragen mochte. Indeß hatte ich Gelegenheit gehabt „mein Inneres auszuerbauen“ und nun konnte ich .... in dem raschen Wechsel meiner Schicksale den Finger Gottes dankbar erkennen.

Wie oft habe ich mir im Stillen zugerufen:

„Da stehen lautlos Halm und Aeste,
Da ruht das Vöglein stumm im Neste
Und Ruh' ist überall und Ruh';
Der Du gelebt, geliebt, gestritten,
Entbehrt, genossen und gelitten,
Ein Weilchen noch, so ruhst auch Du.“

Und nun ist Alles vorüber!

Gewiß hat die allergnädigste Anerkennung in ihrem doppelten Ausdruck für mich auch einen doppelten Werth, da ich ohne Ueberhebung meiner selbst mir sagen darf, daß ich sie verdiente. Wenn ich mir jetzt vergegenwärtige, daß ich ... dennoch in 3 Instanzen zuletzt ehrenvoll gewann, ohne zu den gewöhnlichen Hülfsmitteln, an welchen meine heimlichen Gegner es nicht fehlen ließen, irgend Zuflucht zu nehmen; so ist mir zu Muthe wie einem Schiffbrüchigen, den aus empörter Brandung die Spiegelfläche des rettenden Hafens geborgen hält.“

Die milde, elegische Stimmung, in welche ein Triumph, der manchem Andern zu Kopf gestiegen wäre, Samson versetzte, blieb auch fortan bei jeder Rückerinnerung an das überstandene Leiden der Grundton seiner Seele. So in einem zweiten „Ergebung“ überschriebenen Gedicht aus dem Jahr 1854:

„Den, der den Himmel geschaffen, laß den auch über Dir walten,
Besser als je Du gedacht, hat er für Alle gesorgt.
Darum, drückt Dich die Noth der Erde, nur ihm in die Arme,
Denn wie der Vater den Sohn, also ja liebt er auch Dich.“

Bei solcher innern Stellung zu den Freuden und Schmerzen des Lebens dürfen wir annehmen, daß sein auch noch im Jahr 1843 erfolgter Wiedereintritt in das livländische Hofgericht weniger sein Selbstgefühl geschwellt, als seiner sinnig demüthigen Lebensanschauung neue Nahrung zugeführt haben wird. Präsident konnte er vorerst nicht werden, denn dieses Amt hatte in der Zwischenzeit einem andern würdigen Manne vergeben werden müssen. Darum betrat Samson die altbekannten Räume, den Schauplatz vielleicht seiner glänzendsten Kraftentwickelung, jetzt zunächst als im Hofgericht fungirender Landrath, doch schon nach Verlauf von sechs Jahren wurde

er stellvertretender und im Jahre 1851, nun schon 73jährig, wirklicher Präsident des livländischen Hofgerichts und hat diesem Amte mit der alten Treue bis in den October 1855 vorgestanden d. h. bis ihn die zunehmenden Gebrechen des höchsten Alters nöthigten, diesem Amte und damit zugleich dem öffentlichen Leben für den Rest seiner Tage zu entsagen.

Indem wir so den „alten Samson“, denn dies war seit Decennien seine übliche Benennung bei Alt und Jung, die Hallen seiner öffentlichen Wirksamkeit für immer verlassen und gleichsam in der Thüre, die Klinke schon in der Hand, ihn weilend glauben zurückschauen zu sehen, fühlen wir uns unwillkührlich aufgefordert, das Bild seiner Züge, seiner Haltung, seines Ganges, jenes Bild, von dessen Betrachtung wir ausgingen, uns nochmals einzuprägen, auch wohl noch einen und den andern Zug hinzuzufügen. Derselbe Freund, dem wir jene erste Skizze verdanken, soll uns auch jetzt den Pinsel führen. Er sagt über Samson:

„Im geselligen Gespräche mit den verschiedensten Alters- und Bildungsclassen entwickelte er mit großer Anmuth und Leichtigkeit einen reichen Stoff von Kenntnissen und Erfahrungen. In der Verhandlung mit Menschen, in der Handhabung von Geschäften war er ein selten erreichter Meister, der leicht zu überzeugen und über Schwierigkeiten mit großer Gewandtheit hinwegzuhelfen wußte. Er trug nie schwer an seinem umfassenden Wissen, drückte nie mit seinem überwiegenden Verstande, wußte Alles, was er sagte, in eine leichtfaßliche, anmuthige Form zu kleiden, auch einen tölpischen Gegner durch die Freundlichkeit und Feinheit seines Wesens in Zaum zu halten und mit Recht hat man von ihm gesagt: er habe immer nur ein wenig klüger geschienen als der, mit dem er sich unterhielt.... Als Leiter von öffentlichen Verhandlungen entwickelte er seine große Meisterschaft. Er ließ ruhig die verschiedenen Ansichten sich aussprechen, die Leidenschaften sich austoben, und wenn der Faden der Verhandlung recht verwickelt war, so trat er freundlich, vermittelnd, leise auf, entnahm dem einen und andern Vorredner einen prägnanten Ausdruck, combinirte Alles so gefällig und geschickt, daß jeder sich selbst zu hören glaubte und ihm beistimmte, während er eben nur seine durch die Discussion geläuterte oder befestigte Ansicht zu allgemeiner Zufriedenheit durchführte.“

Fast sprüchwörtlich war auch seine Meisterschaft in der Feder. Die ersten Keime derselben, wie seiner eminenten Geistesgaben überhaupt, hatte sein Vater geweckt und entwickelt. Oft, so pflegte er selbst zu erzählen, habe ihm der Vater ein Thema zu schriftlicher Bearbeitung aufgegeben:

Und so mögen denn diesen Abschnitt sinnverwandte Worte beschließen, welche Samson — vorgestern wurden es 13 Jahre — wenn auch nicht an dieser Stätte, so doch in dieser unserer Gesellschaft als deren erwählter Präsident redete. Damals sprach er:

„Wenn ich .... einige Worte des Willkommens an Sie zu richten habe, so gebührt das erste Wort der Erinnerung an das heutige Namensfest Seiner Kaiserlichen Majestät unseres Allergnädigsten Kaisers und Herrn, unter dessen Schutze wir uns hier versammelt finden. Indessen haben wir uns dankbar noch eines andern Tages zu erinnern, der still und vielleicht unbemerkt vor kurzem an uns vorüber gegangen ist. Es ist der 28. November d. J. — der Tag, welcher das halbe Jahrhundert beschloß, seit die Huld des in Gott ruhenden Kaisers Paul des Ersten unserer vaterländischen Provinz die alten Rechte und Verfassungen wiedergab — Rechte und Verfassungen, die wir dem Patriotismus und dem redlichen Sinne unserer Vorfahren verdanken und von welchen wir uns, wenn auch nur vorübergehend, mit dem schmerzlichen Bewußtsein dessen trennten, was wir ihnen verdanken — Rechte und Verfassungen, die uns als heilige Ueberlieferung der Vorzeit ewig theuer sein müssen und gewiß auch theuer bleiben werden! Wer sollte sich nicht nach verflossenem halben Jahrhundert dieses Gedenktages mit treuestem Danke erinnern, wer nicht im Bewußtsein dessen, was dieses Tages schöne Gabe war, sich der nie zu entmuthigenden Hoffnung hingeben, daß der Tag, der jenen Schmerz erneuern könnte, uns nimmer leuchten werde."

2.

Wie nun Samson an jener zweiten Hauptaufgabe seines öffentlichen Lebens: der Verbesserung und Veredelung des Bauernstandes gearbeitet hat, ist in den Hauptzügen männiglich bekannt. Seit dem ersten Jahre seines öffentlichen Dienstes, seit 1802 als Ritterschafts-Notair an diesem großen Werke thätigen Antheil nehmend, welches in der Bauer-Verordnung von 1804 einen ersten vorläufigen Abschluß fand, war er es, der auf dem Landtage von 1818 zuerst und zwar am 1. Juni ohne Rückhalt die Freilassung der livländischen Bauern öffentlich beantragte, ein Antrag, welchen der Landtag schon am 27. Juni 1818 einmüthig zum Beschluß erhob.

Sofort war es wiederum Samson, welcher, diesen einmüthigen Beschluß nach allen Seiten hin ausgestaltend, ihn in diejenige Form goß, die uns

als Bauerverordnung von 1819 überliefert ist und während eines vollen Menschenalters den wohlgegründeten Rechtsboden bildete, auf welchem sich die junge Freiheit unseres vierten Standes bethätigen mochte.

Auch den Arbeiten, welche diese Bethätigung bedingte, entzog sich Samson nicht, indem er 1821—24 dem Kirchspielsrichter-Amte das gesetzliche Triennium widmete, später als residirender Landrath im Hofgerichts-Departement für Bauer-Rechtssachen, wie auch in der Einführungs-Commission saß, endlich ersterer Behörde, in seiner Eigenschaft als Präses des livländischen Hofgerichts, bis ans Ende seiner öffentlichen Laufbahn (1855) vorstand.

Aber selbst dem dritten Entwicklungsstadium unserer bäuerlichen Verfassungssache, dessen Anfang in die Jahre 1841—46 fällt und dessen allendlichem Abschluß wir noch heute nicht ohne Spannung entgegensehen, blieb Samson nicht nur nicht fremd, sondern nahm vielmehr an dessen Arbeiten und Kämpfen den lebhaftesten inneren und gewichtigsten äußeren Antheil. Dieser Antheil, so weit er sich in Schriften niedergeschlagen, wird der Nachwelt unverloren bleiben, wenn wir auch von seinem Gegenstande noch nicht mit hinlänglicher historischer Objectivität abstehen dürften, um Alles und Jedes der Oeffentlichkeit Preis zu geben. Einstweilen genüge die Andeutung, daß seine letzten Anschauungen von dem, was dem livländischen Bauernstande Noth thue, im Wesentlichen auf der Erkenntniß beruhten, daß nur eine glückliche Verschmelzung der Grundgedanken von 1804 und 1819 das Ersprießliche sein könnte.

Der landläufigen Vorstellung, als wäre er seiner ersten Liebe zum Landvolke in diesem dritten Stadium untreu geworden, eine Vorstellung, die lediglich der Unkunde und der Befangenheit in Parteistandpunkten ihren Ursprung verdankt, werden dereinst seine Denkwürdigkeiten begegnen und begegne ihr für jetzt folgende Stelle aus einem Tagebuche, das Samson in der ersten Hälfte des Jahres 1846 geführt hat:

„Ich bin" so schreibt er „in meinem Eifer für die Verbesserung der bäuerlichen Zustände in Livland keineswegs erkaltet. Gleichwohl gestehe ich, daß diese Angelegenheit bei mir mehr Sache des Verstandes geworden und nicht mehr die auch des Gemüths geblieben ist! Warum? . . . ."

Diese schmerzliche Frage Samson's mag sich Jeder beantworten, der mit ihm und wie er das Jahr 1846 erlebt und in seiner ganzen Tragweite erwogen hat.

Daß er aber, indem die sogenannte bäuerliche Angelegenheit ihm zur Sache nur noch des staatsmännischen Verstandes wurde, dem Bauern selbst seine Liebe im edelsten Wortverstande bewahrte, das sagen folgende Worte des angeführten Tagebuches: „Möchte nur das Landvolk in Livland, wenn für seine irdische Wohlfahrt gesorgt wird, auch selbst sein himmlisches Heil berathen. Von ihm selber nur kann die Entwirrung dessen hervorgehen, was ihn („den Bauer") dermalen mit seinem Inneren in heillose Zwietracht gebracht hat". . . .

3.

Mit der kirchlichen Rechtspflege und Administration Livlands schon von den Jahren 1803—1807 her vertraut, da er Assessor des livländischen Oberconsistoriums war, sollte ihm im höheren Alter eine noch viel bedeutendere Betheiligung an dieser Seite unseres provinziellen öffentlichen Lebens vorbehalten bleiben, als er 1843 Präsident des mittlerweile errichteten livländischen evangelisch-lutherischen Provinzial-Consistorii wurde, um diesem ansehnlichen Amte bis zum Jahre 1851 vorzustehen.

Bei einem Manne wie Samson, der, zumal in den Jahren seiner Kraft, jeden Stuhl, auf dem er saß, zum Präsidentenstuhl zu machen gewohnt war, lag das Bedeutende seiner neuen Stellung in der obersten Kirchenbehörde unseres Landes nicht sowohl in dem officiell bevorzugten Platze, den er darin einnahm, als in der kirchlichen Epoche während welcher er ihn einnahm. Ungefähr die Hälfte der Zeit seines Vorsitzes im Provinzial-Consistorium fiel mit der Zeit zusammen, da der General Golowin General-Gouverneur in den Ostsee-Provinzen war.

Um jedoch von der kirchlich-patriotischen Rührigkeit unseres damals schon greisen Landraths und Consistorial-Präsidenten nur andeutungsweise eine annähernde Vorstellung zu geben, will ich hervorheben, daß allein aus den 3 Monaten September, October und November 1845 nicht weniger als 5 ausführliche, getreue und kühne Denkschriften aus seiner Feder die brennende Frage des Tages gehörigen Orts in das gehörige Licht stellen. Auf den Geist, welchen sie athmen, mögen Sie aus folgender Stelle schließen, die ich einer derselben entlehne. Sie lautet:

„Es liegt nicht nur im Geiste des Protestantismus, sondern es macht auch seinen wesentlichen Charakter aus, daß aller Gewissenszwang entfernt und Niemandes religiöser Ueberzeugung irgend zu nahe getreten werde. Auch legt die protestantische Kirche keinen Werth auf die Anzahl ihrer Bekenner; sie erachtet sich nur fest gegründet und stark in

dem religiösen Eifer derselben, und vermißt in ihrem Schooße nicht den, der, gleichgültig und lau für jedes Glaubensbekenntniß, zu dem einen eben so unbedachtsam greift, als er leichtfertig das andere verläßt."

So lassen Sie uns nun auch diesen Abschnitt mit einigen Worten endigen, die Samson, innerlich erfüllt von den eben angedeuteten Dingen, wiederum am 6. December des Jahres 1845, also gestern vor 14 Jahren, zu unserer Gesellschaft gesprochen hat. Sie enthalten zugleich eine Mahnung an uns Alle, die wir ja nicht in den Wind schlagen sollen. Es ist von den geschichtlichen Bestrebungen unserer Gesellschaft die Rede:

„Diese Bestrebungen", sagte er, „zeugen von der Liebe zu unserem gemeinsamen Vaterlande und diese Liebe scheint in den Gemüthern Aller von Neuem erwacht — zu einer Zeit, wo einerseits die baltischen Rechte, Privilegien und Verfassungen zusammengestellt, sich abermaliger Anerkennung und — wir hoffen — dauernder Befestigung aus der Huld unseres Monarchen erfreuen, und wo andererseits das Drangsal der Gegenwart uns ungewiß darüber läßt, wie sich unsere Zukunft gestalten werde und wie aus seiner Asche der Phönix unserer Provinz von neuem erstehen mag..... Ergebung und willige Fügung in Unabwendbares lehrt uns die Geschichte unseres eigensten Vaterlandes, das mehr als ein Mal im Inneren neu gekräftigt aus seinen Trümmern hervorging und — wir sagen es mit stolzem Bewußtsein — an politischen Kräften klein und unscheinbar, immer so viel moralische Kraft sich erhielt, daß es, bedeutsam in sich selbst, Anderen als Vorbild der Treue, des Gehorsams und der Gesittung diente.... Erhalten wir uns dieses Bewußtsein. Es zu nähren und zu befestigen, sei die eigentliche Ausbeute der wissenschaftlichen Bestrebungen auch unseres Vereins! — Hier, wo uns zunächst die Vergangenheit und das Alterthum beschäftigen sollen, habe ich der Gegenwart erwähnt, weil sie — bedeutsam für die Geschichte unserer Tage — schon jetzt eine sorgfältige Sammlung alles Dessen zu erheischen scheint, was täglich vor unseren Augen vorgeht und an uns vorübergeht. Eine parteilose Darstellung aus diesem reichen Material möge dereinst der Nachwelt bekunden: „daß wir als dankbare Söhne der Vergangenheit auch den Enkeln derselben ein Denkmal würdiger Gesinnung hinterließen und nicht mit schnödem Undank uns des Ueberlieferten als morsch und in sich zerfallen entäußerten."

4.

Und nun zum letzten Bilde aus Samson's öffentlichen Leben! dem letzten zwar nicht der Zeit nach, wohl aber von mir dazu ausersehen, weil

es, wie kein anderes, nicht nur dramatisch bewegt, sondern auch dramatisch abgerundet und abgeschlossen, zugleich den sowol moralisch als ästhetisch befriedigendsten Eindruck hinterläßt.

Nicht nur die kirchliche Rechtspflege war es, die Samson neben seiner stetigen Verfolgung jener zwei großen Hauptthemata in Anspruch nahm. Das Oberconsistorium verließ er 1807, nur um noch in demselben Jahre Landrichter in Dorpat zu werden und diesem Amte mit gewohnter Auszeichnung bis zum Jahre 1818 vorzustehen, seit 1812 zugleich den Dörptschen Kreis als Deputirter vertretend. Im Jahre 1818 die Vertretung des pernauschen Kreises in gleicher Eigenschaft übernehmend und bis zu seiner Erwählung zum Landrath fortführend, war er, wie wir bereits sahen, gleichzeitig in die Provinzial-Gesetzes-Commission und somit nach Riga berufen worden. Sechs Jahre später, 1824 war es, daß ihn, nach der damaligen Verfassung des livländischen Hofgerichts, Se. Majestät der Kaiser zum Vice-Präsidenten dieser obersten Justizbehörde unseres Landes ernannte.

Welchen Geist er zum Richteramte mitbrachte, spricht er selbst bei Gelegenheit des ihm später gemachten Vorwurfes aus, als lege er nicht genug Gewicht auf die nöthige Förmlichkeit des gerichtlichen Verfahrens: „Ich ehre die Form und weiß, daß sie weder entbehrt werden kann noch entbehrt werden darf. Aber ich hasse sie, wenn sie nur zu leerem Behelf und zu nichtigem Verdruß des schon ermüdeten Parten gereicht. Ich frage: welcher Förmlichkeit bedurfte es noch, um längst geschlossene Acten abzuurtheilen — um längst fällige Contos abzuschließen — um längst zahlbare Posten empfangen zu lassen?“ Und an einem anderen Orte fühlt er sich zu der Frage getrieben: „Oder ist das Publikum wirklich des "Beamten„ wegen, also etwa der Schüler wegen des Professors da?“

Hier war es nun, wo sein scharfer Blick sofort den Sitz des Uebels entdeckte, an welchem damals unsere Justiz, zumal auf dem Gebiete des Concursverfahrens litt. Doch der Mann der That konnte sich bei der bloßen Erkenntniß nicht zufrieden geben. Schon wenige Wochen nach seinem Amtsantritt bot er das Heilmittel und zugleich sich selbst als den Arzt dar, indem er am 14. November 1824 die Aufstellung einer neuen Concursordnung vorschlug, welche, verbunden mit strengerer Handhabung der Administration, das Uebel mit der Wurzel ausreißen und seine Wiederkehr unmöglich machen sollte, ohne daß vorerst irgend Jemand compromittirt werden konnte noch sollte.

Von seinen Collegen ward dieser Vorschlag um so bereitwilliger an-

genommen, als einerseits auch sie die obwaltenden Uebelstände mehr oder weniger deutlich erkannten und peinlich empfanden, andererseits Samson sich erbot, die neue Concursordnung zu entwerfen. Genug, Samson machte sich in dem guten Glauben, dem schwer gedrückten Publikum, als dessen eigentlichen Diener er sich in seiner richterlichen Stellung ansah, eine wesentliche und dauernde Abhülfe zu schaffen, an die Arbeit. Gleichzeitig verfolgte er jenes andere Ziel: Herstellung strengster Ordnung und Controle in demjenigen Theile der hofgerichtlichen Administration, welcher die materielle Seite des Concurswesens ausmacht. Mit größter Sachkenntniß und Beharrlichkeit, doch aber möglichster Schonung der Personen, ging er mit immer neuen, immer einschneidenderen Anträgen zur Abstellung dessen, was nicht sein durfte, vor, wurde aber bei diesem Vorgehen nur zu bald gewahr, daß weder die beabsichtigte neue Concursordnung, noch auch eine streng geregelte Administration den beabsichtigten Erfolg haben konnte, so lange er, der sich aus innerem und äußerem Beruf an die Spitze der Bewegung zum Bessern gestellt hatte, nicht eine umfassende und völlig unabhängige Einsicht in alle diejenigen Concurs- und Nachlaßsachen genommen hätte, als deren auslaufende Enden nur eben die gerade laufenden Sachen jener Benennung angesehen werden durften.

Mancher Andere nicht minder Wohldenkende würde, zurückgeschreckt von der Masse des zu bewältigenden Stoffes, die Arme haben sinken lassen. Samson nicht also! Schon zu Ende des Jahres 1825 faßte er den heldenmüthigen Entschluß, mehr als 150 großentheils mehrbändige Concurs- und Nachlaßacten der letztverflossenen Decennien Stück für Stück zu studiren und zu excerpiren. Er faßte ihn aber nicht nur, sondern führte ihn auch sofort mit beispielloser Ausdauer und nicht nachlassendem Feuereifer aus. Schon im Jahr 1828 war die Riesenarbeit gethan und er konnte mit eigenen Augen den Sachen auf den Grund sehen.

Der Entwurf einer neuen Concurs-Ordnung war mittlerweile ebenfalls fertig geworden und zwar schon im December 1827.

Wem hier etwa der Gedanke sich regen sollte, wie es einem Manne, einem Neuling noch dazu, möglich war, zwei so umfassende und schwierige Arbeiten gleichzeitig zu vollenden, ohne seine laufenden Amtsgeschäfte zu vernachlässigen, der erinnere sich, daß gleichzeitig mit diesen beiden Werken ja auch jene früher erwähnten Erläuterungen der Privilegien, welche mit der gleichfalls früher erwähnten Skizze einen ansehnlichen Folioband ausmachen, entstanden waren; der erfahre, daß Samson in dieser ganzen

Zeit nicht nur seine laufenden Geschäfte nicht vernachlässigte, sondern um des Geschäftsganges noch mehr, als ohnehin der Fall war, Herr zu werden, einen Theil der Kanzelleiverrichtung d. h. Abfassung kleinerer Erlasse, Monitorien u. dergl. auf sich nahm; daß er ferner, obgleich als Vice-Präsident von der Actenrelation und Urtheilsabfassung befreit, von 1824—1827 nicht weniger als 29 auf vorgängige eigene Actenrelation gegründete Civilurtheile schrieb, welche, von ihm selbst in enger, aber sauberer Schrift mundirt, in einem Folianten von 149 Seiten mir vorgelegen haben. Und wer dann glauben wollte, damit sei es genug und schon zu viel, der erfahre, daß Samson's bekanntes 1828 erschienenes Erbrecht ebenfalls diesen Jahren des männlich edelsten Sturmes und Dranges seinen Ursprung verdankt.

Die neue Concursordnung, im Wesentlichen so wie sie Samson entworfen hatte, ward ohne Säumen vom Hofgericht angenommen und auf hofgerichtliche Requisition von der livländischen Gouvernements-Regierung unter dem 10. April 1828 im Druck publicirt, als eine jener sogenannten hofgerichtlichen „Constitutionen": d. h. nicht Gesetze für Jedermann, sondern organische Statute für das Hofgericht und seine Unterbehörden, wie sie von jeher nach Maßgabe des Bedürfnisses waren erlassen und anerkannt worden.

Dem nur zu menschenfreundlichem Gemüthe Samson's mochte die Vorstellung wohlthun, mit seines Kopfes und seiner Hände saurer Arbeit ein sachliches Uebel für immer niedergeworfen zu haben, ohne einem Menschen öffentlich wehe zu thun. Vielleicht schmeichelte er sich mit der Hoffnung, wohlverdienten Dank für gewährten ehrenvollen Rückzug zu ernten. War es so, dann sollte er bald inne werden, wie bitter er sich getäuscht. Denn nach einigem zu keiner Verständigung führenden Federkriege und nach einigen ebenso unglücklichen Versuchen, Samson durch süße Gewalt zum status quo ante zu bekehren, ward dem ehrenvollen Rückzuge eine förmliche Verschwörung gegen die verhaßte Concurs-Ordnung vorgezogen, deren objectives Resultat zunächst ihre Inhibirung, dann Vertagung jeder neuen Concursordnung ad calendas Graecas war.

Unter anderen Umständen und bei anderen Persönlichkeiten würde die Sache hiermit todt und begraben und der alte Zustand wieder hergestellt gewesen sein, wie gut oder schlecht er sein mochte. Hier aber entspann sich ein Kampf unvereinbarer und unversöhnlicher Elemente auf Tod und Leben. Samson sollte gestürzt, sollte nicht nur politisch und bürgerlich, nein auch moralisch todt, mit einem Worte unschädlich gemacht werden.

Auch hier ist zu sagen, was ich an einem früheren Orte von einem analogen Gegenstande aus wenn auch nicht ähnlichen, so doch analogen Gründen betont habe: Die Zeit ist noch nicht reif für rückhaltlose, ungeschminkte, geschichtliche Darlegung aller, zum Theil hochspannender, oft erschütternder Phasen dieses Kampfes.

Wollte ich die Quellen reden lassen, so würde man den Schauplatz sich wunderbar erweitern, ganz neue und höchst unerwartete Schauspieler auftreten und ein Stück tragiren sehen, in dessen Katastrophe noch Anderes und Größeres hineingerissen werden sollte, als selbst Samson war.

Dieweil aber die Stunde noch nicht gekommen ist, da der Vorhang aufgezogen werden kann, will ich Ihnen, m. H., eine alte Geschichte erzählen, die sich vor mehr als zweihundert Jahren mit unseres Samson Ahnherrn, dem Superintendenten Herrmann Samson, begeben hat:*) „Er hatte die ganze Erbitterung seiner Gegner aufgeregt. Diese merkten bald, was sie noch von ihm zu fürchten hätten. Mit den literarischen Federkriegen war es zu Ende. Damit wurde nichts erreicht, das sahen sie ein. Jetzt hieß es also auf eine andere Art vorgehen. Zwei hiesige Jesuiten ... Pater Philippus und ... Pater Fabianus machten sich also dran, und zwar vorläufig, ihn mit Schmeicheleien zu bearbeiten .... Aber bei Samson kam man mit solchen Zumuthungen an den Unrechten. Er kannte seine Leute. Da war alles umsonst. Nun entflammte sich der Haß in Wuth. Jetzt ging's auf praktischen Gebiete los. Samson ward in Warschau beim königlichen Rathe in Anklagestand versetzt. Auf Befehl des Königs sollte er sich vor das Rigasche Burggericht stellen, dem königliche Commissarien beigegeben wurden. Weil man aber gar nicht weiter zu untersuchen gedachte, sondern den Angeklagten ohne Vertheidigung als einen selbstverständlich Ueberführten und Verurtheilten einfach nur der Strafe zu überliefern sich anschickte, so zerfiel dieser Anschlag ohne Erfolg. Denn die Stadt ließ ihren treuen Hirten nicht fallen“ ...

In der That, Göthe hatte Recht zu sagen:

> Seltsam ist Prophetenlied,
> Doppelt seltsam, was geschieht.

Doch dreifach seltsam muß es uns gemahnen, wenn das, was geschieht, selber zum Phrophetenliede wird.

---

*) S. M. Hermann Samson. Eine kirchenhistor. Skizze vom Oberpastor Dr. C. A. Berkholz. Riga. 1856. S. 75.

fast ertragen mochte. Indeß hatte ich Gelegenheit gehabt „mein Inneres aufzuerbauen“ und nun konnte ich . . . . . in dem raschen Wechsel meiner Schicksale den Finger Gottes dankbar erkennen.

Wie oft habe ich mir im Stillen zugerufen:

„Da stehen lautlos Halm und Aeste,
Da ruht das Vöglein stumm im Neste
Und Ruh' ist überall und Ruh';
Der Du gelebt, geliebt, gestritten,
Entbehrt, genossen und gelitten,
Ein Weilchen noch, so ruhst auch Du.“

Und nun ist Alles vorüber!

Gewiß hat die allergnädigste Anerkennung in ihrem doppelten Ausdruck für mich auch einen doppelten Werth, da ich ohne Ueberhebung meiner selbst mir sagen darf, daß ich sie verdiente. Wenn ich mir jetzt vergegenwärtige, daß ich . . . . dennoch in 3 Instanzen zuletzt ehrenvoll gewann, ohne zu den gewöhnlichen Hülfsmitteln, an welchen meine heimlichen Gegner es nicht fehlen ließen, irgend Zuflucht zu nehmen; so ist mir zu Muthe wie einem Schiffbrüchigen, den aus empörter Brandung die Spiegelfläche des rettenden Hafens geborgen hält.“

Die milde, elegische Stimmung, in welche ein Triumph, der manchem Andern zu Kopf gestiegen wäre, Samson versetzte, blieb auch fortan bei jeder Rückerinnerung an das überstandene Leiden der Grundton seiner Seele. So in einem zweiten „Ergebung“ überschriebenen Gedicht aus dem Jahr 1854:

„Den, der den Himmel geschaffen, laß den auch über Dir walten,
Besser als je Du gedacht, hat er für Alle gesorgt.
Darum, drückt Dich die Noth der Erde, nur ihm in die Arme,
Denn wie der Vater den Sohn, also ja liebt er auch Dich.“

Bei solcher innern Stellung zu den Freuden und Schmerzen des Lebens dürfen wir annehmen, daß sein auch noch im Jahr 1843 erfolgter Wiedereintritt in das livländische Hofgericht weniger sein Selbstgefühl geschwellt, als seiner sinnig demüthigen Lebensanschauung neue Nahrung zugeführt haben wird. Präsident konnte er vorerst nicht werden, denn dieses Amt hatte in der Zwischenzeit einem andern würdigen Manne vergeben werden müssen. Darum betrat Samson die altbekannten Räume, den Schauplatz vielleicht seiner glänzendsten Kraftentwickelung, jetzt zunächst als im Hofgericht fungirender Landrath, doch schon nach Verlauf von sechs Jahren wurde

er stellvertretender und im Jahre 1851, nun schon 73jährig, wirklicher Präsident des livländischen Hofgerichts und hat diesem Amte mit der alten Treue bis in den October 1855 vorgestanden d. h. bis ihn die zunehmenden Gebrechen des höchsten Alters nöthigten, diesem Amte und damit zugleich dem öffentlichen Leben für den Rest seiner Tage zu entsagen.

Indem wir so den „alten Samson“, denn dies war seit Decennien seine übliche Benennung bei Alt und Jung, die Hallen seiner öffentlichen Wirksamkeit für immer verlassen und gleichsam in der Thüre, die Klinke schon in der Hand, ihn weilend glauben zurückschauen zu sehen, fühlen wir uns unwillkührlich aufgefordert, das Bild seiner Züge, seiner Haltung, seines Ganges, jenes Bild, von dessen Betrachtung wir ausgingen, uns nochmals einzuprägen, auch wohl noch einen und den andern Zug hinzuzufügen. Derselbe Freund, dem wir jene erste Skizze verdanken, soll uns auch jetzt den Pinsel führen. Er sagt über Samson:

„Im geselligen Gespräche mit den verschiedensten Alters- und Bildungsclassen entwickelte er mit großer Anmuth und Leichtigkeit einen reichen Stoff von Kenntnissen und Erfahrungen. In der Verhandlung mit Menschen, in der Handhabung von Geschäften war er ein selten erreichter Meister, der leicht zu überzeugen und über Schwierigkeiten mit großer Gewandtheit hinwegzuhelfen wußte. Er trug nie schwer an seinem umfassenden Wissen, drückte nie mit seinem überwiegenden Verstande, wußte Alles, was er sagte, in eine leichtfaßliche, anmuthige Form zu kleiden, auch einen tölpischen Gegner durch die Freundlichkeit und Feinheit seines Wesens im Zaum zu halten und mit Recht hat man von ihm gesagt: er habe immer nur ein wenig klüger geschienen als der, mit dem er sich unterhielt.... Als Leiter von öffentlichen Verhandlungen entwickelte er seine große Meisterschaft. Er ließ ruhig die verschiedenen Ansichten sich aussprechen, die Leidenschaften sich austoben, und wenn der Faden der Verhandlung recht verwickelt war, so trat er freundlich, vermittelnd, leise auf, entnahm dem einen und andern Vorredner einen prägnanten Ausdruck, combinirte Alles so gefällig und geschickt, daß jeder sich selbst zu hören glaubte und ihm beistimmte, während er eben nur seine durch die Discussion geläuterte oder befestigte Ansicht zu allgemeiner Zufriedenheit durchführte.“

Fast sprüchwörtlich war auch seine Meisterschaft in der Feder. Die ersten Keime derselben, wie seiner eminenten Geistesgaben überhaupt, hatte sein Vater geweckt und entwickelt. Oft, so pflegte er selbst zu erzählen, habe ihm der Vater ein Thema zur schriftlichen Bearbeitung aufgegeben:

phantasie- und gedankenreich wie er gewesen, habe er sich dann gehen lassen und mit vielem Wortschwall seinen Gegenstand ausgesponnen. Der Vater habe ihm dann beifällig die Arbeit zurückgegeben und ihm oft zweimal aufgetragen, dieselben Gedanken geordneter und kürzer zusammen zu fassen. Dieser Methode des Vaters verdankte er die spätere Gewohnheit, sich kurz, knapp und schlagend auszudrücken.

„Sein Tagewerk — so erzählt uns einer seiner Söhne — mit vier Uhr Morgens beginnend, hatte sich mein Vater den Tag für seine verschiedenen Studien in Stunden eingetheilt und litt, wenn er Herr seiner Zeit war, ungern Störungen. Die ersten Stunden des Morgens wurden zum Lesen eines griechischen Autors benutzt, der später einem lateinischen Platz machen mußte. Am Nachmittage beschäftigten ihn abwechselnd historische, politische oder naturwissenschaftliche Schriften, abwechselnd englische oder französische Schriftsteller. Im Sommer einige Stunden des Vormittags und Nachmittags zu Spaziergängen benutzend, gewährte ihm das Gedeihen der eigenen Anpflanzungen, der Besuch des Gewächshauses große Freude. Solche Spaziergänge wurden dann auch zur Besichtigung in Arbeit befindlicher Bauten angewandt, und gern unterhielt er sich dann mit den Meisterleuten und Arbeitern, in ihren Ideenkreis eingehend, sie und häufig auch sich belehrend."

Doch, auch abgesehen von den Stürmen des öffentlichen Lebens: nicht allezeit waren ihm die Tage so glatt und idyllisch dahingeflossen. Manchen heißen Lebensschmerz hat er durchzukämpfen gehabt. Zu einer Zeit, da er des tröstenden, erheiternden Zuspruchs einer vertrauten Lebensgefährtin wol mit am bedürftigsten gewesen sein mag, im Jahr 1838, entriß ihm eine qualvolle Krankheit seine geliebte Gattin, Maria geb. Taube von der Issen, die Tochter des Gründers des livländischen Creditsystems. Er hat sie um 20 Jahre überlebt; aber drei zu verschiedenen Zeiten entstandene poetische Nachrufe von zum Theil hoher Schönheit und tiefer Innigkeit — der letzte noch aus seinem letzten Lebensjahre — beweisen, daß die Zeit ihr Andenken in seinem Herzen nicht auszulöschen vermocht.

Fast 3 Jahre vor seinem Tode mußte er seinen jüngsten Sohn, einen Mann von trefflich ausgebildeten, seltenen Gaben des Geistes und Gemüthes, zu Grabe geleiten. Auch dieser Schlag ging ihm hart an das Leben, und gewiß um so härter, als er allezeit ein eben so zärtlicher Vater als Sohn, ein eben so treuer Leiter der Erziehung aller seiner Kinder gewesen, als er selbst von seinen Eltern treu erzogen und geleitet worden war.

Er galt, wie schon gesagt, bei ferner Stehenden für kalt, wie auch dafür, als habe er, dem öffentlichen Leben sich ganz hingebend, wenig Sinn und Gefühl für Häuslichkeit gehabt; doch hören wir darüber einen seiner überlebenden Söhne, der sich also vernehmen läßt:

„Gewohnt seine Gefühle zu beherrschen, wurde mein Vater selten von ihnen übermannt. Wer ihm aber in solchen Momenten nahe gewesen, wo die Heftigkeit der Gefühle des angelegten Zaumes spottete; wer seine Bereitwilligkeit kannte, zur Zeit der Noth den Seinigen mit Rath und That beizustehen, der könnte nie Gefühllosigkeit bei ihm annehmen .... Der vielseitig ausgebildete Verstand meines Vaters, seine Vorliebe für wissenschaftliche Bildung, für geistige Befähigung, seine sich nicht allein in seinen Dichtungen, sondern auch im gewöhnlichen Leben aussprechende lebhafte Phantasie gingen Hand in Hand mit unermüdlicher Ausdauer, ungewöhnlichem Fleiß, Einfachheit der Sitten, großer Genügsamkeit in seinen Bedürfnissen und beispielloser Nachsicht und Milde in Beurtheilung und Behandlung aller, mit denen er in Berührung kam."

Gar lieblich sollte sich ihm der Lebensabend gestalten. Auf dem alten väterlichen Gute Urbs, dem Schauplatz eigener glücklicher Kindheit, im neuen, wohnlichen Hause, wie in frühern Jahren in Lustifer von der Liebe einer Tochter, so jetzt von einem zärtlichen Sohne und dessen Gattin ehrfurchtsvoll auf Händen getragen, von Enkeln und Enkelkindern umspielt, verbrachte er die anderthalb letzten Jahre seines Lebens in still freundlicher Theilnahme an seiner Umgebung.

Wie er es früher mit seinen Söhnen gehalten, so weit der Drang seiner Amtsgeschäfte es ihm hatte gestatten wollen, so ließ er jetzt seines Sohnes jüngsten Sohn täglich zu sich kommen und seine Censur vorweisen, wobei der 80jährige Greis den Verstand seines 6jährigen Enkels durch Fragen anzuregen sich nicht allein nicht verdrießen ließ, sondern vielmehr selbst dabei Genuß zu haben schien.

Auch seine Muse war ihm treu geblieben, fast bis zuletzt. Noch vom September 1858 datiren einige seiner Gedichte.

„Einige Tage vor seinem Hinscheiden" — so schreibt sein Sohn Robert von Samson — „nachdem sich mein Vater von dem Einflusse eines Schlaganfalls theilweise erholt, äußerte er: daß er einen schweren, schweren Traum gehabt habe, Rechenschaft ablegen müssen von dem Leben, das er nun hinter sich habe, manchen Fehler zu bereuen, wie von seinem Leben, so von mancher Hoffnung nun zu scheiden habe, dabei ausrufend: „Alles muß endlich über den

Acheron." Am Abend vor seinem Tode hatte Herr Dr. Kreuzwald meinem alten Vater Gedichte von Hintze mitgebracht, die ich ihm vorlesen mußte. Körperlich ganz zusammengesunken, erglänzte ein jugendliches Feuer in seinem Auge beim Vortrage dieser launigen Dichtungen, und noch ¼ Stunde vor dem, daß er ausgelitten, als mein Bruder Gustav, nicht ahnend, daß unserm Vater die Todesstunde bereits geschlagen, sich zur Heimkehr nach Fellin rüstete, trug mein Vater mir auf, meinem Bruder einige Papiere und Bücher zur Abgabe an Herrn W. von Bock zu behändigen. Mit dem Aufsuchen dieser Gegenstände beschäftigt, traf uns der Ruf, daß wiederum ein Schlaganfall sich eingestellt habe, und bald nachdem wir herbeigeeilt, hatte der Geist den Körper verlassen." —

Halten wir hier inne! —

Eine Biographie konnte und wollte ich weder versprechen noch geben. Was ich aber versprach — ein Lebens- und Charakterbild — glaube ich gegeben zu haben, wie dürftig und flüchtig hingeworfen auch immer, so doch vielleicht hinreichend, uns Allen zu vergegenwärtigen, Wer und Welcher Reinhold Johann Ludwig Samson von Himmelstiern uns, seiner Zeit, seinem Lande gewesen; hinreichend wol auch zu der Ueberzeugung, daß wir zur Feier des heutigen Tages keinen Würdigeren jener 700jährigen ehrwürdigen Reihe der Stifter, Mehrer und Wächter deutschen Wesens in unseren Ostseeprovinzen zuzählen konnten, als Ihn, der uns und unseren spätesten Nachkommen wie kaum Einer zuvor ein Beispiel gegeben, mit welcherlei Waffen gekämpft sein will, auf daß wir nicht heute die letzte Säcularfeier der Herrschaft jenes deutschen Wesens und Lebens in diesen Landen begangen haben möchten.

Dieser Gefahr, diesem Schmerze, dieser Schmach, daß hier je der Same ausgehen sollte, den unsere Altvordern diesem Boden anvertraut, werden wir, so viel an uns ist, in dem Maße sicherer entgehen, als wir aller Willkühr, allem unzeitigen Schielen nach Neuem mannhaft und unwiderruflich entsagend, uns getragen wissen von dem hohen und heiligen Berufe, das, was uns die Väter überlieferten, unseren Kindern wiederum getreu zu hinterlassen, als unvergeudetes, weil unveräußerliches Erbe.

W. von Bock.

Der Einfluß des Küttisbrennens auf die Witterung*).

Wie großartig, gewaltig und weitumfassend auch immerhin die Phänomene, welche wir unter den Bezeichnungen Klima und Witterung zusammenfassen, sich uns darstellen mögen; wie klein und ohnmächtig auch, mit ihnen verglichen, die Wirksamkeit unseres Geschlechts erscheint; es kann dennoch nicht verkannt werden, daß letzteres in mannichfaltigster Weise in das Walten der Natur modificirend einzugreifen vermag. Ob absichtlich oder unabsichtlich, ob wohlthätig oder verderblich, ob dauernd oder momentan — genug, die Thatsache steht fest, daß das Klima einer Gegend mit bestimmt wird durch den Einfluß, welchen die Thätigkeit seiner Bewohner ausübt.

Als noch Wald und Sumpf den bei weiten größten Theil der Oberfläche Deutschlands einnahmen, wie verschieden war damals das Klima von dem heutigen! wie fremdartig treten uns die Schilderungen eines Tacitus entgegen! Wo erhält sich in seinen Ebenen jetzt noch der Schnee einen Sommer hindurch? wo werden in ihm, wie noch vor einem halben Jahrtausend, unter 100 Jahren 95 unfruchtbare gezählt?

*) Unter „Küttis“ versteht man das Abbrennen trockenen Strauchwerkes auf den Feldern, um die Asche als Düngungsmittel zu benutzen; unter „Rödung“ das Abbrennen des nach dem Niederhauen eines Waldes übrig gebliebenen Holz- und Strauchvorraths zur Verwandlung des Landes in Ackerboden. — Auf Krongütern ist nach der Domainen-Verordnung der Küttisbrand ganz verboten. D. Red.

Eben so Holland. Allen übrigen Nationen hat Gott den Erdboden verliehen, den sie bewohnen sollten: den Holländern nicht. Er gab ihnen nur ein offnes Auge, einen erfinderischen Kopf und fleißige Hände. So haben sie ihr Land den Wassern abgerungen und ihre Eroberung mit größter Energie vertheidigt und sichergestellt. Wie oft auch im lauten Sturmesgeheul das Meer seinen alten Besitz zurückfordern mochte, der Mensch hat ihn nicht nur zu behaupten, sondern auch, und noch in jüngster Zeit, ansehnlich zu vermehren gewußt, damit aber auch das Klima seines Vaterlandes in das grade Gegentheil dessen verwandelt, was es einst gewesen. Mag immerhin Salmasius seine Heimath als das Land bezeichnen, wo alle vier Elemente nichts taugen — wer sich heut darin umschaut, wird nicht geneigt sein in dieses Verdammungsurtheil einzustimmen.

Doch nicht immer hat des Menschen Hand in der bezeichneten Richtung wohlthuend gewirkt: fast noch häufiger treffen wir auf Beispiele, wo er, wenn auch unbewußt, sein eignes und seiner spätesten Nachkommen Verderben geschaffen hat und fortwährend schafft. In der ersten Zeit nach ihrer Entdeckung stiegen die Inseln des grünen Vorgebirgs zu rascher Blüthe empor; ein mildes fruchtbares Klima und ein günstiger Boden schienen sie auf immer zu verbürgen. Da faßte man den unglücklichen Entschluß, die Wälder auszurotten, um mehr Land zum Anbau zu gewinnen. Sofort blieben die Regen aus, stürmische Winde entführten die vom Hochwalde nicht mehr zurückgehaltenen wolkenbildenden Dünste — und das Land verödete rettungslos. Das einst von 30,000 Einwohnern bevölkerte Porto Praya ward zu einer Nekropole und Afrika sieht seine Continentalwüsten um eine Inselwüste vermehrt.

Gewarnt durch den Anblick dieses traurigen Schicksals haben die Bewohner der Canarischen Inseln der auch bei ihnen schon weit vorgeschrittenen Entwaldung energisch Einhalt gethan, und wer auf Lancerota ohne specielle obrigkeitliche Erlaubniß einen Baum fällt, unterliegt der Strafe eines Mörders. Und doch ist auch hier des Unheils genug schon geschehen. „Welches Hesperidenland," ruft Leopold v. Buch aus, „wäre Gran Canaria geblieben, hätte man ihm die Waldungen gelassen die einst seine Höhen bedeckten!"

Das Karstgebirg im Norden von Triest wurde schon in der Zeit der alten Römer, und später noch viel gründlicher, seines Waldschmuckes beraubt, „um den Räubern ihre Schlupfwinkel zu nehmen." Nun ja, die Räuber

sind verschwunden, unter anderm auch deshalb, weil jetzt nichts Raubenswerthes mehr dort zu finden ist. Weit und breit nur kahle dürre Flächen, die Quellen versiegt, die Regenbäche trocken gelegt — das ist das trostlose Bild der Gegenwart, und wie ganz anders sah es hier vor 2000 Jahren aus!

Daß übrigens eine umsichtige und die Localumstände berücksichtigende Lichtung und Einschränkung der Wälder auch verbessernd auf Klima und Boden wirken kann — wer mag es leugnen? Nur sind leider die Beispiele eines solchen Verfahrens nicht eben besonders zahlreich.

Genug der Belege für einen Satz, den kein Kundiger im Ernste bezweifeln wird. Das Klima eines Landes wird nicht minder durch das Thun und Treiben der Menschen, wie durch Naturgewalten verändert.

Dann aber wird die Beförderung wohlthätiger, wie die Verhinderung oder möglichste Beschränkung nachtheiliger Wirkungen, so weit beides in der Macht des Menschen steht, zur öffentlichen Angelegenheit.

Im Folgenden soll von einer solchen, bisher viel zu wenig beachteten Einwirkung, der des Küttisbrennens auf Verhinderung des Regens, die Rede sein, und ich werde versuchen diesen Einfluß nachzuweisen.

Es ist bekannt, wie namentlich in den beiden letzten Jahrzehnden bei uns über nachtheilige Dürre geklagt worden, wie einzelne Gegenden 6—7 Wochen lang alles und jedes Regens entbehrten. Eben so hat wohl Jeder die oft den ganzen Horizont umziehenden Rauchmassen bemerkt, die von der Stelle, wo ein Küttisbrand unterhalten ward, emporstiegen und mehrere Werste weit einen üblen Geruch verbreiteten. Nicht selten gaben auch diese schlecht oder gar nicht beaufsichtigten Küttisbrände Veranlassung zu Waldbränden, wie namentlich im Jahre 1858 an vielen Orten Livlands der Fall gewesen. Auch der übrige Himmel ist dann selten recht heiter, es bilden sich in der obern Atmosphäre dicke schwere Wolken, die Tage lang stehen, aber keinen Regen spenden, selbst Gewitter ohne Regen. Oder es zeigen sich einzelne Tropfen, die aber der trockne Rauch schon verzehrt, fast noch ehe sie den Boden erreichen, dem sie übrigens auch nichts helfen könnten. Es wird nicht nöthig sein, das nur gar zu bekannte Bild weiter auszumalen.

Im Folgenden mögen die auffallendsten dieser regenlosen Zeiten der letzten 8 Jahre aufgeführt werden. Doch beschränke ich mich auf den

Zeitraum vom 1. Mai bis 20. Juli, so wie auf die in Dorpat auf der Sternwarte gemachten Beobachtungen.

1852. Vom 4—16. Mai nur ein ganz kurzer Gewitterregen; Dauer der Dürre 13 Tage.

1853. Vom 5—17. Mai gar kein Regen; Dauer der Dürre 13 Tage. Vom 24. Juni bis zum 7. Juli gar kein Regen; Dauer der Dürre 14 Tage.

1854. Vom 15—26. Juni ganz trocken; Dauer der Dürre 12 Tage.

1855. Vom 28. Juni bis zum 15. Juli ganz trocken (bis auf wenige Tropfen am 10. und 12.); Dauer der Dürre 18 Tage.

1856. Keine entschiedene Dürre. Doch fielen vom 15. Juni bis zum 2. Juli nur 2 Regen; Dauer der Dürre (18) Tage.

1857. blieb der Regen nie länger als 8 Tage aus.

1858. Vom 21. Mai bis zum 15. Juni ganz trocken; Dauer der Dürre 26 Tage.

1859. In den Tagen vom 10. Mai bis zum 1. Juni nur 3 nicht bedeutende Regen; Dauer der Dürre (22) Tage.

In jedem dieser Jahre stellt eine Periode sich sehr charakteristisch heraus, die mit dem Pfingstfeste beginnt.

Vom ersten Pfingsttage an gezählt, ergeben sich folgende Resultate:

	Pfingsttag	Dauer der Regenperiode
1852	18. Mai	in 15 Tagen 7 Regen, meistens sehr stark
1853	7. Juni	in 14 „ 6 „
1854	30. Mai	in 14 „ 5 „
1855	15. Mai	in 8 „ 4 „
1856	4. Juni	in 12 „ 6 „ sehr stark
1857	26. Mai	in 7 „ 4 „
1858	11. Mai	in 11 „ 6 „ alle sehr stark
1859	31. Mai	in 10 „ 6 „

zusammen also unter 91 Tagen 44 mit Regen.

Einigemale, wie 1852, folgten auf diese Pfingstperiode eine länger Zeit hindurch reichliche, wenigstens genügende Regen; häufiger jedoch tra auch später wieder Dürre ein. — Der Pfingstsonntag selbst brachte i diesen 8 Jahren den Regen nur 3 mal; jedesmal aber kam er sehr bal nachher.

Zu noch besserer Vergleichung möge hier die Zahl der Tage mit Regen stehen, welche außer der obigen Pfingstperiode in den Jahren 1852—58 vom 1. Mai bis 20. Juli sich zeigten:

1852	in 66	Tagen	21	mit Regen
1853	in 67	„	10	„ „
1854	in 67	„	24	„ „
1855	in 73	„	14	„ „
1856	in 69	„	24	„ „
1857	in 74	„	19	„ „
1858	in 70	„	11	„ „
	486		123	

so daß hier durchschnittlich jeder vierte Tag einen Regen brachte; in der Pfingstperiode dagegen jeder zweite Tag.

Hier zeigt sich deutlich, wie die mindestens dreitägige allgemeine Unterbrechung des Küttisbrennens in Veranlassung des Pfingstfestes den Regen frei macht, so daß er sich nicht allein durch eine verdoppelte Frequenz, sondern auch meistens noch durch größere Fülle auszeichnet. Ein ähnlicher Einfluß einzelner Sonntage stellt sich nicht deutlich heraus; die Unterbrechung des Brennens ist von zu kurzer Dauer, oder fällt auch ganz aus.

Vielleicht erscheint Manchem die hier gegebene Zusammenstellung noch nicht genügend, der daraus geführte Beweis noch nicht stringent genug. Gewiß aber wird sie genügen auf einen Gegenstand aufmerksam zu machen, der für die gesammte Oekonomie unsrer Provinzen von so entschiedener Wichtigkeit ist. Findet man es vielleicht zu früh, sofort administrative Maßregeln zur Regelung des Küttisbrennens definitiv zu treffen, so ist es doch ganz gewiß nicht zu früh zu Beobachtungen und Versuchen. Die meinigen sind in Dorpat angestellt, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß auf dem Lande selbst und namentlich auf den Gütern, wo dieses Brennen in größerer Ausdehnung Statt findet, die Thatsachen noch deutlicher sprechen. In allen obigen Zusammenstellungen sind die Tage, wo nur wenige und kaum bemerkbare Tropfen fielen, nicht mitgenommen; nicht allein werden so schwache Regen häufig und namentlich in der Nacht ganz unbemerkt bleiben, sondern es ist auch am richtigsten, ein solches Tröpfeln, das augenscheinlich der Vegetation nicht im mindesten zu Statten kommt, hier gar nicht in Anschlag zu bringen.

Ich bemerke, daß auch schon in andern Gegenden diesen Einfluß

erkannt und legislative Maßregeln zur Verhinderung des Uebels getroffen worden sind. Die ausgedehnten Moorflächen des nordwestlichen Deutschlands geben fortwährend Veranlassung zu dem im Wesentlichen unserm Küttisbrennen gleichen Moorbrennen. Es war in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts, wo die dortigen Localbehörden sich veranlaßt fanden einzuschreiten, um der Willkührlichkeit und Regellosigkeit dieses Moorbrennens Schranken zu setzen; wiewol 1828 schwere Klagen über Nichtbeachtung der gesetzlichen Vorschriften wiederholt laut wurden. Es handelt sich nicht darum, einen durch die Natur der Gegend bedingten Theil der Landescultur zu untersagen, sondern nur, diejenigen Zeiten des Jahres dafür zu bestimmen, wo der Regen ohne erheblichen Nachtheil längere Zeit hindurch entbehrt werden kann, namentlich aber dieses Brennen in derjenigen Periode des Jahres, wo eine längere Dürre am verderblichsten einwirkt, ja alle Hoffnungen des Landmanns vernichten kann, streng zu untersagen.

Kaum bedarf es der Bemerkung, daß hier an ein allgemeines Naturverhältniß, was vom Küttisbrennen unabhängig der einen Zeit Trockenheit und einer andern Regen zutheilt, nicht gedacht werden kann. Gehörte Pfingsten wie Weihnachten einer sich stets gleichbleibenden Jahreszeit an, so könnte man glauben, es verhalte sich mit den erwähnten Perioden wie mit den Pankratiustagen und ähnlichen wirklichen oder doch vermutheten Eigenthümlichkeiten einzelner Zeiten. Pfingsten aber ist eine von Menschen willkührlich geordnete wandelbare Zeit, deren Spielraum 5 Wochen beträgt und die eben deshalb in keinem naturnothwendigen directen Zusammenhange mit der Witterung stehen kann.

Im Interesse des allgemeinen Besten bitte ich alle, welche durch Mittheilung von dahin gehörenden Thatsachen oder auf irgend eine andre Weise zur Aufhellung des Gegenstandes beitragen können, diese so wichtige Angelegenheit nicht unbeachtet zu lassen. Sollten dem Verfasser darauf bezügliche Beobachtungen mitgetheilt werden, so verspricht er sie eben so sorgfältig wie seine eignen zu bearbeiten und ihr Resultat der Oeffentlichkeit zu übergeben, und zwar ohne Ausschluß oder Weglassung solcher Thatsachen, welche der Ansicht des Verfassers ungünstig sind oder zu sein scheinen. Nur möge sich Niemand an vereinzelte Wahrnehmungen halten, die hier weder für noch gegen entscheiden können. Dem Verfasser kann es nicht in den Sinn kommen zu behaupten, daß es ohne Küttisbrennen niemals eine Dürre geben werde, und eben so wenig, daß es nicht auch während

desselben doch zuweilen regnen könne: Zahlen entscheiden, aber nur dann, wenn man sie richtig anzuwenden versteht, und Gewißheit kann in solchen Fällen nur erlangt werden durch zuverlässige, keiner anderweitigen Deutung mehr unterworfene Zahlenwerthe.

Möge denn also der Inhalt dieses Aufsatzes beherzigt werden von allen, denen das Wohl des Landes am Herzen liegt. Dem Verfasser aber war es Bedürfniß, seine Ueberzeugung nicht zurückzuhalten, und er glaubt, daß diese Monatsschrift, nach dem Wortlaut ihres Programmes, das geeignetste Organ für eine solche Veröffentlichung darbietet.

Dixi et salvavi animam meam.

Mädler.

Der Verkauf der Reichs-Domainen als Finanzmaßregel.

(Nach einer Monographie des Prof. Julius Mikszewicz in Kasan. Moskau 1859).

III.

In früheren Zeiten, als die Landwirthschaft noch die vorwiegende Beschäftigung der Völker bildete, galt der Besitz unbeweglichen Eigenthums fast für die ausschließliche Quelle des Reichthums und begründete durch die mannigfachen mit ihm verbundenen Rechte und Privilegien in politischer wie in socialer Hinsicht Macht und Bedeutung. Die Fürsten waren erbliche Eigenthümer umfangreicher Güter und bezogen aus denselben fast alle ihre Einnahmen. Diese Verhältnisse blieben auch noch bestehen, nachdem der Staat seinen eigenthümlichen Charakter als Erbbesitz seiner Fürsten schon aufgegeben hatte. So lange die noch nicht sehr beträchtlichen Bedürfnisse des Hofes und der Regierung vorzugsweise durch die Einkünfte der Domainen- und Apanage-Güter, die gewöhnlich einer und derselben Administrativbehörde untergeben waren, gedeckt wurden, bestrebte sich die souveraine Gewalt, den Umfang der Domainen nicht allein zu erhalten, sondern auch ihn als die Hauptstütze ihrer Macht zu erweitern. In solchem Geiste handelten Philipp der Schöne und Carl IX. in Frankreich, Ferdinand und Isabella in Spanien und die deutschen Fürsten zur Zeit

der Reformation. Mit der Vermehrung der Staatsbedürfnisse vergrößerten sich indessen die Staatsausgaben in dem Maße, daß die aus den Domainen fließenden Einkünfte zu ihrer Deckung nicht mehr ausreichten. Dies hatte zur Folge, daß die Domainen, welche ursprünglich größtentheils im Privateigenthum der regierenden Dynastien standen, nunmehr aber mit Staatsausgaben belastet wurden, den Charakter von Staatsbesitzlichkeiten annahmen. In diese Zeit fallen meist jene mannigfachen legislativen Acte über die Unveräußerlichkeit der Domainen, die noch im XVII. und XVIII. Jahrhundert überall in Europa bestanden. In England kam dieser Grundsatz in der Praxis nie zur strengen Anwendung, obschon ein Gesetz unter der Regierung der Königin Anna, in Grundlage einer in jenem Geiste abgefaßten Parlamentsacte, die Unveräußerlichkeit der Kronbesitzlichkeiten angeordnet hatte. Dagegen gelangte dies Princip in Frankreich, wo die Domainen schon früh den Charakter von Staatsbesitzlichkeiten angenommen hatten, zur vollen Entwickelung. Schon Philipp der Lange suchte die Unveräußerlichkeit der Domainen festzustellen, mehr noch Carl der Schöne und Carl IX., letzterer besonders durch das Decret von Moulins vom Jahre 1566. Dank dieser Politik repräsentirten die Domainen Frankreichs trotz der Verschwendungen der Bourbonen noch einen bedeutenden Grundbesitz, als die Gesetze über die Unveräußerlichkeit derselben durch das Decret vom 23. Nov. 1790 aufgehoben wurden. Der Grundsatz der Unveräußerlichkeit der Staatsbesitzlichkeiten setzte sich allmählig, zumal während des XVII. Jahrhunderts, auch in Deutschland fest, wo die Frage, wem eigentlich das Eigenthum an denselben zustehe, vielfache Streitigkeiten hervorrief. Zunächst erfolgten verschiedene Localbestimmungen, gemäß denen die fürstlichen Besitzungen sich in untheilbare Majorate verwandelten, bis endlich im XVIII. Jahrhundert die Unveräußerlichkeit der Domainen fast in allen deutschen Territorien durch Gesetze festgestellt war. Das sogenannte fürstliche Schatullen-Vermögen wurde indessen in Deutschland meist nicht als dem Staate gehörend angesehen, und erst in der neuesten Zeit mit Einführung von Civillisten fing dieser Unterschied an zu verschwinden. Seitdem der größte Theil der regulairen Staatsbedürfnisse durch directe und indirecte Steuern gedeckt wird, die außerordentlichen Staatsausgaben aber unter dem Einflusse der Entwickelung des Finanz- und Creditwesens vorzugsweise durch Staatsanleihen bestritten werden, hat der Grundsatz der Unveräußerlichkeit der Staatsdomainen seine Bedeutung verloren. Nicht minder hat die Staats- und Volkswirthschaftslehre auf die großen Uebelstände hinzuweisen begon-

nen, die mit der Verwaltung von Grundvermögen durch den Staat selbst verbunden sind. „In jedem großen Staate Europas," sagt Adam Smith, „würde der Verkauf der Staatsländereien eine außerordentlich große Summe Geldes einbringen, die bei einer guten Verwendung eine unvergleichlich höhere Einnahme gewähren müßte, als aus den Domainen erzielt wurde." Er ist der Ansicht, daß die schlecht cultivirten und für einen Spottpreis verpachteten Staatsländereien beim Verkaufe ein Capital eintragen könnten, das auf das 40-, 50- ja unter Umständen das 60fache des Capitalwerthes der aus ihnen fließenden Einkünfte zu schätzen wäre. „Obgleich — sagt er ferner — die Domainen-Einnahmen den Privaten scheinbar nichts kosten, so lehrt doch die Erfahrung, daß gerade diese Staatseinnahme den Unterthanen bei weitem theurer zu stehen kommt, als jede andere dem Betrage nach ihr gleiche" — eine Ansicht, die jetzt von den größten Staatsökonomen und vielen Staatsmännern getheilt wird.

In England wurde zuerst mit der Veräußerung der Staatsdomainen praktisch vorgegangen. Schon unter Elisabeth und Jacob I. wurde eine große Menge von Staatsländereien verkauft. In späteren Zeiten wurden solche Veräußerungen so oft wiederholt, daß im Jahr 1855 die Einkünfte aus den Domainen nur 281,561 Pfd. St. betrugen, d. h. 0,4 Procent der gesammten Staatseinnahme. In Frankreich trug die Veräußerung der Domainen, nachdem sie im Jahre 1790 von der gesetzgebenden Gewalt angeordnet worden, bis zum Jahre 1793 die Summe von 600 Millionen Livr. ein. Obschon diese Maßregel nicht in der geeignetsten Weise und zudem unter äußerst schwierigen Verhältnissen zur Anwendung kam, so erzielte die Regierung dennoch aus dem Verkauf der Domainen von 1790 bis 1830 mehr als 4631 Millionen Fr. Gegenwärtig sind in Frankreich so wenige Domainen vorhanden, daß ihr Ertrag im Jahre 1856 nur 2,1 Procent der gesammten Staatseinnahme ausmachte.

In Preußen wurde die Verordnung von 1713, die den Verkauf der Domainen verbot, durch das Gesetz vom 5. November 1809 abgeändert, nach welchem in vielen Fällen eine Veräußerung der Staatsbesitzlichkeiten gestattet sein sollte.

Es sei uns vergönnt, hier die eigenen Worte des Ministers Stein aus jener denkwürdigen Epoche der Wiedergeburt seines Vaterlandes anzuführen. In der von ihm verfaßten Cabinetsordre an den Geheimerath Sack vom 20. Januar 1808 heißt es:

„Daß die Veräußerung der Domainen in Rücksicht auf den Natio

nalwohlstand eine wohlthätige Operation sei, hat eine verständige Staatswirthschaft längst entschieden. Die Resultate der Erfahrung haben die Behauptungen der Theorie überall bestätigt, und die Gütercultur ist in den Ländern am blühendsten, in denen es keine Domainen giebt"..... „Was den Einwand der Unveräußerlichkeit betrifft, so beruht solcher auf irrigen Rechtsbegriffen."···· „Wenn man indeß das Princip der Unveräußerlichkeit geltend machen will, so muß man andere Hülfsmittel für die jetzige Lage des Staates substituiren und muß beweisen, daß diese Hülfsmittel der Verlegenheit eben so sicher und eben so wohlfeil abhelfen als der Domainenverkauf."···· „Die Erbverpachtung findet nach der Natur der Sache immer weniger Concurrenz als der Verkauf des freien Eigenthums."····

„Hinsichtlich der Beibehaltung der Forsten können Wir eurem···· Sentiment nicht beipflichten. Erfahrung und Theorie stehen ihm entgegen, und es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß die Klage über Holzmangel, die in Unsern Staaten so laut gehört wird, sich verlieren werde, sobald die große mit Holz nicht bewachsene Holzfläche ein Privateigenthum wird." „Die Forsten können daher vom Verkauf nicht ausgenommen werden und habt ihr auch mit der Ausmittelung ihres Ertrages vorzugehn."

Die Summe, welche der Verkauf der Domainen in Preußen eintrug, belief sich in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts auf 55²/₅ Mill. Thlr. und ist seitdem noch bedeutend gestiegen.

In Oesterreich wurden schon im Jahre 1817 viele Domainen verkauft, und wenn auch die von 1818 bis 1843 dafür erzielte Summe nicht mehr als 35¹/₂ Millionen Gulden betrug, so wurden doch allein im Jahre 1855 in Oesterreich Domainen im Werthe von 80 Millionen Gulden verkauft. Durch den so häufig wiederholten Verkauf der Domainen hat sich ihr einst sehr bedeutender Umfang in diesem Staate so sehr verringert, daß gegenwärtig die aus denselben bezogene Einnahme kaum 1 Procent der gesammten Staatseinkünfte ausmacht. Daß der Verkauf der Domainen gegenwärtig in den Staaten Europas in allgemeiner Anwendung ist, geht daraus hervor, daß die Domaineneinkünfte überall eine geringfügige Quote des gesammten Staatseinkommens ausmachen. So betrugen sie im Jahre 1856 in Sachsen 9,₅ Proc.; in Belgien weniger als 4 Proc.; in den Niederlanden 1,₈ Proc.; in Norwegen ungefähr 1 Proc.

Die Maßregel einer Veräußerung der Domainen wurde theilweise auch in Rußland versucht. Das Manifest vom 27. Mai 1810, welches

in den Jahren 1812 bis 1817 mehrfache Ergänzungen erhielt, späterhin aber vollständig aufgehoben wurde, ordnete den Verkauf der Krons-Obrokstücke und Forsten, sowie der in zeitweiligem Privatbesitz stehenden Ländereien an.*)

Es wird genügen, aus der Reihe von Thatsachen, die den Nutzen einer Veräußerung der Domainen beweisen, nur folgende hervorzuheben. In Dänemark wurden gegen das Ende der vierziger Jahre die Staatsbesitzlichkeiten so vortheilhaft verkauft, daß die reine Einnahme, welche der Staat vor dem Verkauf aus ihnen bezog, nur $^1/_2$ bis 1 Proc. der Kaufsumme ausmachte. In Spanien waren die im Jahr 1841 verkauften Domainen nur auf 33 Millionen Realen abgeschätzt worden, während ihr Verkauf 926 Millionen eintrug. In Baiern wurden im Laufe zweier Jahre für 2,350,557 Gulden Staatsdomainen verkauft; sie hatten bis dahin 51,151 Gulden oder $2^8/_{10}$ Proc. eingetragen, so daß die aus dem Verkauf gelöste Summe 45mal größer als die früher bezogene reine Einnahme ist und statt $2,_8$ Proc. gegenwärtig $4,_2$ Proc. bringt. Der Verkauf der Waldungen bot in Frankreich bis zum Jahre 1835 folgendes Resultat: 116,780 Hectaren waren für 114,297,000 Fr. verkauft worden; geschätzt waren sie auf 107,032,000 Fr., mithin überstieg der Erlös den Schätzungswerth um 7,265,000 Fr. Sie hatten eine reine Einnahme von 3,996,400 Fr. eingetragen, also $3^1/_2$ Proc. der Verkaufssumme; außerdem brachten sie, da sie nach ihrer Veräußerung der Grundsteuer unterlagen, der Krone noch 7,470,000 Fr. ein. Fügen wir diese Summe zu jener von 114,297,000 Fr., so ergiebt sich, daß die aus dem Verkauf der Forsten erzielte Staatseinnahme 121,767,000 Fr. betrug und folglich den Schätzungswerth um 14,735,000 Fr. überstieg. Selbst die damals geäußerte Befürchtung, als würde der Bestand der Waldungen durch ihren Uebergang in das Privateigenthum gefährdet werden, erwies sich in der Folge als ungegründet, da sich der Zustand der Forstwirthschaft im Gegentheil wesentlich verbessert hat. Er-

*) Was die dem Staate ausschließlich gehörenden Nutzungsrechte oder die sog. Regalien anlangt, welche in vielen Beziehungen den Staatsbesitzlichkeiten im engeren Sinne ähnlich sind, so hatten auch sie in einigen Ländern dasselbe Schicksal, wie die Domainen. So befinden sich in Frankreich und England alle Bergwerke gegenwärtig im Privateigenthum. Dasselbe findet in Belgien statt, wo nur noch die Steinkohlengruben der Krone vorbehalten sind. Auch in Baden und Würtemberg hat die Regierung sich nur wenige von ihren früheren Nutzungsrechten reservirt. Im Jahr 1849 brachte in Preußen ein Glied der Finanz-Commission ein Project ein, nach welchem nicht nur alle noch übrig gebliebenen Domainen, sondern auch sämmtliche Berg- und Salzwerke veräußert werden sollten. Schon früher, im Jahre 1847, sprachen sich beide Kammern für die Aufhebung des Salzregals aus.

wähnen wir noch schließlich, daß der Verkauf aller Staatsforsten in England und Frankreich sich als zweckmäßig bewährt hat, und daß die ausgedehnten Staatsländereien der Vereinigten Staaten Nordamerikas weder von dem Staate verwaltet, noch verpachtet, sondern einzig und allein an Private verkauft werden und dem Staate alljährlich eine bedeutende Einnahme gewähren.

Angesichts der oben angeführten Meinungen der bewährtesten Autoritäten und der Thatsachen, welche zu ihrer Bestätigung dienen, bleibt wol kein Zweifel übrig, daß die Veräußerung eines gewissen Theiles der Domainen auch für Rußland unter den gegenwärtigen Verhältnissen von bedeutendem Nutzen sein müßte. Um uns jedoch noch mehr davon zu überzeugen, wollen wir die Einwendungen betrachten, welche gegen eine solche Maßregel erhoben werden können.

Einige deutsche Gelehrte behaupten, daß große Domainen zweckmäßig seien und folglich dort nicht veräußert werden dürfen, wo die Landwirthschaft noch nicht eine solche Stufe der Entwickelung erreicht hat, daß ein höher stehender Wirthschaftsbetrieb und die freie Arbeit des Landbebauers zur Nothwendigkeit wird. Dagegen ist jedoch zu bemerken einerseits, daß es äußerst schwierig ist, bei der Landwirthschaft eines in rascher Entwickelung fortschreitenden Staates den Augenblick zu bestimmen, bis zu welchem jene oben erwähnten Bedingungen als überflüssig erscheinen und wo sie nothwendig werden; andrerseits, daß, wenn die Veräußerung der Domainen bei entwickelteren Staats- und volkswirthschaftlichen Zuständen von größerem Nutzen sein kann, als z. B. auf der Entwickelungsstufe, welche Rußland gegenwärtig einnimmt, sich hieraus nicht folgern lasse, die Veräußerung der Domainen werde Rußland unter den gegenwärtigen Verhältnissen gar keinen Nutzen bringen; endlich, daß, die Zweckmäßigkeit großer Domainen sogar angenommen, Rußland so ausgedehnte und umfangreiche Reichsbesitzlichkeiten hat, daß selbst nach dem Verkaufe eines bedeutenden Theiles derselben die Domainen noch einen sehr ansehnlichen Umfang einnehmen würden.

Es wird hin und wieder die Ansicht aufgestellt, daß der geringe Ertrag der Reichsbesitzlichkeiten nicht als Motiv zu ihrer Veräußerung dienen dürfe, da sich gegenwärtig gerade der Ertrag des Grundeigenthums und mithin sein Werth immer mehr steigere und sich folglich von einem Verkaufe der Domainen in späteren Zeiten ein bedeutend größerer Erlös erwarten lasse. Dagegen ist zu erinnern, daß diejenigen, welche aus Specu-

lation den Verkauf der Domainen aufschieben wollen, um in einer vielleicht sehr entfernten Zukunft einen höhern Erlös zu erzielen, die Nachtheile in ihre Berechnung zu ziehen vergessen, welche die Krone inzwischen zu tragen hätte, da sie aus den Reichsbesitzlichkeiten eine verhältnißmäßig ungemein niedrige Einnahme bezieht. Nehmen wir an, daß die Veräußerung der Domainen, welche nicht einmal ein volles Procent eintragen, wenn sie jetzt geschieht, dem Staate nicht mehr als 3 Proc. jährlicher Einnahme, wenn sie aber aufgeschoben wird, 4 Proc. verschaffen würde. In diesem Falle würde die Krone, die sich bisher mit weniger als einem Procent begnügen mußte, wenn sie bei der gegenwärtig gebotenen Möglichkeit 3 Proc. zu erzielen, die Veräußerung der Domainen auf eine bedeutend spätere Zeit hinaus schieben würde, Verlüste erleiden, die durch den allzu spät erlangten Vortheil, 4 Proc. statt 3 Proc. zu erzielen, nicht gedeckt würden. Zudem ist ein höherer Ertrag und größerer Werth der Landgüter nur bei gedeihlicher Entwickelung der Agricultur und der Volkswirthschaft überhaupt zu erwarten; ernstliche Fortschritte derselben sind aber ohne eine Veräußerung der Reichsdomainen, da diese eine nothwendige Vorbedingung zur Befriedigung dringender Staatsbedürfnisse bildet, nicht denkbar. Daher würde ein Aufschub des Verkaufs der Domainen entschieden nicht mehr Vortheil bringen, als die Maßregel, schon gegenwärtig vorgenommen, bietet, ja sie würde sogar aller Wahrscheinlichkeit nach unvortheilhafter sein. Es mag nicht bezweifelt werden, daß der Werth der Staatsländereien unter günstigen Verhältnissen im Laufe der Jahre steigen werde; der Werth der Privatgüter wird aber in viel gewaltigerem Maßstabe steigen und die bessere Cultur, deren sich die verkauften Domainen von Seiten der Privaten zu erfreuen haben würden, möchte der Volkswirthschaft und mit ihr der Krone, da beider Interessen nie getrennt werden dürfen, noch viel bedeutendere Vortheile gewähren.

Ebenso dürfte es noch einigem Zweifel unterliegen, ob der Grundsatz der Unveräußerlichkeit der Staatswaldungen berechtigt sei, sowie ob eine richtige Benutzung der Wälder und eine rationelle Forstwirthschaft durchaus eine Verwaltung durch die Krone erfordere.

Obgleich gewisse Rücksichten, aus denen die Forsten auch bei einer entwickeltern Landwirthschaft in der Verwaltung des Staates zu behalten sind, anerkannt werden müssen, so stehen sie doch durchaus nicht der Veräußerung eines bedeutenden Theiles der Waldungen in einem Lande, welches Ueberfluß an ihnen hat, entgegen. Zudem findet das Hauptmotiv für

die Belassung der Forsten in ihrer gegenwärtigen Stellung, nämlich der Vorzug, welcher dem Staate in Bezug auf rationelle Benutzung und Verwaltung der Waldungen zugeschrieben wird, auf Rußland keine Anwendung. Wo die Verwaltung der Staatsforsten den strengen Grundsätzen einer rationellen Forstwirthschaft gemäß gehandhabt wird oder gehandhabt werden kann, darf man zu einer Veräußerung derselben freilich nur im äußersten Nothfalle schreiten. Läßt sich dies aber von unserer Forstwirthschaft sagen oder können wir auch nur für die Zukunft, trotz aller Anstrengungen der Regierung, die gerechte Erwartung hegen, zu einer solchen rationellen Verwaltung unserer ungeheuren Forsten zu gelangen, wie sie in den Waldungen der kleineren Staaten Deutschlands und einiger anderer Länder, die im Vergleich zu den unsrigen nur Forsten en miniature genannt werden können, zu finden ist? Wir glauben diese Fragen verneinen zu müssen; denn schon die Kosten einer solchen Verwaltung würden, wenn sie auch in Rußland möglich wäre, bei dem ungeheuren Umfang und der großen Anzahl unserer Forsten deren Ertrag bedeutend übersteigen. Ueberhaupt können wir nicht eher im Ernst an die Einführung einer wahrhaft rationellen Forstwirthschaft bei uns denken, als bis die Waldungen wenigstens auf solche Dimensionen zurückgeführt sind, welche die Anwendung rationeller Grundsätze bei ihrer Verwaltung gestatten. Gegenwärtig ist aber bei uns nicht nur eine rationelle Forstwirthschaft, sondern selbst eine genügende Conservirung der Kronsforsten unmöglich. Das Interesse der Privaten ist den Kronswaldungen durchaus feindlich; jeder bestrebt sich, für sich den größtmöglichen Vortheil aus dem Kronseigenthum zu ziehen und ist zugleich überzeugt, daß dasselbe, da es fast allen Schutzes entbehrt, auf irgend einem Wege doch der Vernichtung anheimfallen müsse. Dagegen würde, falls die Krone einen größeren Theil ihrer Forsten veräußerte, dieser in dem persönlichen Interesse der kaufenden Privaten einen besseren Schutz finden, der unter der Verwaltung der Krone verbleibende aber die Einführung und Anwendung einer rationellen Forstwirthschaft ermöglichen.

Bei der Veräußerung eines bestimmten Theiles der Reichswaldungen müßten nun alle diejenigen Forsten im Eigenthum der Krone verbleiben, welche zum Schutz der Gebirgsländer gegen die Macht zerstörender Elemente, zur Befestigung von Flußufern und fliegenden Sandes, endlich zur Einrichtung von Musterfermen und landwirthschaftlichen Anstalten nothwendig sind. Diesen Anforderungen, sowie auch anderen, auf die zur Her-

stellung einer Musterlandwirthschaft nothwendigen Ländereien bezüglichen zu genügen, dürfte um so weniger schwer fallen, als nach unserem Veräußerungsproject alle Ländereien, welche gegenwärtig im Ressort des landwirthschaftlichen und des Forst-Departements stehen und viele andere überhaupt nicht zu den Reichsbesitzlichkeiten mitgerechnet wurden, als wir ihren Werth auf 4 Milliarden schätzten.

Was endlich die Ansicht betrifft, daß die Reichsdomainen eine wesentliche Stütze des Staatscredits bilden, so ist es wol augenscheinlich, daß der Staatscredit einer solchen Stütze leicht entbehren kann. Die Reichsbesitzlichkeiten waren niemals im Stande, den Cours, nicht allein des einfachen Papiergeldes, sondern selbst des durch Verpfändung der Domainen gesicherten aufrecht zu erhalten. Der Staatscredit eines Landes hängt von seiner politischen Organisation und seinen finanziellen Verhältnissen ab. Bei guter Organisation der Finanzen kann ein Staat, der fast gar keine Domainen besitzt, sich eines so ausgedehnten Credits erfreuen, wie ihn ein anderer, obgleich er sich im Besitze der umfangreichsten Domainen befindet, nicht hat.*)

Andere lassen auch die Ansicht verlauten, es dürften die Domainen nicht veräußert werden, weil sie das beste Mittel zur Belohnung für dem Staate erwiesene ausgezeichnete Dienste gewähren. Indessen kann es wol der Regierung bei gut organisirten Finanzen nicht schwer fallen andere Mittel zu diesem Zwecke aufzufinden, zumal eine vortheilhafte Veräußerung der Domainen, da sie überhaupt die Einnahme des Staats beträchtlich vergrößern würde, die Regierung auch in dieser Hinsicht vor jeder pecuniären Verlegenheit bewahren möchte.

Endlich wird auch noch der Einwand gegen die Veräußerung der Reichs-Domainen erhoben, daß die durch ihren Verkauf erzielte Summe allzuleicht wieder verausgabt werden könnte. Eine solche Voraussetzung

*) Es wird behauptet, daß die Kronsbergwerke, falls man sie an Private veräußern würde, rascher erschöpft werden könnten und daß den Privaten in der Regel hinreichende Mittel und Kenntnisse abgehen, um einen rationellen Bergwerksbetrieb herzustellen und zu erhalten. Wenn sich aber in der That erweisen sollte, daß die Privatbesitzer ihre Bergwerke zuwider den Elementen des Bergbaues ausbeuten, so könnte dieser Uebelstand leicht durch eine Oberaufsicht der Regierung, wie in vielen Ländern Europas, beseitigt werden. Uebrigens läßt sich, wo die Privatbesitzer nur einigermaßen ihre eigenen Interessen verstehen, keineswegs eine allzufrühe Vergeudung der productiven Kräfte ihrer Bergwerke befürchten. Große Capitalien aber und die nöthigen Fachkenntnisse würden jedenfalls, wenn nicht Privatpersonen, so doch Actiengesellschaften zu Gebote stehen.

wäre jedoch nur alsdann begründet, wenn die Regierung zu dieser Maßregel ohne dringendes Bedürfniß schreiten würde. Wo die Domainen aber zu dem ausgesprochenen Zwecke veräußert werden, die Mittel zur Befriedigung dringender Staatsbedürfnisse zu gewähren, wo die Regierung das Ziel vor Augen hat, das gewonnene Capital in großem Maßstabe productiv zu verwerthen, da ist man wol kaum mehr berechtigt, eine Verschwendung der aus dem Verkauf gelösten Summen zu befürchten, als der zur Deckung der Staatsschulden erhobenen Steuern, oder der für die Staatsverwaltungsausgaben und die Vertheidigung des Vaterlandes in Kriegszeiten bestimmten Fonds.

Aus dieser kurzen Uebersicht der wichtigsten Bedenken, wie sie namentlich in Deutschland gegen eine Veräußerung der Staatsbesitzlichkeiten erhoben worden, ergiebt sich, daß keine derselben, zumal in Beziehung auf Rußland, von wesentlicher Bedeutung ist. Der Vollständigkeit wegen sei hier noch der Einwurf erwähnt, daß sich bei einem Verkaufe der Domainen vielfache Mißbräuche von Seiten der Beamten befürchten lassen. Dieser Einwand scheint wenn auch nicht für Deutschland, so doch für Rußland von großem Gewicht zu sein. Sollte es aber nicht leichter sein, bei einem Verkaufe der Reichs-Domainen die gehörigen Vorsichtsmaßregeln gegen Unterschleife zu ergreifen, als wenn die Domainen in unverändertem Bestande im Besitz der Krone und unter der Verwaltung derselben Beamten verbleiben?

Uebrigens würde es selbst zur vollständigsten Befriedigung der wichtigen Staatsbedürfnisse Rußlands, auf welche früher hingewiesen worden, durchaus nicht nothwendig sein, alle Reichs-Domainen zu veräußern. Wir gedenken den Zahlenbeweis dafür zu liefern, obgleich es schwierig sein dürfte im voraus zu bestimmen, auf welche Summe sich der Erlös belaufen würde und ein wie großer Theil der Domainen zum Verkauf gestellt werden solle. Denn der Verkaufswerth, der sich erst zur Zeit des Verkaufes gestaltet, entspricht meist nicht dem durch vorläufige Schätzung festgestellten Werthe, sondern pflegt ihn um ein Bedeutendes zu übersteigen. Die Größe des Erlöses wie des Nutzens, welcher von einer Veräußerung der Reichs-Domainen zu erwarten steht, wird von der Art, in welcher diese Veräußerung vorgenommen wird, und, was damit eng zusammenhängt, von der Art der Benutzung der dadurch erzielten Capitalien abhängen. Dies ist der Gegenstand unserer Beantwortung der dritten Frage, welche wir aufgeworfen haben.

IV.

In welcher Weise ist die Maßregel einer Veräußerung der Reichs-Domainen in Ausführung zu bringen und in welcher Art sind die dadurch erzielten Staatseinkünfte zu verwenden, damit sie, den wichtigen Anforderungen der Gegenwart genugthuend, gleichzeitig dem Staate sich möglichst hoch verzinsen und außerdem noch zur Erhöhung des Volksreichthums und anderer Staatseinnahmen dienen können?

Rußland befindet sich in dieser Beziehung gegenwärtig in einer sehr günstigen Lage. Unsere Regierung kann, nachdem sie die verschiedenen Verkaufswege, die in anderen Staaten zur Anwendung gekommen sind, in Erwägnng gezogen, sich den geeignetsten auswählen und dadurch die Fehler vermeiden, welche bei dieser Operation begangen worden sind. Es würde die Grenzen dieses Artikels überschreiten und kann daher hier nicht die Absicht sein, alle Principien einer rationellen Veräußerung zu betrachten; wir begnügen uns auf drei Bedingungen hinzudeuten, die uns bei einer Veräußerung der Domainen besonderer Berücksichtigung werth zu sein scheinen.

Erstens muß dieselbe allmählig erfolgen, d. h. es darf keine zu große Zahl von Domainen gleichzeitig zum Verkauf kommen, da solchen Falles das Angebot die Nachfrage übersteigen und dadurch der Preis gedrückt werden würde.

Zweitens können, wie auch der Markt zuweilen mit Waaren überfüllt ist, die nicht nur der Quantität, sondern auch der Qualität nach der Nachfrage nicht entsprechen, auch die zur Veräußerung kommenden Domainen ihrer Qualität, d. h. ihrer Eigenthümlichkeit und ihrem Umfange nach, vielleicht nicht den localen Anforderungen der Käufer, mithin der Nachfrage entsprechen. Gewöhnlich nimmt man an, daß der Verkauf der Domainen in kleinen Parcellen vortheilhafter sei. Obgleich Manches dafür spricht, so läßt sich doch nicht behaupten, daß dieser Modus überall anwendbar und stets vortheilhaft sei. Was z. B. die Waldungen und namentlich die mit Bauholz bestandenen betrifft, so kann ein Verkauf derselben in kleinen Parcellen durchaus nicht als vortheilhaft erachtet werden, da eine gute Forstwirthschaft ausgedehntere Räume erheischt, als der Ackerbau. Daraus folgt freilich nicht, daß die Forsten nicht anders als in großen Complexen verkauft werden sollen, sondern nur, daß sie nicht

ohne die äußerste Nothwendigkeit zersplittert werden dürfen, namentlich wenn sich auch Käufer für größere Waldantheile finden, mag auch der Verkauf im Großen vielleicht einen geringeren Gewinn abwerfen, als in Parcellen. Eine Veräußerung der letzteren Art kann bei den Obrokstücken zur Anwendung kommen, welche in der Regel von geringen Dimensionen sind, sowie bei den urbaren, aber noch unbebauten Ländereien. Uebrigens würde, selbst wenn der Staat reicher an urbaren, noch unbebauten Ländereien wäre, eine Veräußerung derselben in kleinen Parcellen trotz aller finanziellen Vortheile wegen der Gefahren, die sie der Volkswirthschaft durch eine übermäßige Zersplitterung des Grundeigenthums bringen könnte, als ausschließlicher Verkaufsmodus unstatthaft sein. Da aber die Quantität der zur Veräußerung geeigneten urbaren, unbebauten Kronsländereien an Rußland verhältnißmäßig nicht groß ist, so bezieht sich die letztere Bemerkung nicht speciell auf die vorliegenden Verhältnisse.

Eine Veräußerung in kleinen Parcellen kann der Krone auch dadurch unvortheilhaft werden, daß die zersplitterten Ländereien für den Landwirth zuweilen den Werth verlieren, welchen sie vordem hatten, wodurch denn auch der Verkaufswerth herabgedrückt wird. Der entgegengesetzte Veräußerungsmodus ist im allgemeinen überall dort anwendbar, wo eine Nachfrage nicht nach kleinen Landstücken, sondern nach ausgedehnten Ländereien vorhanden ist, also namentlich in Gegenden, wo sich viele reiche Gutsbesitzer und überhaupt bedeutende Capitalisten befinden, die große Masse aber arm ist, wo mithin die Nachfrage nach ausgedehnten Landgütern beträchtlich, die nach kleinen Landstücken aber fast gar nicht vorhanden sein wird. Dagegen würde eine Veräußerung in kleinen Parcellen dort vortheilhafter sein, wo zwar Wohlhabenheit herrscht, es aber nur viele kleine Capitalisten giebt. Ueberhaupt muß bei der Veräußerung als Grundsatz gelten, daß der Verkaufsmodus nicht nach abstracten Principien einseitiger Theorien hingestellt werden dürfe, sondern daß das Angebot sich in Bezug auf den Umfang und die Natur der Ländereien nach Möglichkeit stets der durch locale Verhältnisse bedingten Nachfrage anzupassen habe. Allerdings gelangt der Umfang und die Art der Nachfrage erst auf den öffentlichen Ausbotsterminen zum Ausdruck, und zwar in dem Preise, welchen die Käufer für die Domainen gezahlt haben; es giebt indessen mannigfache Mittel, um schon vorher mehr oder minder den Charakter und die locale Färbung der Nachfrage zu erkennen und darnach die entsprechenden Maßregeln in Betreff des Verkaufsmodus zu ergreifen. Eine Veröffentlichung detaillirter

Angaben über Anzahl und Größe der im Laufe der letzten Jahre in den verschiedenen Gouvernements verkauften privaten Landgüter könnte zu diesem Zwecke ein reiches statistisches Material bieten.

Die dritte, nicht minder wichtige Bedingung eines günstigen Resultates der Veräußerung besteht in der Art, wie die Einzahlungen für die verkauften Domainen geschehen sollen. Zu vortheilhafte Verkaufsbedingungen würden Viele verleiten, Güter für Summen zu erstehen, die ihre Kräfte übersteigen, und nicht nur für sie, sondern auch für den Staat verderbliche Folgen nach sich ziehen, da die Interessen des letzteren durch die Nichteinhaltung der Zahlungstermine unzweifelhaft gefährdet werden würden.*) Ebenso können aber auch zu strenge Bedingungen in dieser Beziehung nachtheilige Folgen herbeiführen; namentlich würde alsdann die Concurrenz der Käufer bedeutend geringer sein. Beispiele solcher strengen und daher für den Verkauf ungünstigen Bedingungen haben wir 1811, besonders aber 1836 in Preußen gesehen. Im letzteren Jahre verlangte die preußische Regierung bei Veräußerung von Domainen, deren Werth 400 Thaler überstieg, ein Drittheil des Kaufpreises sofort bei Uebergabe der Ländereien, das zweite Drittheil nach einem Jahr und das letzte nach Verlauf von zwei Jahren, bei Veräußerung von Domainen im Werthe von weniger als 400 Thalern mußte die eine Hälfte der Summe bei Tradition des Landstückes, die andere nach Verlauf eines Jahres bezahlt werden. Die Folge dessen war, daß sich Käufer nur für äußerst billig veranschlagte Domainen fanden. In Rußland wurde in Grundlage des Manifestes vom 27. Mai 1810 der Verkauf von Krons-Obrokstücken, Waldungen und in zeitweiligem Privatbesitz befindlichen Ländereien in der Art bewerkstelligt, daß die Kaufsummen im Laufe von fünf Jahren eingezahlt und bis zur Bezahlung verzinst werden mußten.

Die Krone kann die Concurrenz mit den Privatpersonen, welche ihre Güter gleichzeitig verkaufen, nur dann aushalten, wenn sie sich den Zahlungsbedingungen, wie sie nach den localen Gewohnheiten unter Privaten beim Verkaufe von Landgütern üblich sind, fügt; dagegen wird sie stets im Nachtheil sein, wenn sie die Bedingungen, an welche sich das Publicum gewöhnt hat, keiner Beachtung würdigt. Unter den geschilderten Verhältnissen pflegt sich eine Classe von Speculanten hervorzuthun, welche, bei

*) Dieser allgemeine Satz hat in Rußland übrigens eine wichtige Ausnahme, auf welche wir weiter unten zurückkommen werden.

geringer Nachfrage nach Kronsländereien, aus den von der Regierung gestellten, unpraktischen Bedingungen Nutzen ziehen; sie kaufen die Domainen auf den öffentlichen Ausbotterminen zu billigen Preisen, um sie dann später, in die von anderen Kaufliebhabern in Betreff der Zahlungstermine verlangten Erleichterungen willigend, mit Gewinn weiter zu verkaufen. Uebrigens ist, wie die Geschichte der Domainen-Veräußerungen lehrt, die Aufstellung richtiger Principien für den Modus der Einzahlung des Kaufpreises für die Domainen eine äußerst schwierige Aufgabe.

Der Erfolg einer Veräußerung der Domainen hängt auch davon ab, an wen dieselben verkauft werden. Diese Frage steht aber wieder mit einer anderen und zwar der wichtigsten in engem Zusammenhange: welche Verwendung der Kaufsumme die Staatseinkünfte am meisten zu vermehren geeignet sei? Wenn die Domainen im öffentlichen Ausbot verkauft werden, so müßten im Interesse der Herbeiführung einer möglichst großen Concurrenz von Käufern Personen aller Stände zur Theilnahme zugelassen werden. So begründet diese Rücksicht auch ist, so sind wir doch der Ansicht, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine Betheiligung der Gutsbesitzer beim Ankaufe der Domainen dem Staate aus nachfolgenden Erwägungen besonders vortheilhaft wäre.

Eine erfolgreiche Veräußerung umfangreicher Immobilien setzt die Existenz bedeutender freier Capitalien bei der Nation voraus; mangelt diese Bedingung, so verlangen die Käufer Zahlungsaufschub und andere Erleichterungen, die den Gang der ganzen Operation verzögern. Die Zahl freier Capitalien ist zwar wie bekannt in Rußland sehr gering; dagegen werden die Gutsbesitzer, falls der Auskauf der Bauerländereien zur Ausführung kommt, als Eigenthümer des Capitales, welches die den Bauern abzutretenden Ländereien repräsentiren, ein Forderungsrecht auf eine ungeheure Auskaufssumme und dadurch bedeutende und zugleich die sichersten Zahlungsmittel in Händen haben. Sobald die Regierung den Auskauf des Bauerlandes übernimmt, wird sie Schuldnerin der Gutsherrn. Daher würde es beim Verkaufe der Domainen den Gutsbesitzern gegenüber keiner Zahlungserleichterungen bedürfen, indem die Krone das schon vorher durch die an die Bauern abgetretenen Ländereien empfangene Capital als Kaufpreis für die Domainen ansehen kann, so daß der Verkauf derselben für die Gutsbesitzer keine andere Bedeutung haben würde, als die der Tilgung eines Theiles der Schuld des Staates an sie vermittelst eines Umtausches der Bauerländereien gegen Kronsländereien oder, was dasselbe ist, vermit-

telst einer Einlösung der den Gutsbesitzern von der Regierung ausgestellten Obligationen durch Reichsdomainen.

Betrachten wir jetzt diese Verhältnisse von einem anderen Gesichtspuncte. Die Krone würde einerseits Schuldnerin der Gutsbesitzer werden, andrerseits aber von den ehemaligen Privatbauern eine Auskaufssteuer zur Zinsenzahlung und Tilgung der Schuld erheben, deren Betrag, 4 Rub. S. auf den Kopf gerechnet, 43,318,048 Rub. S. ausmachen würde. Bei dem gewaltigen, eine Milliarde Silberrubel übersteigenden Betrage der Auskaufssumme würde die Krone augenscheinlich durch eine solche Steuer nicht die geringste Vermehrung ihrer Einkünfte herbeigeführt sehen, vielmehr genöthigt sein anderweitige Mittel zur Bestreitung der ungeheuren, durch den Auskauf veranlaßten Ausgaben, ausfindig zu machen. Ganz anders wird sich das Verhältniß aber gestalten, wenn die Gutsbesitzer die an ihre Güter gränzenden Kronsländereien, Obrokstücke und Forsten ankaufen; denn je mehr sich dadurch die Auskaufssumme wie der Betrag der Zinsen derselben verringert, desto bedeutender wird die durch den frei werdenden Theil der Auskaufssteuer erzielte Einnahme der Krone werden. Eine Steuer, die sonst kaum für die Zahlung der Zinsen der Auskaufssumme hingereicht haben würde, wird durch Verringerung der letzteren und entsprechende Ersparung an Renten eine verstärkte Tilgung der Capitalschuld ermöglichen oder auch zur Befriedigung anderweitiger Staatsbedürfnisse verwandt werden können. Je rascher sich die aus dem Auskauf der Bauerländereien originirende Schuld verringert, desto eher wird die Krone im Stande sein, über den ganzen Betrag der Auskaufssteuer als einen reinen Zuwachs der Staatseinkünfte frei zu verfügen und desto eher wird es auch möglich sein, den Betrag dieser Steuer herabzusetzen und die ehemaligen leibeigenen Bauern hinsichtlich der Besteuerung den übrigen Ständen gleichzustellen.

Die Veräußerung der Domainen wird zwar in jedem Falle große Vortheile gewähren, mögen sie nun von Gutsbesitzern oder von sonstigen Käufern erworben werden. Indessen würde die Betheiligung der Gutsbesitzer, als der Gläubiger der Krone, unmittelbar zu einer raschen Verringerung der Auskaufssumme und zur Verminderung der Zahl der zu emittirenden Obligationen führen, welches letztere Moment namentlich für die Solidität des Marktes und die Aufrechterhaltung des Courses der Staatspapiere von großer Wichtigkeit wäre. Endlich würde die Veräußerung der Domainen an die Gutsbesitzer, da sie mit dem Auskaufe der Bauer-

ländereien mehr oder weniger zusammenfällt, einigen Einfluß auf die Ermäßigung der Preise für die den Bauern abzutretenden Ländereien üben; denn die Gutsbesitzer, in deren Interesse es liegt, die an ihre Güter grenzenden Kronsländereien wohlfeil an sich zu bringen, werden genöthigt sein, dem entsprechend auch die Bauerländereien abzuschätzen, falls dieselben von gleicher Qualität mit den Kronsbesitzlichkeiten sind und mit ihnen dieselben localen Verhältnisse theilen.

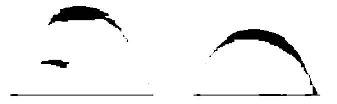
Das sind die Gründe, welche eine Theilnahme der Gutsbesitzer beim Ankaufe der Domainen besonders wünschenswerth machen. Es fragt sich nun, ob auf eine beträchtliche Betheiligung derselben dabei gerechnet werden könne? In den Gegenden des Reichs, wo die Güter nur von kleinem Umfange sind, würden die Gutsbesitzer, nachdem sie einen beträchtlichen Theil ihrer Ländereien an die Bauern abgetreten, den Mangel an Land schwer empfinden, daher denn ihre Besitzungen durch Erwerbung der angrenzenden Kronsländereien, Forsten und Obrokstücke gern erweitern. Dies würde den Gutsherrn die Möglichkeit gewähren, einen Theil der Bauerhöfe (krestjanskija ussad'by), selbstverständlich mit Einwilligung der betheiligten Bauern, auf die neuerworbenen Ländereien überzuführen; auch würden die Gutsbesitzer sich alsdann mit solchen Zweigen der Landwirthschaft beschäftigen können, welche keine bedeutenden Arbeitskräfte erfordern, wie Forstwirthschaft, Viehzucht u. s. w. Allerdings würden die weniger wohlhabenden Gutsbesitzer in Folge der Reform der Bauerverhältnisse und der dabei unvermeidlichen Umwälzungen in der Organisation der Gutswirthschaft wegen baarer Capitalien in Noth sein und dreiprocentige Obligationen auf kleinere Summen mehr Werth für sie haben als neuer Landerwerb. Die wohlhabenderen Gutsbesitzer ferner und die Inhaber von großen Obligationen (welche im Vergleich zu den auf kleinere Summen ausgestellten einen weniger beweglichen Charakter haben und auf deren baldige Ziehung bei einer verhältnißmäßig langsamen Tilgung nicht gerechnet werden kann) werden ferner gewiß sehr gern die Kronsbesitzlichkeiten an sich bringen, da der Ertrag der letzteren selbst bei der einfachsten Wirthschaft sich auf mehr als drei Procent belaufen wird. Zieht man dies alles in Erwägung, so scheint auf eine starke Betheiligung der Gutsbesitzer beim Ankauf der Domainen gerechnet werden zu dürfen. Dieselbe würde in noch weit größerem Maßstabe zu Tage treten, wenn mit der Veräußerung der Domainen einige Jahre vor dem Auskauf der Bauerländereien begonnen würde. In diesem Falle würde der Staat — selbst wenn er seine Lände-

reien den Gutsbesitzern unter den vortheilhaftesten Bedingungen für diese abträte, z. B. auf Schuld unter Verpfändung der späterhin den Bauern abzutretenden Ländereien oder, genauer gesagt, auf Abschlag des dereinstigen Loskaufs der Bauern im Tausch gegen die Ländereien, welche den Bauern abzutreten sind, wobei der Staat sich bis zum Zahlungstermin mit einer mäßigen Rente von dem Kaufschilling für die den Gutsbesitzern abgetretenen Ländereien begnügen müßte — nicht nur nichts verlieren, sondern sogar noch einen bedeutenden Gewinn haben, indem die Gutsbesitzer, durch die vortheilhaften Kaufbedingungen angezogen, massenhaft in ein wohlgeordnetes Schuldverhältniß zur Krone treten würden, da diese im entscheidenden Momente des Auskaufs der Bauerländereien für ihre Forderung durch die an die Bauern abgetretenen Ländereien befriedigt wird und in Folge dessen einen beträchtlichen Theil der von den Bauern zu leistenden Auskaufssteuer als eine reine Vermehrung ihrer Einkünfte betrachten kann.

Wenn den Gutsbesitzern aus solchen Erwägungen einiger Vorzug vor den übrigen Käufern gewährt werden muß, so darf ihnen doch dieser Vorzug nicht unbedingt zugestanden werden, sondern nur insoweit, als der Werthbetrag der von ihnen gekauften Domainen den Beitrag der den Bauern abgetretenen Ländereien nicht übersteigt und insoweit folglich diese Operation sich nicht sowohl als ein Kauf, wie als ein Tausch von Kronsländereien gegen Bauerländereien darstellt. Zur Bewerkstelligung eines solchen Tausches muß eine bestimmte Frist angesetzt werden, zur Herbeiführung der Concurrenz zwischen den Gutsbesitzern sind aber öffentliche Ausbottermine anzuberaumen. Wenn Gutsbesitzer auf diesen ausschließlich für sie anberaumten Ausbotterminen nicht erscheinen oder Kronsländereien über den Werth des von ihnen den Bauern abgetretenen Landes hinaus zu erstehen wünschen, so sind sie auf die öffentlichen Ausbottermine zu verweisen, die für Käufer jeden Standes, namentlich auch für die Reichs-Apanage-Bauern anzuberaumen sein werden*).

In Betreff der sonstigen Concurrenten wäre nur zu bemerken, daß dem Käufer, welcher einen höheren Preis bietet oder von dem vorzugsweise eine gute Bewirthschaftung der erstandenen Ländereien erwartet werden kann, bei der Versteigerung der Vorzug gegeben werden müßte. Von der

*) Auf solche Weise würde der Verkauf urbarer, jedoch unbebauter Ländereien an diese Bauern ihnen diejenigen Vortheile gewähren, deren sie sonst durch das Aufhören der Vertheilung dieser Ländereien, wie sie vor der Veräußerung gebräuchlich war, verlustig gehen würden.



Veräußerung gewisser Immobilien, namentlich der Forsten, besonders der mit Bauholz bestandenen in den Gouvernements, die daran Ueberfluß haben, wäre es wünschenswerth, daß sie nicht an einzelne Private, sondern an Gesellschaften erfolgte*). Da eine zweckmäßige Benutzung solcher Liegenschaften meist keine willkührliche Zersplitterung zuläßt, mithin einen Verkauf in großen Complexen erfordert, so setzt ihr Ankauf bedeutende Capitalien voraus, die sich selten in den Händen eines Einzelnen finden, durch Association aber mit Leichtigkeit zusammengebracht werden können. Die Veräußerung solcher unbeweglichen Güter an Gesellschaften würde auch noch den Vortheil gewähren, daß in den Statuten solcher Compagnien Bedingungen festgesetzt werden können, welche einzelnen Personen nicht füglich auferlegt werden mögen, deren Erfüllung zu controliren aber noch schwieriger wäre. Die Bildung derartiger Gesellschaften mit wohldurchdachten Statuten würde nicht nur den Actionären, sondern auch dem ganzen Lande von großem Nutzen sein; namentlich ließe sich erwarten, daß sie die Waldungen conserviren und sie durch Einführung einer geregelten Forstwirthschaft, durch Belebung des Holzhandels und anderer Forstindustriezweige verwerthen, daß sie ganze Landstriche durch eine rationelle Behandlung der Forsten, welche bisher wegen ihrer Unzugänglichkeit unbenutzt dastanden, heben, die Verbindungswege durch Flußcorrectionen und Anlegung von Canälen und neuen Wegen, wo es ihr Interesse erfordert, verbessern werden. Ferner lassen sich von diesen Compagnien Vervollkommnungen im Bau der See- und Flußfahrzeuge, sowie die Errichtung technischer Anstalten in waldreichen Gegenden hoffen, z. B. von Holzsägemühlen, von Pottasche-, Terpentin- und ähnlichen Fabriken; endlich aber könnten diese Actien-Gesellschaften der Entwickelung des Holzhandels, der Verbreitung von Kenntnissen über die Forstwirthschaft, den Holzhandel, die Holzindustrie u. s. w. förderlich sein. Abgesehen von dem beträchtlichen Erlöse beim Verkauf der Forsten würde der Staat auch an den Zolleinkünften gewinnen, da diese durch den gesteigerten Holzexport und die in Folge dessen eintretende Erhöhung des Imports ausländischer Producte zunehmen würden; auch würde die Krone fortan ihren eigenen Holzbedarf billiger befriedigen können. Die Errichtung solcher Compagnien ist vorzugsweise für waldreiche Landstriche von der größten Wichtigkeit, wo es aber wenig Forsten, namentlich wenig Bauholz giebt, mögen sie auch an einzelne Gutsbesitzer in Grundlage be-

*) Dasselbe gilt auch von den Bergwerksbetrieben, falls sich die Regierung zu einer Veräußerung derselben entschließen sollte.

stimmter Bedingungen mit Vortheil verkauft werden. Uebrigens läßt sich, je weniger drückende Bedingungen die Statuten dieser Compagnien enthalten, desto rascher auf einen Zufluß ausländischer Capitalien hoffen, der ebensowol für einen günstigen Erfolg der Veräußerung der Domainen, als im Interesse der Volkswirthschaft überhaupt wünschenswerth ist.

Endlich müssen auf allen diesen Ausbotterminen die von uns vorgeschlagenen, den Gutsbesitzern für die abzutretenden Bauerländereien auszureichenden dreiprocentigen Obligationen statt baaren Geldes entgegengenommen werden. Auf solche Weise würden diese Obligationen nicht durch die Auskaufssteuer allein getilgt werden und ihr Cours würde sich demgemäß hoch halten können. Daß ein solches Zugeständniß allein, ohne Veranstaltung von Ziehungen, nicht ausreicht, um den Cours aufrecht zu erhalten, unterliegt keinem Zweifel; eine Menge von Beispielen aus der Finanzgeschichte verschiedener Staaten liefert hiervon den Beweis. Mit Ziehungen verbunden kann eine derartige Bestimmung aber von mächtiger Wirkung sein.

Was die productive Verwendung der durch den Verkauf der Domainen einfließenden Geldsummen betrifft, so dürfte die Bestimmung derselben zur Befriedigung der gegenwärtigen Bedürfnisse Rußlands und namentlich zum Auskauf der Bauerländereien dem Staate unberechenbare Vortheile bringen. Selbstverständlich würden diese Vortheile um so rascher an den Tag treten, je erfolgreicher die Veräußerung selbst zu Stande kommt und ein je größerer Theil des erzielten Erlöses zur Befriedigung jener Bedürfnisse der Gegenwart verwendet wird.

Die allmählige Veräußerung der Domainen und die Befriedigung der erwähnten Bedürfnisse darf nicht von einander getrennt werden; in dieser Verbindung kann sich der Verkauf der Domainen gerade als eine zu großartiger Erweiterung der Staatseinkünfte und des Volksreichthums führende Maßregel erweisen. Die weitgreifenden wohlthätigen Folgen der vorgeschlagenen Maßregel lassen sich theils als directe, theils als indirecte bezeichnen.

Die ersteren bestehen vor allem darin, daß wenig einträgliche Ländereien des Staates durch ihren Uebergang in das Privateigenthum bedeutend ergiebiger werden*), mithin den Volksreichthum, die Hauptquelle der

*) Die im Privatbesitz stehenden Ländereien tragen in Rußland bei der einfachsten Wirthschaft oft 8 Procent ein, während die Reichsdomainen der Krone nicht einmal 1 Procent bringen.

Staats-Einkünfte vermehren; andrerseits wird der im Besitze der Krone verbleibende und auf geringere Dimensionen zurückgeführte Theil der Domainen eine größere Einnahme, als bisher abwerfen, indem durch die Verminderung der gegenwärtig allzu umfangreichen Domainen die Verwaltung derselben leichter, besser und billiger werden wird; endlich wird die Veräußerung der Domainen der Krone finanzielle Mittel gegen eine Zerrüttung der Finanzen und das Sinken des Staatscredits gewähren. Alle diese Vortheile werden ohne das geringste Opfer von Seiten des Staates gewonnen; denn die Krone erhält nicht nur durch den Verkaufserlös den ganzen Capitalwerth der Ländereien bezahlt, sondern sie geht auch nach geschehener Veräußerung des Rechtes nicht verlustig, diese Ländereien mit denjenigen Abgaben und Steuern zu belasten, welche vom privaten Grundbesitz erhoben zu werden pflegen. Allerdings wird die Einnahme, welche die Krone aus den Reichsbesitzlichkeiten vor deren Veräußerung bezog, nach dem Maßstabe, in welchem der Verkauf zur Ausführung kommt, geringer werden; diese Einbuße wird aber durch die mit dem Verkauf verbundenen directen Vortheile, der indirecten nicht zu erwähnen, reichlich aufgewogen werden.

Wenn die directen Folgen einer Veräußerung der Reichsdomainen schon so beträchtliche Vortheile gewähren, so dürften diejenigen noch höher anzuschlagen sein, welche sich mittelbar, d. h. durch angemessene Verwendung des Verkaufserlöses ergeben würden. Wir haben bereits früher bemerkt, daß, falls die zum Auskauf der Bauerländereien nöthige Summe beträchtlich wäre, d. h. 1,082,951,200 Rubel bis 1,299,541,440 Rubel, oder im Durchschnitt 1,191,046,320 Rubel, die Emission dreiprocentiger Obligationen und die Anwendung anderer Credit-Operationen, die bei einem geringeren Betrage der Auskaufssumme ganz an ihrer Stelle wären, schwer auszuführen sein würden und daß die von den Bauern zu erhebende Auskaufssteuer kaum zur Bezahlung der Zinsen und zur Tilgung der behufs des Auskaufes contrahirten Staatsschuld hinreichen, geschweige denn die Staatseinnahme vergrößern würde. Mit dem Verkauf der Domainen, theils in Form eines Tausches gegen die Bauerländereien, theils im öffentlichen Ausbot und mit der Verwendung des Erlöses zum Auskauf verändert sich aber alles und das früher Unausführbare wird möglich.

Ungeachtet ihrer ursprünglichen colossalen Größe kann die auf den Auskauf der Bauerländereien zu verwendende Summe durch den Verkauf der Domainen in kurzer Zeit auf ein solches Maß zurückgeführt werden,

daß die Emission von Obligationen und deren baldige Einlösung vermittelst einer den Bauern auferlegten Abgabe und des durch den Verkauf der Domainen erzielten Erlöses auf keine Hindernisse stoßen und die Anwendung verschiedener finanzieller Operationen zulässig werden wird, so daß der Auskauf bedeutend rascher vollendet sein und billiger zu stehen kommen wird, als wenn er nur durch die Auskaufssteuer und den Verkauf der Domainen bestritten werden müßte.

Die für den Auskauf der Bauerländereien oben angenommene Durchschnittssumme von 1,191,046,320 Rubel würde bei einem jährlichen Betrage der von den Bauern zu zahlenden Auskaufssteuer von 43,318,048 Rubeln Silber zu ihrer Tilgung vermittelst dreier Ziehungen in jedem Jahre 177,$_{11}$ Ziehungen, also 59 Jahre erfordern. Zur Bezahlung der Zinsen und zur Tilgung der Schuld würde im Laufe dieser Zeit eine Ausgabe von 2,555,764,832 Rubeln nöthig sein. Nehmen wir nun an, daß die Gutsbesitzer, durch vortheilhafte Kaufbedingungen bewogen, noch vor Emission der Obligationen Domainen für den Werth von 391,046,320 Rubeln erstehen, so würde der übrig bleibende Theil der Auskaufssumme nur 800 Millionen Rubel betragen. Dies würde von entscheidender Wichtigkeit sein, da die Emission dreiprocentiger Obligationen für diese Summe weit eher ermöglicht werden kann, als im andern Falle, und die Tilgung aller Obligationen auf dem von uns angenommenen Wege einer Auskaufssteuer Seitens der Bauern nun nicht mehr 59, sondern nur 27 Jahre erfordern würde, d. h. 81,$_{16}$ Ziehungen. Zur Deckung der ganzen Auskaufssumme nebst den Zinsen wären alsdann 1,170,453,657 Rubel Silber nöthig, mithin 1,385,311,175 Rubel weniger, als nach der ersten Berechnung.

Wenn ferner, nachdem die Auskaufssumme auf 800 Millionen reducirt worden, alljährlich Reichs-Domainen für die Summe von circa 27 Millionen R. S. an Personen jeden Standes verkauft werden, so würde dieser Erlös nebst den 43 Millionen, welche die Auskaufssteuer einträgt, die Gesammtsumme von 70 Millionen Rubeln ergeben. Von dieser Summe können 10 Millionen zur Befriedigung anderer Bedürfnisse unserer Zeit verwendet werden; und wenn alsdann die übrigen 60 Millionen zur Einlösung der dreiprocentigen Obligationen verwendet werden, so wird die gänzliche Tilgung der 800 Millionen schon in 51,$_{84}$ Ziehungen, also in 17 Jahren und einem Monat erfolgen; an Domainen würde in dieser Zeit für den Betrag von 455,823,246 Rubeln Silber verkauft und zur

Bezahlung der Schuld im Ganzen 1,026,600,000 Rubel verwendet werden, also um 143,853,657 Rubel weniger, als im erstangenommenen Falle. Wenn aber der ganze Betrag des jährlichen Erlöses aus dem Domainenverkauf und der Auskaufssteuer auf die Tilgung der Schuld von 800 Millionen verwendet wird, so würde die Einlösung aller Obligationen nur $42_{,20}$ Ziehungen oder 14 Jahre und einen Monat erfordern und zur Bezahlung wären nur 984,000,000 Rubel zu verausgaben, eine weitere Ersparniß also von 42,600,000 Rubeln. Im Laufe dieser Zeit würden Domainen im Betrage von 373,547,328 Rubeln verkauft werden, und rechnet man den Werthbetrag derjenigen Domainen hinzu, welche nach unserer Annahme gleich anfangs von den Gutsbesitzern erstanden werden würden, so erhalten wir einen Gesammtbetrag von 764,893,648 Rubeln, was nicht viel mehr als $^3/_{16}$ des von uns auf 4 Milliarden angeschlagenen Capitalwerthes der Reichs-Domainen ausmacht.

Wenn der Staat die Schuld der Gutsbesitzer an die Creditanstalten im Betrage von 430 Millionen übernimmt und für den Rest jener 800 Millionen, also für 370 Millionen dreiprocentige Obligationen emittirt, so würden diese letzteren mit alleiniger Hilfe der Auskaufssteuer und nach Abrechnung der den Creditanstalten gebührenden $1^1/_2$ Procent, in 36 Ziehungen d. h. in 12 Jahren eingelöst sein. Nach Einlösung der Obligationen wird die Schuld an die Creditanstalten bei alljährlicher Erhebung derselben Steuer von den Bauern in $32_{,32}$ Ziehungen oder in 10 Jahren und 9 Monaten getilgt und zur Bezahlung dieser Schuld 466,535,377 Rbl. zu verwenden sein.

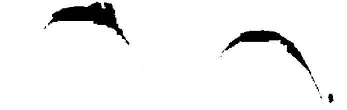
Wenn auch im Fall der Uebernahme der Schuld der Gutsbesitzer an die Creditanstalten durch den Staat noch alljährlich Domainen für den Betrag von circa 27 Millionen verkauft und von dem Ertrage der Auskaufssteuer auf die Befriedigung anderer Bedürfnisse 10 Millionen verwendet werden, der Rest aber nebst dem aus dem Verkaufe erzielten Erlöse, im Ganzen also 60 Millionen, zur Bezahlung der Obligationsschuld von 370 Millionen angewandt wird, so ist die Tilgung derselben, nach Abzug der den Creditanstalten gebührenden $1^1/_2$ Procent, in $23_{,34}$ Ziehungen oder 7 Jahren und 9 Monaten vollendet; wird aber der ganze jährliche Erlös aus dem Verkauf der Domainen nebst der gesammten Auskaufssteuer (also 70 Millionen jährlich) auf die Einlösung der Obligationen verwendet, so ist dieselbe in $19_{,29}$ Ziehungen d. h. in 6 Jahren und 5 Monaten beendet. Die Schuld an die Creditanstalten ist, wenn 60

Millionen zu diesem Behufe jährlich bestimmt werden, in 6 Jahren und 7 Monaten getilgt und zur Bezahlung derselben sind 456 Millionen erforderlich; wenn aber alle 70 Millionen darauf verwendet werden und die Einzahlungen dreimal im Jahre erfolgen, so ist die Schuld in 6 Jahren und 6 Monaten getilgt, während die Gesammtausgabe alsdann 452,200,000 Rubel beträgt.

So zeigt sich uns denn, daß die Veräußerung der Domainen der mächtige Hebel ist, der uns mit verhältnißmäßig geringer Kraftanstrengung eine Last in Bewegung zu setzen hilft, die sonst der äußersten Anstrengung des Staates nicht weichen würde.

Es bleibt uns nur noch übrig, einige Andeutungen in Bezug auf die Befriedigung der sonstigen Zeitbedürfnisse, außer dem Auskauf der Bauerländereien, zu geben. Wir sahen vorhin, daß mit Rücksicht auf den Erlös der Domainen 10 Millionen von dem Ertrage der Auskaufssteuer zur Befriedigung dieser anderweitigen Bedürfnisse bestimmt werden können. Wird die ganze Auskaufssteuer, die nach unserer Berechnung mit dem Erlöse aus dem Verkauf der Domainen zusammen einen Einlösungsfonds von 70 Millionen jährlich ergeben würde, zu diesem speciellen Zwecke verwendet, so würde freilich zur Befriedigung der erwähnten Bedürfnisse nichts übrig bleiben; da aber diesen Falles die Einlösung der Obligationen ungemein rasch beendet wäre, so könnte späterhin der volle jährliche Erlös aus dem Verkauf der Domainen jenen anderweitigen Zwecken zugewendet werden. Nach dem Abschluß der ganzen Einlösungs-Operation, d. h. nach Bezahlung der Schuld bei den Creditanstalten, würde wiederum die ganze Auskaufssteuer der ehemaligen Leibeigenen eine reine Einnahme des Staates bilden, dieselbe mithin, wenn alsdann auch mit dem Verkaufe der Domainen innegehalten werden sollte, der Krone ausreichende Mittel zur Hebung des Volksunterrichts, zur Verbesserung der Wegecommunication und zur Erhöhung der Beamtengagen gewähren. Von nicht geringerer Wichtigkeit ist es endlich, daß nach günstiger Beendigung der Einlösungs-Operation und nach erfolgter Tilgung der bei den Creditanstalten contrahirten Schuld die Auskaufssteuer gänzlich abgeschafft und statt derselben eine allgemeine, gleichmäßige Grundsteuer eingeführt werden kann. Diese dürfte, ohne Belastung der Zahlungspflichtigen, eine Summe ergeben, welche die Auskaufssteuer bei weitem übersteigt.

Ohne die Veräußerung von Domainen kann so wichtigen Anforderungen der Zeit, wie der Auskauf der Bauerländereien und die übrigen



von uns erwähnten, nicht Genüge geleistet werden. Bedarf es aber bei der gegenwärtigen Lage Rußlands noch der Hervorhebung der Dringlichkeit jener Anforderungen? der Hinweisung auf die unzähligen wohlthätigen Folgen für Rußlands geistige, sittliche, sociale und politische Zukunft, die davon abhängen? Wir wollen nur an einige der wichtigsten Ergebnisse erinnern, die für Volk und Staat aus dem Verkauf der Domainen hervorgehen werden: Millionen von Menschen, die jetzt ihrer Befreiung aus der Leibeigenschaft entgegensehen, werden, ohne daß der Staat etwas opferte noch die Gutsbesitzer eine Einbuße erlitten, zum Grundbesitz gelangen; der freien Thätigkeit und dem Unternehmungsgeist der Privaten wird durch die Veräußerung mehrerer Millionen Deßjätinen von Domainenländereien ein neuer Spielraum eröffnet, die Volksbildung gehoben, die Communicationsmittel vermehrt und vervollkommnet, endlich die Lage der Beamten verbessert und dadurch voraussichtlich auch dem Bestechungswesen gesteuert werden; Administration und Justiz wird besser gehandhabt werden und die Rechtssicherheit des Einzelnen Garantien erlangen. Alles dies wird mächtig zur Vermehrung des Volksreichthums in allen Beziehungen beitragen, folglich nicht nur die Production des Volkes, sondern auch die Verwerthung, Vertheilung und Consumtion der Producte sich günstiger gestalten. Durch eine solche Hebung des Volksreichthums würden alle dieser Quelle entstammenden Staatseinnahmen sich ohne Belastung der Unterthanen wesentlich steigern, und würde dann eine vollständige Reform unseres Finanzsystems im Geiste der jetzigen Wissenschaft möglich werden. Mit den Anforderungen der Wissenschaft unvereinbare Abgaben und Steuern könnten alsdann leicht durch andere ersetzt werden, die dem Staate einträglicher und den Unterthanen minder drückend wären. Das alles sind die mittelbaren Folgen einer Veräußerung der Reichsbesitzlichkeiten.

Nach Erreichung so bedeutungsvoller Resultate durch den Verkauf eines Theiles der Reichs-Domainen würde der größere Theil immer noch im Besitze der Krone verbleiben. Der Ertrag dieses letzteren würde nun voraussichtlich, bei dem geringer gewordenen Umfange der Domainen, sich, vielleicht bis auf zwei Procent, heben; es fragt sich indessen, ob es nicht Mittel gebe, die Ertragsfähigkeit wenigstens eines Theiles dieser Besitzlichkeiten weiter zu steigern? Nach unserer Ansicht würde das geeignetste Mittel zur Erreichung dieses Zieles die allmählige Veräußerung noch eines Theiles der Domainen sein. Eine einträgliche Verwendung des Erlöses derselben ist gefunden, wenn er zur Tilgung der 4, 5 und 6 procentigen Staats-

schulden bestimmt wird, welche, wie oben bemerkt, eine sehr bedeutende Summe ausmachen. Diese Schulden könnten sich in Folge unvorhergesehener Ereignisse und außerordentlicher Bedürfnisse noch vermehren, so daß es bald dahin kommen könnte, daß die Nation gegen 45 Millionen Rubel jährlich allein für Bezahlung der Zinsen von Staatsschulden verlieren muß. Bei einer Zunahme des Volksreichthums und der Staatseinnahmen, wie wir sie oben besprochen, würde die Staatsschuld zwar nicht drückend sein, es unterliegt aber keinem Zweifel, daß dessen ungeachtet die Tilgung der Schulden und die alljährliche Ersparung der von ihnen verschlungenen Millionen dem Staate äußerst vortheilhaft wäre, zumal wenn die 4, 5 und 6procentige Schuld durch den Verkauf von Domainen, die nur 1 bis 2 Procent eintragen, getilgt werden kann. Bei der gegenwärtigen Lage des Russischen Staatscredits (wo die Fonds zu 4½ Procent stehen) könnte die Verpflichtung, jährlich 45 Millionen Silberrubel Zinsen zu zahlen, ohne eine sogenannte Conversion mit der Summe von einer Milliarde Rubel abgelöst werden d. h. mit dem Capitalwerthe von Domainen, die nicht mehr als 10 Millionen jährlicher Einkünfte tragen. Der Erlös aus einem weiteren Verkaufe von Reichsbesitzlichkeiten könnte mithin eine ungemein productive Bestimmung erhalten; denn in seiner Verwendung zur Tilgung der Staatsschulden würde er der Krone mehr als 4 Procent einbringen, nach erfolgter Tilgung aller verzinslichen Schulden aber zur Verminderung der Auflagen auf die von uns angenommene Etatsumme der Schulden-Tilgungs-Commission d. h. um 45 Millionen Rubel jährlich dienen.

Die Veräußerung eines Theiles der Domainen zum Zweck der Tilgung der Staatsschulden, die mit Erfolg im westlichen Europa zur Ausführung gekommen ist, würde nicht verfehlen, zu einer neuen Vermehrung des Volksreichthums und der Staatseinnahmen zu führen. Der Staatscredit Rußlands aber würde nach Beendigung dieser Operation eine so solide Grundlage für die Zukunft erhalten, wie in keinem andern Staate Europa's, weil eben kein anderer Staat im Besitz der Mittel ist, um sich mit seinen Gläubigern völlig auseinanderzusetzen. Zudem brauchen wir uns nur die Größe der oben erwähnten Ausgaben und den Betrag der verzinslichen Staatsschuld zu vergegenwärtigen, um zu erkennen, daß die Erreichung so wichtiger Resultate keineswegs den Verkauf sämmtlicher Reichs-Domainen, deren Werth wir auf 4 Milliarden schätzten, erfordert, sondern schon mit weit weniger als der Hälfte dieser Summe möglich ist. Schließlich wird

Rußland, nach Vollendung der ganzen Operation, noch immer mehr Domainen haben als irgend ein anderer, auch der domainenreichste Staat Europa's.

So weit unser Versuch, in flüchtigen Umrissen die Vortheile, welche eine Veräußerung der Domainen Rußland gewähren kann, anzudeuten. Sie sind so bedeutend, daß es zweifelhaft ist, ob zu irgend einer Zeit die Eroberung eines großen und reichen Landstriches und dessen Verbindung mit Rußland so viel Nutzen gebracht habe, als sich von einer glücklichen Ausführung der vorgeschlagenen Maßregel erwarten läßt, und diese Eroberung im Innern erfordert weder Blutvergießen noch Menschenleben, weder unfruchtbare Geldverschwendung noch die Unterdrückung fremder Unabhängigkeit und Freiheit, mit einem Worte keines jener Schrecknisse, welche die steten Begleiter auswärtiger Eroberungen sind. Der ganze Kampf in dieser Angelegenheit würde sich auf eine Debatte im Minister-Comité und im Reichsrath beschränken und durch einen Federstrich jener machtvollen und wohlthätigen Hand geschlossen werden, die bereits den Grund zur Aufhebung der Leibeigenschaft gelegt hat und welcher es augenscheinlich von der Vorsehung bestimmt ist, eine der schönsten Seiten in der Geschichte Rußlands auszufüllen.

Die russische Belletristik des Jahres 1858.

(Nach B. N. Almasow im Almanach „Utro" — der Morgen).

Zu der Zeit, als in Rußland Almanache in der Mode waren, bildeten Uebersichten über die Literatur des verflossenen Jahres einen stehenden Artikel. Aus ihnen schöpfen noch jetzt alle Literatur-Historiker und manche verdienen noch immer gelesen zu werden, wie z. B. der vortreffliche Aufsatz von Kirejewski in der „Denniza" (Morgenröthe).

Als später die Almanache durch die belletristischen Zeitschriften verdrängt wurden, brachte noch eine zeitlang jedes Januarheft eine solche Uebersicht. Mit welcher Ungeduld wurde dies Heft von der damaligen Jugend erwartet, mit welcher Gier gelesen! Und wirklich waren diese kritischen Artikel damals etwas durchaus Nothwendiges. Die junge Generation dürstete nach neuen Ansichten über die Wissenschaft, nach neuen Ideen, und in den todten Lehrbüchern, in dem abgelebten Schulunterrichte fanden sie nichts der Art. Die Jünglinge schwärmten schon für Puschkin und Lermontow und wußten jeden Vers von ihnen auswendig, während man für irgend eine langweilige Ode in schwerfälliger, veralteter Sprache ihre Bewunderung erzwingen wollte. In den Kritiken der vierziger Jahre dagegen fanden sie die Lösung der Zeitfragen und die Bewunderung ihrer neuen Dichter.

Mit dem Anfange der fünfziger Jahre hörten diese Artikel wieder allmählig auf; die neue Dichtung hatte einen vollkommnen Sieg davon-

getragen, die alten Idole der russischen Literatur waren feierlich ihrer Kränze beraubt und unter allgemeinem Beifallklatschen von ihren Piedestalen gestürzt. Jeder Schulknabe wußte die Lehren der neuen Schule auswendig, wer sollte noch die kritischen Aufsätze lesen! Belinski, der Held der neuen Kritik, war gestorben und seine Nachfolger hatten sein Talent nicht geerbt. . . . .

Unsere Uebersicht macht es sich zur Aufgabe die neueste Richtung in der russischen Literatur zu charakterisiren, nämlich die Begeisterung für politisch-sociale Fragen und die Gleichgültigkeit gegen alle rein-literärischen und gelehrten Gegenstände.

Diese Richtung, die nun schon 3 Jahre herrscht, war schon lange vorbereitet. Im Anfange der fünfziger Jahre äußerte sie sich freilich nur negativ: die meisten Schriftsteller beobachteten ein hartnäckiges Schweigen! Bei einer alten Civilisation hätte man dies für den anbrechenden Verfall halten müssen, für die junge russische Literatur war es nur eine Krankheit des Wachsthums.

Unter der neuen Regierung kam ein neues Leben in die Literatur, welche sich mit unglaublichem Feuereifer auf alle socialen Fragen warf. Ihren Gipfel aber erreichte diese praktische Tendenz, als die Regierung selbst die Verbesserung der bäuerlichen Verhältnisse anregte. Schon lange hatten die edelsten Geister davon geträumt, aus dem Traume wurde plötzlich Wirklichkeit. Wie viele Hoffnungen erweckte der Gedanke an das neue Leben, das unsre jüngeren Brüder erwartet! Welche Thätigkeit kochte in einigen tausend Geistern, die bisher unthätig geschlummert hatten! Diese große Frage stand in enger Verbindung mit vielen anderen, und schon sprechen die Journale von Nichts als Bestechlichkeit, Oeffentlichkeit, Branntweinspacht, Actiengesellschaften, Bauergütern, Eisenbahnen u. s. w.

Aber wie berechtigt auch diese neue Thätigkeit sei, die eigentliche Poesie nimmt jetzt nur noch die zweite Stelle ein. Wo jetzt noch ein Lied gesungen wird, ist es dem Gesange der Arbeiter beim Baue eines neuen Hauses vergleichbar; die Arbeit ist die Hauptsache, der Gesang soll sie nur erleichtern und erheitern. Darum sind jetzt fast alle Werke der Literatur vom Geiste des Utilitarismus durchdrungen und beschäftigen sich mit den Angelegenheiten der bürgerlichen Gesellschaft. Darum singen unsre Dichter nicht bloß um zu singen, wie vor Alters, sondern sie singen nach der Art des Tyrtäus. Aber wenn auch die reine Kunst darunter leidet, so müssen ihre Verehrer doch im jetzigen Augenblicke alles ohne Murren

ertragen, ja sogar der jetzigen Richtung ihre ganze Sympathie schenken. Wer das Vaterland liebt, muß an diesem edlen Streben Antheil nehmen.

So wollen auch wir nachsichtig sein mit den Mängeln der Literatur des Jahres 1858. Freilich erschienen auch viele Werke mit rein künstlerischer Richtung, ohne die geringste Beimischung unpoetischer Elemente, aber ihrer sind nicht viele. Die meisten und besten zeigten sich treu dem Geiste unserer Zeit! Von den Werken dagegen, welche ganz ohne Rücksicht auf die Kunst nur den praktischen Fragen dienen, werden wir nicht sprechen, obgleich sie zahllos sind wie der Sand am Meere. Wie in früherer Zeit, als die Poesie Modesache war, Alles dichtete, was Talent hatte oder keines; wie zur Zeit der „naturalistischen Schule" sich ein Jeder in poetischen Daguerreotypen übte; wie endlich zur Zeit der historischen Forschungen ganz untaugliche Menschen, die kein anderes Verdienst hatten, als ihren Fleiß, die Journale anfüllten mit Untersuchungen über die Mäuse und Tarakanen der slavischen Mythologie — so arbeitet jetzt Alles mit Aufwendung aller Kräfte an der Aufdeckung und Verbesserung der gesellschaftlichen Mängel.

Das Jahr 1858 war ziemlich reich an Gedichten. Außer einer großen Anzahl, welche in Zeitschriften gedruckt wurden, erschienen die gesammelten Gedichte von Maikow, Pleschtschejew, Panjutin, Prokopowitsch und Gerbel und die poetischen Uebersetzungen Bérangers von Kurotschkin und Heines von Michailow. In unsre Uebersicht nehmen wir auch die Gedichtsammlung von Mey auf, sowohl weil wir sie erst im Jahre 1858 in Moskau erhielten, als auch, weil wir uns eines großen Vergnügens berauben würden, wenn wir nicht wenigstens ein Paar Worte von ihr sagten.

Die Sammlung von Maikow's Gedichten zeichnet sich durch äußere Pracht und strenge Auswahl aus. Maikow schreibt schon über zwanzig Jahre, und noch immer glüht in ihm dieselbe Liebe zur Dichtkunst. Zwanzig Jahre! Welche Veränderungen hat die russische Literatur in diesem Zeitraume erlebt! Als in der Poesie die trübe Richtung herrschte, als die Dichter ihre Unzufriedenheit mit dem Leben, ihre Enttäuschungen und ihren Zweifel sangen, schilderte Maikow wie immer seine klare ruhige Weltanschauung, seinen vollen Glauben an alles Schöne. Als darauf die naturalistische Schule grassirte, erschienen seine idealen Skizzen von Rom. Als die Poesie geächtet war, fuhr Maikow fort zu dichten; mit einem Worte, er hielt Stand in allen Stürmen der Literatur. Diese ausdauernde Liebe

zur Kunst hatte zur Folge, daß der Dichter sich mit jedem Jahre vervollkommnete und der Inhalt seiner Dichtungen immer reicher wurde.

Maikows Laufbahn begann mit den s. g. anthologischen Gedichten. Wohlklang und Regelmäßigkeit des Verses, Lebhaftigkeit der Schilderungen, völlige Hingabe an den Geist des Alterthums, Plasticität und Pracht des Ausdruckes, bildeten den Charakter seiner Werke und wiesen dem Dichter sogleich eine der ersten Stellen an. Aber auf diesem Standpunkte blieb er nicht stehen, jedes neue Werk deckte in ihm neue Verdienste auf. Zu der Schönheit der Farben und der Regelmäßigkeit der Zeichnung kam die Fülle der Gedanken, nach den Schönheiten der Natur schilderte er das Leben und das menschliche Herz.

Der unterscheidende Zug seines Talentes liegt in der lebhaften Darstellung der antiken Welt. Der Dichter hatte sich in Griechenland und Rom so eingelebt, er war mit ihren Mythen und Heroen so vertraut, daß er uns die Personen und die Scenen des classischen Alterthums mit derselben Naturtreue vorführt, mit der wir unsre Zeit, unsre nächste Umgebung vor Augen sehen. Als Beispiel diene seine „Kindheit des Bacchus."

„In jener mit Weinreben verhängten Grotte brachte der Sohn des Zeus seine Kindheit zu, unter den Oreaden von Elis. Verborgen vor den Göttern, verborgen vor den Menschen, erwuchs er beim Geplauder der Quelle und dem Flüstern des Schilfes. Nur der friedliche Gott des Waldes spielte an der stillen Wiege des Knäbleins seine zauberische Flöte. Welche Freude, welche süße Sorge gewährte er den Nymphen! die stumme Grotte war voller Leben. Mit einem Pantherfelle statt des Purpurmantels bedeckt, mit den Cymbeln, mit dem Thyrsus, erschien er als Gott. Bald bekränzte er spielend, unter dem Gelächter der Nymphen, die Hörner eines Satyrs mit Hopfen und Epheu, bald riß er Traubenbüschel von einem herabgebogenen Zweige und verband sie zu einem Kranze für sein lockiges Haupt, bald drückte er mit seinen Händchen ihren Nektar in eine silberne Schale, und freute sich, wenn ihr Saft, gleich durchsichtigen Thränen, sein Antlitz bespritzte."

Dies Gedicht gehört zu den frühsten Erzeugnissen Maikows. Im reiferen Alter, als diese Schilderungen der Darstellung der Leidenschaften und Charaktere wichen, tritt die lebhafte und reiche Phantasie des Dichters und seine Vertrautheit mit den Personen des Alterthums noch prägnanter hervor.

Alcibiades.

„Mein Enkel, glaube der Weisheit des Alters, glaube mir, der Sieg über Weiber ist schwerer als über Feinde. Hier ist Alles Glück, Alles Zufall, das Herz des Weibes ist ein Räthsel, das der Verstand nie auflöst.

Hast du den Namen der Phryne gehört? Ganz Athen war von den Augen der stolzen Schönheit bezwungen; wie eine Göttin blickte sie uns an von dem Piedestale ihrer unbegreiflichen Schönheit.

Zu ihren Festgelagen geladen zu werden war eine Ehre, die nur wenigen Auserwählten zu Theil ward. Dort herrschte die Pracht eines Satrapen, jeder Gast erhielt silberne Schüsseln, krystallene Schalen, hinter jedem stand ein schwarzer Sklave.

Auf einem solchen Schmause, einem Feste der Grazien, wo witzige Worte, improvisirte Verse und Reden wie eine Cascade rauschten, hatte sie mich schon mit einem verheißenden Blicke an ihre Seite geladen — als plötzlich Alcibiades eintrat.

So strahlend, so rosig, so blumenbekränzt erschien er, wie ein trunkener Bacchus! Gerade auf sie zu, und auf den Mund geküßt! Der ganzen Gesellschaft entfuhr ein Ausruf der Verwunderung, aber der Schamlose ließ sich recht zu ihren Füßen nieder.

Ich war plötzlich in den Schatten gestellt, des Anstands halber lächelte ich, mit feinen Reden hoffte ich noch zu siegen, aber wenn ich nur den Mund öffne, bringt er mich mit einer Spötterei, mit einem Witzwort zum Schweigen.

Gesandte, Sophisten, Archonten, Künstler bildeten die Gesellschaft — er bemächtigt sich der Unterhaltung, er spottet der Weisen und blickt mit trunkenen Blicken nur auf seine Schöne.

Was thun? voller Ingrimm schleichen sich die Gäste fort, und er — war eingeschlummert! Sie schweigt und verbietet ihn zu wecken! Nun — er hatte das Glück! Sie liebte den Taugenichts — und wir mußten mit Schanden abziehn."

Wie lebhaft tritt uns hier die ganze Eigenthümlichkeit dieser „dämonischen Natur" entgegen! wer gedenkt hier nicht der Erscheinung des Alcibiades bei dem Festmahle der Weltweisen in Symposion Platos!

Das Talent Mey's ist ein rein objectives. Seine Gedichte enthalten nicht seine eignen Gefühle, Gedanken, Eindrücke, er bringt daher wenig rein Lyrisches und dieses Wenige ist eben nicht das Beste. Aber diese Abwesenheit alles Lyrismus bildet gerade das Hauptverdienst seiner erzählenden und beschreibenden Gedichte; die Ruhe der Erzählung, der gehaltene Ton giebt ihnen einen durchaus epischen Charakter. Besondere Beachtung verdienen die Stücke, die im russischen Volksgeiste geschrieben sind. Seine Nachahmung der Volkslieder ist vorzüglich. Keiner der jetzigen russischen Dichter ist so tief in den Geist der Volksdichtung eingedrungen und beherrscht die volksthümliche Sangweise in dem Maße wie er. Seine Gegenstände, sein Ausdruck, seine Wendungen, Vergleiche, Beiwörter, sind bis ins Kleinste recht russisch volksthümlich. Zwei kleine Gedichte mögen hier ihre Stelle finden, wenngleich der Mangel des ursprünglichen Versmaßes und des Reimes ihnen noch mehr von ihrem Werthe raubt, als den beiden vorigen.

„O, es ist Zeit dich frei anzustimmen, du russisches Lied — Du frommes, du siegreiches, du herrlich freies — Du in Städten, in Dörfern, auf Feldern gesungenes — Du im Sturme und Unglücke geborenes — Du mit Blut und Thränen getauftes, gebadetes — O es ist Zeit dich frei anzustimmen, du russisches Lied. — Nicht von selbst hast du dich zu Sang und Wort zusammengefügt — Im Schnee und Regen zwischen den Hütten bist du entsprungen — Im Rauche der Brandstätten bist du entstanden — Auf feuchten Gräbern hat dich Schneesturm zusammengeweht. . . . . ."

„Putze mich an, o traute Mutter — Zur Hochzeit schmücke dein liebes Kind — Ich habe heute gelobt, dir nicht länger zu zürnen — Von dem Freunde meines Herzens hab' ich mich losgesagt — So flicht mir denn meine seidene Flechte — So lege mich denn auf das bretterne Bett — Wirf mir ein Tuch über den weißen Busen — Und lege darunter die todtkalten Hände in's Kreuz — Mir zu Häupten zünde Kerzen an von Jungfernwachs — Und rufe mir den alten Bräutigam herbei — Laß den Alten hereinkommen und schauen und sich wundern — Und sich freuen an meiner Mädchenschönheit. . . . . ."

Aber nirgends zeigt sich das Talent Mey's so glänzend im Auffassen der Volksdichtung wie in seinen Sagen und Legenden, sie sind von echt russischer Romantik völlig durchdrungen. Alles, was in das Gebiet des

Wunderbaren einschlägt, erscheint in der ursprünglichen Reinheit der Volkserfindung, ohne die geringste Beimischung von deutscher, schottischer oder sonst abendländischer Romantik. Uebrigens beschränkt sich das Talent Mey's nicht auf die Fähigkeit, Bilder aus dem russischen Volksleben darzustellen, er schildert auch vortrefflich die Züge anderer Nationalitäten. Besonders bemerkenswerth sind seine Nachbildungen des Orientalischen.

Kurotschkin's Uebersetzung von Béranger's Chansons wurde mit allseitigem Beifall aufgenommen und machte seinen Namen schnell bekannt. Man hatte allgemein die Gedichte des allervolksthümlichsten Franzosen für unübersetzbar gehalten und war deßhalb nicht wenig erstaunt, sie in vortrefflichen russischen Versen wiederzufinden. Was uns betrifft, so halten wir Kurotschkins Uebersetzung trotz ihrer Vortrefflichkeit für den besten Beweis der Unübersetzbarkeit Béranger's. Béranger zeichnete solche Züge des französischen Volkes, welche dem russischen fremd sind, und gebrauchte gerade die Eigenthümlichkeiten der französischen Sprache, welche der russischen fehlen. Die Aehnlichkeit des russischen und französischen Charakters, von der beide Völker so gerne sprechen, ist eine ganz äußerliche. Sie wurzelt nicht im Volke, sondern entspringt aus der nationalen Neigung und Geschicklichkeit, den Parisern nachzuäffen. Allerdings findet man bei den niedern Classen in Rußland, nur bei den Bauern nicht, Züge, die an die französischen Blousenmänner, Grisetten u. s. w. erinnern. Aber was bei den Franzosen wegen ihres leichten Charakters entschuldigt werden mag, ja anmuthig und rührend erscheinen kann, das kommt bei uns ungeschlacht, plump, zuweilen gar unanständig heraus. Roger Bontemps ist ein lieber, netter Bursche, aber nehmen wir einen ähnlichen Charakter bei uns, so haben wir einen unleidlichen Taugenichts.

Auch die russische Sprache, welche gleich der deutschen eine ungewöhnliche Fähigkeit besitzt, alle Schattirungen fremder Idiome wiederzugeben, ist so wenig wie die deutsche im Stande, Manches aus dem französischen Volksleben auszudrücken. Was Schiller von der deutschen Sprache sagt, kann man auch auf die russische anwenden:

> Ringe ..... nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit,
> Beides gelang dir, doch nie glückte der gallische Sprung.

Wie könnte diese „stolze Sprache" alle Possen, alle Naivitäten der französischen je wiedergeben, z. B.

> Oh! Oh! Oh! Oh! Ah! Ah! Ah! Ah!

Quel bon petit roi c'était là!
La, la.
oder: Zon, zon, zon, zon, zon, zon, zon,
Le fouet, petit polisson!

Wie würde das alles roh herauskommen, wie gemein würde es klingen!

Michailow's Uebersetzungen Heinescher Gedichte sind wie alle seine Uebersetzungen vortrefflich.

Außer diesen Sammlungen erschienen noch viele Gedichte in Zeitschriften; besonders bemerkenswerth sind die von Chomjakow, Fett und dem Grafen Tolstoi.

Chomjakow ist der Veteran unserer Dichter, er stammt aus der Periode Puschkin's und seine Gedichte tragen den deutlichen Stempel jener Zeit. Es ist ein Klang in ihnen, der den Gedichten der Gegenwart fehlt. Es ist schwer, diese Eigenthümlichkeit zu beschreiben; vielleicht ist es die Erhabenheit des Inhaltes, die greifbare Bestimmtheit des poetischen Gedankens, die Höhe und Feierlichkeit des Tones und die strenge Schönheit des Ausdruckes.

„In der Stunde der Mitternacht, am Ufer des Stromes, blicke auf zum Himmel; dort in der Ferne der Himmelswelt erfüllen sich Wunder. In ewiger Ordnung wandeln unzählbare Schaaren nie verlöschender Lichter. Aber wenn du ihre Strahlen eingesogen, dann schaust du, wie weit hinter den nächsten Sternen im Dunkel der Nacht andere Sternenwelten aufglimmen. Wieder blickst du hin, und immer neue Welten ermüden dein blödes Auge. Der blaue Abgrund brennt ganz von Sternen, ganz von Feuern."

„In der Stunde des mitternächtigen Schweigens schüttele den Schlummer ab und blicke mit der Seele in die Schriften der galiläischen Fischer. Und im Umfange des kleinen Buches eröffnet sich vor dir ein unendliches Himmelsgewölbe in lichtstrahlender Schönheit. Dann schaust du, wie die Sternen-Gedanken ihren geheimnißvollen Reigen um die Erde ziehen. Und blickst du wieder hin, so treten andere hervor und wieder und wieder — in allen Fernen glänzen Sternen — Gedanken, Welten und immer neue Welten kommen, wandeln ohne Zahl und an ihren Feuern entzündet sich der Traumnebel unseres Herzens."

Herr Fett ist der Liebling des russischen Publicums. Sein herrliches Gedicht „An den Tod" würde in jeder Literatur eine ehrenvolle Stelle ein-

perpetuum mobile? Der Träumer des Mittelalters verlor sein Geld und seine Gesundheit, erduldete alle möglichen Entbehrungen, um das Mittel zum Goldmachen zu finden. Der Träumer unserer Zeit opfert Dasselbe seiner Hoffnung, Millionär zu werden. Freilich, das letztere gelingt Manchem. Aber um welchen Preis!

Die Symptome dieser epidemischen Krankheit unseres Jahrhunderts sind von Pisemski vortrefflich in dem Helden seines Romans gezeichnet. Kalinowitsch — so heißt er — ist ein Candidat der Moskauer Universität — er ist sogar mit Glück als Schriftsteller aufgetreten — ein gebildeter Mann und edeldenkend, soweit dies Jemand sein kann, der sein eigenes Interesse höher hält als das Wohl Anderer. Denn Kalinowitsch gehört eben zu den „praktischen" Menschen. Er wird in eine kleine Stadt als Schulinspector versetzt. Rasch entwickelt sich ein Liebesverhältniß mit der Tochter seines Vorgängers, einem durch etwas bunte Lecture romanhaft gestimmten jungen Mädchen. Aber Nastenka ist arm; und Kalinowitsch bricht mit ihr aus einem leichtfertigen Grunde, um eine „Besitzerin von tausend Seelen" zu heirathen. Der Reichthum öffnet ihm den Weg zu Rang und Würden. Aber ist nun das Ziel des Strebens erreicht? Die reiche Erbin macht ihm sein Haus zur Hölle und seine dienstliche Carriere nimmt ein ebenso trübseliges Ende, indem er dem Gericht übergeben wird.

Wie man sieht, eine sehr einfache Geschichte, die eben nicht neu ist; ihr Verdienst besteht aber in der ungemeinen Treue und Wahrheit, mit der die Zustände der modernen Gesellschaft geschildert werden. Die handelnden Personen sind sämmtlich aus dem Leben gegriffen. Ein ernsterer Hintergrund macht sich überall geltend, häufig im Dialog, den Pisemski mit Meisterschaft behandelt. So ist namentlich das Gespräch über Belinski und die literärische Kritik, das den ersten Anknüpfungspunkt zwischen den Liebenden abgiebt, als mustergültig zu bezeichnen.

Von Turgeniew's Novelle „Assja" kann man sagen, was von seinem weltbekannten „Tagebuch eines Jägers", sie ist ganz Poesie. Sehr bezeichnend ist das Wort eines Kritikers, daß er in seinen Romanen, Novellen und Erzählungen vor allem Lyriker ist. Indem er dem Leser die Geschöpfe seiner Einbildungskraft vorführt, schildert er weniger ihre Charaktere als den Eindruck, den sie auf ihn selbst hervorbringen.

Der Graf Tolstoi wird mit Recht für einen der begabtesten russischen Schriftsteller gehalten; er gehört zu der kleinen Zahl derer, welche

aus rein künstlerischen Interessen schaffen. Die Eigenthümlichkeit des Verfassers der „Vier Entwickelungsepochen" und der „Erzählungen eines Soldaten" besteht in der Feinheit, Wahrheit und psychologischen Treue seiner Charaktere, in dem Adel und der Reinheit der Gefühle, die seine Werke durchwärmen. Seine neue Novelle: „Albert" scheint uns indessen die schwächste seiner Productionen zu sein, weil eine psychische Krankheit nicht wohl der Gegenstand eines Kunstwerkes sein kann.

Potechin's Novelle: „Der Dorfschulze" ist das beste unter allen seinen Werken. Ihr Inhalt ist dem Volksleben entnommen und stellt dasselbe mit aufrichtiger Liebe dar. Ja, aufrichtig liebt der Verfasser das russische Volk, nicht um der Mode oder einer Theorie willen, sondern weil er sich mit ganzer Seele in dasselbe hineingelebt hat. Von diesem Gesichtspunkte glauben wir, daß man dem Verfasser mit Unrecht den Vorwurf gemacht hat, daß er sich zu sehr bei den Details des Bauernlebens aufhalte. Diese Einzelnheiten zeigen gerade, daß er das Wesen des Volkes begreift und achtet.

Panajew's Novelle: „Der Enkel eines russischen Millionärs" ist eine Reihe von Skizzen aus dem Petersburger Leben und legt von seiner Beobachtungsgabe und seinem Witze ein glänzendes Zeugniß ab. Die Rede fließt lebhaft, zeugt an manchen Stellen von tiefem Gefühl und das Ganze liest sich leicht und angenehm.

Endlich tauchte im Jahre 1858 ein neues, ungewöhnliches Talent auf, das alle Kenner des Schönen und alle Freunde des Volksthümlichen in Entzücken versetzte. Wir sprechen von Mad. Kochanowski und ihrer Novelle: „Nach dem Essen.". Aus der feinen Analyse des weiblichen Herzens glaubt man zu erkennen, daß das Buch von einer Dame geschrieben ist; aber die vorzüglich treue Darstellung des Volkslebens, die Wahrheit der Sprache, das Typische der Charaktere, die echt künstlerische Ruhe der Erzählung möchten wieder daran zweifeln lassen. Ihre erste Novelle: „Ich habe geliebt" war den gewöhnlichen Erzeugnissen unserer Damen viel ähnlicher und enthielt viel Excentrisches und Unwahres. Nichts der Art würde der strengste Kritiker in ihrem neuesten Werke finden.

Ueber Liberalität in der Jugenderziehung.

Die Klagen, welche von dem Alter über die Jugend erhoben werden, sind zwar uralt, vielleicht so alt, als überhaupt der Unterschied zwischen Alter und Jugend besteht, und finden ihre psychologische Erklärung eben in diesem Unterschiede oder vielmehr Gegensatze. Besonders häufig aber begegnen wir denselben in den Phasen der Entwickelungsgeschichte eines Volkes, in denen durch erhöhte geistige Ausbildung, durch ausgebreiteten Handel und Wandel, durch schwungvolle industrielle und gewerbliche Betriebsamkeit die Cultur und in ihrem Gefolge der Reichthum desselben eine hohe Stufe und weite Verbreitung erreicht und eine große, stets wachsende Menge von überflüssigen Bedürfnissen herbeigeführt hat, welche der Einzelne sich sowol wegen ihrer Allgemeinheit, als auch wegen der Bequemlichkeit und Annehmlichkeit, die sie momentan gewähren, füglich nicht versagen mag, während er gleichzeitig fühlt, daß er mit der ganzen Gesellschaft immer tiefer in unnatürliche, weil die wahre Bestimmung des Menschengeschlechtes behindernde Zustände und Verhältnisse geräth. Da geschieht es denn, daß gewisse ewig wahre Principien, von denen jedes Glied der Gesellschaft bei all seinem Entschließen und Handeln, soll nicht anders das Gesammtwohl derselben gefährdet werden, sich leiten lassen soll und von deren innerer Nothwendigkeit es auch mehr oder weniger durchdrungen ist, dennoch in Vergessenheit gerathen oder wenigstens zeitweilig außer Acht gelassen werden. Dadurch entsteht eine Disharmonie

in der Theorie und der Praxis, die jeder Einzelne schwer empfindet, aber auch selbst mit verschuldet; nach der Beschaffenheit der menschlichen Natur jedoch strebt er die Schuld von sich auf Andere abzuwälzen. Werden nun aber von jener Unnatur mehr oder weniger alle Verhältnisse durchdrungen, so fühlt man sie besonders schwer lastend in ihrem Wirken auf die Grundlage aller bürgerlichen Verhältnisse, auf die Familie und die mit ihr verbundene Jugenderziehung, sucht aber auch hier die eigene Schuld von sich auf Andere zu schieben. Daher jene Klagen über die Jugend, während doch diese sich nicht selbst erzieht, sondern von dem Alter erzogen wird, dieses also selbst daran Schuld ist und sich selbst anzuklagen hat, wenn die Jugend nicht so ist, wie sie dem natürlichen Verhältnisse nach sein sollte.

Solch eine Epoche in der Völkergeschichte bietet uns die Zeit des sinkenden Griechen- und Römerthums dar, und die derzeitigen Schriftsteller, namentlich die Satiriker und Comödienschreiber, sind voll von Klagen über die Verderbniß der Jugend. Kaum ernstlich zu bestreiten scheint es nun, daß auch unsre Zeit an einer ähnlichen Phase der Entwickelung angelangt ist und daher die Klagen über die Jugend jetzt häufiger als in früheren Zeiten hervortreten, aber ebenso auf die wahre Quelle zurückzuführen sind, wie wir das oben im Allgemeinen angedeutet haben. Wenn aber das Endziel aller Erziehung darauf gerichtet sein muß, den Samen des Göttlichen, welcher in die Brust eines jeden Menschen gelegt worden ist, mehr und mehr zu entwickeln und emporwachsen zu lassen, damit dasselbe dereinst wie ein läuterndes Feuer das ganze Wesen des Menschen durchdringe und beherrsche, und er so seiner Bestimmung, der Kindschaft Gottes, zugeführt werde; so möchte wol bei dem herrschenden Ringen und Jagen nach der Befriedigung zeitlicher Bedürfnisse und dem daraus entspringenden, mehr und mehr wachsenden Egoismus die mögliche Erreichung jenes Zieles ernstlichst in Frage gestellt sein. Es sei daher gestattet, im Nachfolgenden eine besondere Frage der Erziehung, die vorzugsweise in bedeutsamer Beziehung zu den Bestrebungen und Richtungen der Gegenwart steht, mit Rücksicht auf jenes oben angedeutete Endziel aller Erziehung zu erörtern; wir meinen die Frage der Liberalität in der Jugenderziehung.

Das Wort „Liberalität," welches bekanntlich dem römischen Alterthume entnommen ist, bezeichnet in seiner ursprünglichen Bedeutung „die Gesinnung, welche eines freigeborenen Mannes im Gegensatze zu dem Sclaven würdig sei, den Edelsinn, der nicht in Allem und vor Allem an sich und seinen

„Vortheil denkt und dieses durch Güte, Freigebigkeit und Aufopferung an „den Tag legt.“ (Döderlein). Wenn man nun Liberalität nicht mit Liberalismus verwechseln will, welcher letztere nur auf politische Verhältnisse Anwendung findet, so hat das Wort im allgemeinen diese seine alte edle Bedeutung auch heute nicht verloren; es ist aber auch in den alltäglichen Gebrauch der Menge übergegangen und bezeichnet da leider oft nichts Anderes, als die Neigung, es mit den alten herkömmlichen, man könnte fast sagen geheiligten Begriffen von Ordnung und Sitte, von Pflicht und Recht nicht immer so genau zu nehmen, dieselben vielmehr dann und wann, wenn es gerade paßt, wol aus den Augen zu setzen und den jeweiligen Interessen und Bedürfnissen zu accommodiren. Es ist diesem schönen Worte da ebenso schlimm ergangen wie allem Edlen und Großen, wenn es in den Mund der oft urtheilslosen, ohne feste Principien handelnden, nur von ihren zeitigen Interessen geleiteten Menge geräth, daß sein wahrer Begriff vielfach verdunkelt und entstellt worden ist. Wir können somit eine falsche und eine wahre Liberalität unterscheiden.

Auch an die Erziehung in Haus und Schule stellt man gegenwärtig die Forderung der Liberalität, und gewiß mit vollem Rechte; aber auch hier ist jene falsche und irrthümliche Auffassung derselben hineingedrungen. Wir wollen daher jetzt zunächst versuchen, das Wesen dieser falschen Liberalität in der Erziehung durch ein paar Beispiele etwas näher zu bezeichnen, um dann ihr gegenüber die wahre desto überzeugender zur Geltung bringen zu können.

Es wird in der Erziehung häufig als Illiberalität bezeichnet, wenn die Jugend frühzeitig und mit aller Strenge zur Ordnung und Pünktlichkeit angehalten wird; namentlich muß die Schule es sich gefallen lassen, diese Richtung ihrer pädagogischen Thätigkeit als Pedanterie bezeichnet zu sehen, als etwas, wodurch oft mehr Edles unterdrückt, als Schädliches vermieden werde. Nun wird aber doch ein Jeder, der das Glück gehabt hat, in seiner Jugend schon im elterlichen Hause streng an Ordnung und Pünktlichkeit gewöhnt worden zu sein, den Segen dieser Gewöhnung gewiß vielfach in seinem spätern Leben erfahren haben. Denn welche Richtung bürgerlicher Thätigkeit erheischt nicht die strengste Ordnung und Pünktlichkeit? Und kann etwa die Schule derselben entbehren? Wie will man eine Menge der verschiedensten jugendlichen Gemüther gedeihlich lenken und regieren, wenn nicht die strengste Regelmäßigkeit im Kommen und Gehen, in Arbeit und Erholung beobachtet, wenn nicht jedem Tage, ja jeder Stunde eine

bestimmte Beschäftigung angewiesen wird? Und ist die Schule dem Knaben nicht schon ein Vorspiel des spätern öffentlichen Lebens? Erwacht in ihm hier nicht zuerst das Gefühl, daß er zu etwas Anderem bestimmt ist, als ein Kind zu bleiben; tritt ihm hier nicht zuerst statt der elterlichen, auf angeborner Liebe und unmittelbarem Vertrauen beruhenden Gewalt eine andere gegenüber, „welche in ihm vorerst nur das minder bekannte Gefühl „der bloßen Achtung und Ehrerbietung anregt; geräth er nicht unter Mit„schüler, von welchen er sich nicht mehr, wie sonst von seinen Gespielen, „im ersten Unmuthe trennen kann; fühlt er somit nicht die Nothwendigkeit, „den eigenen Willen und das Gelüsten des Augenblicks" unter eine allgemein herrschende Ordnung zu beugen? Und in der That, nur der weichliche, verzogene Knabe fühlt die Fesseln dieser neuen Lage schwer auf sich lasten, dem kräftigen erscheint sie, als ein würdiger Ringplatz zu edler Entwickelung seiner Anlagen und Kräfte, als eine Stätte der Uebung in der Selbstüberwindung und in mannhafter, selbstbewußter Unterordnung unter das für Alle gültige Recht und Gesetz. Jener Vorwurf ließe sich noch anhören, wenn die Schule es mit lauter Genies zu thun hätte, mit „jenen seltenen Erscheinungen im Reiche des Geistes, wo bereits der Knabe „den Drang in sich fühlt, neuzubilden und umzugestalten." Für solche Ausnahmen bedürfte es besonderer Anstalten; die meisten Zöglinge stehen aber auf der Stufe der mittlern Begabung und sind somit zu einer besonnenen, selbstbewußten und selbstthätigen Erhaltung, Fortbildung und Vervollkommnung des bestehenden Lebens geschaffen und dafür also auch heranzubilden und heranzuerziehen. Das kann aber ohne die Gewöhnung an strenge Ordnung und Pünktlichkeit nimmer geschehen. Fort also mit jenem Vorwurfe, der seinen Ursprung eher einer weichlichen Schwäche und unmännlichen Unmündigkeit verdankt, als einer freien und würdigen Anschauung des Lebens!

Ferner legt man es oft als Illiberalität aus, wenn der Jugend, namentlich von Seiten der Schule, eine Reihe von Genüssen versagt oder nur bedingt gestattet wird, die an sich zwar nicht unsittlicher Natur sind, aber auf die gedeihliche Entwickelung der Jugend einen entschieden nachtheiligen Einfluß ausüben. Wir denken dabei vorzüglich an den Besuch öffentlicher Orte, an Bälle, Theater und mancherlei dem spätern Alter erst anstehende Genüsse und Gewohnheiten. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß es äußerst schwierig ist, hierbei im Versagen und Gestatten das richtige Maß einzuhalten, da einerseits der Erwachsenen eigene Genußsucht und

Bequemlichkeit am leichtesten ihre Rechnung dabei findet, nicht allzustreng der Jugend jene Genüsse zu verweigern, andrerseits gerade die heitere Seite des menschlichen Lebens auf die Jugend eine so mächtige Anziehungskraft ausübt. Aber ist es gerade darum nicht um so wichtiger und nothwendiger, hierin das gehörige Maß und Ziel ihr zu setzen? Sieht das Auge des heranwachsenden Knaben an öffentlichen Orten nicht vieles, was es noch nicht sehen darf, wenn nicht anders sein sittliches Wohl in die ernsteste Gefahr gerathen soll? Hört er nicht auf Bällen, Maskeraden und bei Theatervorstellungen manches, was ihm füglicher verborgen bliebe; wird ihm namentlich bei letzteren durch die seichten, faden, oft einer zweifelhaften Moral das Wort redenden Stücke, die heutzutage das Repertoir beherrschen, der Kopf und die Phantasie nicht mit allerlei Gedanken und Bildern angefüllt, die bei ihrer reizenden Außenseite unwiderstehlich fesseln und einnehmen, aber nur verwirrend und blendend einwirken, da der Jugend noch das rechte Verständniß für dieselben fehlt und ihr die Besonnenheit gebricht, den Kern von der Schale zu sondern? Es wird wahrlich durch alles dieses viel an der Jugend gesündigt. Man glaubt ihr durch Einführung in solche Genüsse frühzeitig ansprechende Manieren, geselligen Takt, eine freiere Anschauung des Lebens anzueignen und erreicht es vielleicht auch, aber auf Kosten einer gediegenen innern Bildung des Geistes, Gemüthes und Herzens. Man raubt ihr die ruhige Besonnenheit und den Sinn für ernste Vertiefung in das, was ihr Noth thut, erzeugt Zerfahrenheit und Genußsucht, verleitet sie zu einem frühzeitigen Verbrauche ihrer physischen und moralischen Kraft und legt so den Keim zu jener Frühreife, Altklugheit und Blasirtheit, der wir bei der reiferen Jugend, namentlich aus den höheren Schichten der Gesellschaft, in unsern Tagen so häufig begegnen. Wir verkennen gewiß nicht den Werth äußerer Bildung; aber sie darf nicht der oberste Zweck, das einzige Ziel der Erziehung sein; sie darf nicht auf Kosten höherer sittlicher Güter allein bevorzugt werden. Dadurch mag man die Jugend für den Salon und das Parquet erziehen, aber nicht für das Leben; denn dieses erfordert Männer in der wahrhaften Bedeutung des Wortes; solche aber werden nimmer aus jener früh schon genießenden, früh schon sich verbrauchenden Jugend hervorgehen.

Besonders schlimm hat es die Schule solchen Ansichten von Erziehung gegenüber; für sie, und zwar in ihrer ganzen Ausdehnung bis zur Entlassung der Schüler zur Universität, ist dieses Vorausgewähren aller oben genannten Genüsse ein wahres Unglück. Ihrer hohen Aufgabe der geistigen

und sittlichen Ausbildung ihrer Zöglinge sich bewußt und überzeugt, daß dieselbe nur gelöst werden kann, wenn die Jugend in möglichster Einfachheit, Bedürfnißlosigkeit und Zurückgezogenheit erzogen wird, hat sie nur allzu häufig Gelegenheit, trauernd wahrzunehmen, wie so viel edle Kraft und oft reiche geistige und gemüthliche Begabung frühzeitig verloren geht oder vergiftet wird, die, gehörig geleitet, dereinst zu allerlei nützlichem und heilbringendem Dienste der Menschheit verwendet werden könnte. Man glaube eben nur nicht, daß die wenigen Abendstunden, in denen man der Jugend die Freude macht, allein daraufgehen. Der junge Mensch ist nicht nur an demselben Tage ein ganz Anderer, als er in der Schule sein soll, sondern die Aussicht auf denselben beherrscht ihn schon lange vorher, und die Sorge um seine äußere Ausstattung, die Achtsamkeit auf sein Benehmen und die zu führenden Reden und besonders die Erinnerung an die genossenen Freuden nehmen ihr dermaßen in Anspruch, daß kaum noch Raum und Sinn für ernste wissenschaftliche Bestrebungen übrig bleibt. Es möchte darum schwerlich ernstlich in Frage gestellt werden können, auf welcher Seite das Recht und das Heil zu finden sei, ob es zuträglicher wäre, wenn die Schule oder wenn die schlaffe Genußsucht der Zeit von ihrer Forderung abstünde. Wahrlich, wenn irgend etwas im Stande ist, im spätern Leben eine freie, edle, sich selbst vergessende Lebensanschauung zu verhindern und dagegen jenes unfreie, egoistische, altkluge Philisterthum zu erzeugen, so ist es dieses frühzeitige Einführen der Jugend in die Genüsse des reiferen Alters; und nichts kann darum weniger auf den Ruhm der Liberalität Anspruch machen, als eine solche Art und Weise der Erziehung. Fern sei es von uns zu fordern, daß die Jugend in klösterlicher, mönchischer Abgeschlossenheit und Entsagung auferzogen werde, durch welche die Begierde und der Hang zur Lebensfreude zwar zeitweilig unterdrückt, aber nicht veredelt und in die richtige Bahn geleitet wird. Das paßt nun einmal auch nicht mehr zu dem gegenwärtigen Zuschnitt unseres ganzen socialen Lebens. Aber man handle dabei nur nach festen Principien. Das elterliche Haus und die Schule müssen allezeit die eigentliche Welt des Kindes und angehenden Jünglings bleiben; man raube ihm daher nicht den Geschmack und die Lust an denselben durch frühzeitige Gewöhnung an ihm fremdartige und sein Gedeihen behindernde Genüsse und Bedürfnisse!

Doch lassen wir es genug sein an diesen Beispielen falscher Liberalität und versuchen wir es nun, das Wesen der *wahren* Liberalität in der Jugenderziehung durch einige Andeutungen näher zu beleuchten. Wir

Bequemlichkeit am leichtesten ihre Rechnung dabei findet, nicht allzustreng der Jugend jene Genüsse zu verweigern, andrerseits gerade die heitere Seite des menschlichen Lebens auf die Jugend eine so mächtige Anziehungskraft ausübt. Aber ist es gerade darum nicht um so wichtiger und nothwendiger, hierin das gehörige Maß und Ziel ihr zu setzen? Sieht das Auge des heranwachsenden Knaben an öffentlichen Orten nicht vieles, was es noch nicht sehen darf, wenn nicht anders sein sittliches Wohl in die ernsteste Gefahr gerathen soll? Hört er nicht auf Bällen, Maskeraden und bei Theatervorstellungen manches, was ihm füglicher verborgen bliebe; wird ihm namentlich bei letzteren durch die seichten, faden, oft einer zweifelhaften Moral das Wort redenden Stücke, die heutzutage das Repertoir beherrschen, der Kopf und die Phantasie nicht mit allerlei Gedanken und Bildern angefüllt, die bei ihrer reizenden Außenseite unwiderstehlich fesseln und einnehmen, aber nur verwirrend und blendend einwirken, da der Jugend noch das rechte Verständniß für dieselben fehlt und ihr die Besonnenheit gebricht, den Kern von der Schale zu sondern? Es wird wahrlich durch alles dieses viel an der Jugend gesündigt. Man glaubt ihr durch Einführung in solche Genüsse frühzeitig ansprechende Manieren, geselligen Takt, eine freiere Anschauung des Lebens anzueignen und erreicht es vielleicht auch, aber auf Kosten einer gediegenen innern Bildung des Geistes, Gemüthes und Herzens. Man raubt ihr die ruhige Besonnenheit und den Sinn für ernste Vertiefung in das, was ihr Noth thut, erzeugt Zerfahrenheit und Genußsucht, verleitet sie zu einem frühzeitigen Verbrauche ihrer physischen und moralischen Kraft und legt so den Keim zu jener Frühreife, Altklugheit und Blasirtheit, der wir bei der reiferen Jugend, namentlich aus den höheren Schichten der Gesellschaft, in unsern Tagen so häufig begegnen. Wir verkennen gewiß nicht den Werth äußerer Bildung; aber sie darf nicht der oberste Zweck, das einzige Ziel der Erziehung sein; sie darf nicht auf Kosten höherer sittlicher Güter allein bevorzugt werden. Dadurch mag man die Jugend für den Salon und das Parquet erziehen, aber nicht für das Leben; denn dieses erfordert Männer in der wahrhaften Bedeutung des Wortes; solche aber werden nimmer aus jener früh schon genießenden, früh schon sich verbrauchenden Jugend hervorgehen.

Besonders schlimm hat es die Schule solchen Ansichten von Erziehung gegenüber; für sie, und zwar in ihrer ganzen Ausdehnung bis zur Entlassung der Schüler zur Universität, ist dieses Vorausgewähren aller oben genannten Genüsse ein wahres Unglück. Ihrer hohen Aufgabe der geistigen

und sittlichen Ausbildung ihrer Zöglinge sich bewußt und überzeugt, daß dieselbe nur gelöst werden kann, wenn die Jugend in möglichster Einfachheit, Bedürfnißlosigkeit und Zurückgezogenheit erzogen wird, hat sie nur allzu häufig Gelegenheit, trauernd wahrzunehmen, wie so viel edle Kraft und oft reiche geistige und gemüthliche Begabung frühzeitig verloren geht oder vergiftet wird, die, gehörig geleitet, dereinst zu allerlei nützlichem und heilbringendem Dienste der Menschheit verwendet werden könnte. Man glaube eben nur nicht, daß die wenigen Abendstunden, in denen man der Jugend die Freude macht, allein daraufgehen. Der junge Mensch ist nicht nur an demselben Tage ein ganz Anderer, als er in der Schule sein soll, sondern die Aussicht auf denselben beherrscht ihn schon lange vorher, und die Sorge um seine äußere Ausstattung, die Achtsamkeit auf sein Benehmen und die zu führenden Reden und besonders die Erinnerung an die genossenen Freuden nehmen ihn dermaßen in Anspruch, daß kaum noch Raum und Sinn für ernste wissenschaftliche Bestrebungen übrig bleibt. Es möchte darum schwerlich ernstlich in Frage gestellt werden können, auf welcher Seite das Recht und das Heil zu finden sei, ob es zuträglicher wäre, wenn die Schule oder wenn die schlaffe Genußsucht der Zeit von ihrer Forderung abstände. Wahrlich, wenn irgend etwas im Stande ist, im späteren Leben eine freie, edle, sich selbst vergessende Lebensanschauung zu verhindern und dagegen jenes unfreie, egoistische, altkluge Philisterthum zu erzeugen, so ist es dieses frühzeitige Einführen der Jugend in die Genüsse des reiferen Alters; und nichts kann darum weniger auf den Ruhm der Liberalität Anspruch machen, als eine solche Art und Weise der Erziehung. Fern sei es von uns zu fordern, daß die Jugend in klösterlicher, mönchischer Abgeschlossenheit und Entsagung auferzogen werde, durch welche die Begierde und der Hang zur Lebensfreude zwar zeitweilig unterdrückt, aber nicht veredelt und in die richtige Bahn geleitet wird. Das paßt nun einmal auch nicht mehr zu dem gegenwärtigen Zuschnitt unseres ganzen socialen Lebens. Aber man handle dabei nur nach festen Principien. Das elterliche Haus und die Schule müssen allezeit die eigentliche Welt des Kindes und angehenden Jünglings bleiben; man raube ihm daher nicht den Geschmack und die Lust an denselben durch frühzeitige Gewöhnung an ihm fremdartige und sein Gedeihen behindernde Genüsse und Bedürfnisse!

Doch lassen wir es genug sein an diesen Beispielen falscher Liberalität und versuchen wir es nun, das Wesen der wahren Liberalität in der Jugenderziehung durch einige Andeutungen näher zu beleuchten. Wir

werden aber freilich gleich bekennen müssen, daß wir diesen Versuch auf die Gefahr hin thun, uns vielleicht den Vorwurf eines gewissen altmodischen, nach der Meinung Mancher längst überwundenen, dem neunzehnten Jahrhundert kaum mehr angemessenen Standpunktes zuzuziehen; aber unserer Ansicht nach muß in der Erziehung und namentlich in der durch die Schule, ein gewisser Conservatismus, eine Stabilität vorherrschen. Denn sie hat es nicht mit Dingen zu thun, die in ihrer Geltung wie die Mode wechseln, sondern mit dauernden, unvergänglichen; ihre Ziele gehen nicht auf Befriedigung einseitiger, wechselnder Privatinteressen, sondern auf Begründung einer sichern sittlichen Lebensbasis; ihre Aufgabe ist es, „im Sturme gährender, wild wider einander wogender Meinungen nur an das sich zu halten und nur für das die Jugend zu erziehen und zu bilden, was bei allem sonstigen Wechsel der Zeiten und der Ansichten in unantastbarer Gültigkeit beharrt."

An diesen Conservatismus uns lehnend wollen wir denn zunächst auch auf den alten ursprünglichen Begriff der Liberalität zurückgehen und der Jugend gegenüber das Wesen derselben erstens darin finden, daß derjenige die Jugend wahrhaft liberal erzieht, der sie zur sittlichen Freiheit erzieht, welche sich zeigen wird in dem freiwilligen Aufgeben selbstsüchtigen Eigenwillens, in der freiwilligen Unterordnung unter das, was als Recht und Gesetz vor Gott und Menschen anerkannt ist. Der Drang nach Freiheit waltet mächtig in jedes Menschen Brust, aber nur derjenige darf auf ihren Besitz Anspruch machen, der sich selbst freigemacht hat von der Herrschaft seiner Leidenschaften, Lüste und Begierden, der sich freigemacht hat von den Fesseln der Selbstüberhebung und der Lüge, in dessen Brust es mit Flammenschrift geschrieben steht, daß er ein dienendes Glied in der Kette der menschlichen Gesellschaft ist, das mitwirken soll, die hohe Bestimmung des Menschengeschlechts, die Herrschaft der Erde und die Erwerbung des Himmels, in dem Geiste seines Schöpfers zu verwirklichen. Wenn aber irgend wo, so lebt dieser Drang nach Freiheit in der Jugend, wenn sie anders nicht frühzeitig verkümmert ist, und naturgemäß wird sie theils durch ihre Unerfahrenheit, theils durch das ihr innewohnende Bewußtsein der Kraft versucht, sich fort und fort aller beengenden Fesseln zu entledigen, geräth aber dabei, sich selbst überlassen, leicht auf Abwege und fällt dem Irrthum und dem Scheine anheim. Der Erziehung Aufgabe ist es nun, jenen Drang in die rechte Bahn zu leiten, welches diejenige ist, die zur Ueberwindung des eigenen Ich und zur Un-

terordnung unter die sittliche Nothwendigkeit führt. Dieses kann sie aber nur erreichen durch frühzeitige Gewöhnung an Ordnung und Gehorsam: an Ordnung, denn ohne sie ist keine wahre Freiheit denkbar, sie ist der Boden, auf dem dieselbe wächst und gedeiht, das Element, das ihr ebenso wenig genommen werden darf, als der Pflanze das Erdreich oder dem Fische das Wasser; an Gehorsam, denn dieser in seiner wahrhaften Aeußerung macht den Geist erst frei, indem der Mensch den eignen Willen unter ein höheres Gesetz stellt, dieses also in sich aufnimmt, daß es den obersten Rang unter seinen Beweggründen einnimmt; daher das Kind frei wird, wenn es seinen ihm von Gott verordneten Leitern, den Eltern und Lehrern, gehorcht, und der Mann, wenn ihm der Gehorsam gegen seine Pflicht zur andern Natur geworden ist. Aber dieser Gehorsam ist nicht leicht zu erzeugen, denn er ist in der dermaligen Beschaffenheit der menschlichen Natur nicht begründet; „die Betrachtung des eigenen und fremden Lebens lehrt „uns vielmehr, daß der Wille des natürlichen Menschen und also auch des „noch unerzogenen, in Selbstsucht und sinnliche Triebe versunken, durch „diese sich leiten läßt und die Stimme Gottes in seinem Innern überhört. „Daher hat der Erzieher die doppelte schwierige Aufgabe: 1) die Selbst„sucht und Sinnlichkeit der Willenskraft zu unterdrücken und 2) sie dahin zu „führen, daß sie die Stimme Gottes wieder vernimmt und willig und freudig „derselben folgt. Die erste Aufgabe muß durch Strenge, die zweite „durch Liebe gelöst werden, die beiden Mittel, welche Gott selbst den „Eltern gegen ihre Kinder angewiesen hat, indem er den Vätern vorzugs„weise den Ernst und die Strenge, den Müttern die Liebe einpflanzte," die beiden Mittel, durch welche auch die Schule zu wirken hat, wenn sie anders von einem höheren Streben in der Erziehung geleitet und getragen sein will. Die Strenge muß walten in der Zucht, ohne Widerrede, ohne Auseinandersetzung der Gründe muß sich der Schüler derselben unterwerfen. Und nicht wird durch solche Forderung der Selbstständigkeit des Willens geschadet; denn der Wille, der seine Selbstständigkeit durch Ungehorsam geltend machen will, ist ein sündhafter, also unfreier, der vertilgt werden muß, wenn der bessere wieder lebendig werden soll. „Letzteres ist es aber, „was das Gesetz bezweckt, und jede willige Gesetzeserfüllung ist daher ein „Sieg des Besseren in uns über die Sünde." Doch damit ein solcher durch die Strenge der Zucht gebändigter und geleiteter Wille eine wahrhaft sittliche Macht werde, damit in freieren Verhältnissen die alte Macht der Sünde nicht wiedererwache, muß der Strenge sich die Liebe verbinden

jene stößt das jugendliche Gemüth durch ihren Ernst zurück, diese zieht es durch ihre Milde an; jene erweckt oft nur Scheu und Furcht, diese erzeugt vertrauensvolle Hingabe; jene wirkt hemmend, diese überzeugend; jene zähmt den Willen, diese heiligt ihn, indem sie ihn hinführt zur wahren Quelle des Heils, zu Gott, der die Liebe selbst ist. — Solcher durch Strenge und Liebe erworbene und gewonnene freiwillige Gehorsam ist der rechte und wahre, und das Haus, in dem derselbe waltet, wird nicht nur eine Stätte des Friedens, sondern auch der Freude und heiteren Lebensmuthes sein, und die Schule, in welcher derselbe die Herrschaft errungen, wird zwar das Bild eines äußerlich wohlgeordneten, harmonisch gegliederten Ganzen darstellen, aber noch viel mehr, sie wird eine Stätte der Aufmerksamkeit und des Fleißes, des edelsten Wetteifers um das Gute und Edle, eine Stätte wahren, weil auf sittlicher Grundlage beruhenden Fortschritts, eine Stätte ächter Humanität sein. Wer solchen freien Gehorsam in seinen Zöglingen zu erzeugen versteht, der übt Liberalität in der schönsten und edelsten Bedeutung, und alles andere, was nun noch als Zeichen derselben angeführt werden soll, hängt mit jenem Ziele auf das innigste zusammen, wird nur als Ausfluß desselben zu betrachten sein.

Denn wer in solcher Weise auf die Jugend zu wirken versteht, der wird, sei er Vater oder Lehrer, seinem Zöglinge, den er als einen unreifen unmündigen Menschen belehren, erziehen, auch, wenn es Noth thut zwingen soll, von vorn herein als einem zur sittlichen Freiheit bestimmten Wesen mit Achtung entgegenkommen und diese scheint uns darum das zweite Zeichen wahrer Liberalität zu sein. In jedem Menschen steckt, freilich oft sehr verdunkelt, aber unbestreitbar, das Bewußtsein, daß er hier zu einer hohen Stellung unter den übrigen Geschöpfen der Erde und dereinst, wenn er der Stimme seines Gewissens folgt, zu einer noch höhern im Jenseits berufen ist. Dieses Bewußtsein ist die Wurzel jenes edlen, also nicht verwerflichen Stolzes, zu dem der Mensch berechtigt ist, wenn er sich dem Thiere gegenübersteht, jenes Stolzes, der gleich weit entfernt vom Hochmuth wie vom Uebermuth, von der Eitelkeit wie vom Dünkel, noch mehr Pflichten auferlegt als er Rechte zutheilt, an dessen Stelle, sobald das lebendige Bewußtsein davon verloren geht, die Gemeinheit und in ihrem Gefolge die sittliche Knechtschaft tritt. Auch in dem Kinde herrscht dieses Bewußtsein seiner Menschenwürde mehr oder weniger lebendig, und dieses ist es, warum auch ihm Achtung bewiesen werden muß. Maxima puero debetur reverentia, die höchste Achtung gebührt dem Kinde, sagt schon

Juvenal; und der Erzieher erweist ihm dieselbe zunächst wenn er ihm allezeit ein väterliches, wohlmeinendes, freundschaftliches Herz zeigt, wenn er das Kind so lange für gehorsam, liebreich, wahrhaft hält, als er nicht das Gegentheil erfahren hat: also daß das Kind vertrauensvoll zu ihm aufblicken und ihm nahen darf, ohne fürchten zu müssen, kalt und unmuthig abgewiesen oder gar mit Mißtrauen behandelt zu werden. Es möchte wol kaum eine schnödere Verleugnung der Liberalität in der Erziehung geben als das Vorurtheil, daß das Kind so lange für lügenhaft, für falsch, für böse zu halten sei, bis es das Gegentheil bewiesen habe. Liebe und Vertrauen gebiert wieder Liebe und Vertrauen, und in dem Maße als Du Beides geübt hast, wird es Dir wieder gegeben werden. Achtung gegen die Jugend zeigt sich ferner, wenn das strafende und beschämende Wort allezeit des Ernstes und der Würde nicht ermangelt; denn „in der Form „des Spottes ist es eine Grausamkeit, die sich durch den Stachel straft, „der so leicht in dem Herzen dessen, der sich von dem Gewalthaber gehöhnt „fühlt und nicht mit gleichen Waffen kämpfen darf, nur zu lange zurück„bleibt“ und das Band des Vertrauens zerreißt, das den Erzieher und seinen Zögling umschlingen muß, wenn anders das Wirken des ersteren nicht erfolglos bleiben soll. Achtung wird sich ferner zeigen in der Gerechtigkeit, die man auch dem Kinde erweise. Das Gefühl von Recht und Unrecht liegt zwar tief in der menschlichen Seele begründet, äußert sich aber in jugendlichen Gemüthern besonders stark und lebhaft. Das Kind fühlt das Unrecht inniger, als es ein Mann fühlen wird, der mit dem falschen Urtheil zugleich die Wahrheit oder Falschheit desselben sieht und übersieht, und leichter als beim Manne keimt bei ihm der Unmuth oder, wenn es trotzigeren Sinnes ist, gar die Erbitterung empor, wenn es unschuldiger Weise gestraft und gezüchtigt wird; aber leichter vergißt und vergiebt es auch das ihm angethane Unrecht, wenn es ihm gegenüber erkannt und bekannt wird, und letzteres scheint uns darum eher ein Gewinn als ein Verlust; denn auch das Kind ist schon klug genug, um einzusehen, daß Unfehlbarkeit keines Menschen Erbtheil hier auf Erden ist. Achtung gegen die Jugend wird sich endlich noch darin zeigen, daß man alles Unehrbare in Thaten und Worten von ihr fern hält. Juvenal sagt zwar: maxima puero debetur reverentia, jedoch mit dem Zusatze: si quid turpe paras, und Herder übersetzt den Ausspruch so: Hast Du etwas Unehrbares vor, so trage wenigstens vor Kindern und Knaben Scheu und ärgere sie nicht mit Deinem Beyspiele! Unläugbar ist die Macht des Beispiels, des guten

sowol als des schlimmen, nur mit dem Unterschiede, daß das letztere um so leichter Eingang und Nachahmung findet, als es verwandten Trieben in dem kindlichen Gemüthe begegnet, denen das menschliche Herz sich zu aller Zeit leichter hingiebt als guten, insofern letzteres immer Kampf und Selbstüberwindung erheischt. Begegnen wir aber der Wirkung des Beispiels schon in der Schule unter den Schülern, indem der eine von dem andern mancherlei annimmt und ein paar böse Schüler leicht in eine ganze Classe einen verderblichen Geist verpflanzen können: um wie viel schwerer und eindringlicher muß die Macht des Beispiels sein, wenn es von solchen Personen ausgeht, denen Macht und Autorität den Kindern gegenüber eingeräumt ist, zu denen das jugendliche Gemüth als den ihm von Gott vorgesetzten Obrigkeiten mit Scheu und Ehrerbietung aufzublicken gewohnt ist. Also noch einmal: Maxima puero debetur reverentia, si quid turpe paras.

Jener sittliche Kern aber, den wir in jedes Menschen Brust finden zu müssen glauben, um dessen willen wir auch der Jugend Achtung zu erweisen haben, giebt ihm auch das Bewußtsein, daß Essen und Trinken, Reichthum und glänzende Carriere nicht die höchsten Genüsse und Ziele des Lebens sind; er giebt ihm die Fähigkeit, sich über Zeit und Raum, über die Grenzen der Erde hinaus in das Reich des Geistes zu erheben, in jene Welt, auf die der begeisterte Dichter verweist, wenn er singt:

> Wollt Ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
> Werft die Angst des Irdischen von Euch,
> Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
> In des Ideales Reich!
> Jugendlich, von allen Erdenmalen
> Frei, in der Vollendung Strahlen
> Schwebet hier der Menschheit Götterbild.

Jene Welt, die uns Deutschen vor allen andern Völkern als Erbtheil aufgeschlossen scheint, also daß dieselben uns fast wie mit einem Vorwurfe als das vorzugsweise ideelle bezeichnen; jene Welt, um deren willen unser Schiller uns so theuerwerth geworden, weil sie der Grundzug seiner Dichtung ist und er so unser innerstes nationalstes Wesen in begeisterndem Inhalt und verklärter Form uns gegenüberstellt, also daß sein Volk im Heimathlande und wo es zerstreut an allen Enden der Erde weilet, noch neulich mit dankbarer Verehrung sein Andenken feierte und auch die Schule seiner, des edlen Jugendbildners, nicht vergaß; jene Welt soll in der Brust

jedes Mannes wohnen; mögen ihm die Ideale in dem Streit und Kampf des alltäglichen Lebens entschwunden sein, mag er vielfache Täuschungen erfahren haben, so darf ihm doch das Ideale nicht verloren gehen, wenn er nicht etwa darauf verzichten will, daß seinem Wirken und Streben die höhere Weihe und die innere Befriedigung innewohne. Und darum soll der Erzieher in der Jugend schon früh den Sinn für diese schöne Welt zu erwecken, sie empfänglich zu machen suchen für die höheren Ziele und Freuden des Lebens, und wer das versteht, dessen Erziehungsweise scheint uns das dritte Zeichen wahrer Liberalität zu tragen, das der Idealität. Und die Jugend kommt ja da dem Erzieher selbst hilfreich entgegen. Das zum Selbstbewußtsein erwachende Jugendalter lebt ja in dem Reich der Ideale. Der Jüngling löst sich los von der Beschränkung, in der er als Knabe lebte, und richtet seinen Blick ins Weite und Unendliche. Es ist die Zeit, wo der Mensch dasjenige, was er einst als Mann nach dem Willen Gottes verwirklichen soll, zu ahnen und zu suchen anfängt. Er strebt hinaus über die unmittelbare Wirklichkeit, die ihn umgiebt, und sucht das Jenseits zum Diesseits zu machen. Und dieses Bestreben beruht nicht etwa auf bloßer Träumerei, sondern auf voller Wahrheit; denn nicht im Diesseits wohnt die Wahrheit, sondern im Jenseits. Wer darum als Mann dem Ideale seiner Jugend untreu wird, der bleibt immerfort unfrei und verfällt in den Dienst der Eitelkeit und Gemeinheit. O darum achte und fördere man diese schöne Welt der Ideale, wie sie in der Jünglingsbrust lebt, o schon darum, weil sie das Erbtheil unseres Volkes ist; man zerstöre sie nicht durch zu frühzeitiges und einseitiges Hinweisen auf den materiellen Nutzen allein, der aus jeder geistigen Beschäftigung erwachsen müsse, wenn sie anders Anspruch auf Geltung haben wolle, oder durch das leidige ewige Vorreden von der Carriere, die der Jüngling als Mann einst machen müsse, oder gar durch zu frühzeitiges Einführen in die Nachtseiten des menschlichen Lebens; man hüte ihn vielmehr mit aller Sorgfalt und aller Angst des Gewissens vor solcher Bekanntschaft! Des Lebens rauhe Wirklichkeit wird zeitig genug auch an ihn herantreten und dem goldenen Kranze jener glänzenden Gestalten seiner Jugendbegeisterung Blatt um Blatt entreißen. Wohl dem, der dann mit der Schale nicht auch den Kern wegwirft! Kommen wir vielmehr diesem idealen Streben zu Hilfe, verhüten wir etwa nur, aber mit zarter besonnener Hand, daß des Jünglings unruhiges Drängen und Streben eine wilde Richtung annehme und ihn vernichte und verderbe, statt ihn zu erheben und zu veredeln.

Zum Schlusse sei es gestattet, noch auf ein Moment in der Jugenderziehung aufmerksam zu machen, in dem sich, wie wir glauben, vorzugsweise wahre Liberalität kundgiebt. Wir meinen die Verzichtleistung auf eine uniforme Behandlung aller Individuen, „die Kunst, die verschiedenen „Individualitäten der Zöglinge so weit gelten zu lassen, als es die für Alle „gültigen Gesetze des Geistes und der Schicklichkeit gestatten, kurz die „Uebung der pädagogischen Toleranz". (Döderlein). Nicht alle Geister sind ja nach einer Schablone geformt und gebildet, nicht alle lassen sich darum auch nach einer und derselben Art und Weise behandeln; schon früh zeigt sich vielmehr oft eine besondere geistige und gemüthliche Richtung und weist auf die eine oder die andere Lebensstellung hin, die dem jugendlichen Individuum dereinst angewiesen ist. Da gilt es denn, diese Richtung anzuerkennen und zu achten, falls sie überhaupt innere Berechtigung hat. Doch dazu, wir müssen es freilich gleich bekennen, gehört große pädagogische Weisheit und Erfahrung, tiefes Eindringen in die Art und Weise des jugendlichen Herzens und Gemüthes; wenn irgend wo, so gilt es hier, stille zu halten und sich selbst aufzugeben, eine Aufgabe, besonders schwer für den kernhaften, energischen Charakter, der eine feste Ueberzeugung gewonnen hat und sich versucht fühlt, dieselbe als die allein wahre auch Andern, und der Jugend um so lieber weil leichter, aufzudrücken und aufzuprägen. „Und dennoch bleibt diese Bescheidung seiner „selbst eine unabweisbare Forderung der Vernunft und der Liebe;" denn das Zuviel schadet in der Erziehung oft weit mehr als das Gegentheil. Glücklich der, welcher von sich rühmen kann, zwischen diesen beiden Extremen die richtige Mitte gefunden und damit den Höhepunkt pädagogischer Weisheit errungen zu haben!

Haben wir somit, theils nach dem Vorgange bewährter Pädagogen, theils nach eigener Vertiefung in den Gegenstand, das Wesen wahrer Liberalität in der Erziehung zu finden geglaubt, in der Erziehung zur sittlichen Freiheit, welche hervorgerufen werde durch Erzeugung eines freien Gehorsams, in der Achtung vor dem Kinde als einem zur Freiheit geborenen Wesen, in der Förderung der Idealität und endlich in der Uebung pädagogischer Toleranz: so glauben wir freilich nicht, dieses überreiche Thema in all seiner Weite und Tiefe erschöpft zu haben, wissen auch kaum, ob es uns geglückt ist, bei der überwiegenden Mehrzahl der Erziehenden die Ueberzeugung von der Wahrheit unserer Ansichten erweckt zu haben. Sollten wir dieses aber auch nur bei Wenigen erreicht haben und diesel-

ben dadurch bewegen können, in dem angedeuteten Sinne Liberalität gegen die Jugend zu üben, so glauben wir schon damit ein nicht Geringes erzielt zu haben; denn wir getrösten uns dessen, daß das Gute und Wahre, auch wenn es vereinzelt zur Erscheinung kommt, doch eine wunderbare Macht und Kraft besitzt, verwandte Geister an sich heranzuziehn und zur Nachfolge zu zwingen und so eine heilsame Saat des Edlern und Bessern vorzubereiten und allendlich zur Reife zu bringen. Wahrlich jene Klagen über die Jugend, die wir im Eingange unserer Betrachtung erwähnten, haben zum guten Theil ihren Grund in jener falschen Liberalität in der Erziehung, die wir oben durch einige Beispiele beleuchtet und gekennzeichnet haben. Verlassen wir also mehr und mehr jene falsche Bahn, wozu es doch kaum mehr als eines bescheidenen Maßes ernster Besinnung bedürfte, damit unsere Jugend erwachsen dereinst dastehe als ein edles Männergeschlecht, das da weiß, was es will, und noch viel mehr, was es soll; vereinigen wir uns dazu Alle in Schule und Haus, die wir gemeinsam an dem heiligen Werke der Jugenderziehung arbeiten! Auf uns ruht ja das kommende Geschlecht, was wir säen, das wird dasselbe dereinst ernten; streben wir also darnach, ihm eine feste, nimmer wankende Stütze zu geben. Wir sind das vor allem Gott, unserm Herrn, schuldig, der uns die Jugend zur Pflege und Ausbildung überantwortet hat; wir sind es aber auch dem Vaterlande und unserem hohen Kaiser und Herrn schuldig, der mit hochherziger Liberalität neue Bahnen in der Regierung seines weiten, unermeßlichen Reiches eingeschlagen hat und von uns erwartet, daß wir, ein Jeder in seinem Wirkungskreise, in Treue und Gewissenhaftigkeit seine Absichten fördern und unterstützen, hier zunächst, daß wir dem Vaterlande eine Jugend erziehen, die erwachsen fähig sei, die Keime des Guten und Edlen, die jetzt gepflanzt werden, dereinst als Frucht zu genießen und sich durch wahre Bürgertugend, durch uneigennützige Unterordnung unter das Wohl des Ganzen des Genusses derselben immer würdiger zu machen. — Daß das dereinst geschehe, sei unser Aller Streben, Wunsch und Gebet!

A. Schwartz.

Redacteure:

Theodor Bötticher, Livl. Hofgerichtsrath.

Alexander Faltin, Rigascher Rathsherr.

Den Druck genehmigt
im Namen des General-Gouvernements von Liv-, Esth- und Kurland:
Coll.-Rath Schütze.

Druck der Livländischen Gouvernements-Typographie.

Der Proletarier-Charakter der bäuerlichen Acker-bau-Industrie in Liv- und Esthland.

Wenn in einem Familienhaushalt Jahr aus Jahr ein mehr ausgegeben als eingenommen wird, so muß endlich der Bankerott erfolgen. Bei dem Geschäftsmann können verschiedene Ursachen dahin wirken, daß unabänderlich während eines oder mehrerer Jahre seine Ausgaben die Einnahmen übersteigen; er wendet sich daher, um das Geschäft nicht ins Stocken gerathen zu lassen und der Gefahr des Bankerotts vorzubeugen, an den Credit, der ihm fremde Capitalien zur Aushülfe zuführt, sorgt dafür, daß Einnahmen und Ausgaben wieder in ein richtiges Verhältniß kommen, wird seinen Gläubigern gerecht, und sein Geschäft bleibt in blühendem Zustand.

Wie mit dem Privat-, so ist es auch im Großen mit dem Staatshaushalt. Auch die Staaten kommen zuweilen in kritische Umstände, in Folge deren mehr Geld über die Grenzen hinausströmt, als wieder zurückkommt. Solche Zustände brauchen, als vorübergehende, Niemanden zu beunruhigen. Der Staat hat jederzeit mehr Mittel und Wege zur Deckung des Ausfalles als der Privatmann; er kann z. B. Anforderungen der eigenen Unterthanen mit Anweisungen, Creditbillets (sogenanntem Papiergeld) befriedigen, die dann im ganzen Lande als baares Geld gehen, welches sie repräsentiren; er kann leicht eine Anleihe contrahiren, weil er immer die unbezweifeltste Sicherheit zu bieten hat. Beides hat zwar auch seine Grenzen, die nicht ohne Gefahr überschritten werden können, aber das Erstere kann der Privatmann gar nicht, das Andere meist nur unter mehr

oder minder schwierigen Bedingungen. Der Staat hat endlich — und das ist unter allen Mitteln das beste — in der Regel im eigenen Lande noch manche natürliche Hülfsquellen, die nur eröffnet und flüssig gemacht zu werden brauchen, um neue Capitalien zu beschaffen. Dieses Flüssigmachen neuer und das stärkere Strömen schon vorhandener Geldquellen zu bewirken, ist die Kunst und Aufgabe der Staatsökonomen, eine Kunst, welche besonders die Engländer gut verstehen. In England übersteigt wohl alljährlich der Werth des Exports den des Imports, und wenn auch in einzelnen Jahren, in Folge kriegerischer Ereignisse, mehr Geld aus dem Lande hinaus- als wieder hineinströmt, so findet doch in der Regel das Gegentheil Statt. Der englische Staat hat freilich eine ungeheure Schuldenlast, aber er schuldet nur der eigenen Nation und die Nation ist der Staat. Es ist also als wenn Jemand sich selbst, [illegible] seine eine Tasche der anderen Geld schuldig ist, und das ist eigentlich nur eine imaginaire Schuld.

Rußland ist gegenwärtig in dem Fall, daß jährlich mehr Geld über seine Grenzen hinausgeht als wieder hereinkommt; wer das nicht wüßte, kann es an dem im ganzen Reich herrschenden Mangel an Metallgeld erkennen. Es ist dies hauptsächlich Folge des Aufschwunges, den die inländische Industrie seit einigen Jahren genommen hat, und daher eigentlich eine erfreuliche Erscheinung, die ihre guten Folgen haben muß. Alle Industriezweige bedienen sich heutzutage mehr oder weniger der Maschinen, der Dampfkraft anstatt der Menschen- und Thierkräfte, aber in Rußland selbst werden zur Zeit noch nur wenige Maschinen hergestellt; die wenigen Fabriken, die einen Anfang damit gemacht haben, sind von geringer Ausdehnung, beschränken sich meist auf die Anfertigung der einfachsten Gegenstände dieser Art und können daher weder in Betreff der Güte und Vollkommenheit ihrer Arbeiten, noch im Preise derselben mit dem Auslande concurriren. In Folge dessen kommen bei uns die Maschinen wie die mit ihrer Hülfe angefertigten Waaren theurer zu stehen als die ausländischen, und große Summen Geldes wandern alljährlich über die Grenzen für Fabrik- und Manufacturwaaren aller Art, sowie besonders auch in neuester Zeit für Maschinen, vom Dampfschiff und der Locomotive an bis zum gewöhnlichen Ackerpflug und der Schneiderscheere.

Möge die inländische Industrie sich aber vor zu argen Sprüngen hüten, nicht sogleich das Höchste und Aeußerste erreichen wollen, sondern durch das Einfachere und Näherliegende zu dem Entfernteren und Voll-

kommeneren übergehen. Der Sprung aus dem System der alten, schwerfälligen, zu manchen Jahreszeiten inpracticablen Landstraßen in das neueste, vollkommenste System aller Land-Communicationsmittel, das der Eisenbahnen, wird, da letztere doch nicht überallhin errichtet werden können, bei dem Mangel an Chausseen manchen großen Landdistricten, die sich bisher in lebhafter Industrie wohlbefanden, die aber weitab von einer Eisenbahn gelegen sind, sehr empfindlich und nachtheilig werden. Selbst in denjenigen Ländern, in welchen, wie in England, Frankreich, Deutschland, fast alle wichtigeren Orte und Gegenden bereits durch Eisenbahnen mit einander in Verbindung stehen, sind die Chausseen keinesweges durchgängig überflüssig geworden, sie bilden vielmehr vielfach die unentbehrlichen Verbindungsmittel mit den Eisenbahnen, deren Nichtvorhandensein für große Districte ein Unglück sein würde. Auch in Rußland wird sich der Bau guter Chausseen an vielen Orten noch mehr als bisher als dringendes Bedürfniß herausstellen.

Jedes Land wird am vortheilhaftesten zunächst diejenigen Industriezweige bei sich entwickeln und pflegen, zu welchen ihm das Material gegeben, auf die es hierdurch von der Natur hingewiesen ist. Das europäische Rußland ist aber von der Natur zunächst auf den Ackerbau hingewiesen. Es hat einen so weit verbreiteten reichen Ackerboden, daß es, nebst dem eigenen Bedarf, noch einen großen Theil Europas in größerem Umfang als bis hiezu geschehen mit Korn- und anderen Ackerbauproducten versorgen könnte. Die zunächst liegende und den meisten Gewinn verheißende Industrie wird mithin die des Ackerbaues, und, nächst der Ausfuhr des Rohproducts, die Weiterverarbeitung desselben in Fabrik- und Manufactur-Etablissements sein. Auch an Metallschätzen ist Rußland sehr reich, es würde z. B. mit Eisen wahrscheinlich den Bedarf von ganz Europa decken können, aber es erzeugt noch nicht genug für sich selbst, es werden alljährlich große Quantitäten Eisen zum Nachtheil unserer Handelsbilance aus dem Auslande eingeführt. Wegen seines hohen Preises beschränken sich besonders die unteren Volksklassen auf das Unentbehrlichste: Fuhr- und Frachtwagen haben durchweg hölzerne Achsen anstatt der leichter gehenden und dauerhafteren eisernen; und an den zur Feldarbeit dienenden Wagen und manchen anderen Ackergeräthen findet sich meistens nicht ein einziges Loth Eisen; selbst Schaufeln zum Graben und Mistgabeln sind häufig ohne Eisenbeschlag. Mit mangelhaften Geräthen kann aber auch nur mangelhafte Arbeit ausgeführt werden.

Die Ausbeutung der Bodenschätze Rußlands kann ohne Zweifel, we es nicht an Menschenhänden fehlt, in größerem Maßstab betrieben und ge winnbringender gemacht werden als bis hiezu der Fall; in den nachfolgen den Blättern soll versucht werden, dies in Betreff der bäuerlichen Ackerbau Industrie Liv- und Esthlands nachzuweisen. Die Landwirthschaft in die sen Ostseegouvernements genießt allgemein den Ruf einer vorzüglichen Ent wickelung und Vollkommenheit, und zwar nicht mit Unrecht, insofern diese Lob auf die Gutshöfe bezogen wird. Manche dieser Wirthschaften würden auch in Deutschland als Musterwirthschaften gelten können. Um so auffal lender aber ist der Contrast zwischen ihnen und der bäuerlichen Land wirthschaft, die seit Jahrhunderten noch kaum einen wesentlichen Fortschrit gemacht hat. Die Wohnungen der Esthen und Letten, ihre Ackergeräth und ihr Anspaun, ihre Sitten und Gewohnheiten, die Art und Weise, un nicht zu sagen: die Rohheit und Indolenz, mit der sie im Allgemeinen ihre Arbeit betreiben, überhaupt ihr ganzes Thun und Treiben zeichnet si nicht sowohl als einen sich fühlenden achtbaren Bauernstand, sondern viel mehr als ein Proletarierheer, und im Proletarier-Charakter betreiben si auch den Ackerbau, nur den momentanen Broderwerb suchend, in dem Ge fühl, daß ihr häuslicher Heerd nicht auf sicherer Grundlage ruht, daß e heute steht, morgen aber fallen kann.

Proletarier hießen bekanntlich im alten Rom jene Armen, die der Staat keine Steuern zahlen, ihm nur mit ihren Kindern dienen konnten. Heutzutage versteht man darunter alle diejenigen, denen zur Ausübun irgend eines festen, ihre Subsistenz sichernden Lebensberufes die nothwen digen Bedingungen fehlen, die daran entweder durch den Mangel a eigener Befähigung und Kraft oder durch die Ungunst äußerer Verhältnis verhindert sind.

Armuth ist zwar ein durchweg verbreitetes, jedoch kein wesentliche Abzeichen des Proletariats; es giebt Proletarier, die, wenigstens zu manche Zeiten, an vollen Tafeln schwelgen, während sie freilich noch viel öfter a Hungertuch nagen, z. B. gewisse herumstreichende, sich so nennende „Küns ler," die in Schenken und Jahrmarktbuden ihre Kunststücke vortrage Auch die Geringfügigkeit einer nützlichen Beschäftigung, die unbedeuten Fertigkeit, mit der Jemand sein ehrliches Brod verdient, und wäre es au nur die eines Holzhauers, einer Viehmagd, stempelt nicht zum Proletarie denn daß die Arbeiten und Dienste, die diesen Leuten obliegen, verricht

werden, ist ebenso nothwendig als wichtig, und die sie Verrichtenden sind in der Haus- und Gesellschafts-Oekonomie ebenso nützliche Mitglieder wie jene, die ein einträglicheres, „vornehmeres" Gewerbe treiben. Aber sie sind mehr als diese letzteren der Gefahr ausgesetzt, dem Proletariat zu verfallen, weil sie, wenn gelegentlich einmal der tägliche Broderwerb stockt, in der Regel nichts zuzusetzen haben und in Folge dessen dem Gemeinwesen zur Last fallen. Dies zeigt sich besonders in solchen Ländern und Districten, in welchen eine lebhafte Fabrikindustrie herrscht, wo, wenn etwa in Folge kriegerischer Ereignisse mit Handelssperren in ihrem Gefolge, die Arbeiten eingestellt oder eingeschränkt werden müssen, nicht selten Tausende einfacher Fabrikarbeiter entlassen und plötzlich brodlos werden. Ihre Menge wie auch ihre Abneigung und wirkliche Unfähigkeit zu einer anderen Arbeit als der einfachen, von Jugend auf gewohnten in der Fabrik, macht es ihnen unmöglich, alsbald wieder Unterkommen und Broderwerb zu finden.

Das Proletariat ist ein Erzeugniß der Civilisation; unter nordamerikanischen Indianern, Neuseeländern und anderen noch gänzlich uncultivirten Völkerschaften giebt es keine Proletarier, sie erscheinen erst, wenn ein Volk auf der Stufenleiter der Civilisation nach und nach sich in die drei naturgemäßen Stände: Aristokratie (in Europa meist Adels-Aristokratie), Bürger- und Bauernstand spaltet. Jeder dieser drei Stände, welche, im Gegensatz zu den künstlichen, im Staatsorganismus begründeten Ständen: Militair-, Geistlicher-, Beamtenstand u. s. w. welche richtiger als Gesellschaftsklassen bezeichnet würden, natürliche oder naturgemäße Stände genannt werden, stellt sein Contingent zu dem Proletariat, um so zahlreicher, je zahlreicher er selbst ist. Das Proletariat ist kein Stand, sondern der Abfall aus jenen drei Ständen.

Das zahlreichste Proletariat findet sich ohne Zweifel in China, mit seiner hochgesteigerten, aber barocken Civilisation. Nicht daß das Land nicht im Stande wäre, seine obgleich ungeheure Bevölkerung von 400 Millionen zu ernähren, es giebt vielmehr, besonders im Inneren und in den westlichen Gegenden, noch große, von schiffbaren Flüssen durchzogene Landstriche, die bei großer Fruchtbarkeit öde und menschenleer sind. Davon giebt auch das ausgedehnte, in neuester Zeit bekannter gewordene Amurgebiet Zeugniß, welches sich jetzt erst, unter russischer Herrschaft, dem Welthandel und der Industrie erschließt. In den östlichen Districten des Landes, in großen, übervölkerten Städten und Dörfern, lebt ein zahlreiches Proletariat, welches zumeist auf Betteln und Rauben — oder aufs Ver-

hungern, angewiesen ist, weil die dortige Staatsregierung, welche durch ihre kleinliche, bis ins Unvernünftige gehende Bevormundung und Beschränkung aller Erwerbszweige die Armuth erzeugt, aber keine Anordnungen zur Unterstützung der Armen kennt, wie überall in christlichen Staaten der Fall.

Aber auch in Europa ist kein Staat, der nicht sein mehr oder minder zahlreiches Proletariat aufzuweisen hätte. Es hat, obgleich wohl noch kein europäischer Staat, als Ganzes genommen, an Uebervölkerung leidet, sondern nur gewisse einzelne Districte in diesem Fall sind, die erste, aber bald nicht allein wirkende Veranlassung zu jenen massenhaften, seit 30 bis 40 Jahren stattgehabten (jetzt stark im Abnehmen begriffenen) Auswanderungen gegeben, welche in manchen Gegenden, besonders Irlands, aber auch Deutschlands, Mangel an Menschenhänden erzeugt und den Arbeitslohn hin und wieder übermäßig gesteigert haben.

Seit einigen Jahren hat sich auch unter den Esthen und Letten Livlands eine Art Wandertrieb eingestellt. Zwar wollen sie nicht über den Ocean ziehen, ihr Verlangen geht nicht nach den Prairien Amerikas noch nach den Golddistricten Californiens oder Australiens, ihr Verlangen ist nur: die nähere Heimath, in der sie sich unbehaglich fühlen, mit einem anderen District des großen Reiches zu vertauschen, wo sie Grundeigenthum erwerben, wo sie den Pflug mit dem Bewußtsein führen können, daß die Früchte ihrer Arbeit dereinst ihren Kindern und Kindeskindern noch zu Gute kommen.

Die Esthen und Letten haben, obgleich seit sechs Jahrhunderten mit civilisirten Nationen in naher Berührung, doch jene drei naturgemäßen Stände: Adel-, Bürger- und Bauernstand, noch nicht unter sich zu entwickeln vermocht, und sie werden es, mit Ausnahme des letzteren, nie vermögen. Nicht daß ihnen, wie vielleicht den Hottentotten und Patagonen, die innere geistige Kraft und natürliche Befähigung zur Ausbildung eines vollständigen Gesellschafts-Organismus, der eben jene drei Haupttheile desselben oder Stände, in sich schließt, von Haus aus fehlte — im Gegentheil: die Magyaren, wenn sie wirklich, wie die Ethnographen behaupten, ein in früheren Zeitepochen nach Ungarn verschlagener Zweig des finnischen Volksstammes sind, dem auch die Esthen angehören, beweisen, daß ihnen diese Befähigung keineswegs abgeht. Unter den Magyaren, oder Ungarn, sind jene drei Stände nicht nur wirklich und vollständig ausgebildet, sondern die Aristokratie zeichnet sich durch einen Adel der Ge-

fassung und der Erscheinung so sehr aus, daß ihr hierin vielleicht nur die englische höhere Aristokratie nicht nachsteht.

Die Esthen und Letten sind aber durch den unerbittlichen Zeitlauf der Geschichte verurtheilt, in dem untersten, dem Bauernstande, zu verharren. Es ist wenigstens, wie die Verhältnisse sich einmal gestaltet haben, nicht abzusehen, wie sich ein national-esthnischer oder lettischer Bürger- und Adelstand sollte bilden können. Das ist aber kein Unglück, weder für sie selbst noch für Andere. Sie theilen dieses Geschick mit manchen anderen Nationen, die im Lauf der Zeiten als solche untergegangen, vielmehr in andere Nationalitäten verwandelt worden sind. So z. B. sind die Franzosen eine hauptsächlich aus Gothen, Germanen, Römern und Ueberresten der alten Gallier hervorgegangene Völkerschaft, mit Adel-, Bürger- und Bauernstand, aber die Individuen dieser Stände sind weder Gothen noch Germanen noch Römer, sie sind eben Franzosen. Auch den Esthen und Letten steht der Weg zu höherer Bildung und damit der Uebergang in andere Stände offen, aber indem sie diesen Schritt thun, verlassen sie ihre Nationalität und gehen in diejenige Nation über, von welcher sie die Elemente der höheren Bildung empfangen, in den hiesigen deutschen Provinzen vorherrschend in die deutsche. Der deutsche und russische Adelstand zählt wohl nur wenige, meist durch den Militairdienst emporgekommene, der Bürgerstand dagegen ziemlich viele Glieder, die der esthnischen oder lettischen Nation entstammt sind, aber der nationale Typus ist nicht mehr vorhanden, er geht in der Regel bald und vollständig verloren, besonders bei denen, die vermittelst Schule und Universität eine höhere wissenschaftliche Bildung erlangen; diese sind dann weder esthnische noch lettische, sondern deutsche Gelehrte. Diejenigen, welche jugendlich zu deutschen Meistern oder Kaufleuten in die Lehre kommen, sind ebenfalls in der Regel wenigstens schon in der zweiten Generation vollständig germanisirt.

Beide Völker verlieren also nichts, sie gewinnen vielmehr durch die beim Uebergang aus dem Bauernstand in einen anderen stattfindende Entnationalisirung; auffallend aber und traurig ist es, daß sie es auf der Stufenleiter der Civilisation bis hiezu überhaupt noch nicht bis zu einem wirklichen Stande, einem Bauernstande, haben bringen können. Sie zählen zwar zu diesem Stande, und insofern sie Ackerbau treiben, sind sie auch Bauern, nämlich Ackerbauer, wie es ja auch Wiesenbauer, Gartenbauer, Schiffsbauer u. a. m. giebt, aber einen Bauernstand bilden sie nicht; sie sind vielmehr Lohnarbeiter, Dienstknechte, und solche, sei ihre

Kopfzahl auch noch so groß, können niemals einen ehrenwerthen, überhaupt keinen Stand im Staat bilden. Sie sind eine dem Bauernstande beizählende Arbeiterclasse und als solche schon, in einem allgemeineren Sinne des Worts, Proletarier.

Zwischen einem gewöhnlichen Lohnarbeiter oder Dienstknecht einerseits und dem temporairen Pächter eines Bauernhofes, einer sogenannten Gesindestelle, andererseits besteht kein wesentlicher Unterschied, gleichviel ob der letztere seine Pachtverbindlichkeiten in Frohnarbeiten oder in Naturallieferungen oder in Geldzahlungen oder in allen drei Objekten gemischt zu leisten hat. Beide, der Lohnarbeiter wie der Zeitpächter, verpflichten sich gegen eine Dienstherrschaft zu gewissen Leistungen: Arbeitsleistungen, Naturallieferungen, Geldzahlungen oder von jedem Etwas, je nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft; die Dienstherrschaft ihrerseits verpflichtet sich dafür zu einer Gegenleistung: Geldzahlung, Beköstigung, Kleidung, Ueberlassung eines Stückes Land (eines Bauernhofes) an den Dienstverpflichteten zu dessen Unterhalt oder freier Benutzung. Dieses Gegenseitigkeitsverhältniß zwischen Dienstherrschaft als Arbeitgeber und Dienstmann als Arbeitnehmer wird je nach beiderseitiger Uebereinkunft entweder auf unbestimmte Dauer mit Kündigungsfrist oder auf eine bestimmte Dauer, beim Bauernhofspächter gewöhnlich auf sechs Jahre, geschlossen und festgestellt, in der Regel aber auf Kündigungsfrist. Es findet sich mithin kein wesentlicher Unterschied zwischen einem in Dienst genommenen gewöhnlichen Lohnarbeiter und dem Zeitpächter eines Bauernhofes, der letztere ist, was der erstere: ein dem Grund- oder Dienstherrn contractlich verpflichteter Dienstmann, kein standesmäßiger Bauer.

Dieses Verhältniß ist zur Zeit noch das allgemein in Liv- und Esthland herrschende, nur auf wenigen Gütern sind einzelne, auf noch wenigeren sämmtliche Bauern im erblichen Besitz ihrer Ländereien oder Bauernhöfe, daher giebt es hier wohl eine kleine Anzahl standesmäßer Bauern, aber noch keinen Bauernstand. Und das eben ist das Uebel; ein Uebel für diejenigen, welche diesen Stand bilden sollten; ein Uebel für die National-Oekonomie, denn ein Bauernstand würde die Bauerländereien bald weit über ihren gegenwärtigen Werth erheben und dadurch in gleichem Maße den Nationalwohlstand erhöhen; ein Uebel auch für den politischen Staat, denn in allen Staaten ist es hauptsächlich der Bauernstand, der die materielle Kraft der Armeen hergiebt, und es ist bekannt, daß es bei Rekruten-Aushebungen auf den hiesigen Gütern oft sehr schwer hält, die nöthige Anzahl

tauglicher Subjecte aus der jungen Mannschaft dieser armen Proletarier von Bauern ausfindig zu machen.

Jedes Gewerbe ist in der Ausübung an gewisse äußere Bedingungen geknüpft; so das Gewerbe des Ackerbaues an einen festen, dauernden Wohnsitz. Zwar mögen Pächter oder Arrendatoren größerer Landcomplexe, herrschaftlicher Güter ihr Gewerbe bald hier bald dort betreiben, aber man weiß auch, daß solche Güter, die von einem Arrendator auf den anderen übergehen, in der Regel in miserablem Zustande sind. Aber ein umherziehender Bauernstand ist vollends ein Unding. Auch kennzeichnet es ja eben den Proletarier, daß er für die Dauer der Grundlage seiner Subsistenz nicht gesichert ist, daß sein Broderwerb gleichsam in der Luft schwebt. Sofern die Zeitpacht nur als Uebergangsstufe aus dem Hörigkeitsverhältniß in festen, erblichen Besitz oder mindestens, was dem am nächsten steht, zur Erbpacht dient, wird sich wenig oder nichts dagegen einwenden lassen; aber seit 40 Jahren ist das Hörigkeitsverhältniß der hiesigen Bauern beseitigt, mehr als ein Menschenalter ist seitdem vergangen, und noch haben sie sich nicht zu standesmäßigen Bauern erhoben! Aber die Zeitpacht ist eben bis hiezu thatsächlich keine *Uebergangsstufe*, sondern sie ist *System*, und das eben ist der Fehler.

So ist zwar den Bauern nicht nur erlaubt ihre Ländereien anzukaufen, sondern es sind ihnen sogar die Mittel dazu geboten; seit 10 Jahren besteht eine „Bauerrentenbank," aus der sie Darlehen zu mäßigem Zins zu diesem Zweck bekommen können. Wie kommt es, daß dieses wohlthätige Institut noch so wenig gewirkt hat? „Die Bauern sind zu arm, um die bei dem Darlehen bedingte erste Anzahlung leisten zu können!" So antworten diejenigen, die zu anderer Zeit die Wohlhabenheit, ja den Reichthum so vieler Bauern, wie die Zweckmäßigkeit und Trefflichkeit der Stellung des ganzen Standes zu rühmen wissen. Die Hauptursache der geringen Wirksamkeit der „Bauerrentenbank" scheint zu sein, daß von den zu einem Kauf- und Verkauf erforderlichen zwei Personen: der einen, die kaufen, der anderen, die verkaufen will, die letztere zu fehlen pflegt. Und so kommt freilich auch die erstere nicht ans Ziel. — Als *Preußen* nach dem Tilsiter Frieden im Jahr 1807 in seiner tiefen Erniedrigung durch den damaligen Welteroberer in seinem Inneren nach Mitteln zur Hebung der Nationalkraft suchte, war es eine der wichtigsten, von den großen Staatsmännern, Freiherren v. Stein und v. Hardenberg, vorgeschlagenen, von dem Adel Preußens gern angenommenen Maßregeln, den in den östlichen

Theilen der Monarchie, die allein noch übrig geblieben, wirklich gedrückten Bauernstand zu seiner naturgemäßen Würde zu erheben. Es erschien ein Gesetz, welches jeden noch dienstpflichtigen Bauer ermächtigte, seine Verpflichtungen abzulösen und in erblichen Besitz seines Hofes und seiner Ländereien zu treten durch Zahlung des 20fachen, später des 18fachen Betrages seiner (wie bei uns wackenbuchmäßig) auf Geldwerth veranschlagten Leistungen an den Grundherrn. Und rasch hob sich der sittliche und materielle Wohlstand der Bauern, Grund und Boden stiegen im Werth, auch die Grundherren konnten sich des Wechsels der Dinge freuen, und der höhere Staatszweck, Herstellung eines achtbaren, in seiner Stellung sich fühlenden Bauernstandes, wurde erreicht.

Durch eine längere Zeitpacht als die bisher übliche von 6 Jahren, etwa eine 20jährige, würde nichts gebessert werden, denn das Princip bliebe dabei dasselbe, und auch 20 Jahre sind eine kurze Zeit, wenn die Dauer eines mit Mühe und Opfern aufgebauten Hauses und Familienstandes danach bemessen werden soll. Auch der bäuerliche wie jeder andere Familienvater wünscht seinen Heerd nicht nur für sich selbst, sondern auch für seine Kinder und Kindeskinder zu gründen.

Auf den Kronsgütern haben die Bauern dadurch, daß sie höherer Anordnung gemäß nicht ohne gesetzliche Gründe aus ihren Gesindestellen ausgesetzt werden dürfen, eine moralische Garantie für die Dauer ihres Erwerbs, die sie zu schätzen wissen; daher geschieht es nur äußerst selten, daß ein Bauer von einem Kronsgut auf ein Privatgut übersiedelt. Und seitdem sie die, auf den Kronsgütern seit einigen Jahren allgemein eingeführte reine Geldpacht zahlen, ohne dem Hofe nebenher auch noch Hülfstage und Extraarbeiten leisten zu müssen, ist das Steigen ihres Wohlstandes ebenso unverkennbar als erfreulich *). Auch auf denjenigen Privatgütern, die noch nicht Handelsartikel geworden sind, die nicht nach kurzen Zwischenräumen durch Kauf und Verkauf von Hand zu Hand gehen, haben die Bauern, besonders unter wohlwollenden Herren, ebendieselbe moralische Garantie für ihr gewerbliches Bestehen. Allein sie haben dafür keine verbriefte Sicherheit; die Dinge können sich wenden, die Zeiten ändern sich, die Möglichkeit einer Kündigung oder übermäßigen Pachtforderung schwebt immerhin vor Augen, und die natürlichen Folgen der nicht naturgemäßen

*) Bekanntlich hat sich die Staatsregierung neuerdings für den Verkauf der Bauerländereien auf den Kronsgütern Liv- und Kurlands an die Bauern entschieden, und ist die Ausführung dieser Maßregel bereits im Werke begriffen. D. Red.

Stellung des ganzen Standes liegen zu Tage, auf Krons- wie Privatgütern. Und diese können nicht eher schwinden, als bis die Bauern sind was sie sein sollten: die Repräsentanten des kleinen, wie der Adel der Repräsentant des großen Grundbesitzes.

Eine der traurigsten jener Folgen, und zugleich eine an sich sehr befremdliche, die für uns nur weil wir an ihre Erscheinung gewöhnt sind, nichts Befremdliches hat, ist die, daß, wenn nach einem Mißwachsjahre Brodmangel und Theurung entsteht, zunächst und vor allen Anderen die Bauern Mangel leiden und der öffentlichen Hülfe bedürfen. Man sollte meinen, daß in Mangeljahren jene Arbeiterclasse, die aus der Hand in den Mund lebt, die was sie heute im Tagelohn erwirbt, morgen verzehrt, die hülfsbedürftigste sein müßte, daß dagegen die Bauern, die hauptsächlichsten Erzeuger der unentbehrlichsten täglichen Lebensbedürfnisse, deren immer noch mindestens so viel haben müssen, um sich satt essen, sich und die Ihrigen gegen Hunger schützen zu können. Dem ist aber bekanntlich bei uns nicht so; jene Arbeiterclasse, die man gemeinhin als Proletariat zu betrachten gewohnt ist, muß sich durchschlagen, und sie schlägt sich durch, wenn auch schwer und sorgenvoll, doch mit geringer Hülfe von Seite der Gemeinden, denen sie zugehören; die Bauergemeinden dagegen wissen den Ihrigen nicht zu helfen, die Zahl der Hungernden ist zu groß, derer, die selbst noch durchkommen können, sind zu wenige und ihre Hülfe reicht nicht aus, die Staatsregierung muß mit großartigen Mitteln und Darlehen zu Hülfe kommen. Seit dem letzten „Hungerjahre,“ 1845, sind 15 Jahre vergangen, und noch sind manche Bauergemeinden auf Grund der damals empfangenen Korn-Vorschüsse der Krone tief verschuldet. — Das ist ungefähr so, als wenn in Zeiten herrschender Dürre und allgemeinen Wassermangels hauptsächlich die Anwohner der Seen und Flüsse dem Verschmachten ausgesetzt wären, während die Bewohner des trocknen Binnenlandes, wo nur spärliche Brunnen den Wasserbedarf liefern, die aber bei der Dürre versiegt sind, sich doch noch ohne fremde Hülfe, wenn auch mit Noth, durchzuschlagen wüßten. Günstige Erntejahre und niedrige Brodpreise kommen, Eins ins Andere gerechnet, allen Classen der Bevölkerung zu Gute, den Producenten der Lebensmittel ebensowohl wie den Consumenten; aber Mißwachs, der in jedem Lande eintreten kann und gelegentlich wirklich eintritt, pflegt für den Bauernstand, wo ein solcher besteht, ebensowenig nachtheilig zu sein wie für den großen Grundbesitzer. Die Nachtheile, welche dem Grundbesitzer, dem großen wie dem kleinen, aus einem allgemeinen Miß-

wachs entstehen, werden in der Regel durch die alsdann hohen Preise der Brodfrüchte mehr als ausgeglichen, und auch mancher hiesige Gutsbesitzer wird aus eigener Erfahrung bezeugen können, daß ihm ein allgemeiner Mißwachs sehr günstig gewesen. Ebendasselbe würde bei den Bauern der Fall sein, wenn sie Eigenthümer ihres Grundes und Bodens wären.

Um der Hungersnoth unter den Bauern im Fall eines Mißwachses vorzubeugen, hat auf obrigkeitliche Verordnung jede Bauergemeinde ihr Kornmagazin. Solche Magazine fehlen dem Bauerstande anderer Länder und es bedarf deren auch dort nicht. Auch bei uns sind sie nur Palliativmittel von problematischem Werth. Sie bestehen seit 60 Jahren, aber sie haben in den während dieses Zeitraums eingetretenen Mißwachsjahren die Bauern nicht gegen Mangel geschützt, wie das Jahr 1845 zur Genüge dargethan hat. Gedankenlos und instinctartig befolgen sie die evangelische Vorschrift: „Sorget nicht für den andern Morgen." Nach eingebrachter Erndte haben sie vollauf, „essen den Speck mit Butter", aber vom nächsten Frühjahr, wenn nicht schon von Neujahr ab, bis zur nächsten Erndte, herrscht in vielen Gemeinden bei einem großen Theil der Gemeindeglieder Mangel und theilweise Hungersnoth. Da muß also das Magazin seine Pforten öffnen. Das geht aber nicht so leicht, denn es steht unter vierfacher Aufsicht und Controle! des Gemeindegerichts, der Gutsverwaltung, des Kirchspielsgerichts und in höchster Instanz des Civilgouverneurs, von dessen Genehmigung der Zeitpunkt der Eröffnung alljährlich abhängt.

Wenn diese Magazine ursprünglich die Bestimmung gehabt haben, nur in Zeiten wirklichen allgemeinen Mißwachses dem Mangel vorzubeugen, wie z. B. die Lebensmittel in Festungsmagazinen nur dann zur Consumtion gelangen, wenn, wie in kriegerischen Zeitumständen, die gewöhnliche Zufuhr abgeschnitten ist, so erfüllen sie diesen Zweck jetzt schon lange nicht mehr. Sie sind thatsächlich nichts anderes als die gemeinschaftliche Vorrathskammer oder Kornkleete der Gemeinde, in welche jedes Gemeindeglied, jeder Bauerwirth nach eingebrachter Erndte einen gewissen Theil seines Jahresbedarfs an Korn niederlegt, wo es in gerichtlichem Verwahr bleibt, damit die Eigenthümer es nicht in der ersten Hälfte des Jahres vergeuden und in der anderen darben. Einer solchen Bevormundung bedürfen aber nur Kinder und Proletarier. Es giebt allerdings auch Gemeinden, die ihr wohlgefülltes Magazin in gewöhnlichen guten Jahren wenig oder gar nicht in Anspruch nehmen, auch solche, die selbst 1845 keiner Vorschüsse von der Krone bedurften; auch soll hier nicht behauptet werden, daß

es keine Gemeinden, keine Wirthe gäbe, die sich nicht eines verhältnißmäßigen Wohlstandes erfreuten, aber jene massenhaften, von der Krone im Jahre 1846 verabfolgten Korndarlehen geben sprechendes Zeugniß, wie es um die Wohlhabenheit des ganzen Standes im Allgemeinen steht; wer aus eigener Anschauung die Zustände der Bauern kennt, und Gelegenheit gehabt hat, sich in einem Bauerndorf in Deutschland umzusehen, etwa in Thüringen, Sachsen, Schlesien, Westphalen, wird zugeben müssen, daß gegen diese die hiesigen, trotz ihrer durchweg viel größeren Ackerflächen, so weit zurück stehen, daß ein Vergleich kaum möglich ist.

Am übelsten sind die sogenannten „Lostreiber" dran, unter denen die alljährliche Hungerleiderei, sowie nach Mißwachs die Hungersnoth, natürlich noch viel verbreiteter und drückender ist als unter den Gesindeswirthen. Sie sind die eigentlichen Parias, die meistens als eine Art Landplage betrachtet werden, die man gern los sein möchte. Und doch haben diese Leute nicht nur ein Recht zu leben, sondern sie würden auch, wenn ein wirklicher Bauernstand existirte, sehr nöthig, sie würden auf dem Lande ebenso unentbehrlich sein wie in den Städten eine Arbeiterclasse. Sie sind mit ihrem Broderwerb auf die tägliche Arbeit angewiesen, sie würden mithin zunächst dem Grundherrn, dem kleinen wie dem großen, die nöthigen Knechte und Mägde liefern, außerdem aber die bäuerlichen Handwerke betreiben. In Deutschland bestehen sie unter dem Namen „Häusler, Gärtner" u. a. m., wohnen entweder im Dorfe als Schmiede, Stellmacher, Böttcher u. s. w. oder in vereinzelten Ansiedelungen auf Hofes- oder Bauerland, wo sie eine kleine Wohnung und ein Stückchen Land besitzen, welches sie gartenartig bearbeiten und das ihnen Kartoffeln, Kohl und andere Küchenkräuter liefert. Die Sorge für diesen Garten liegt hauptsächlich den Weibern ob, die Männer, als freie Arbeiter, suchen Arbeit und Erwerb, wo sie ihn finden können, im Tagelohn oder als Knechte im Jahreslohn, treiben wohl auch nebenbei ein einfaches Handwerk; oft auch haben sie die Verpflichtung, dem ursprünglichen Grundherrn ihrer Ansiedelung in dringenden Arbeitszeiten, z. B. bei der Ernte, einige Tage gegen einen ein für allemal festgestellten Tagelohn Hülfe zu leisten. In denjenigen Gegenden, wo die Dörfer nicht vorherrschend eine Fabrikbevölkerung enthalten, sondern wo wie bei uns nur Ackerbau getrieben wird, befinden sich auch diese Häusler im Allgemeinen in einer für ihre Bedürfnisse und Lebensansprüche ganz günstigen Lage, sie sind eine wichtige Arbeiterclasse, deren Nichtvorhandensein die übrigen Classen in große Verlegenheiten bringen müßte.

Auch bei uns haben viele Gutsbesitzer angefangen, auf bisher unbenutztem Hofesland solche Häusler-Ansiedelungen zu errichten; sie haben jedoch mit jenen ausländischen nur eine äußere, scheinbare Aehnlichkeit, sind aber von ganz anderer Natur, sie sind Wohnungen für Hofesknechte, besonders für verheirathete, und bleiben Eigenthum des Hofes. Man hat erkannt, daß es vortheilhaft ist, von den Bauern anstatt der Frohne eine reine Geldpacht zu nehmen und die Hofesfelder mit Knechten zu bearbeiten. Ohne Zweifel liegt in dieser Aenderung der Dinge mit ein Hauptgrund des in neuerer Zeit eingetretenen hohen Steigens der Güterpreise; es ist nur zu befürchten, daß für diejenigen, welche so hohe Preise bezahlt haben, sehr schlimme Nachwehen nicht ausbleiben werden. Der Bauer zahlt, um nur von der Frohne loszukommen, gern die höchstmögliche Pacht, und um das Geld dazu zu erschwingen, verlegt er sich hauptsächlich auf den Flachsbau, den er denn auch im Uebermaß, zum Nachtheil des Kornbaues, betreibt. Das kann eine kurze Reihe von Jahren gut gehen, aber endlich muß die Zeit kommen, wo seine Felder vielleicht noch Stroh, aber kein Korn mehr tragen. Und was dann? — Die Höfe ihrerseits finden den Uebergang von der Frohn- zur Knechtswirthschaft auch nicht so leicht, es fehlt namentlich an Menschenhänden, an Knechten. Ein seltsamer Widerspruch! Während eine Arbeiterclasse vorhanden ist, die man gern davon jagen möchte, die Lostreiber, klagt man zugleich über Mangel an Menschen. Wiederum ein Zeichen des an sich ungesunden Zustandes der Bauerbevölkerung. Die Bedingungen, unter welchen Knechte engagirt zu werden pflegen, sind auf verschiedenen Gütern verschieden, doch sind sie hauptsächlich von dreierlei Art. Zunächst baarer Geldlohn und Beköstigung auf dem Hofe. Dies ist jedenfalls das natürlichste, auch in allen anderen Haushaltungen, wo man Knechte und Mägde hält, sowie auch in Deutschland auf den Gutshöfen das allgemein übliche Verhältniß, besteht aber bei uns nur ausnahmsweise auf einzelnen Gütern. Häufiger ist eine gemischte Löhnung, bestehend aus Deputat in rohen Victualien, etwas Geld, wenn auch nur zur Entrichtung der öffentlichen Abgaben des Knechtes hinreichend, und wo möglich eine Wohnung mit etwas Gartenland, zu welchem Behuf eben jene vorerwähnten Häusler- oder Knechtsansiedelungen errichtet werden. Nach der Größe und dem etwanigen Ertrage des Landstückchens modificirt sich die Quantität des Deputats. Oft auch wird zu diesen Knechtsansiedelungen soviel Land eingewiesen, daß eine kleine Familie nothdürftig von dessen Ertrage leben kann. In diesem Falle bildet sie über-

kommt die ganze Löhnung des Knechtes, dem daher neben seinem Dienst auf dem Hofe so viel freie Zeit gelassen wird, um seine Ansiedelung nebenbei bearbeiten zu können. Dieses Verhältniß ist, nur in anderer Form, nichts anderes, als das bisherige der Frohne, nur daß der neue Fröhner, der Hofesknecht, viel dürftiger ausgestattet ist und vom Hofe viel mehr in Anspruch genommen wird, als der ältere, der Bauer- oder Gesindeswirth. Wenn dieses Knechtssystem, sowie auch jenes der gemischten Löhnung, welches nicht viel besser ist, allgemein wird, so muß daraus nothwendig ein sehr verbreitetes, viel schlimmeres Proletariat erwachsen als das bereits vorhandene, denn die Dauer der Subsistenz solcher Knechte beruht darauf, daß sie stets gesund und rüstig zur Hofesarbeit sind und daß sie entweder keine oder doch nur eine sehr kleine Familie zu versorgen haben. Wächst diese aber an oder wird der Knecht nachlässig in seinem Dienst oder krank — und jedenfalls wird er endlich alt und verliert seine Rüstigkeit — so wird und muß der Hof einen jüngeren Menschen an seine Stelle setzen; aber was wird in diesem Falle aus dem älteren, verabschiedeten, der in der Regel noch eine Familie, unerzogene Kinder zu ernähren haben wird? Mit dem Aufhören seines Dienstes hören auch die Verpflichtungen des Gutsherrn gegen ihn auf, und die Gemeinde, aus deren Verband er durch seine Stellung zum Hofe thatsächlich ausgeschieden war, wird sich mit Recht weigern, für ihn zu sorgen, zumal unfehlbar, wenn diese Art Knechtssystem allgemein werden sollte, sich sehr bald viele entlassene Hofesknechtsfamilien bei ihr einfinden und Versorgung fordern würden. Schon nach einem Menschenalter würde es wahrscheinlich Tausende solcher aufs Betteln angewiesenen ehemaligen Hofesknechte geben. Bis jetzt mögen im Ganzen noch wenige solcher Knechtsansiedelungen vorhanden sein, und diese wenigen haben natürlich jenen Uebelstand auch nicht, wenigstens nicht merklich, erzeugen können, aber es liegt auf der Hand, daß er in großem Maßstabe erfolgen müßte, wenn endlich die Hofesarbeiten durchweg vermittelst solcher Knechte, welche durch die Nutznießung kleiner Ansiedelungen gelohnt werden, anstatt wie bisher durch Frohnwirthe ausgeführt werden. Diesem vorauszusehenden Uebelstand vorzubeugen, giebt es ebenfalls nur ein Mittel: Grundbesitz. Auch der angesiedelte Knecht (oder Häusler u. s. w.) muß seine Landstelle als erbliches Eigenthum besitzen, anderen Falles ist und bleibt er was sein so bezeichnender Name besagt, ein Lostreiber, ein Mensch, der sich erwerb- und heimlos umhertreibt, ein echter Proletarier.

Wenden wir uns zu der Art und Weise, wie der hiesige sogenannte Bauer, der temporaire Pächter oder Nutznießer eines Bauerhofes (seiner „Gesindestelle") sein landwirthschaftliches Gewerbe betreibt, so zeigt schon im Allgemeinen der Stand und Ertrag seiner Felder, der durchschnittlich viel geringer ist als der der Hofesfelder, daß er dieses sein Gewerbe nachlässig, ohne Intelligenz, überhaupt im Charakter eines Fröhners betreibt. „Bauerfelder" und „Bauerroggen" ꝛc. sind sprüchwörtlich und gleichbedeutend mit schlecht bestandenen Feldern und leichtem, unreinem Roggen im Vergleich mit Hofesfeldern und Hofeskorn. Der bäuerliche Ackerbau bewegt sich noch auf den untersten Stufen der Entwickelung, Fortschritte sind seit sechs Jahrhunderten kaum gemacht worden, man müßte denn dazu den Kleebau rechnen, der hin und wieder in geringer Ausdehnung, und den Kartoffelbau, der allgemein in die Rotation aufgenommen worden. Ob letztere zum Vortheil der allgemeinen Gesundheit und Körperkraft, soll hier nicht untersucht werden, bedenklich aber erscheint es, wenn man in den Dörfern die Bauerkinder so häufig mit dicken, aufgetriebenen Bäuchen und dünnen Armen und Beinen, vom Morgen bis zum Abend mit gekochten Kartoffeln in den Händen und im Munde, und unter der heranwachsenden Jugend unverhältnißmäßig viele schwächliche, verkümmerte Gestalten sieht. Im Uebrigen aber sind ihre Ackergeräthe noch dieselben, welche vor sechshundert Jahren die Bremer Kaufleute an den Ufern der Düna bei ihnen entdeckten: der einfache Hakenpflug, den vielleicht schon der Erzvater Adam im Paradiese erfunden, dient zu allen Pflugarbeiten, zum Umbruch von Neuland und Stoppel bis zur Unterbringung der Saat; die Egge von Grähnstrauch, mit Weidenruthen zusammengebunden; das lächerlich kleine Wägelchen, nicht etwa von einem Wagenbauer, sondern von seinem Besitzer selbst roh und rein aus purem Holz (unter viel Holzverwüstung) zusammengezimmert; dazu das von Natur dauerhafte, aber kleine Pferd, welches im Sommer, wenn es nicht eben zur Arbeit gebraucht wird, sein Futter im Walde, im Busch und Bruch suchen, im Winter aber, das heißt bei uns sechs Monate lang, während deren die Landschaft unter Schnee und Eis begraben liegt, zufrieden sein muß, wenn es nur hinreichend Heu und bei schwerer Arbeit etwas Hafer oder sonstiges Körnerfutter bekommt.

Der Frohndienst verhindert unmittelbar jede Verbesserung dieser unvollkommenen und Einführung zweckmäßigerer Ackergeräthe, denn auf diese von Alters her gebräuchlichen ist der Fröhner bei seiner Hofesarbeit angewiesen und natürlich kann er zur Bearbeitung seiner eigenen Felder keine

besseren Apparate halten. Wollte er bessere Geräthe, kräftigeren Anspann anschaffen, so müßte er damit auch die Hofesarbeiten ausführen, und dann würde er nicht nur ein größeres Tagewerk, sondern auch bessere Arbeit leisten; es liegt aber nicht in der Natur des Fröhners, mehr zu thun als er durchaus thun muß, er thut lieber weniger, wenn es angeht. Zwar weiß ein strenger Hofesaufseher, mit dem Stock in der Hand, dafür zu sorgen, daß die Hofesarbeiten auch mit jenen mangelhaften Geräthen gut ausgeführt werden, aber mit dem Stock vermag er weder die Intelligenz noch die sittliche Natur des Fröhners zu heben. Daher betreibt dieser seinen eigenen Ackerbau, wenn auch mit mehr gutem Willen, doch nicht mit größerer Intelligenz, und da es ihm in der Regel an der gehörigen Quantität Dünger fehlt, so fallen auch seine Ernten dürftiger aus als die Hofesernten. In den Marktverkehr haben sie selbst in guten Erntejahren so wenig zu bringen, daß es kaum in Betracht kommt.

„Die Ernten der Bauerschaften," sagt H. v. Hagemeister (Materialien zur Gütergeschichte Livlands, Th. 1, S. 23, Riga 1836) „haben wohl nie mehr als den eigenen Bedarf geliefert, so daß vom Kornbau im Ganzen ihnen nur wenig Ueberschuß bleibt." Die Größe des Ackerareals der gesammten Bauerschaft, sowie das der sämmtlichen Gutshöfe ändert sich wohl alljährlich, da beide ihre Felder mehr und mehr auszudehnen streben, die Bauern hauptsächlich durch Hinzuziehung von nahe gelegenem, bisher unbenutztem Lande, sowie durch Verwandlung von Buschland in Brustacker, die Höfe, besonders in neuester Zeit, durch Trockenlegung von Morästen. In welchem Größenverhältniß aber beide zu einander stehen, ist aus den nach Maßgabe ihrer Ländereien in den Jahren 1804 und 1809 gesetzlich geordneten und festgestellten Leistungen der Bauerschaft an die Gutshöfe übersichtlich zu ersehen und zwar:*)

Es gehören von dem nach seiner natürlichen besseren oder schlechteren Beschaffenheit in vier Classen getheilten Boden zu einem Thaler Landeswerth

entweder 1 Tonnstelle Brustacker von 1. Classe,
oder $1\frac{1}{5}$ „ „ „ 2. „
oder $1\frac{1}{2}$ „ „ „ 3. „
oder 2 „ „ „ 4. „

also im Durchschnitt $1\frac{17}{40}$ Tonnstelle Brustacker. — Ferner gehören dazu:

entweder 3 Tonnstellen ackerfähigen Buschlandes 1. Classe

*) S. von Hagemeisters Materialien 2c. Thl. I. S. 20.

oder $3^3/_5$ Tonnstellen ackerfähigen Buschlandes 2. Classe
oder $4^1/_2$ „ „ „ 3. „
oder 6 „ „ „ 4. „
also im Mittel $4^{11}/_{40}$ Tonnst. Buschland.

Ob gegenwärtig noch, 50 Jahre nachdem diese Gesetzesanordnung ins Leben getreten, alle Güter so viel Buschland zu vergeben haben, dürfte fraglich sein, denn wenn nach einer alten heilsamen Vorschrift nur alle 24 Jahre drei Ernten davon genommen und dann andere Stücke in Cultur gesetzt werden, so muß es für jeden Thaler Landeswerth im achtfachen Betrag vorhanden sein. Indessen gesetzlich gehören zu dem Thaler — außer Heuschlag und Weide — $1^{17}/_{40}$ Tonnst. Brustacker und $4^{11}/_{40}$ Tonnst. Buschland.

Achtzig solcher Thaler, d. i. 80 × $1^{17}/_{40}$ = 114 Tonnst. Brustacker und 80 × $4^{11}/_{40}$ = 342 Tonnst. Buschland, bilden das Ackerareal eines Hakens Landes, und für die Nutznießung desselben hat der Bauer (außer anderweitigen Hülfsleistungen, Fuhrtagen, Naturallieferungen) $28^2/_5$ Tonnst. (40 Lofstellen) Hofesfeld zu bearbeiten und abzuernten. Demnach müssen für je $28^2/_5$ Tonnst. Hofesacker 114 Tonnst. Brust- und 342 Tonnst. Buschacker in den Händen der Bauern sein, d. i. die Bauern haben etwas mehr als 16 mal soviel Ackerland inne als die Gutshöfe, oder wollte man etwa das Buschland außer Betracht lassen, obgleich dasselbe in der Regel reichlichere Ernten trägt als die Brustäcker, so wäre der auf die Bauerschaft fallende Antheil des gesammten Ackerlandes etwas mehr als viermal so groß als der der sämmtlichen Gutshöfe. Beide haben, wie erwähnt, seit jener Zeit ihre Felder sehr ansehnlich vergrößert; die dadurch auf den Gutshöfen vermehrte Arbeit wird theils durch frei gemiethete Knechte, theils durch neu angesiedelte Bauern bestritten; an dem gesetzlichen Größenverhältniß, in welchem die gesammten Bauer- zu den gesammten Hofesfeldern stehen, wird dadurch nichts geändert.

Es ist nun kein Grund abzusehen, warum die Bauerfelder durchschnittlich nicht eben so günstige (oder auch ungünstige) Ernten sollten bringen können wie die Hofesfelder, man sollte sogar glauben, daß letztere in dieser Hinsicht gegen jene im allgemeinen zurückstehen müßten, weil kleinere Feldcomplexe mit mehr ins Einzelne gehender Sorgsamkeit bearbeitet werden können als große, aus welchem Grunde ja auch kleine Güter verhältnißmäßig einträglicher zu sein und pro Haken theurer bezahlt zu werden pflegen als große; auch findet sich diese Meinung im Auslande

wo ein Bauernstand existirt, im allgemeinen bewährt; allein wenn man diesen Umstand auch außer Acht läßt und nur durchschnittliche Gleichmäßigkeit der Bauer- und der Hofesernten annimmt, so müßte die Erndte der gesammten Bauerschaft das 16fache, oder mit Hinweglassung der Buschländer (wofür jedoch kein Grund vorliegt) mindestens das 4fache der sämmtlichen Hofesernten betragen. Dagegen bezeugt v. Hagemeister (a. a. O. Th. 1, S. 23) „die Ernten der Bauerschaften mögen etwa doppelt so viel betragen als die der Höfe." Sollte diese Angabe, die übrigens alle innere Wahrscheinlichkeit für sich hat, gegenwärtig nicht mehr zutreffend sein, weil seit dem Jahre 1836, als die „Materialien" erschienen, die Ackerbau-Industrie der Gutshöfe ungemeine Fortschritte gemacht hat, die bäuerliche dagegen so ziemlich auf dem alten Fleck stehen geblieben ist, so kann sich hiernach das Verhältniß nur noch ungünstiger für die Bauerernten gestellt haben.

Herr von Hagemeister giebt beispielsweise die gesammte Aussaat und Ernte der Gutshöfe Livlands vom Jahr 1829 in den drei Korngattungen: Roggen, Gerste und Hafer an, erstere (zusammen) zu 319,400, letztere zu 1,570,000 Löfen. Setzen wir hier, wo es sich nur um eine allgemeine Betrachtung handelt, die nahezu gleichen runden Zahlen: 320,000 Lof Aussaat und 1,600,000 Lof Ernte, also gerade der fünffache Ertrag. Demnach wird die Ernte der Bauerschaft auf 3,200,000 Lof Korn (Roggen, Gerste und Hafer) zu veranschlagen sein, nämlich auf das Doppelte der Hofesernte. Sie müßte aber, auch die Buschländereien außer Rechnung gelassen, schon auf dem mindestens viermal so großen Areal der Brustäcker mindestens viermal so groß sein, d. i. 6,400,000 Lof, wenn die Bauern ihre Felder nur mit dem Grade von Sorgsamkeit und Intelligenz bearbeiteten, der noch im Jahr 1829 in Betreff der Hofesfelder obwaltete. Die Ernte der gesammten Bauerschaften Livlands erleidet also in Folge der Nachlässigkeit, mit der sie ihren Ackerbau betreiben, alljährlich einen Ausfall von 3,200,000 Lof Getreide und berechnet man das Lof nach jetzigen Normalpreisen mäßig zu 1 Rbl. 25 Kop., so beträgt der Verlust gerade 4 Millionen R. S., welche allein in Livland alljährlich dem Nationalvermögen entzogen werden. Oder mit anderen Worten: wenn es mit der bäuerlichen Ackerbau-Industrie nicht so miserable bestellt wäre, wie es wirklich der Fall ist, so würde in Livland jährlich für 4 Millionen Rbl. Getreide mehr producirt werden als wirklich producirt wird.

Wer über den Gegenstand noch nicht näher nachgedacht hat, wird

diese Berechnung phantastisch, abenteuerlich nennen, aber wo ist der Fehler? Wenn der Bauer für je $28^2/_3$ Tonnst. für den Hof zu bearbeitendes Feld 114 Tonnst. eigenes, oder, was dasselbe, wenn er gegen jede Lofstelle Hofesland 4 Lofstellen Feld zur eigenen Nutznießung hat, wie gesetzlich, wackenbuchmäßig festgestellt ist, so hat er offenbar viermal soviel Land inne als der Hof; wenn er aber von diesen 4 Lofstellen nur soviel erntet, wie der Hof von 2 Lofstellen, so erntet er nur halb soviel als er ernten könnte und würde, wenn er sein Feld ebensogut bearbeitete und cultivirte wie das Hofesfeld. Und warum sollte er dies nicht können? Und wenn er es nicht kann, woran liegt die Schuld? Sicherlich nicht an der natürlichen Bodenqualität, denn im Großen und Ganzen haben die Hofesfelder ohne Zweifel denselben besseren und schlechteren Boden wie die Bauerfelder. „Aber," kann man einwenden, „dem Bauern fehlt es an Düngung, er kann keine Mast halten, wie der Hof." Ganz wahr, dennoch kann oder könnte der Bauer besser düngen als der Hof mit seiner aus Kartoffelbranntwein-Schlämpe erzeugten Düngung, deren mehr als problematischer Werth, wo nicht Guano oder Knochenmehl zu Hülfe kommt, sich seiner Zeit in dem Ertrag der Felder zeigen wird; der Bauer hat dagegen außer seinem Brustacker dreimal soviel meist urkräftiges, ohne Düngung reiche Ernten gebendes Buschland — was bei der obigen Berechnung von 4 Millionen jährlichen Verlustes am National-Einkommen gar nicht einmal in Anschlag gebracht ist; — die Bauern haben ferner im Ganzen und Großen (natürlich von einzelnen Gesindestellen abgesehen) soviel Weideterrain und überhaupt soviel Hülfsmittel zur Viehhaltung, daß sie dessen nicht nur mehr halten könnten als wirklich der Fall, sondern auch mehr als bei gleichem Ackerareal der Hof halten kann. Schwerlich wird und kann ein Gutshof, der 600 Lofstellen Ackerfläche hat, ebenso viel Vieh halten als zusammen 30 Bauerwirthe, deren jeder 20 Lofst. Brustacker und die gesetzlich zugehörenden Buschländer und sonstigen Impedimente hat, sehr wohl halten können, aus demselben Grunde, aus welchem kleine Güter überhaupt verhältnißmäßig einträglicher zu sein pflegen als größere.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß, wenn Liv- und Esthland jährlich etwa 4 Millionen Lof Getreide mehr producirten als bisher geschehen, der normale Preis desselben niedriger stehen würde als er wirklich steht. Aber gerade das würde für die Producenten nicht minder vortheilhaft sein wie für die Consumenten, der Export ins Ausland würde größer sein. Während das Ausland jetzt in den Ostseehäfen nur soviel kauft, als da

jedesmalige dringende Bedürfniß erfordert, welches in größerem Maßstab nur nach weit verbreitetem, gewöhnlich dann auch uns treffendem Mißwachs eintritt, würden bei etwas niedrigerem Normalpreise große Massen zur Aufspeicherung über See gehen, zum Vortheil unserer Handelsbilance.' Die englische Nation ist durch den Handelsgrundsatz, möglichst wohlfeil und viel zu verkaufen, reich geworden und übermächtig in ihrer Industrie; die Holländer haben durch die entgegengesetzte Maxime, indem sie in ihren ostindischen Besitzungen einst die Zimmetbäume bis auf ein Minimum ausrotteten, um dadurch den Preis des Artikels hoch zu erhalten, nur sich selbst geschadet. Für diejenigen Grundbesitzer, welche, auf die Noth ihrer Mitmenschen speculirend, ihre Kornvorräthe lieber Jahre lang, selbst auf die Gefahr, daß sie verfaulen, in den Kleeten liegen lassen, als daß sie sie für einen mäßigeren Preis abgeben, mag der armselige Zustand der bäuerlichen Ackerbau-Industrie vortheilhaft sein, für den Nationalwohlstand dagegen ist er ein Unglück.

Sollte Jemand fragen: was sollen die Bauern mit dem Korn anfangen, wenn sie jährlich in Liv- und Esthland etwa 4 Millionen Löfe mehr produciren als bisher? sie können nicht alles selbst aufessen, die Consumtion der wenigen kleinen Städte im Lande ist sehr gering, die See- und Ausfuhrplätze sind für neun Zehntheile von ihnen soweit entfernt, daß eine Kornfuhre dahin sich nicht bezahlt macht u. s. w., so diene zur Antwort: sie sollen vorerst und vor allem sich selber satt essen, dem eigenen Mangel abhelfen. Zwar sagt von Hagemeister (a. a. O.) im Jahre 1836, „in den meisten (also noch nicht in allen) Gegenden der Provinz lebt der Landmann gegenwärtig unleugbar besser und leidet seltener Mangel als noch vor 30 oder 40 Jahren," allein dieses Zeugniß hat auch jetzt noch seine Gültigkeit nicht verloren; „besser leben, seltener Mangel leiden" sind sehr relative Urtheile und besagen noch lange nicht, daß sie gut, d. h. wie im allgemeinen die deutschen Bauern, leben und niemals Mangel leiden oder hungern müssen. In den jüngst vergangenen Jahren haben viele Bauern durch das vorzügliche Gedeihen des Flachses und dessen hohe Preise verhältnißmäßig viel Geld erworben; allein Viele sind noch lange nicht Alle, sie sind vielmehr gegenüber dem ganzen Stande nur Einzelne, und von dem ganzen Stande kann man noch jetzt doch nur bezeugen, „sie leben besser und leiden seltener Mangel" als zur Zeit, da von Hagemeister schrieb, und das „in den meisten Gegenden" kann man auch noch hinzufügen. — Sodann sollen sie mehr Vieh halten und es besser füttern als

durchgängig geschieht, und zwar nicht bloß mit Stroh und Heu, sondern auch mit Korn, Rüben u. s. w. Die Viehzucht ist ein so wichtiger Zweig der Ackerbau-Industrie, daß Eines ohne das Andere garnicht bestehen kann, daher es unter unsern Bauern auch mit der Viehzucht nicht besser bestellt ist wie mit dem Getreidebau. Wie sie nicht halb soviel Korn bauen als sie bauen könnten, so halten sie auch nicht halb soviel Vieh, und wie ihr Korn im Vergleich mit Hofeskorn durchgängig von geringerer Qualität ist, so auch ihr Vieh, Pferde wie Rindvieh. Es giebt Gegenden des Landes, wo das Bauervieh ziemlich durchweg schön, stark und tadellos ist, z. B. am Meeresstrande, wo ausgedehnte fette Weiden und Heuschläge die Viehhaltung begünstigen, andere, wo nach altherkömmlichem Gebrauch meist Ochsen anstatt der Pferde zur Feldarbeit gebraucht werden, was zur Haltung starken gesunden Viehes nöthigt; wie es aber um die Qualität desselben im Ganzen und Großen steht, das bezeugen die Jedermann bekannten landläufigen Ausdrücke: „Bauervieh", „Bauerpferde", welche wie „Bauerfeld", Bauerkorn" u. a. m. wesentlich den Begriff des qualitativ geringen, schlechten in sich schließen. Wie sollte es auch um die bäuerliche Viehzucht im allgemeinen besser stehen können als um den Ackerbau, da das Eine durch das Andere bedingt wird! Und wer im Ernst fragen sollte: was soll der Bauer mit dem Korn anfangen, wenn er zwei- oder dreimal soviel producirt als bisher? der wird wenigstens in Betreff des Viehes diese Frage nicht stellen, auch wenn dessen zehnmal soviel gehalten werden könnte als gegenwärtig, er wird in dem Vieh das naheliegende Mittel finden zur Verwerthung des Korns, zur Gewinnung einer sicheren, angemessenen Rente aus dem Grund und Boden.

Die Vieh- und Pferdeausstellungen mit ihren Prämien, an und für sich löblich und wohlgemeint, mögen manchen Bauerwirthen anregen, ein zufällig gut gediehenes Stück zur Schau zu stellen, um vielleicht die Prämie zu gewinnen oder auch für diesen Zweck ein solches besonders zu präpariren, falls die Präparationskosten nicht den Werth der Prämie übersteigen; einen allgemein besseren Viehstand aber können sie bei dem gegenwärtigen Zustande der Bauerschaft nicht hervorbringen, das vermag nur eine Verbesserung und Hebung des Ackerbaues, mit diesem aber wird auch die Viehzucht gleichsam von selbst sich heben, und dann werden auch die Ausstellungen in dem Sinne Wirkung haben, der ursprünglich beabsichtigt wurde. Fleisch ist nicht minder ein Erzeugniß des Ackerbaues wie das Korn selbst, wo der Ackerbau nicht gedeiht und blüht, da liegt

auch die Viehzucht darnieder. Die etwanige Hinweisung auf nomadisirende Hirtenvölker, die ohne Ackerbau zu treiben doch gutes Vieh haben können, kann hier keinen Einwurf abgeben, denn das Land eignet sich von Natur nicht zum Nomadisiren, und die Esthen wie die Letten sind glücklicherweise über diesen Urzustand menschlicher Cultur hinaus, sie sind keine Nomaden.

Der Flachsbau, begünstigt durch die geographische Lage des Landes in der nördlichen Hälfte der gemäßigten Zone, wie durch klimatische Einflüsse und Bodenbeschaffenheit, gewährt den Bauern das hauptsächlichste, in manchen Gegenden fast das ausschließliche Mittel zum Erwerb baaren Geldes; das Product ist stets gesucht, wird gut bezahlt und schon sechs Monate nach der Aussaat kann der Bauer das Geld dafür sicher in der Tasche haben. Wollte er eben soviel Fleiß und Mühe wie auf den Flachsbau auch auf den Anbau der übrigen Feldfrüchte und Herstellung eines guten Viehstandes verwenden, so würde er die Früchte erst nach Jahren ernten, und da hält ihn natürlich die Unsicherheit seines Pachtbesitzes davon zurück; selbst der Gedanke, daß er dadurch den Ertrag seiner Felder erhöhen, überhaupt seine Gesindestelle verbessern und in Folge dessen nächstens vielleicht oder wahrscheinlich genöthigt sein würde, entweder eine höhere Pacht zu zahlen oder mit Weib und Kind auszuziehen, hält ihn ab, eine Melioration auszuführen, die er nicht sogleich ausbeuten kann. Es ist ihm daher gar nicht zu verargen, wenn er soviel wie möglich Flachs baut, wenngleich ihm nicht unbekannt ist, daß derselbe ihm weder Viehfutter noch Dünger liefert, daß in Folge dessen seine Felder mehr und mehr entkräftet, die Kornernten schwächer werden und er bei etwa eintretendem ungünstigem Erntejahr nicht mehr Brod genug für sich und die Seinen haben wird. Hat er durch Flachsbau, wenn auch übermäßigen, etwas Capital erworben, so fühlt er sich vorerst in seiner Zukunft gesichert und gern sieht er sich um, wo er durch Ankauf in Besitz einer Gesindestelle kommen kann. Gelingt ihm das, so weiß er sie, wie der Erfolg bei den einzelnen, schon längere Zeit hindurch Besitzlichen, zeigt, sehr wohl zu melioriren, sich vor übermäßigem Flachsbau zu hüten, und mit dem Ertrage seiner Felder mehrt und verbessert sich sein Viehstand.

Die wenn auch durchgängige Verwandlung der Frohn- in reine Geldpacht auf Zeit kann die bäuerliche Ackerbau-Industrie nicht heben, denn, wie schon weiter oben nachgewiesen worden, sie unterscheidet sich, wenn auch auf längere als sechsjährige Termine abgeschlossen, nicht wesentlich von der

bisherigen Frohn. Ob der Bauer für die zeitweilige Nutznießung seiner Stelle dem Hofe Arbeit leistet oder Geld zahlt, bedingt in seinem Verhältniß zu dem Hofe nur einen ganz äußerlichen, zu seiner Gesindestelle selbst aber gar keinen Unterschied. Es wird sogar viele Fälle geben — und es ließen sich deren selbst von den Kronsgütern, wo die reine Geldpacht nun allgemein eingeführt und der Pachtzins sehr niedrig angesetzt ist, welche anführen — wo Bauern den Wunsch äußern, wieder zur Frohne zurückkehren zu können, weil ihnen die Beschaffung des Geldes zur Pachtzahlung zu schwer sei und sie dasselbe lieber durch Arbeit auf dem Hofe ein für allemal sicher verdienen als anderweit suchen wollen.

Man braucht übrigens nur den Zustand der stets in Arende ausgegebenen Güter mit denjenigen, welche von dem Besitzer selbst oder von seinen Beamteten bewirthschaft werden, im allgemeinen zu vergleichen, um zu erkennen, daß die Zeitpacht nicht geeignet ist, den Bauernstand und die bäuerliche Agricultur zu heben und zu verbessern. Die Gutsarendatoren sind in der Regel, und, wenigstens dem rohen Bauer gegenüber, stets mehr oder weniger gebildete Personen, von denen sich erwarten läßt, daß sie nicht nur ihre contractlichen Verpflichtungen erfüllen, sondern auch gewissenhaft dafür Sorge tragen, daß durch ihre Bewirthschaftung das Gut nicht entwerthet werde, daß es nicht in schlechterem Zustande als sie es empfangen, an den Nachfolger übergehe. Daß der Arendator aber für eigene Kosten Meliorationen ausführe, deren erst nach Jahren reifende Früchte er bei der nächsten Erneuerung des Arrendecontracts entweder durch erhöhte Pachtzahlung ankaufen oder gewärtigen muß, daß ein Anderer, der ihn überbietet, sie ernte, das wird ihm kein Vernünftiger zumuthen, und Niemand würde es ihm Dank wissen. Daher ist auf den Kronsgütern, die von sechs zu sechs Jahren aufs neue an den Meistbietenden verpachtet werden,*) nichts von jenen Meliorationen zu sehen, die auf den Privatgütern so einträglich gefunden werden und von Jahr zu Jahr an Ausdehnung gewinnen: Drainirungen, Trockenlegung und Urbarmachung der Moräste, Düngung mit Knochenmehl, Guano, Compost, Wiesenbewässerung, Veredlung der Viehracen u. a. m. Während die Höfe der Privatgüter in der Regel ein stattliches Ansehen haben durch ein wohlerhaltenes, nicht selten

*) Nach neuen Verordnungen werden die Kronsgüter nicht mehr auf kurze Fristen, sondern auf 24 Jahre mit der contractlichen Zusicherung der Verpachtung auf weitere 24 Jahre in Pacht vergeben, wobei die Pachtsumme alle 12 Jahre um bestimmte Procente erhöht wird. Die Red.

palastähnliches Wohnhaus, solide Wirthschaftsgebäude, Obstgärten, Gemüse- und Blumengärten, Orangerien, Parkanlagen, gewähren dagegen die Höfe der Kronsgüter mehr einen düstern Anblick: die Wohnhäuser, wenn überhaupt ein solches vorhanden, sind meistens alt und abgängig, vom jeweiligen Arendator noch für die Dauer seines Pachtcontracts in wohnlichem Stande erhalten; die Wirthschaftsgebäude jährlich reparaturbedürftig bis zum Erforderniß des Neubaus; ein mit Strauch und rohem Holzwerk eingefaßter Kohl- und Küchengarten; einige Obstbäume als Andeutung eines ehemaligen Obstgartens; der Hofraum häufig mit Trögen und anderen Viehfütterungs-Apparaten besetzt, kurz, das ganze Aeußere zeigt, daß hier nicht das Nützliche und Nothwendige mit dem Schönen vereinigt ist, sondern daß es sich nur um den Erwerb handelt, sowie die ganze Wirthschaft darauf berechnet ist, in kurzer Zeit möglichst viel Revenüen zu machen, auch auf die Gefahr hin, daß mit Ablauf der Arendepacht die Felder gründlich ausgenutzt und entkräftet erscheinen. Wenn nun der innere Werth und die Rentabilität solcher von Hand zu Hand gehenden Pachtgüter, selbst wenn sie von verständigen Männern und obgleich sie unter sorgsamer gesetzlicher Controle verwaltet und bewirthschaftet werden, dennoch durchweg gegen die von dem Besitzer selbst verwalteten Güter zurücksteht, und die Ursache dieses Zurückstehens offenbar nicht in den verwaltenden Personen, sondern in der Natur der Zeitpacht liegt; so läßt sich noch weniger erwarten, daß die in Zeitpacht vergebenen Bauerländereien unter der Bewirthschaftung roher Bauern in einen gedeihlichen Zustand kommen werden, zumal eine Controle für diesen Zweck über sie gar nicht ausführbar sein würde.

Daß auch schon die Zeitpacht im Vergleich mit der Frohne dem Bauer große Vortheile bietet, soll hier keineswegs in Abrede gestellt werden; der Wohlstand der Pächter hebt sich sichtbar gegenüber dem der Fröhner und ist besonders auf den Kronsgütern, wo sie sämmtlich Geld-Pächter sind, bemerklich. Es könnten hier mehrere Fälle angeführt werden, daß Bauern mit einer Art Verwunderung äußerten: seitdem sie in Geldpacht stünden, trügen ihre Felder mehr Korn als früher, da sie fröhnten. Der Grund kann zum Theil in den letztjährigen günstigen Witterungsverhältnissen liegen, wird aber wol hauptsächlich in dem Umstande zu suchen sein, daß der Geldpächter sein Feld zu rechter Zeit bearbeiten und abernten kann, woran der Fröhner durch die Hofesarbeit nur zu oft verhindert ist. Eine noch wirksamere, auch den Fröhnern zu Gute kommende Ursache des steigenden Wohlstandes der Bauern ist ohne Zweifel der Flachs. Während bekanntlich

die letztvergangenen drei oder vier Jahre, in deren Verlauf die Geldpacht der Bauern mehr als früher Verbreitung gefunden, dem Gedeihen des Flachses in ungewöhnlichem Maße günstig waren, hat zugleich der von Jahr zu Jahr mehr als die Production steigende Verbrauch dieses Artikels die Nachfrage gesteigert und den Preis erhöht. Beide zusammentreffende Umstände: das mehrjährige günstige Gedeihen des Flachses und die dennoch bedeutend erhöhten Preise, konnten natürlich nicht verfehlen, die Bauern (nicht weniger auch die Gutshöfe) um so eifriger zum Flachsbau anzuregen, und im allgemeinen mit Grund und Recht, wenn dabei nicht außer Acht gelassen wird, daß der Flachs, weil er weder Viehfutter noch Dünger liefert, immer nur ein Nebenerzeugniß des Ackerbaues sein kann und daß er, im Uebermaß angebaut, endlich die Unfähigkeit der Felder zur Kornerzeugung zur Folge hat. Die Besitzer der Privatgüter sorgen natürlich selbst dafür, daß die Ertragsfähigkeit ihrer Felder nicht durch zu sehr ausgedehnten Flachsbau beeinträchtigt werde, und den Arendatoren der Kronsgüter sind darüber besondere Vorschriften gegeben; aber was hält den Bauer ab, seine gepachteten Ländereien während der Dauer seiner Pachtzeit bis aufs Aeußerste durch möglichst ausgedehnten Anbau einer Frucht auszunutzen, die ihm keinerlei baare Auslagen verursacht, aber in kurzer Zeit sicher und verhältnißmäßig viel Geld einbringt? Es wäre nicht unwichtig, das Verhältniß zu kennen, in welchem die Quantität des alljährlich von den Bauerschaften producirten Flachses zu dem der Höfe steht; jedenfalls ist es ein ganz anderes als das zwischen den beiderseits producirten Quantitäten Getreides. Vielleicht läßt die Aussage einzelner Flachshändler in den kleinen Landstädten, der zufolge diese von den Bauern mindestens zehnmal soviel Flachs kaufen als von den Gutshöfen, einigermaßen einen Schluß darauf machen; doch ist zu berücksichtigen, daß manche der letzteren ihr selbsterzeugtes Product direct an die Handelscomptoirs der Seestädte verkaufen.

Daß in gegenwärtiger Zeit viele Bauern übermäßig, d. i. zum Nachtheil ihrer Ländereien, Flachs bauen, davon kann sich Jeder, der sich danach umsehen will, leicht überzeugen; ob dies nur von den Pächtern oder auch von den zur Zeit noch sehr wenigen besitzlichen Bauern geschieht, darüber können hier keine positiven Beweise beigebracht werden, doch ist es sehr wahrscheinlich, daß letztere ihren Grund und Boden, die sichere Grundlage ihres dauernden Erwerbs, zu sehr zu schätzen wissen, als daß sie ihn um momentanen Gewinnes willen ausnutzen, seine Ertragsfähigkeit wissentlich schmälern möchten.

Obgleich aber der Flachsbau gegenwärtig unzweifelhaft in viel größerem Umfang als ehemals von den Bauern betrieben wird, so ist er doch sicherlich nicht die wesentliche oder allgemeine Ursache ihrer im Vergleich mit den Gutshöfen so dürftigen Kornernten. Diese lag vielmehr ehemals, wie auch jetzt noch einem großem Theil nach, in dem Charakter der Frohne und der den Fröhnern überall eigenen Indolenz und Faulheit, und bei den Pächtern in dem Bodenberaubungssystem, welches von Pachtungen auf Zeit schwer zu trennen ist. Ohne hier auf eine Erörterung dessen einzugehen, ob ein nicht gewissenhafter Arendator eines Kronsgutes durch contractliche Stipulationen und beaufsichtigende Controle wirklich verhindert werden kann, die Felder der Art anzugreifen und auszunutzen, daß sein Nachfolger in der Pacht mehrere Jahre Zeit braucht, um sie wieder gehörig in Stand zu setzen, ist doch gewiß, daß die Bauern daran nicht verhindert werden können; Vorschriften über Rotation, Quantität der Düngung u. s. w. würden ohne alle Wirkung sein. Und wenn selbst von dem auf höherer Stufe der Bildung stehenden Gutsarendator nicht erwartet werden kann, daß er für sein Arendegut ein höheres Interesse haben solle als sein eigener Vortheil erheischt, so kann noch weniger von dem rohen Bauer verlangt werden, daß er seinen Pachthof meliorire und daß er überhaupt bei Nutzung desselben ein höheres Ziel ins Auge fasse als das ihm zunächst liegende, die Sorge um das tägliche Brod. Er arbeitet, um von einem Tag zum andern zu leben, lebt um zu essen und ißt um zu leben. Er speculirt zwar recht gern auch über die nächste Zukunft hinaus, er sucht gern nach Mitteln, um seine alten Tage und die Zukunft seiner Kinder sicher zu stellen, allein diese Mittel findet er nicht in einer Hebung des Werths seines Pachthofes und dessen dauernder oder zukünftiger Revenüen-Verbesserung — denn dadurch würde er sich mehr schaden als nützen — sondern in solchen Speculations-Artikeln, die ihm sicher und schnell baares Geld eintragen, welches er im Kasten verschließen kann. Er sorgt daher nicht etwa für solide gute Gebäude auf seinem Pachthofe, ebensowenig pflanzt er einen Obstgarten an — die Obstgärten, die hin und wieder bei den Bauerhöfen vorhanden, meist aber sehr verwildert sind, rühren wol meist noch aus der Zeit der Leibeigenschaft her, wo das Gesinde dem Wirth nicht gekündigt, nicht abgenommen werden durfte und also solche Pflanzungen und andere Meliorationen dem, der sie ausführte, auch sicher zu Gut kamen — desgleichen ist es dem Pachtbauern gleichgültig, ob sein Buschland, nachdem er drei Ernten davon genommen, wieder mit Holz

bewächst oder nicht, denn erst nach einundzwanzig Jahren dürfte er ordnungsmäßig dasselbe benutzen, und so weit hinaus zu denken und zu sorgen, das liegt schon überhaupt nicht in seinem Charakter, und als Zeitpächter kann er dafür vollends keinen Grund finden. Durch alle solche und andere Meliorationen seines Pachthofes setzt er sich nur der Gefahr aus, denselben zu verlieren, weil Andere dadurch angeregt werden, dem Grundherrn eine höhere Pacht zu bieten, die er nun seinerseits überbieten, also die Früchte seiner dargebrachten Opfer durch neue Opfer ankaufen oder auswandern muß. Er handelt daher, wenn er über das tägliche Bedürfniß hinaus speculiren will, ganz vernünftig, daß er seine Aufmerksamkeit nicht auf die Meliorirung seines Pachthofes, sondern auf solche Gegenstände richtet, die ihm schnell und sicher baares Geld einbringen, wenn dabei auch, wie eben durch übermäßigen Flachsbau, die Fähigkeit seiner Felder zum Kornbau geschmälert oder sogar zu Grunde gerichtet wird. Er vermehrt auch gern seinen Bienenstand, besonders wenn die Lage seines Hofes der Bienenzucht günstig ist. Honig und Wachs sind ebenfalls immer gesuchte Artikel und werden gut bezahlt; auch kann der Eigenthümer, wenn er etwa umziehen muß, die Bienenstöcke leicht mitnehmen und am neuen Wohnort aufstellen, und selbst in dem Fall, daß er, wenn ihm seine Stelle gekündigt worden, nicht sogleich eine andere bekommen könnte und also „auf Ablager" liegen müßte, macht ihm die Unterbringung seiner Bienenstöcke keine Sorge, er findet Freunde und Nachbarn, die sie einstweilen bei sich aufnehmen. Schlimmer steht es in diesem letzteren Falle mit dem Vieh, das dann sogleich, weil nun das Futter fehlt, verkauft werden muß, wenn auch zum halben Preis. Dennoch speculiren die Bauern auch gern auf Butter-Verkauf und halten daher wohl ein paar Kühe mehr als der eigene Bedarf erfordert. Daß aber auch die Viehzucht nicht minder wie der Ackerbau, im Argen liegt, ist schon oben näher gesagt und soll hier nicht wiederholt werden, und so lange die Lage der Dinge bleibt wie sie bisher war, werden auch die natürlichen Folgen derselben bleiben, d. i. sobald wieder ein Mißwachsjahr wie 1845 eintritt — und das kann ja in jedem Jahre eintreten — werden wiederum die Bauern diejenige Volksclasse sein, unter der zuerst und zumeist der Hunger grassirt, während anderwärts, wo ein Bauernstand besteht, dieser als Repräsentant des kleinen Grundbesitzes, von solcher Calamität denselben Vortheil zieht wie die Repräsentanten des großen Grundbesitzes.

Es steht mithin von der Zeitpacht ebensowenig wie von der Frohne

eine Hebung der bäuerlichen Ackerbau-Industrie zu erwarten, und ebenso wenig kann sich dadurch ein wohlhabender, sittlich achtbarer Bauernstand bilden. Seit Aufhebung des Hörigkeitsverhältnisses sind bereits über vierzig Jahre vergangen, und ohne hier zu untersuchen, ob seitdem der moralische Gehalt der Bauern sich wesentlich gehoben, ist doch in materieller Hinsicht eine wesentliche Verbesserung ihres Zustandes kaum ersichtlich. Sie haben anfänglich nach Abschaffung der Hörigkeit, wohl ohne Ausnahme ihre Verpflichtungen gegen den Grundherrn in gesetzlich normirten Frohnleistungen nach den Wackenbüchern erfüllt und erfüllen sie jetzt häufig statt dessen in Geldzahlungen ohne gesetzliche Normen. Wenn das ein Fortschritt in der Verbesserung ihres Zustandes ist, so muß man zugeben, daß sie angefangen haben einen solchen zu machen, dennoch ist zur Zeit noch ihre ganze Haus- und Landwirthschaft eine Proletarier-Wirthschaft, und man glaubt in ihnen mehr ein Proletarierheer als einen Bauernstand zu sehen. Sie, die sechszehnmal soviel Ackerland inne haben als die Gutshöfe, produciren an den Haupterzeugnissen des Ackerbaues, an Korn, noch heutigen Tages kaum mehr als das doppelte dessen was die Höfe produciren, haben daher fast nichts in den allgemeinen Marktverkehr zu bringen, ja sie sind es zunächst, die nach einem Mißwachsjahre Noth leiden.

Wir müssen hier noch einen ebenso allgemein bekannten als im Interesse der National-Oekonomie wichtigen Erscheinung gedenken, eines Uebelstandes, der seinen Grund ebenfalls in der nicht naturgemäßen Stellung unserer Bauern hat: ihres mangelhaften, oder richtiger, fast gänzlich fehlenden Sinnes für Waldschonung und für Eigenthumsrechte am Walde und Gehölz aller Art. Das Eigenthumsrecht an Feldfrüchten erkennt der Bauer an und respectirt es, Felddiebstahl ist selten unter ihnen, außer etwa daß Hüterjungen gelegentlich einige Kartoffeln vom Felde stehlen, wobei sie aber das Bewußtsein haben, daß sie Unrecht thun; dasselbe moralische Bewußtsein haben sie aber nicht, wenn sie Holz von fremder Grenze stehlen, sie scheinen zu glauben, das habe Gott demjenigen bestimmt, der sich zuerst desselben bemächtigt, wobei aber der Schwächere dem Stärkeren weichen müsse, und so weichen sie denn auch wo und soweit sie sich gegenüber den Buschwächtern und Förstern und dem Gesetz gegen Waldfrevel als die Schwächeren fühlen, wo sie aber diesen Wächtern entgehen können, da kennen sie weder ein Eigenthumsrecht Dritter noch die Nothwendigkeit, mit dem Holz schonend oder ökonomisch umzugehen. Sie tragen daher auch kein Bedenken, zur Anfertigung irgend eines kleinen Holzge-

räthes Baumstämme herunterzuhauen, die den zehnfachen Werth dessen haben, wozu sie sie verwenden wollen z. B. zu einer gewöhnlichen Strauchegge. Ein ordinairer Bauerwagen, den sie auf dem Markt für etwa zwei Rbl. verkaufen, hat vielleicht einem Dutzend Birken das Leben gekostet.

Diese barbarische Schonungslosigkeit gegen den Wald und Holzwuchs aller Art, sowie die Gleichgültigkeit gegen Eigenthumsrechte am Walde sind zu bekannt, um hier noch näheren Nachweises zu bedürfen. Zwar thun Bewachung und strenge Forstgesetze dem Frevel Einhalt, vermögen ihn aber nicht ganz zu beseitigen, noch weniger das Uebel in der Wurzel anzugreifen, den Frevlern die Wichtigkeit der Holzschonung einleuchtend zu machen und in ihnen das Bewußtsein von der Heiligkeit des Eigenthumsrechtes ebenso in Beziehung auf den Wald zu wecken, wie es in Betreff der Feldfrüchte im allgemeinen vorhanden ist. Unzweifelhaft aber würde beides bald bewirkt werden, wenn die Bauern ihre Ländereien als erbliches Eigenthum besäßen. Denn in diesem Fall würde es ihnen nicht mehr gleichgültig sein, ob ihre Buschländer, nachdem sie drei Ernten davon genommen haben, nach 21 Jahren wiederum mit Holz bewachsen sein werden oder nicht, sie würden den jungen Nachwuchs schonen, allenfalls nachpflanzen und säen wo nöthig, sie würden ihn gegen unberechtigte Eingriffe zu schützen wissen, und ein Diebstahl würde von dem, gegen den er ausgeübt wird, als solcher, als ein moralisches Unrecht, und nicht blos als etwas von Menschenmacht Verbotenes empfunden werden. Und indem der Bestohlene das ihm zugefügte Unrecht als solches fühlt und erkennt, sagt ihm das in jedes, auch des Bauern, Menschenherz geschriebene göttliche Gesetz: „was du nicht willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch nicht!"

Es soll hiermit nicht gesagt sein, daß alsdann kein Holzdiebstahl, kein Waldfrevel mehr werde verübt werden, wol aber, daß, wenn der Bauer das Waldeigenthumsrecht ebenso wie das an der Frucht auf dem Felde anerkannt und respectirt, dies für Holzschonung und gegen Waldfrevel wirksamer sein werde als die Forstgesetze, wie ja überhaupt moralische Mittel, wo deren Anwendung möglich, sicherer zum Ziel führen als äußerer Zwang.

Wenn die Bauern ihre Buschländer in der vorhin besagten Weise pflegen und conserviren wollten, so kann man wohl dreist behaupten, daß sie durchgängig ihren gesammten Brennholzbedarf — und der ist kein geringer — von denselben ziehen, in vielen Fällen auch wohl noch davon verkaufen könnten. Bis es dahin kommt, würden freilich 20 Jahre ver-

gehen, aber große, vortheilhafte Wirkungen auf die Wald- und Holzcultur überhaupt könnten nicht ausbleiben. Und der Gegenstand ist von Wichtigkeit, in manchen Gegenden des Landes herrscht Mangel an Bau- wie an Brennholz, selbst ersteres muß hie und da aus Entfernungen von 40 bis 50 Werst zu Lande herbei geschleppt werden, die Holzpreise steigen von Jahr zu Jahr, in den Städten können besonders die Armen sie kaum erschwingen, und es bleibt wohl manche arme Wittwe im Winter den Tag über im Bette, um nicht in dem ungeheizten Zimmer zu frieren. Natürlich wird hierdurch wiederum der Holzdiebstahl befördert, denn wie auf dem Lande nicht jedwedes Gehölz, so kann auch in den Städten nicht jeder Holzstapel und Pallisadenzaun so sorgfältig gehütet und bewacht werden, daß Diebe nicht hinzu kommen könnten. Dennoch sind Liv- und Esthland durchschnittlich genommen noch so reich an Holz, Bau- wie Brennholz, daß eigentlicher Mangel daran wol in keiner Gegend des Landes stattfinden noch künftig zu befürchten sein dürfte, wenn die Bauern ihren — bis hiezu freilich meist sehr unbescheidenen — Bedarf an letzterem von ihren Buschländereien beziehen könnten, was unter obiger Voraussetzung sehr wol möglich wäre.

Daß neu gerodetes Buschland reichere Ernten giebt als der Brustacker, hat seinen natürlichen Grund in der Urkräftigkeit und der Aschendüngung des ersteren, während der letztere von den Bauern, bei der geringen Viehhaltung, meist nur spärlich mit Dünger bedacht wird. Rechnet man doch von diesen im allgemeinen nur den drei- oder vierfachen Ertrag der Aussaat, wogegen Buschland das Zehn- bis Zwanzigfache giebt. Es führt dies zu einer nicht minder ernsten Betrachtung wie vorhin die Holzwirthschaft. Der große Agricultur-Chemiker Freiherr v. Liebig sagt der Landwirthschaft, wo sie nicht nach den nun seit geraumer Zeit in England verbreiteten Grundsätzen betrieben wird, eine sehr trübe Zukunft in nicht sehr ferner Zeit voraus. Er führt aus England Beispiele von ehemals an, wo Felder sehr üppig gewachsenes Stroh, aber kein Korn darin trugen und erklärt dies einfach daraus, daß diesen Feldern im Dünger zwar die das Stroh, aber nicht die das Korn bildenden Bestandtheile fortgesetzt wieder zugeführt worden seien. Nach Naturgesetzen kann auf keinem Boden eine Pflanze wachsen, deren Grundstoffe nicht vorher in demselben vorhanden sind. Dies ist jedem rationellen Landwirth bekannt, und auch jeder Bauer weiß, daß in trocknem Sande wie in sterilem Grande keine Pflanze wächst, eben weil hier die Grundstoffe, aus denen die Pflanze unter Einwirkung des Lichts und der Wärme sich bildet, fehlen. Jeder sogenannte

fruchtbare Boden enthält von Natur diese Stoffe in größerem oder geringerem Maße, in diesen oder jenen Mischungsverhältnissen, von welchen beiden Umständen es abhängig ist, ob diese oder jene Pflanze und ob sie mehr oder minder gut auf demselben gedeiht. Auch der Bauer weiß zu unterscheiden, ob ein Feld guten Flachs- oder guten Roggen- oder Weizenboden u. s. w. hat, was nichts anderes besagen will, als daß in dem einen Boden die Grundbedingungen für das Gedeihen des Flachses oder des Roggens, des Weizens u. s. w. in höherem Maße vorhanden sind als in dem anderen. Für die Cerealien sind sie von Natur in jedem Boden, wenn auch in verschiedenen Graden und Mischungsverhältnissen, wenn er nur von der Beschaffenheit ist, die man gemeinhin fruchtbar nennt, vorhanden, daher auch die Cerealien überall, wo nicht das Klima einen Damm entgegenstellt, mit Erfolg angebaut werden können, wo sich solcher Boden vorfindet. Mit jeder Ernte aber wird ihm ein Theil der Stoffe, sowohl der das Stroh als auch der das Korn bildenden, entzogen und diese müssen, soll er seine Fruchtbarkeit behalten, wieder ersetzt werden, was eben durch die Düngung geschieht. Wenn nun aber der Dünger zwar die strohbildenden, nicht aber auch die kornbildenden Substanzen enthält, so muß nothwendig an diesen letzteren der Acker immer ärmer werden, und es muß endlich, wenn Ernte auf Ernte genommen, aber das dadurch Entzogene niemals vollständig wieder ersetzt wird, eine Zeit kommen, wo der Acker die erwartete Frucht gar nicht mehr giebt.

Dieser Zeitpunkt war in England auf mehreren Gütern eingetreten. Stroh war mit der jedesmaligen Düngung in hinreichender Quantität auf die Aecker gekommen und durch die Zersetzung in die Urstoffe verwandelt worden, daher trugen sie üppiges Stroh, was sie aber im Urstoff selbst nicht mehr hatten, das konnten sie auch nicht ausbilden. Aber Nachdenken und Erfahrung gaben Rath und Mittel an die Hand, die Aecker wieder zu restauriren; man fing an, neben dem Stalldünger auch Knochen (phosphorsauren Kalk) zu verwenden, und der günstige Erfolg bewirkte, daß die Engländer bald ganz Europa in Knochencontribution setzten, sie holen deren noch jetzt aus allen Ländern, wo die Ausfuhr erlaubt ist. Man lernte den Guano kennen, der seitdem ein nicht unwichtiger Handelsartikel geworden ist. Auch der Inhalt der Cloaken, dessen Düngkraft im Alterthum schon bekannt war, kommt vielfach in Anwendung.

Die hiesigen Bauern kennen und verwenden keinen anderen als den gewöhnlichen Stalldünger, der aber, weil sie ihr Vieh und ihre Pferde fast nur mit Heu und Stroh, nur spärlich mit Körnerfutter versorgen, sehr arm

ist an jenen kornbildenden Grundstoffen, daher denn auch ihre Brustäcker nur schwache Kornernten bringen können, die folgerecht, wenn die bäuerliche Viehzucht nicht gehoben wird, künftig nur immer schwächer ausfallen müssen.

Im Herbst zur Dreschzeit hört man häufig, und zwar nicht von Bauern allein, sondern auch von manchen Gutshöfen, die Klage: die Riegen geben wenig aus, die Ernte erweise sich viel geringer als der günstige Stand der Felder vorher habe erwarten lassen, die Aehren seien nicht gehörig gefüllt, sie zeigten viele leere Körnerhüllen. Man schreibt dies dann dem Einfluß kalter, stürmischer Witterung zu, die während der Blüthezeit geherrscht habe; das Korn habe nicht gehörig ausblühen können. Es fragt sich aber, ob nicht, bei günstigem Strohwuchs, die Verarmung des Ackers an jenen kornbildenden Grundstoffen mehr als die Witterung, vielleicht die wahre Ursache der Leerheit der Aehren ist? Dies wird mehr als wahrscheinlich sein, wenn sich ergeben sollte, daß die Busch- und urbar gemachten Morastländereien nicht an jenem Uebel leiden, daß die Kornhalme auf diesen vielmehr gefüllte Aehren haben, denn die Blüthezeit fällt ja für beide zusammen, die Einwirkung der Witterung wird für alle dieselbe sein. Vielleicht sind aber die Busch- und Morastländereien durch ihre meist mehr geschlossene, von Wald umgebene Lage besser gegen die Einwirkungen kalter Winde geschützt und können daher nicht als vergleichender Maßstab dienen? Dann werden wenigstens diejenigen Landwirthe, welche einen Theil ihrer Felder mit Guano oder Knochenmehl düngen, leicht entscheiden können, ob sich — unter sonst gleichen Umständen — in dem Gefülltsein der Aehren von den auf gewöhnliche Weise mit Stalldünger und den mit Knochenmehl oder Guano gedüngten Feldern ein Unterschied zeigt. Sollte dies der Fall sein, so ist wol augenscheinlich, daß die beklagte Leerheit der Aehren ihren wahren Grund nicht sowol in der ungünstigen Witterung zur Blüthezeit hat, obgleich diese dazu mitwirken mag, sondern in der Verarmung des Ackers überhaupt.

Ist dem aber so, so ist Liebig's oben erwähnte Weissagung ein ernster Mahnruf an alle diejenigen, von denen es abhängt, die hiesige bäuerliche Ackerbau-Industrie zur Blüthe, wenigstens durch Hinwegräumung der Hindernisse in einen gesunden Zustand zu bringen, damit nicht zu säumen, bis vielleicht einige hintereinander folgende Mißwachsjahre, auf die man ja nach dem Lauf der Natur immerhin gefaßt sein muß, Hungersnoth über die Bevölkerung eines Landes bringen, welches ehemals durch seinen Kornreichthum berühmt war und sprüchwörtlich „Schwedens Kornkammer" hieß,

9*

eines Landes, das auch jetzt noch eine allgemeine Kornkammer sein könnte, aus welcher das Ausland alljährlich große Vorräthe abholen würde, wenn die wichtige, zahlreiche ackerbautreibende Classe, die Bauerschaft, in deren Händen sich über 90 Procent des gesammten Ackerareals des Landes befinden, in dieser ihrer Industrie nur einigermaßen mit den auswärtigen ackerbautreibenden Ländern gleichen Schritt gehalten hätte.

Der Verf. der, beiläufig gesagt, selbst einige Jahre Landwirth gewesen und daher den Zustand der Dinge aus eigener Anschauung kennt, ist überzeugt, daß dem Bauernstande und seiner Industrie nur durch den erblichen Besitz seiner Ländereien aufgeholfen werden kann. Die von Manchen empfohlene Erbpacht, allerdings sehr viel besser als die Zeitpacht und dem Besitz am nächsten kommend, ersetzt diesen doch lange nicht und hat für beide Theile, den Berechtigten wie den Verpflichteten, ihre bedenklichen Seiten. Der Bauer auf seiner gegenwärtigen Culturstufe würde Zeit brauchen, um den realen Unterschied zwischen Zeit- und Erbpacht gehörig zu fassen und zu würdigen. Und wenn er nun mit seiner Erbpachtzahlung im Rückstand bleibt, so wird auf seine Bitte um Nachsicht oder auch um Erlaß ein wohlwollender Grundherr ungern eine abschlägige Antwort geben; aber solche Fälle wiederholen sich, um so mehr wenn die Bitte gewährt wird, und das wird endlich lästig und unausführbar. Andererseits kann auch ein nicht wohlwollender Grundherr — und giebt es nicht auch solche? — Mittel finden, wenn auch nur durch Proceß — und worüber ließe sich nicht processen? — die Zahlungsunfähigkeit des Erbpächters zu veranlassen, um ihn aus seinem Erbpachtbesitz, der durch pünktliche Einzahlung der Pachtsumme bedingt ist, zu vertreiben. Diese und alle anderen von gutem Willen oder Laune abhängenden Unzukömmlichkeiten können beim Erbbesitz nicht eintreten. Kann der Eigenthümer seine Zahlungsverbindlichkeiten, Steuern u. s. w. nicht leisten, so entscheidet über ihn das Gesetz, wie in gleichem Fall über jeden Andern, weß Standes er auch sei, es erfolgt der Bankerott und der Concurs wird eröffnet.

Nur der erbliche Landbesitz kann alle die in vorstehenden Zeilen angedeuteten guten Früchte hervorbringen und wird sie hervorbringen, wie er sie im Auslande überall, wo die Bauern durch die Gesetzgebung Eigenthümer ihrer Ländereien, Repräsentanten des kleinen Grundbesitzes wurden, hervorgebracht hat; — nur der Erbbesitz kann die bäuerliche Ackerbau-Industrie auf diejenige Stufe erheben, auf der sie mit der ausländischen concurriren kann; und nur unter dieser Bedingung können in Livland und

Esthland alljährlich durchschnittlich jene oben berechneten drei bis vier Millionen Löfe Korn mehr als bisher erzeugt werden. Mit dem Ackerbau wird auch die mit ihm verbundene Viehzucht einen größeren Umfang und Aufschwung gewinnen und ihrerseits zur Vermehrung des Nationaleinkommens, vielleicht nicht weniger als jener, beitragen. Die Wald- und gesammte Holzcultur wird nicht mehr wie bisher durch den den Bauern gleichsam angeborenen Holzverwüstungssinn beeinträchtigt werden, und Stadt und Land werden davon Nutzen ziehen. Mit dem materiellen wird der sittliche Wohlstand des Landvolks sich heben, denn beide stehen immer in Wechselwirkung zu einander; die Zahl derer, welche des Vergnügens wegen den Krug besuchen oder um sich in eine fröhliche Stimmung zu versetzen, zur Trunkenheit greifen, wird sich stark vermindern. Jene gering geschätzte, wo nicht verachtete Classe, die sogenannten Lostreiber, die man auf vielen Gütern beschwerlich findet und gern fortjagen möchte, wird sich als eine ebenso nothwendige wie nützliche Arbeiterclasse erweisen, und der seltsame Widerspruch, daß man einerseits Menschenkräfte im Ueberfluß zu haben glaubt, während man andererseits sich mit Plänen und Projecten zur Herbeiziehung von ebensolchen Menschenkräften (Knechten) aus dem Auslande beschäftigt, wird schwinden. Das Landvolk, bis jetzt in seinem durchschnittlichen Bestand ein Arbeiterheer von Proletarier-Charakter, wird sich in einen achtbaren, in seiner Würde sich fühlenden Bauerstand verwandeln und der Ausdruck: ein Bauer, wird den Nebenbegriff des Geringschätzigen, Verächtlichen verlieren. Und welches andere moralische, den Grundsätzen der Humanität entsprechende Mittel gäbe es wol zur Beseitigung des seit einigen Jahren sich verbreitenden Triebes der Auswanderung nach anderen Gegenden des großen Reiches, wo man sie gern aufnimmt, als die Uebertragung ihrer Ländereien an sie zum erblichen Eigenthum? Nicht mittelst Schenkung, das würde nicht einmal im wahren Interesse der Beschenkten sein, sondern durch Kauf und Verkauf, mittelst billigem, möglichst niedrigem Kaufschillings, nach festen, wol nicht schwer aufzufindenden Normen. Ein allgemein hoher Kaufschilling würde die Ausführung der Sache, die dringend scheint, erschweren, verzögern, auf Seiten der Käufer Bankerotte herbeiführen, und denjenigen, welche in dem Landvolk lieber Frohn- und Dienstknechte wie bisher, als standesmäßige Bauern sehen wollen, Triumphe bereiten, die wohlfeil erkauft, aber der guten Sache nicht förderlich sein würden.

Die Staatswissenschaften in der bürgerlichen Gesellschaft.

Das Wissen ist ein allgemeines und besonderes je nach den Gegenständen, auf welche es sich bezieht. Der Mensch lebt in der Natur und im Staate. Natur- und Staatswissenschaften sind demnach Zweige des menschlichen und somit allgemeinen Wissens. Betrachtungen und Gedanken über den Staat sind eben so rein menschlich als solche über die Natur. Den Menschen, welcher innerhalb beider Lebenskreise seiner irdischen Bestimmung nachlebt und diese in bewußter Weise erreichen will, muß es treiben, ihr Wesen zu ergründen und zu erkennen.

Trotz dieser Allgemeinheit und Nothwendigkeit beider Wissensgebiete sind nur Wenige bestrebt, in dieselben einzudringen, geschweige denn in deren Erkenntniß fortzustreben, wenngleich das Verständniß weder der Gegenwart noch der Vergangenheit der Geschichte der Menschheit der Kenntniß der Natur- und Staatswissenschaften entrathen kann. Denn sie sind nicht nur die geistigen Grundlagen unseres modernen Lebens, sondern mußten als allgemein menschliche in aller Zeit der Entwickelung der Menschheit es sein. Zu allen Zeiten hat es daher Forscher in der Natur und Denker über den Staat gegeben. Dessenunerachtet sind in der allgemeinen Bildung die Naturwissenschaften vor den Staatswissenschaften in neuerer Zeit sichtlich bevorzugt worden. Jene sind nicht nur unter die Gegenstände des elementaren Unterrichts und auf gelehrten und Realschulen aufgenommen worden, sondern haben auch auf den Hochschulen, sowol den

humanistischen als realistischen, eine hervorragende Stellung sich errungen und sind endlich durch zahlreiche populäre Darstellungen auch in den weitesten Kreis eingetreten. Die Staatswissenschaften dagegen sind trotz des materialistischen und politischen Charakters unserer Zeit selbst auf Hochschulen in den Hintergrund verwiesen und haben ungeachtet ihrer unmittelbaren Verwendbarkeit immer noch einen nur sehr geringen Einfluß auf die Praxis, welche im Besitz ihrer reichen Erfahrung fast diese allein für maßgebend hält.

Die vorwiegend praktische Richtung unserer Zeit fragt nicht blos nach der Brauchbarkeit, sondern auch nach der Einträglichkeit der zu berücksichtigenden Wissenschaften. Der Wissenschaftlichen um der Wissenschaft willen werden immer weniger. Beide Erfordernisse sind in Bezug auf die Naturwissenschaften bald erwiesen. Der Anblick eines Dampfers, einer Locomotive, einer chemischen Fabrik, eines Bergwerks hat den Utilitarier bald ausgesöhnt. Die abstracten Staatswissenschaften dagegen lassen sich nicht train- und fabrikenmäßig veranschaulichen und sind außerdem angeklagt, Verwirrung und Unheil über die Menschheit gebracht zu haben. Denn am Eingange hält die Staatsphilosophie Wacht und fordert eine Anspannung der Denkkraft, welche mindestens den Comfort unmittelbarer Lebensanschauung stört. Der Mann der That speculirt gern à la hausse und à la baisse, erntet und verwerthet sein Korn, aber er ist nicht gern speculativ, denn auf Gedanken wird nicht creditirt und Gedanken sind keine Wechselbürgen, Gedanken befruchten und pflügen nicht. Abschreckend mahnen die unseligen Folgen idealer Staatsträumereien, leichtfertiger Staatsromane, und die Wissenschaft der Politik muß büßen für allen jenen Schwindel in staatlichen Dingen, der seinen Höhepunkt in der Zerrüttung aller traditionellen Agrarverhältnisse und in der Gewerbe- und Handelsungebundenheit erreichte. Es treten ferner in die Erinnerung die zahlreichen Verfassungswandlungen, namentlich die mannigfachen Modulationen des gallischen Hahns, und die staatsrechtliche Theorie wird zur intellectuellen Urheberin aller den Privilegien und Coursen verderblichen kühnen Griffe. Am tiefsten und unmittelbarsten fühlt sich die Menge aber berührt von den financiellen Staats- und Privatprojecten, deren Experimente das Wohl und Wehe von Millionen bedingen, die, wenn sie mißlingen, durch die mangelhaften Grundsätze der Finanzwissenschaft geursacht erscheinen, während die gelungenen der Lebensweisheit der Praktiker zu gut geschrieben werden. Die Volkswirthschaftslehre aber gilt

vielfach als die Erzeugerin des Actienschwindels und Börsenspiels, dieser geduldeten Widersacher des Nationalwohlstandes. Sie störte auch den Hausfrieden und die Selbstherrlichkeit der Einzel-Wirthschaft. Denn sie unterfing sich, deren Betrieb und Erfolge einer Prüfung zu unterziehen, zur Feststellung des Zustandes des Volksvermögens. Zur Gestaltung und Vermehrung desselben maßregelte aber Gewerbe und Handel mit vollkommenster Willkühr die Volkswirthschaftspflege. Trotz der vielfach nicht ökonomischen Erfolge vindicirten sich dennoch die drei genannten Wissenschaften dem verführerischen Namen: Nationalökonomie. Dazu wird noch nicht blos alles staatliche Leben, sondern auch das des stillen weltentsagenden Particuliers, wie das des aller Regel und Bevormundung feindlichen Independenten nach allen Richtungen hin ausgekundschaftet und in Zahlen veranschaulicht, aus welchen dann beliebigst gefolgert wird. Dieser Indiscretion macht sich abermals eine Staatswissenschaft schuldig: die Statistik, welche in ungebührlichster Weise nicht blos wie früher bescheiden an den Geburten, Ehen und Sterbefällen sich genügen läßt, sondern jetzt auch in alle Geheimnisse des Staats- und Privatlebens einzudringen sich vermißt.

Unheilstiftend, unproductiv und rücksichtslos stehen die Staatswissenschaften so da vor den Augen der Meisten, und ein Staatswissenschaftlicher erscheint als ein schlimmer Prophet politischen Unwetters oder als ein Projecteur ex professo und Demobilisirer des Credits oder als ein indiscreter Eindringling in das reservirte Heiligthum staatsmännischer Politik oder das des Hauses. Mit den Staatswissenschaftlichen wird auch die Staatswissenschaft aus der bürgerlichen Gesellschaft gewiesen und die Berufung auf die Hingehörigkeit der Staatswissenschaften zum Staat ist eine vergebliche. „Unpraktische Weisheit", das ist das Verdammungsurtheil, welches der allergrößte Theil selbst der s. g. Gebildeten den verfolgten Staatswissenschaften nachruft.

Und doch treten wir ein in die bürgerliche Gesellschaft und beobachten ihr Wesen, ihre Bestandtheile und ihr Leben. Ueberall tritt eine Wirkung staatlicher Erkenntniß oder Wissenschaft uns entgegen. Den Wirkungen ist man nicht abgeneigt, doch soll die Ursache verbannt werden.

Die bürgerliche Gesellschaft entwickelte ihre ständischen Gliederungen aus den verschiedenen Berufsweisen. Mit friedlichem Ackerbau und gewaltsamem Kriegshandwerk treten in das germanische Staatsleben die beiden ersten Berufsstände ein: Bauer und Ritter. Sie waren über das

ganze flache Land verbreitet und bauten und schützten es, soweit ihre Kraft reichte. Aber der Ertrag an Früchten versorgte überreich das Land, der Ueberschuß blieb unverwerthet. Da bemächtigten sich der Ueberschüsse speculirende Geister und verhandelten sie der Nachfrage anderer Länderstrecken, welche dagegen ihre Erzeugnisse versandten, die, anderen Unternehmern von den Beziehern überlassen, von jenen über das ganze Land hin abgesetzt wurden. Diese Thätigkeit des Handelns und Verhandelns entwickelte einen neuen Berufsstand: den Handelsstand. Viele Bedürfnisse konnten aber nur durch Verarbeitung von Rohstoffen befriedigt werden und jene und diese, sich gegenseitig bedingend und fördernd, entwickelten in immer mannigfaltigerer Gliederung den Handwerkerstand, dessen Leistungen zu einem nicht geringen Theil in neuerer Zeit die Industriellen oder Fabrikanten übernahmen. Verschiedene Elemente bildeten somit die staatliche oder bürgerliche Gesellschaft. Die Berufsstände wurden im Verlaufe der Zeit bestimmter abgegrenzt zu politischen. Aus dem Ritterstande ging der Adel hervor, Kaufleute und Handwerker bildeten den Bürgerstand und auf diesen folgte der freie Bauernstand. Die Macht der Kirche schloß ihre Diener aber zu einem besonderen Stande zusammen, der durch staatliche Anerkennung politische Bedeutung errang, bis er durch das nivellirende Staatsbürgerthum der französischen Revolution seinen politischen Stand verlor. Standeslos blieben die übrigen gelehrten Berufsmänner und schlossen sich nur als Staatsbeamte zu dem unächten Beamtenstande zusammen. Trotz Staatsbürgerthums treten aber als ächte Stände: Adel, Bürger und Bauer fast überall hervor. Der Gelehrte mußte sich bequemen, in den Bürgerstand sich einzureihen oder ihm nur zugezählt zu werden. Der Eindringling wurde mit einer besonderen Vignette: „Literat" versehen. Der sich dennoch selbstständig fühlende Literatencomplex brachte aber als Sauerteig die compacte Masse des Bürgerthums in Gährung. Dieses indeß gedachte des goldenen Spruchs: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", wehrte die unruhige literärische Zuthat möglichst ab und ließ den Literaten nicht ein in seinen engeren politischen Verband. So ist der Literat als solcher namentlich in unsern städtischen Verhältnissen noch jetzt seinen Mitbürgern politisch nicht gleichberechtigt, indem ihm der Eintritt in den politisch bevorzugten brüderlichen engeren Verband der Gilden (wenigstens in Riga) versagt wird. In anderen Ländern hat er im engeren politischen Kreise wie z. B. im Collegium der Stadtverordneten und im weiteren der Landesvertretung einen bestimmenden politischen Antheil erhalten.

Aber sehen wir uns weiter um in der bürgerlichen Gesellschaft. Nicht die ständischen Verhältnisse allein ruhen auf staatlicher Grundlage und empfangen die Lehre für ihre Wechselwirkungen aus einer Staatswissenschaft: der inneren Politik, sondern auch die auf gleicher Grundlage ruhende materielle, persönliche und allgemeine, Wohlfahrt bedarf zu ihrer Förderung staatswissenschaftlicher Erkenntniß. Die Zeit ist vorüber, wo der blos praktisch gebildete Kaufmann und Landwirth mit Erfolg ihrer Beschäftigung sich hingeben konnten. Die erweiterten und vervielfältigten Verkehrsverhältnisse haben den Handel bedeutend umgestaltet, und eine besondere Staatswissenschaft: die Handelswissenschaft übernahm das Leben des Handels erklärend darzustellen. Auch das Land wird nicht mehr nach Bauernüberlieferungen und landwirthschaftlichem Kalender bewirthschaftet, die Naturwissenschaft hat den Ackerbau vollständig umgestaltet. Aber auch die Kenntniß einer Staatswissenschaft: der politischen Oekonomie wird dem Landwirth immer unentbehrlicher. Nur sie kann die auch uns täglich abgedrungenen Betrachtungen über Werth und Preis der Güter richtig begründen und den Fragen über die Dauer der Preissteigerung unserer Grundstücke und den Einfluß der Eisenbahnen aus dem Innern des Reichs auf den Absatz unserer provinciellen Producte entsprechend begegnen.

Die materielle und sittliche Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft gedeiht indeß nur unter der Voraussetzung, daß die derselben entgegentretenden Hemmnisse aus dem Wege geräumt werden. Die materielle Wohlfahrt bedingt die Feststellung und das Verhältniß der Bevölkerung zu den Nahrungsmitteln (Populationistik), die Entfernung von Krankheitsursachen und Heilung ausgebrochener Krankheiten (Medicinalpolicei), die Hülfe des Staates bei schwieriger Befriedigung der nothwendigen Lebensbedürfnisse (Theuerungs- und Armenpolicei). Dagegen ist in Hinsicht auf die geistige Persönlichkeit des Staatsbürgers die Sorge des Staates gerichtet auf die Förderung der Verstandesbildung durch Unterrichtsanstalten und die Anstalten zur Fortbildung des erwachsenen Geschlechts (Bildungspolicei), auf die Förderung der religiösen, ästhetischen und sittlichen Bildung (Sittenpolicei). Alle diese allgemein menschlichen Interessen umfaßt in staatlicher Beziehung wiederum eine Staatswissenschaft: die Policeiwissenschaft, ein Zweig der inneren Politik. Der Begriff der Policei hat sich hierbei nicht auf die einer Policeibehörde zugewiesene Thätigkeit zu beschränken, sondern geht wissenschaftlich weit über den Umfang derselben hinaus, indem er Grundsätze und Einrichtungen allseitiger Wohlfahrt umfaßt, in soweit der Staat

die Durchführung derselben zu bewirken befähigt und verpflichtet ist. Dieser Sorge des Staates schließt sich die für das Vermögen der Bürger durch allgemeine Begünstigung der Erwerbung von Eigenthum und durch Sicherung des bereits erworbenen Eigenthums gegen Zerstörung durch Elementarereignisse und Förderung des Betriebes, namentlich durch Sorge für die Landwirthschaft, den Handel und die Gewerbe an. Man hat die auf die letztgenannten Gegenstände bezüglichen Lehren bald unter dem Namen der Volkswirthschaftspflege zusammengefaßt, bald der Policeiwissenschaft zugezählt. Das Erstere ist wohl, wie es sich schon aus der Natur der behandelten Gegenstände ergiebt, das Richtigere. Daß nun aber die volkswirthschaftliche Pflege des Vermögens der Einzelnen, der Landwirthschaft, des Handels und der Gewerbe auf die Wohlfahrt aller Staatsbürger von Einfluß wird und daher nicht blos bald für diesen bald für jenen Berufsstand von Interesse ist, bedarf wohl keines Beweises. Die Gegenstände beider Wissenschaften sind zugleich größtentheils solche, welchen die s. g. gemeinnützige Thätigkeit mit Erfolg sich zuwenden kann und in Bezug auf welche sie die staatliche Thätigkeit zur Erreichung des gesteckten Zieles, der materiellen und geistigen Wohlfahrt, wesentlich unterstützen und ergänzen, ja ersetzen muß. Auch eine gemeinnützige Thätigkeit bedarf des Wissens, das bloße Wollen genügt nicht. Der unserer provinciellen gemeinnützigen Thätigkeit gestellten Aufgaben giebt es genug, indem manches von uns erst zu Erstrebende anderwärts bereits praktisch durchgeführt ist, manches Bestehende einer durchgreifenden Reform bedarf. Wir erinnern nur beispielsweise an solche gemeinnützige Anstalten: wie die Versicherungsanstalten, welche zu einem nicht geringen Theil, zum Nachtheil des Gesammtvermögens unserer Provinzen, nur als Agenturen auswärtiger Vereine wirken und für welche das allein richtige Princip gegenseitiger Versicherung der Gemeindeglieder nur noch selten in Anwendung getreten ist. Wir erinnern an die Fürsorge für unmittelbar nothwendige Bedürfnisse, wie Fleisch und Brot, welche in Bezug auf die Beschaffenheit in kleineren und den Preis in größeren Städten den gerechten Anforderungen der Bevölkerung nicht entsprechen. Wir erinnern ferner an die Nothwendigkeit einer zweckentsprechenden Beleuchtung, welche in das Stadium des Gasometers in unseren Provinzen, unserem Wissen nach, noch nirgends eingetreten ist. Die darauf bezüglichen Projecte entschädigen uns nicht für ihre Verwirklichung. Wir heben endlich noch beispielsweise die der Centralisation ermangelnde Armenpflege hervor, mit den vielfach auseinandergehenden und

sich kreuzenden Bestrebungen verschiedener Vereine für einen und denselben Zweck an einem und demselben Orte und der oft mangelhaften Verwendung der in ihrer Gesammtheit keineswegs geringen Mittel. Schon diese wenigen Beispiele werden den Gegenstand der gemeinnützigen Thätigkeit anzudeuten geeignet sein, welche unter Benutzung der Erfahrungssätze der Wissenschaft extensiv und intensiv sich steigern wird.

Damit aber jeder Staatsbürger in seiner Stellung und Wirksamkeit das rechte Maß halte, hat ihm das Gesetz seine rechtliche Stellung gegenüber dem Staate im Staatsrecht angewiesen. Auch die Kenntniß dieses Rechts, namentlich des Stände- und Behördenrechts, gebührt gebildeten Staatsgenossen und Staatsbürgern. Denn es ist wohl ein Beweis strafwürdiger Gleichgültigkeit gegen das uns gewährte, von unseren Vorfahren vererbte Recht, wenn wir blos unseren Stimmführern und ständischen Beamten die Kenntniß desselben überlassen wollen, also etwa der Adel seinen Vertretern und Gerichtsgliedern, die Bürgerschaft ihrer Obrigkeit und Leitung, dem Rath und den Aelterleuten. Ein Ständeglied oder ein Staatsbürger, welche ihre Rechte nicht kennen, sind nicht guter Art und es geziemt ihnen dann auch nicht eine Kritik der Handhabung des Rechts, denn zu dieser bedürfen sie nothwendig einer Kenntniß des Rechtes selbst. Auch dieses Recht ist wissenschaftlich begründet und dargestellt und die Erkenntniß desselben dadurch gefördert.

Wir haben der Stellung der inneren Politik und ihrer Theile: der politischen Oekonomie und der Policeiwissenschaft, so wie des Staatsrechts in der bürgerlichen Gesellschaft gedacht und sind bemüht gewesen, die Brauchbarkeit und für den Praktiker, sei er nun ein staatlicher, ständischer oder freiwillig-gemeinnütziger, die Nothwendigkeit dieser Staatswissenschaften darzulegen, während der Theoretiker, nach bewiesener Nothwendigkeit in Bezug auf die Brauchbarkeit, keine weiteren Zweifel hegen darf. Indeß ist damit die Reihe der Staatswissenschaften, welche in der bürgerlichen Gesellschaft eine Stellung beanspruchen, nicht abgeschlossen. Der Praktiker verlangt mit Recht nach Thatsachen und der Theoretiker empfindet dieses Bedürfniß gewiß nicht minder. Diese Thatsachen, welche jenen genannten Wissenschaften zu Grunde liegen, sammelt die Praxis der Statistik. Indeß kann diese nur sammeln, was das Leben ihr bietet und wo Combinationen Thatsachen ersetzen müssen, ist ein Nothstand vorhanden, während Combinationen aus Thatsachen diese erst verwerthen. Was und wie zu sammeln sei und das Gesammelte mit den auf dasselbe begründeten Schlußfolgerungen bietet

die Wissenschaft der Statistik. Wie viel aber noch in unseren Provinzen in der Theorie und Praxis der Statistik geleistet werden muß, weiß Jeder, welcher auf Thatsachen gestützt theoretisch oder praktisch eine provincielle Leistung beabsichtigt. Dieser Mangel hat uns in das Gebiet des Allgemeinen hineingetrieben, wobei denn natürlich das Allgemeine im Besonderen nicht zutrifft und dadurch manche nothwendige und nützliche Reform als unpraktisch erscheint und unterbleibt. Denn der Provincialismus, welcher den Kosmopolitismus modificiren und die Allgemeinheit dadurch auf die Besonderheit anwendbar machen soll, stellt sich unserem Auge in viel zu unsicheren Zügen dar, als daß wir sorgfältig prüfen und demnach erkennen könnten, was da ist und sein soll. Für die Praxis der Statistik sind wir aber vielfach auf freiwillig-gemeinnützige Thätigkeit hingewiesen, und wer ein Interesse hat am Provinciellen, der sammle. Welch reiches statistisches Material könnten z. B. unsere Landwirthe, unsere Prediger, besonders die auf dem flachen Lande, unsere Aerzte, unsere Kaufleute und Industriellen der Statistik überliefern, wenn sie die in ihrem praktischen Wirkungskreise sich bietenden Thatsachen von Bedeutung in ihren Mußestunden aufzeichnen und der Statistik einer gemeinnützigen Gesellschaft ihrer Provinz überliefern wollten. Wir gelangten so zu einer Statistik von Stadt und Land, des Handels und der Gewerbe, der Lebensverhältnisse in gesundem und krankem Zustande. Hat doch die Lübecker gemeinnützige Gesellschaft in einer eigenen Abtheilung für statistische Zwecke sich der Beförderung der localen Statistik mit Erfolg zugewandt. Oft wird freilich ein statistischer Sammler als Kleinigkeitskrämer parodirt, aber auch hier gilt es, im Geringsten treu sein. Auf zahlreiche und vielfältige landwirthschaftliche, commercielle und industrielle Data gestützt, würde eine wahre Einsicht in die beste und vortheilhafteste Weise des localen Betriebes der Landwirthschaft, des Handels und der Industrie erlangt werden. Es ist daher Pflicht eines Jeden, der Aufschlüsse aus seinem Betrieb dieser Zweige zu geben vermag, sie dem Gemeinwohl darzubringen und nicht engherzig aus der Besorgniß, seinen Betrieb dadurch gefährlicher Concurrenz preiszugeben, das werthvolle statistische Material der Mitbenutzung zu entziehen. Es ist dies nicht nur ein erlaubter, sondern ein durch die staatsbürgerliche Pflicht gebotener Communismus.

Sämmtliche Staatswissenschaften haben wir freilich auch hiermit nicht vorgeführt, es fehlen noch die äußere Politik und das Völkerrecht. Indeß sind diese doch nicht unmittelbar von Einfluß auf die bürgerliche

Gesellschaft, sondern nur mittelbar, und es wäre zu viel verlangt, wenn auch in Bezug auf diese eine, selbst auch nur allgemeine wissenschaftliche Vorbildung geradezu als nothwendig selbst für die hervorragenderen Vertreter der unmittelbar praktischen nicht gelehrten und zum Theil auch gelehrten Berufsstände verlangt würde. Denn diese Bildung wird keineswegs so leicht gewonnen als Viele vermeinen, die weil sie über die Gegenstände des äußeren Staatslebens urtheilen, auch ein begründetes Urtheil blos auf ihren gesunden Menschenverstand und allgemeine historische Kenntnisse hin beanspruchen. Die staatlichen internationalen Beziehungen als die Beziehungen verschiedener Staaten setzen nicht blos die Erkenntniß eines einzelnen Staates, sondern mehrerer, ja aller vorzüglicheren, insbesondere in ihren rechtlichen und wirthschaftlichen Verhältnissen voraus. Solche Erkenntniß erlangt man aber nur durch tiefer eingehende Studien, nicht durch flüchtigen Einblick in irgend welch encyklopädisches Werk oder durch Journalartikel. Aber wenngleich nun die Gegenstände jener Wissenschaften wie die praktische Verwerthung ihrer Grundsätze der bürgerlichen Gesellschaft weiter abliegen, als die gesammten Wissenschaften des inneren Staatslebens, so ist doch das Interesse für sie nicht selten allgemeiner anzutreffen. Freilich bescheidet sich die Betheiligung der Meisten an den Tagesberichten, ohne nach den tieferen Ursachen derselben zu forschen. Ein flüchtiges Durcheilen der telegraphischen Depeschen oder des politischen Barometers: der Coursberichte der Weltbörsen, sind oft die einzigen Stützpunkte politischer Berechnungen. In der That ist das kaufmännisch oft genügend. Indeß könnte doch auch hier keine wohl begründete Combination stattfinden ohne eine gute Einsicht in die Tragweite des gemeldeten politischen Ereignisses, denn die Börsenscala allein ist in Berücksichtigung der auf sie ihren Einfluß ausübenden Börsenschwindeleien eine gar zu trügerische. Jene Einsicht erfordert aber politische Durchbildung, und diese fortgesetztes Studium der politischen Geschichte zur Erklärung der Gegenwart aus der Vergangenheit. Tüchtige Leitartikel oder tüchtige politische Kritik der Zeitblätter könnten freilich jenes Studium einigermaßen ersetzen, aber besitzen wir etwa viele solchen Anforderungen entsprechende Blätter? Leider ist die Zahl derselben gegenüber der großen der unbrauchbaren eine sehr kleine und auch diese verflüchtigt sich fast vollständig, wenn man das nothwendige Requisit der Wahrheit und Allgemeinheit: die Unpartheilichkeit fordert. So bleibt Vieles der eigenen Einsicht und dem eigenen Urtheil überlassen, wenn man es nicht etwa vorzieht, was wir von keinem wahrhaft Gebildeten

und Aufgeklärten voraussetzen, auch auf diesem Gebiet gläubig zu sein und seine Confessionen aus den Leitartikeln einer Zeitung, etwa der mindestens in sich geschlossenen und consequenten Kreuzzeitung zu entnehmen. Selbstständiges politisches Urtheil kann aber dann nicht beansprucht werden und in der That äußert sich auch bei solchen Geleitartikelten ihr politisches Raisonnement in Wiederholung der Anschauungen des für sie maßgebenden Organes, ihres politischen Evangeliums.

Sollte dem Verf. mit diesen Andeutungen an die praktische Wichtigkeit der Staatswissenschaften auch für unsere Provinzen zu mahnen gelungen sein, so wird es in einem Organe allgemeiner Bildung und einem provinciellen ihm vielleicht auch gestattet sein, auf die entsprechenden literärischen Erscheinungen mit Berücksichtigung unserer Zustände hinzuweisen, damit gewissermaßen immer wieder auf's Neue an das erinnert werde, was einem gebildeten Staatsbürger und was unserer provinciellen bürgerlichen Gesellschaft zu wissen und erreichen Noth thut.

A. Bulmerincq.

Nachtrag zu dem Aufsatze über

„Telegraphie und Naturwissenschaft."

Vor kurzem hat der Director der Pariser Sternwarte, Herr Leverrier, eine kleine, aber höchst wichtige Brochüre veröffentlicht, durch die wir Nachricht von einer neuen Erweiterung seiner telegraphischen Correspondenz erhalten, die seit dem 1. April ins Leben getreten ist. Sie besteht darin, daß in den wichtigsten Seehäfen nicht allein, wie bisher, der Stand der meteorologischen Instrumente, so wie Wind und Witterung, sondern auch der Zustand des Meeres, namentlich in Beziehung auf Ruhe und Bewegung, angegeben wird, und daß die tägliche Mittheilung nicht allein nach Paris, sondern unmittelbar von einem Seehafen nach dem andern telegraphirt wird.

Man wird sich des furchtbaren Sturmes im Jahre 1855 erinnern, der auf dem schwarzen Meere so vielen Schiffen verschiedener Nationen so verderblich ward und Hunderten von Menschen das Leben kostete. Ueber diesen Sturm sammelte man alle Nachrichten, die aus irgend einer Gegend der europäischen Meere zu erlangen waren, und es hat sich ergeben, daß er in den Westhäfen (dem biscayischen Meere) $3^1/_2$ Tage *vor* seinem Losbruch im schwarzen Meere bemerkt worden, daß er in dieser Zwischenzeit von Westen nach Osten über Land und Meer mit verstärkter Heftigkeit fortschritt und seine größte Wuth im schwarzen Meere äußerte. *Hätten damals Telegraphenverbindungen zwischen den Häfen des*

biscayischen, mittelländischen und schwarzen Meeres bestanden, so wären alle diese Schiffe, rechtzeitig gewarnt, ruhig im Hafen geblieben und hätten ihn nicht verlassen, bis der Telegraph bessere Nachricht brachte und der Sturm sich gelegt hatte.

Angesichts solcher Facta muß ich jedes Wort, das die Wichtigkeit der oben erwähnten Einrichtung etwa noch beweisen sollte, für überflüssig erachten und beschränke mich hier darauf, Thatsächliches zu berichten, Wünsche und Vorschläge aufzustellen und sie der weitern Beachtung zu empfehlen.

Nur die Vollständigkeit der Nachrichten, so wie ihre genaue Vergleichung und Discussion konnte die erwähnte Thatsache der successiven Fortpflanzung des Sturmes außer Zweifel setzen. Denn da an dem Tage, wo das schwarze Meer heimgesucht wurde, ein neuer Sturm die Westküsten Englands, Frankreichs und Spaniens traf, so hätte eine blos oberflächliche Zusammenstellung beide für identisch halten können. Eben so wie die Fluthwelle des Oceans an den brasilischen und englischen Küsten gar wohl gleichzeitig sein kann, ohne dieselbe zu sein (denn um von Brasilien bis England zu gelangen bedarf die Fluthwelle die ganze Zwischenzeit zweier auf einander folgender Fluthen) gehört auch hier der Sturm, der am kritischen Tage Europas Westküsten traf, einer neuen Luftwelle, der im schwarzen Meere der nächst vorhergehenden an. Wien und Triest hatten an diesem Tage ruhiges Wetter, denn der erste Sturm war schon an ihnen vorübergegangen und der zweite hatte sie noch nicht erreicht.

Wir kennen überhaupt noch nicht das Gesetz der Stürme, aber wir werden es kennen lernen, wenn erst Veranstaltungen wie die in Rede stehende, Jahrzehende hindurch bestanden haben werden. Alles Construiren a priori ist hier werthlos: wir brauchen Beobachtungen, zahlreiche, genaue, lang und beharrlich fortgesetzte, über ein möglichst weites Gebiet sich verbreitende. Ob es jemals möglich werden wird, alles Seeunglück, ja selbst nur alles der bezeichneten Art zu verhüten, bleibe dahingestellt. Aber wie es schon jetzt, und seit wir hinreichend verläßliche Mondtafeln besitzen, nicht mehr vorkommen kann, daß ein Schiff in einen falschen Hafen, den es für den richtigen angesehen hat, einlaufe, es sei denn in Folge grober und unverzeihlicher Unwissenheit, so wird auch in Zukunft, wenigstens in unsern europäischen Meeren, es nicht leicht mehr geschehen, daß ein Schiff ungewarnt den Hafen verlasse.

Es möge hier eine Liste folgen, aus welcher man die jetzt in Frankreich bestehende Einrichtung der telegraphischen Hafencorrespondenz ersehen und daraus abnehmen kann, was in andern Ländern geschehen müsse und wie die Sache einzurichten sei:

Dünkirchen	empfängt	Mittheilung	von	Havre, Cherbourg, Brest
Dieppe	„	„	„	Cherbourg, Dünkirchen
Havre	„	„	„	Dünkirchen, Cherbourg, Brest
Cherbourg	„	„	„	Dünkirchen, Havre, Brest
Brest	„	„	„	Dünkirchen, Cherbourg, Rochefort, Bayonne
S. Malo	„	„	„	Cherbourg, Brest
L'Orient	„	„	„	Brest, Cherbourg, Rochefort, Bayonne
Nantes	„	„	„	Brest, Rochefort, Bayonne
Rochefort	„	„	„	Brest, Bayonne
Bordeaux	„	„	„	Brest, Rochefort, Bayonne
Bayonne	„	„	„	Brest, Rochefort
Cette	„	„	„	Marseille
Marseille	„	„	„	Cette, Antibes
Toulon	„	„	„	Cette, Marseille, Antibes

und von allen insgesammt erhält Paris Mittheilungen.

Dieser „Service météorologique des côtes de la France“ ist wie oben erwähnt seit dem 1. April ins Leben getreten und wer möchte nicht in den Wunsch einstimmen, daß er sich recht bald zu einem Service des côtes de l'Europe entière erweitern und daß er auch dabei nicht stehen bleiben möge.

Schon hat England seine Zustimmung gegeben, und binnen kurzem werden Scarborough, Portland, Cap Lezard, Cork und Galway in den obigen Kreis eintreten.

Man wünscht ferner in Frankreich den Hinzutritt von

Corunna, Cadix, Carthagena, Barcelona, Mahon in Spanien;
Genua, Cagliari in Sardinien;
Texel in Holland;

und erklärt sich bereit, nicht nur an die genannten Orte gegenseitige Mittheilungen, so weit dies gewünscht wird, gelangen zu lassen, sondern auch

die russischen, preußischen, österreichischen, belgischen, dänischen, schwedischen, italienischen und portugiesischen Häfen mit den von ihnen gewünschten Mittheilungen telegraphisch zu versorgen.

Die Wissenschaft kann allerdings keinen Unterschied machen und Mittheilungen von Ost nach West sind ihr genau eben so wichtig und nothwendig als umgekehrt. Das unmittelbare praktische Bedürfniß des

Seefahrens jedoch, — und für dieses sind eigentlich die telegraphischen Mittheilungen zwischen den Häfen unter sich berechnet — wird allerdings Mittheilungen aus West und den benachbarten Kompaßstrichen als das Wichtigere bezeichnen, denn erfahrungsgemäß kommen die Stürme, welche Gefahr drohen, vorherrschend, wenn nicht ausschließlich, aus den westlichen Meeren und rücken gegen Osten fort. Doch es handelt sich hier gewiß nicht um eine ängstliche Abwägung des Empfangens und Gebens; sondern wenn irgendwo, so sollte hier jede Nationaleifersucht und jedes selbstsüchtige Interesse schweigen. Denn hier ist nicht die Rede von einer Rivalität einer Nation gegen die andre, sondern von einem Kampfe des gesammten Menschengeschlechts gegen die Uebel der Natur, und dieser gemeinsame Kampf ist Allen geboten, und Allen kommt er zu Gute.

Wir können nicht umhin, den Zweck des Ganzen mit den eignen Worten Leverriers zu bezeichnen:

„Signaler un ouragan dès qu'il paraîtra en un point de l'Europe, le suivre dans sa marche au moyen du télégraphe et informer en temps utile les côtes qu'il pourra visiter, tel devra être en effet le dernier résultat de l'organisation que nous poursuivons. Pour atteindre ce but, il sera nécessaire d'employer toutes les ressources du réseau européen, et de faire converger les informations vers un centre principal, d'où l'on puisse avertir les points menacés par la progression de la tempête."

Wenn die oben bezeichneten Hafenorte fast ausschließlich atlantische und mittelländische sind, so scheinen die Ostseehäfen (und nicht die russischen allein) ein eben so großes Interesse an gegenseitigen Mittheilungen der bezeichneten Art zu haben. Ohne sie aus dem allgemeinen Verbande auszuschließen zu wollen, scheint es allerdings, daß im Großen geschehen müsse, was Riga und Bolderaa, Petersburg und Kronstadt im Einzelnen begonnen haben. Die russischen, schwedischen, deutschen und dänischen Häfen müssen unter sich eine telegraphische Kette bilden nach dem Muster der vorstehend bezeichneten, und einer dieser Punkte (Petersburg scheint vor allen dazu berufen, schon allein darum weil er der östlichste ist) müßte als Centralpunkt des baltischen Netzes alle diese Nachrichten zusammenstellen und die praktisch wissenschaftlichen Resultate aus ihnen ziehen, die allein eine Grundlage geben können für eine immer zweckmäßiger sich gestaltende Einrichtung des Ganzen.

Aber warum auf Europas Meere sich beschränken in einer Zeit, wo

Rußlands Flagge auch in dem fernsten der Oceane zur Bedeutung und Geltung gelangt? Warum, was bei uns als heilsam erkannt ist, nicht auch den Ostküsten des großen Reichs zu Gute kommen lassen? Die Typhone der ostasiatischen Gewässer — wer hätte nicht von ihrer Furchtbarkeit, wer nicht von den zahlreichen Schiffen gehört, die sie ins Verderben gerissen haben? Oder besorgt man, daß Japaner, Chinesen, Koreaner beharrlich widerstreben werden in einer Sache, die doch auch zu ihrem Heil gereichen muß und die Niemand benachtheiligen kann? Es kommt sicher nur auf die Art und Weise an, wie man ihnen die Sache vorstellig macht.

Möge also recht bald, recht gründlich und an recht vielen Punkten eine ohnehin gar nicht so schwierige noch übermäßig kostspielige Einrichtung ins Leben treten. Die Folge wird sein: ein reeller Gewinn für die Wissenschaft und eine alljährlich fortschreitende Abnahme der Verluste an Geld und Menschenleben, die wir bisher der See als Tribut zahlten. Die Frequenz des Seeverkehrs wird steigen, aber die Zahl der Schiffe, die durch Stürme zu Grunde gehen, wird je länger desto mehr gegen Null hin convergiren.

Mädler.

Ueber die Autonomie der livländischen Städte.

Nach Emanirung des Provinzialrechts der Ostsee-Gouvernements wurden die darin enthaltenen, auf die Stadtverwaltung bezüglichen autonomischen Bestimmungen ein Gegenstand verschiedenartiger Interpretation; namentlich wurde das Recht der livländischen Städte, wie das der Stadt Reval, die ihrer Jurisdiction unterworfenen Stadtbewohner in Grundlage des Provinzialrechts mit außerordentlichen Abgaben zu belasten, ein Gegenstand vielfacher Anfechtung. Die Städte beriefen sich dabei auf ihre Deutung der Art. 1179, 1202, 1205 und 1223 des Provinzialrechts Thl. II. und eben diese Deutung wurde andererseits in erhebliche Zweifel gezogen; der hieraus entstandene Conflict fand seine Erledigung auf praktischem Wege durch gesonderte Behandlung der concreten Fälle, die Principienfrage blieb indeß wenigstens auf dem Wege der Gesetzgebung ungelöst, und so mag es nicht ohne Interesse sein, hier jener beharrlich angefochtenen wie gewissenhaft vertheidigten Anschauungsweise eine historische Erinnerung zu weihen, die eben als eine Reminiscenz des Geschehenen deshalb keinen Anspruch auf erschöpfende Behandlung zu erheben im Stande ist.

Zum näheren Verständniß der Sache ist vor allem die wörtliche Anführung der bezüglichen Gesetzesstellen erforderlich. Der Art. 1179 des Provinzialrechts Thl. II. bezieht sich auf die Gildenversammlungen der Stadt Riga und besagt: „Gegenstände der Gildenversammlungen sind überhaupt: — 2, die Berathung über Angelegenheiten, welche sich auf die Stadtgemeinde in ihrer Gesammtheit beziehen und in Betreff welcher be-

stimmte Verordnungen oder Vorschriften mangeln. Es gehört dahin unter andern: a) die Feststellung neuer städtischer Einrichtungen zum Besten der Stadtgemeinde oder Ergänzungen der bestehenden Einrichtungen; b) die Berechnung der außerordentlichen Abgaben, die zum Besten der Stadtkasse, oder auf Allerhöchsten Befehl zum Besten des Reichsschatzes von Jedem zu entrichten sind.“ Die Artikel 1202 und 1205 besagen und zwar:

Artikel 1202. „Ist der Rath mit dem einstimmigen Beschlusse beider Gilden einverstanden, so hat derselbe rechtsgültige Kraft.“

Artikel 1205. „Ein auf die obige Weise gefaßter Beschluß hat für alle diejenigen bindende Kraft, welche unter der Jurisdiction der städtischen Verwaltung stehen.“

Der Artikel 1223 verleiht den kleineren livländischen Städten dasselbe Recht wie Riga, wie denn auch der Art. 631 des Provinzialrechts Thl. I. besagt, daß die Verfassungen der Kreis- und Landstädte im allgemeinen auf derselben Grundlage beruhen wie die von Riga.

Die auf die Stadt Reval bezüglichen Stellen sind in den Artikeln 1232 und 1236 des Provinzialrechts Thl. II. enthalten. In diesen heißt es und zwar in dem

Artikel 1232. „Gegenstände der Gildenversammlungen sind: — 5, die Bestimmung außerordentlicher Abgaben, welche auf den Antrag des Rathes zum Besten der Stadt oder zu einem anderen gemeinnützigen Zwecke von den Bürgern zu entrichten sind.“

Artikel 1236. „Haben beide Gilden einen einhelligen Beschluß gefaßt und der Rath ist demselben beigetreten, so wird dieser Beschluß für definitiv erachtet.“

Aus diesen Artikeln folgerten die Städte das Recht:

a) zum Besten der Stadtgemeinde die Erhebung außerordentlicher Abgaben in der angeführten Weise beschließen zu dürfen;

b) die hierüber gefaßten Beschlüsse ohne weiteres als verpflichtend für sämmtliche der Stadt-Jurisdiction unterworfenen Gemeindeglieder zu erachten.

Dieses Recht wurde nun bestritten, weil in den livländischen Städten die angeführten Gemeindebeschlüsse volle verbindliche Kraft nur bei denjenigen Gegenständen hätten, welche der Beprüfung und Beurtheilung der Versammlung der Bürgergemeinde in Gemäßheit des Artikels 1179 unterlägen. Dieser Artikel zähle jene Gegenstände auf und spreche nicht von der Festsetzung, sondern nur von der Repartition der Steuern und zwar

nur der außerordentlichen Steuern. Aus diesem Grunde hätten die Bürgergemeinden der livländischen Städte nicht ein gesetzliches Recht, eine beständige Steuer von den städtischen Einwohnern festzusetzen und um so weniger, als von den Personen, welche dieser Steuer unterworfen seien, viele nach dem Provinzialrechte zum Bestande der Bürgermeinde nicht gehörten; deshalb sei denn behufs der Bestätigung einer derartigen Steuer im Hinblicke auf den aus den allgemeinen Reichsgesetzen in das Provinzialrecht aufgenommenen Artikel 1483 Thl. II. des Provinzialrechts, in welchem es heißt: „Keine Obrigkeit oder Amtsperson darf ohne eigenhändige Unterschrift Kaiserlicher Majestät den Bürgern Abgaben, Lasten oder Dienste außer den gesetzlichen bestimmten auferlegen," so wie im Hinblicke auf den Artikel 2 des Provinzialrechts Thl. I., der besagt, daß in den Ostsee-Gouvernements in allen den Fällen, in welchen Ausnahmen von den allgemeinen Vorschriften nicht festgestellt seien, die Wirkung der allgemeinen Gesetze des Reiches ihre volle Kraft behalten, die Einholung der Allerhöchsten Genehmigung erforderlich.

Zur Würdigung dieser Ansicht bedarf es nun eines näheren Eingehens auf den Inhalt und Sinn des zu Hülfe gerufenen Artikels 1179 des Provinzialrechts. Dieser Artikel zählt keineswegs alle Gegenstände auf, über welche Gemeindebeschlüsse mit verbindlicher Kraft gefaßt werden dürfen, er bezeichnet vielmehr im Punkte 2 im allgemeinen als Gegenstände der Gildenversammlungen die Berathung über Angelegenheiten, welche sich auf die Stadtgemeinde in ihrer Gesammtheit beziehen und in Betreff welcher bestimmte Verordnungen oder Vorschriften mangeln und führt sodann beispielsweise als derartige Angelegenheiten an: a) die Feststellung neuer städtischer Einrichtungen zum Besten der Stadtgemeinde oder Ergänzungen der bestehenden Einrichtungen; b) die Berechnung der außerordentlichen Abgaben, die zum Besten der Stadtkasse oder auf Allerhöchsten Befehl zum Besten des Reichsschatzes von Jedem zu entrichten sind. Bei der näheren Betrachtung dieser beispielsweise aufgeführten zwei Punkte ergiebt sich unwiderleglich, daß der Punkt b nur eine Consequenz des Punktes a ist. Die Feststellung neuer städtischer Einrichtungen kann kaum ohne einen Aufwand von Mitteln gedacht werden, deren sie bedürfen, um in Wirksamkeit treten zu können. Der Beschluß über derartige Einrichtungen wird also auch immer die Aufbringung der Mittel zu ihrer Verwirklichung in sich begreifen müssen. Hieraus folgt denn eben so nothwendig die Berechnung (wie der deutsche Text sich ausdrückt) oder die Repartition der er-

forderlichen außerordentlichen Abgaben; bei welchen in dem Punkte b zusatzweise auch des Falles Erwähnung geschieht, wo derartige Abgaben auf Allerhöchsten Befehl erhoben werden sollen. Gerade diese Fassung des Punktes b, wo der außerordentlichen Abgaben zum Besten der Stadtkasse oder der auf Allerhöchsten Befehl zum Besten des Reichsschatzes zu entrichtenden Abgaben als zweier verschiedener Kategorieen von Abgaben gedacht wird, liefert den Beweis, daß die reichsgesetzliche Vorschrift des Artikels 1483 Thl. II. den durch gesetzliche Gemeindebeschlüsse geschaffenen außerordentlichen Abgaben kein Hinderniß bereitet noch auch diese Abgaben von der Allerhöchsten Bestätigung abhängig macht, da der letzteren Art von Abgaben als einer verschiedenen von denen zum Besten der Stadtkasse erwähnt wird. Die Allerhöchste Bestätigung wird nur da erfordert, wo Abgaben, Lasten oder Dienste auferlegt werden sollen, die nicht zu den gesetzlich bestimmten gehören. Nun gehören aber die Abgaben, welche durch gesetzliche Gemeindebeschlüsse geschaffen werden, zu den gesetzlich bestimmten, weil durch das Provinzialrecht jenen Beschlüssen die Gesetzeskraft beigelegt wird, welche die Stadtangehörigen zur Entrichtung der also beschlossenen Abgaben verpflichtet, und diese Bestimmung bildet eben eine Ausnahme von den allgemeinen reichsgesetzlichen Vorschriften. Zu den gesetzlich nicht bestimmten würden nur diejenigen gehören, die etwa von der Stadtobrigkeit einseitig oder von Gouvernements- oder höheren Reichsbehörden ohne vorherige Allerhöchste Sanction auferlegt werden wollten.

Wird endlich auf den Ausdruck „außerordentliche Abgaben" ein Gewicht gelegt und demselben „beständige Abgaben" entgegengestellt, so hat, da der natürliche Gegensatz von außerordentlich nicht „beständig", sondern „ordentlich" in der gewöhnlichen Ordnung ist, damit doch ausgedrückt werden sollen, wie außerordentliche Abgaben nie beständig sein dürfen. Dies hieße aber die in dem Art. 1179 ausgesprochene Befugniß in Schranken einzwängen, die weder durch den Wortlaut noch durch den Sinn gerechtfertigt werden. Es ist darin die Befugniß der Feststellung neuer städtischer Einrichtungen zum Besten der Stadtgemeinde ausgesprochen. Diese Einrichtungen können freilich vorübergehende sein, in der Regel werden sie aber den beständigen angehören d. h. denjenigen Einrichtungen, die nicht auf eine bestimmte Zeitdauer, nach deren Ablauf sie enden, sondern die für ein bestimmtes Bedürfniß gegründet sind, dessen Erlöschen zunächst nicht ermessen werden kann. Zudem ist der Begriff „beständig" ein sehr relativer. Abgaben, die sich eine Reihe von Jahren wiederholen, sind darum keine beständigen. Die

Geschichte der Abgabensysteme anderer Staaten weiset nach, daß es außerordentliche Kriegssteuern, z. B. die Türkensteuer, gegeben, die Jahrhunderte lang gedauert. Die Bezeichnung „außerordentlicher Abgaben“ kann nur den Sinn haben, daß ein neues Bedürfniß nicht durch die gewöhnlichen Mittel hat befriedigt werden können, daß eine außerordentliche Abgabe zu dessen Gunsten neu geschaffen werden müssen, und jene Abgabe wird so lange dauern, als jenes Bedürfniß nicht durch die sich mehrenden gewöhnlichen Mittel gedeckt werden kann, sondern der außerordentlichen Beihülfe bedarf.

Das Gewicht, welches nach dem erhobenen Einwand auf eine beständige Steuer im Gegensatze zu einer außerordentlichen gelegt wird, erscheint noch verstärkt durch den Umstand, daß diese Steuer auch von denjenigen Personen entrichtet werden soll, welche nach dem Provinzialrechte zum Bestande der Bürgergemeinde nicht gehören. Diesem Bedenken treten jedoch die Artikel 1202, 1205 und 1236 entscheidend entgegen. Der Artikel 1205 unterwirft den gesetzlichen Gemeindebeschlüssen alle diejenigen Personen, welche unter der Jurisdiction der städtischen Verwaltung stehen. Zu diesen Personen gehören aber alle zu einer Stadt Verzeichneten ohne Ausnahme. Nach der abweichenden Verfassung der Städte der Ostsee-Gouvernements steht aber das politische Recht nur der eigentlichen Bürgerschaft oder vielmehr den beiden dieselbe bildenden städtischen Corporationen oder Gilden zu. So lange diese Verfassung zu Recht besteht, so lange die eigentliche Bürgergemeinde im engeren Sinne die ausschließliche Befugniß der Berathung und Beschlußnahme in Gemeindeangelegenheiten hat — und diese Befugniß steht ihr nach dem Artikel 1179 ausdrücklich zu in Betreff der Angelegenheiten, welche sich auf die Stadtgemeinde in ihrer Gesammtheit beziehen — so lange wird man diese Beschlüsse aus dem Grunde nicht anfechten können, weil Gemeindeglieder, die zur Bürgergemeinde im engeren Sinne nicht gehören, an ihnen nicht Theil genommen. Es würde das im eigentlichen Sinne die Verfassung selbst in Frage stellen heißen. Die Tragweite des unter diesem Bedenken verborgenen Gedankens soll jedoch weiter unten einer näheren Beleuchtung unterzogen werden.

Ein letzter Zweifel über das hier besprochene autonomische Recht scheint darin zu liegen, daß der Artikel 1179, wenn er die Angelegenheiten, welche sich auf die Stadtgemeinde in ihrer Gesammtheit beziehen, zu den Gegenständen der Gildeversammlung rechnet, sich auf die Berathung dieser Angelegenheiten beschränkt, als solle dadurch angedeutet werden, das Recht

der Berathung begreife das Recht der Beschlußnahme noch keinesweges in sich. Die Berathungen müssen indeß, sollen sie nicht erfolglos verlaufen, nothwendig zu Beschlüssen führen, die jedoch erst dann zu Gemeindebeschlüssen heranreifen, wenn sie die Genehmigung des Rathes der Stadt erlangen. Außerdem geben die dem Artikel 1179 folgenden Artikel die Art und Weise an, wie aus jenen Berathungen die Schlüsse erwachsen und wie endlich die Beschlüsse für Alle, die unter der städtischen Jurisdiction stehen, bindende Kraft erhalten.

Das Gesagte mag hinreichen, um die hier vertretene Anschauung von dem eigentlichen Sinne des Artikels 1179 zu rechtfertigen. Eine weitere und bedeutungsvollere Rechtfertigung jener Anschauung bietet sich aber dar, wenn man sich von der isolirten grammatischen Interpretation des einzelnen Artikels zu der allgemeinen historischen Betrachtung des Instituts, um das es sich handelt, erhebt.

Die Geschichte der Stadt Riga in derjenigen Periode, welche der Einverleibung in das russische Reich vorangegangen, liefert den Beweis, daß die politische Machtstellung, welche sie besaß, nur erworben und behauptet werden konnte bei einem Gemeinwesen, das in sich selbst die Normen gefunden hatte, welche die Einheit der Verwaltung, die Eintracht der Gewalten, die Verständigung in der Gemeinde zwischen Rath und Bürgerschaft sicherten und dem ersteren sowohl die Stellung, stets als das Organ der letzteren in Uebereinstimmung mit ihrem ausgesprochenen Willen zu handeln, als auch die Macht verliehen, diesen Willen zur Geltung zu bringen und friedliches oder anarchisches Widerstreben niederzuhalten. Aus der politischen Lage floß die Nothwendigkeit einer Autonomie, die auf dem organischen Zusammenwirken der Stände mit der Stadtobrigkeit beruhte und die Ordnungen der letzteren als den Ausfluß der Gesammtheit, als den Ausdruck des Gesammtwillens erscheinen ließ — eine Autonomie, der zufolge alle Gemeindeangelegenheiten, so ferne sie nicht durch bereits erlassene Ordnungen geregelt waren, für die es sich um die Auffindung neuer Satzungen, zu deren Verwirklichung um neue Mittel handelte, der Berathung der Gemeinde unterlagen, um zu allgemein bindenden Beschlüssen zu gelangen, und welche eben deshalb keine das Gemeindeinteresse betreffende Frage, deren Erledigung auf dem ständischen Rechte beruhte, aus dem verfassungsmäßigen Wege der Behandlung wegzuweisen vermochte. Diese Verfassung Riga's wurde unter der polnischen und schwedischen Herrschaft anerkannt, mit dieser Verfassung ging es wieder unter ausdrücklicher

Anerkennung derselben in die russische Botmäßigkeit über. Diese Verfassung ist auch den kleineren livländischen Städten nach dem Vorbilde Riga's zum Erbtheile gefallen, sie findet sich endlich in den Satzungen der Stadt Reval unter gleicher Anerkennung der früheren wie der späteren Herrschaft wieder. Schon diese Verbreitung desselben Instituts läßt auf den gemeinsamen Ursprung und auf die Gleichartigkeit seines Charakters schließen. Diese Gleichartigkeit liegt auch in den bezüglichen, oben mitgetheilten Artikeln des Provinzialrechts offen zu Tage. Die Artikel 1179 und 1232 enthalten im Wesentlichen dieselben Grundzüge der städtischen Autonomie. Daß der eine Artikel die Gegenstände, um die es sich handelt, etwas ausführlicher aufzählt als der andere, daß die Ausdrucksweise beider von einander abweichend, sind geringfügige Dinge, die sich aus der Art der Abfassung des Provinzialrechtes, aus der gesonderten Darstellung der Verfassung der verschiedenen Städte erklären. Das Hauptmoment beider ist, daß alle Angelegenheiten, welche sich auf die Interessen der Gemeinde in ihrer Gesammtheit beziehen, der Berathung der Stände unterliegen, daß diese hierüber zu Beschlußnahmen berechtigt sind, die nach der weiteren Ausführung des Provinzialrechts zu bindendem Recht für die Gesammt-Gemeinde werden können. Erblickte man in dem Wortlaute dieser Bestimmungen des Provinzialrechts den Anhaltspunkt für eine engere Deutung derselben, so müßte man nach Maßgabe des das Provinzialrecht einleitenden Allerhöchsten Befehls vom 1. Juli 1845 Punkt 5, welcher ausdrücklich anerkennt, daß die Kraft und Geltung der in den Ostsee-Gouvernements bestehenden Gesetze durch das Provinzialrecht nicht geändert, daß dieselben vielmehr nur in ein gleichförmiges Ganze und in ein System gebracht worden; auf die Gesetzesquellen zurückgehen, auf denen jene angefochtenen Artikel beruhen, man müßte aus diesen Rechtsquellen, deren Kraft und Geltung ungeschwächt besteht, die versuchte Deutung jenes Artikels unzweifelhaft begründen. Dieser Versuch würde aber darthun, daß die behauptete städtische Competenz auf positiver Grundlage beruht und daß das seit Jahrhunderten beobachtete Verfahren sich stetig in den gleich weiten Grenzen dieser Competenz bewegt hat.

Das Angeführte, wenn auch einer weiteren historischen Ausführung bedürftig, dürfte genügen um nachzuweisen, daß die Auffassung der Städte der Ostsee-Gouvernements von der positiven Rechtsgrundlage ihrer Verfassung sich nicht entfernt. Es bleibt noch übrig, auf das oben ausgesprochene Bedenken, daß die gesetzlich gefaßten und bestätigten Gemeinde-

beschlüsse auch diejenigen Glieder der städtischen Gemeinde verpflichten, welche der eigentlichen Bürgerschaft nicht angehören, zurückzukommen. In diesem Bedenken liegt ein der städtischen Verfassung gemachter Vorwurf der mangelhaften und unvollständigen Vertretung. Allein auch hier muß auf die Geschichte der Gründung der Städte im Ostseegebiete zurückgewiesen werden, weil aus ihr allein die ausschließende politische Berechtigung der zwei Stände, der Kaufleute und der wieder in verschiedenartige Innungen und Zünfte gegliederten Handwerker, erklärt werden kann. Die eingewanderte deutsche Bevölkerung brachte nicht nur die aus dem nationalen Geiste der Sonderung hervorgegangene Gliederung der Gilden aus der ursprünglichen Heimath mit sich, sie fand auch an dem Orte der neuen Niederlassung keine berechtigten Elemente vor, die sich mit jenen Innungen irgendwie verschmelzen oder neben denselben einen Anspruch auf politische Gleichberechtigung in der Gemeinde hätten erheben können. So bildete sich das Gemeinwesen innerhalb der Schranken jener beiden großen Corporationen mit Ausschluß der anderweitigen Stadtbevölkerung aus. In der That umfassen auch diese Corporationen die Hauptbestandtheile, die ein städtisches Gemeinwesen darzustellen geeignet sind, weil sich in ihnen theils die rein productiven Kräfte, theils die den allgemeinen Austausch und Verkehr vermittelnden concentriren. Da diese Kräfte in gesonderte Gilden-Verbände eingeschlossen waren, würden sie bald in feindlichen und zerstörenden Gegensatz getreten sein, wenn sie nicht in einem höheren dritten Stande eine ausgleichende Vermittelung und zugleich das jeden Streit schlichtende und endgültig entscheidende Urtheil, das ihre Thätigkeit in den Angelegenheiten der Gemeinde erst zu positiven Erfolgen führen konnte, gefunden hätten. Diesen dritten Stand bildete der Rath der Stadt, der auf diese Weise in den Ostseestädten eine ständisch berechtigte, ja eine ständisch nothwendige Stellung einnimt.

Erst in neueren Zeiten ist in den außerhalb der ständischen Corporationen stehenden Städtebewohnern mit dem Anwachsen ihrer Zahl ein Bedürfniß nach Betheiligung an den städtischen Angelegenheiten weniger von ihnen selbst ausgesprochen als bei ihnen vorausgesetzt worden. Die Glieder der höheren Classen der Gesellschaft, die theils durch ihre Stellung genöthigt theils freiwillig in den Städten einen bleibenden Aufenthalt genommen, haben daselbst Grundeigenthum erworben und unterliegen hiedurch den städtischen Lasten und Steuern. Neben den Zünften haben sich freie Arbeiter gebildet, die mit jenen um den Gewerbebetrieb zu ringen ange-

lungen, eine aus dem Innern des Reiches zuströmende Bevölkerung, die in den weiteren Gemeindeverband eingetreten, entbehrt in dem engeren einer speciellen Vertretung. Dies hat die Staatsregierung, die häufig auf die Besonderheit der Institutionen in den Städten der Ostsee-Gouvernements hingewiesen worden, deren allgemeine Anordnungen im Widerspruche mit jenen Institutionen oft auf einen hiedurch bedingten Widerstand gestoßen, zunächst veranlaßt, die Gemeindeverfassung in jenen Städten einer näheren Erforschung zu unterziehen und sodann den Versuch einer Erweiterung, einer Umgestaltung derselben zu wagen. Dieser Versuch, auf die Stadt Riga gerichtet, ein mächtiges Gemeinwesen mit einer großen Vergangenheit und voll lebendiger Erinnerung an diese in ererbten Stiftungen, mit ausgedehntem Grundbesitz, der ihm das Recht verlieh, in den Landesangelegenheiten mit dem Adel zu tagen*), in seiner Verfassung als der alleinigen Trägerin des Gemeinwohls während des Laufes von Jahrhunderten erstarkt, mit dieser Verfassung der Prototyp der städtischen Institutionen im ganzen Ostseegebiete, kann als mißlungen betrachtet werden. Dieser Versuch mußte mißlingen, weil der aristokratische Charakter der örtlichen Verfassung sich der Aufnahme der demokratischen Elemente des russischen Gemeinwesens spröde versagte und weil eine versuchte Verschmelzung dieser widerstrebenden Stoffe in gegenseitigen Concessionen nicht eine innere Vermählung und Durchdringung dieser Stoffe, sondern nur ein äußeres Nebeneinanderstellen derselben zur Folge hätte. Und dennoch erkennen die Ostseestädte das Bedürfniß der organischen Fortbildung ihrer Gemeinde-Verfassung an, sie begreifen die Nothwendigkeit einer Erweiterung ihrer corporativen Schranken, sie fühlen den Mangel einer auf ihre innere Entwickelung gerichteten, fortschreitenden Gesetzgebung, sie beklagen den Zustand der Abwehr, in den sie wider Willen zur Vertheidigung ihrer Verfassung gerathen, weil sie in den gegen diese gewandten reformatorischen Bestrebungen als Erfolg derselben nur negative, auflösende, nicht aufbauende, festigende Resultate erblicken. Sie sind von der Ueberzeugung durchdrungen, daß so lange die überwiegende Bevölkerung der Ostseestädte eine deutsche ist, die in den jetzigen Verfassungszuständen und mit der traditionellen Vorliebe für diese erwachsen, die äußeren Einrichtungen des Gemeinwesens eine den inneren Volksneigun-

*) Die Erörterung der Frage, ob die Stadt Riga den livländischen Landtag nicht sowol wegen ihres Güterbesitzes, sondern vielmehr als die — gegenwärtig einzige — Vertreterin des städtischen Elementes beschicke, hofft die Red. der Baltischen Monatsschrift in einer besonderen Arbeit zu bringen.

schaften entsprechende Gestalt annehmen müssen, daß die Erweiterung des Gemeindeverbandes, die Vergabung von politischen Rechten an die gegenwärtig Nichtberechtigten wohl eine Ausdehnung der corporativen Gliederung, nicht aber eine Auflösung derselben zur Folge haben dürfe, daß in den Gilden und Innungen der edle Kern der Gemeinde seine auf die gemeine Wohlfahrt gerichtete Werkthätigkeit am selbstständigsten äußere und daß aus der Berechtigung zu diesen gesonderten Aeußerungen der verschiedenen Stände, welche deren Individualität unverfälscht zur Geltung bringt, jene conservative Gesinnung erwachsen, mit der die Ostseestädte ihre Verfassung zu wahren trachten, in der sie aber auch ihre Treue gegen Thron und Vaterland von Geschlecht zu Geschlecht vererbt.

Abgesehen indeß von den Verfassungsgeschicken, von denen hier ja eigentlich nicht die Rede und über deren Zukunft das Wort trösten kann, daß die Dinge mächtiger sind als die Menschen, so wie die Hoffnung, daß in dem kritischen Momente Staatsmänner zur Hand seien, die Geschick besitzen, unter dem Roste der Zeit das edle Metall wieder aufzufinden und zu heben — birgt die Geltung jener autonomischen Satzungen nirgend eine Gefahr weder für die Gemeinde in Beziehung auf ihren Fortbestand noch für den Staat in Beziehung auf sein Verwaltungsrecht. Da die Summe gemeinsamer Zwecke, welche die Gemeinde zu verfolgen hat, genau begrenzt ist, kann sie über diese Schranken nicht hinübergreifen, ohne von anderen Verwaltungszweigen im Zusammenstoße Abweisung zu erfahren; auch hat der Staat die Einsicht ihrer Voranschläge und übt die Controle ihrer Rechnungen.

Eine andere und nicht blos vermeintliche Gefahr liegt dagegen in der zu großen Abhängigkeit der Gemeinde von vorgesetzten Behörden und Personen, die ihr nicht erlaubt, selbstständig die Mittel und Wege aufzusuchen, um den in dem Fortschritte der Zeit neu geweckten Bedürfnissen Gestalt zu verleihen, eine Abhängigkeit die sie nöthigt, jede in dem städtischen Haushalte nicht vorgesehene, wenn auch unbedeutende Ausgabe von der höheren Billigung zu erwarten, für jede neue Einrichtung in vielseitigen Erörterungen die Anerkennung zu erkämpfen. Der Vielschreiberei mag am wenigsten gelingen, dem Drange der Zeit genug zu thun, den raschen Entschluß zu befördern; auch von dem Ministertische kann man nicht in jede Ferne blicken, um die Verlegenheiten des Augenblickes zu erkennen oder das Wichtige und Nothwendige von dem Unwesentlichen und Zufälligen zu sondern. So werden die Rechte der Gemeinde allmählig auf den Staat

übertragen und die Zwischenbehörden als die nächststehenden Organe derselben gelangen zu überwiegendem Einflusse; denn in ihrer Hand liegt zumeist die Entscheidung über städtische Angelegenheiten, von denen doch nur die wichtigsten an das Ministerium gelangen und auch dann nur in dem Lichte ihrer Darstellung. Es ist nicht allein bequem, Alles auf Befehl nach gewiesenen Wegen regelrecht einzurichten und die Schwierigkeiten zu vermeiden, die aus der Verhandlung mit einem vielgliederigen und darum schwerfälligen Gemeindekörper erwachsen, es ist auch belohnend durch die Anerkennung der höheren Stelle, welche die Zwecke will und sie ohne viel Mühsal erreicht sieht. Schlimmer noch, wenn sich in jenen Organen Einzelne finden, die ihre volksbeglückenden Pläne mit Beharrlichkeit auf Kosten der Selbstthätigkeit der Gemeinde verfolgen und für die Ausführung die Zustimmung der höheren Macht gewinnen. Selbst begabtere Naturen widerstehen kaum der Verlockung, welche bei der Verwirklichung schöpferischer Gedanken in der Freiheit von beengenden Rücksichten liegt, um wie viel weniger ehrgeizige Charaktere welche, ebenso unbekümmert um das Maß der verfügbaren Kräfte wie um das lange Siechthum, das auf die überreizten Anstrengungen des Augenblicks folgt, kein Bedenken tragen, die Zukunft zu anticipiren, um ihre ephemere Herrschaft mit Denkmalen zu zieren, die doch nur als Fußgestelle dienen, zu höherem Ansehen zu gelangen.

So geht selbst das Nützliche und Wohlthätige nicht mehr aus der freien Entschliessung der Gemeinde hervor, sondern wird von oben herab octroyirt. Solches Verfahren aber rächt sich durch die Verstümmelung des Gemeingeistes, durch die Unterdrückung des Bürgersinnes, deren Pflege doch erst die Kräfte des Einzelnen dem Staate dienstbar macht. Denn die Vaterlandsliebe schlägt ihre Wurzeln zunächst in der Heimath und erwächst aus der Familie, der Genossenschaft, der Gemeinde zu weiterer Umfassung des Ganzen. Deshalb bedarf sie der Nahrung an dem Orte ihres Ursprungs. Die Städte sind die Sitze des Handels, des Kunst- und Gewerbfleißes, die Pflegerinnen der Wissenschaft, von ihnen geht wesentlich der öffentliche Geist aus, welcher die Anstrengungen des Staates zum Gedeihen der Staatstheile fördert und stützt. Dieser Geist entwickelt sich nur in einem Gemeinwesen, das die Thatkraft seiner Bürger zu wirksamer Theilnahme beruft, die ihm gegebenen Mittel selbstständig für die allgemeine Wohlfahrt verwendet, nicht blos der mechanische Vollstrecker eines fremden Willens ist. Gegen drohende Stürme in gefahrvoller Zeit bewahrt der in Athem erhaltene Gemeinsinn noch Widerstandskraft, wenn die unter Vor-

mundschaft gehaltene Gemeinde in Atome zerfliegt wie Spreu vor dem Winde. Deshalb bildet die Autonomie der Gemeinde noch keinen Staat im Staate. Sie ist nur die Trägerin der Volkskraft, mit deren Hülfe der Staat auf der Bahn seiner Entwickelung fortschreitet. Der Einfluß des Staates auf die Gemeinde, sei er anregend oder hemmend, wird dann nach den Grenzen bemessen, in welchen dem Theile im Verhältnisse zum Ganzen ein selbstständiges Leben vergönnt sein kann. Für diese Grenzen muß es eine allgemeine Regel geben, die hier von Ueberschreitungen, dort von Eingriffen abhält. Diese Regel lautet aber:

„Das Gemeindevermögen gehört Gemeindezwecken an, und nur über die Früchte, nicht über den Stamm des Baumes dürfen die jetzt Lebenden verfügen. Dergestalt liegt in der Beschränkung der vergänglich lebenden Gemeinde der Schutz der unsterblichen."

Ueber die Unterstützungs-Casse für evangelisch-lutherische Gemeinden in Rußland.

(Vortrag im Museum zu Riga am 18. März 1860 gehalten von dem Oberconsistorialrath und Oberpastor W. Pöllner).

Unter den mehrfachen erfreulichen Maßregeln der Staatsregierung, welche die letzten 5 Jahre unserer Kirche gebracht haben, ist ohne Zweifel die von Sr. Majestät dem Kaiser am 8. August 1858 allergnädigst ertheilte Bestätigung der Statuten „der Unterstützungs-Casse für evangelisch-lutherische Gemeinden in Rußland“ eine so wichtige und für die Zukunft unserer Kirche so bedeutungsvolle, daß dieser Gegenstand von selbst das Interesse eines Jeden auf sich zieht, dem das Gedeihen unserer evangelischen Kirche nicht bloß in der nächsten Umgebung, sondern auch unter den fernsten Glaubensgenossen in dem weiten Reiche, welchem wir angehören, am Herzen liegt. Andererseits ist aber der Natur der Sache nach die Genehmigung zur Bildung der Unterstützungs-Casse nur eine Form, welche Leben gewinnen und Segen verbreiten kann erst durch die lebendige und thätige Theilnahme, welche ihr insbesondere in den Gemeinden zugewendet wird, die selbst sich eines geordneten Kirchenwesens erfreuen und diese Theilnahme hängt wieder wesentlich ab von der näheren Bekanntschaft mit der Wichtigkeit und Nothwendigkeit einer solchen Unterstützungs-Casse für die ärmeren Gemeinden, mit der Größe und Beschaffenheit ihrer Aufgabe, und mit den Mitteln und Wegen, welche zur allmähligen Erreichung ihrer Zwecke in Aussicht

stehen. Möge es mir gelingen, die Theilnahme für die Unterstützungs-Casse hier anzuregen, indem ich unter Vorausschickung einiger Worte über die Entstehung und die Statuten der Unterstützungs-Casse die nachfolgenden, meist aus Actenstücken geschöpften Mittheilungen mache:

I., über die Ausdehnung und Beschaffenheit ihrer Aufgabe und

II., über ihre bisher erreichte und fernerhin wünschenswerthe Entwickelung.

Schon im Jahre 1844 hatte auf der Petersburger Synode Pastor Flittner II. den Vorschlag zur Gründung eines Vereins gemacht, der seiner äußern Einrichtung nach der Bibelgesellschaft, seiner Bestimmung nach dem Gustav-Adolph-Verein ähnlich, die ärmeren evangelischen Gemeinden in Rußland zur Förderung ihrer geistlichen und kirchlichen Zwecke unterstützen sollte. Auf eine dadurch veranlaßte Unterlegung des Petersburger Consistoriums gab das General-Consistorium allen Consistorien auf, Entwürfe zu den Statuten eines solchen Vereins auszuarbeiten, und während dies mit Zuziehung der Synoden geschah, wurde das Bedürfniß derartiger Abhülfe der vorhandenen kirchlichen Nothstände um so dringender, als im Jahre 1847 das Verbot erlassen ward, die Kaiserliche Munificenz ferner mit Bitten um Unterstützung für evangelische Gemeinden und Geistliche anzugehen. Dennoch wurde nicht nur die Bildung von Comité's zur Sammlung freiwilliger Gaben für die Bedürfnisse der ärmeren Gemeinden vom Ministerium der innern Angelegenheiten abgeschlagen, sondern auch, hiernach als das General-Consistorium bat, daß wenigstens unter seiner Aufsicht die kirchlichen Behörden und Verwaltungen solche Sammlungen fortlaufend sollten veranstalten dürfen, dies Gesuch damit beantwortet, daß die von der Krone jährlich zur Unterhaltung der Consistorien und mehrerer Kronsprediger und Kirchen gezahlten 52,800 Rbl. S. vom Jahre 1854 an eingezogen und alle Bedürfnisse, der lutherischen Kirche aus deren eignen Mitteln bestritten werden sollten. Da mußte vor allen Dingen die Zurücknahme dieser Maßregel erlangt werden und erst als dies durch die nicht genug anzuerkennende energische Verwendung Sr. Durchlaucht unseres Herrn General-Gouverneurs mittelst eines von Sr. Majestät dem Kaiser Nikolaus am 1. Februar 1855 bestätigten Beschlusses des Ministercomité's gelungen war, konnte der Gedanke jenes Vereines wieder aufgenommen werden. Die Statuten einer „Unterstützungs-Casse für evangelisch-lutherische Gemeinden in Rußland" wurden am 7. Juli 1856

dem Ministerium vorgestellt und erhielten am 8. August 1858 die Allerhöchste Bestätigung.

Sie lauten:

§ 1. Die Unterstützungs-Casse für evangelisch-lutherische Gemeinden in Rußland wird errichtet, um den Kirchen dieser Confession und der zu denselben gehörenden Geistlichkeit Unterstützungen in dem Falle zu gewähren, da die eigenen Mittel der Gemeinden nicht ausreichen und andere Quellen sich nicht vorfinden.

§ 2. Unterstützungen werden aus der Casse bestimmt:

a) Zum Bau und zur Erhaltung von Kirchen, Bethäusern, Schulen und Wohnungen der Prediger und Kirchenbeamten und zur Miethe solcher Lokale.

b) Zum Unterhalt der in neugebildeten Gemeinden anzustellenden Prediger und der Prediger-Gehülfen (Adjuncten), die ausgedehnten Pfarrbezirken zugewiesen werden, so wie auch zu Amtsfahrten der Prediger in großen Gemeinden.

c) Für arme, altersschwache und emeritirte Prediger und nach deren Ableben für ihre nachgebliebenen Familien.

d) Zur Ausbildung von Predigern, Küstern und Schullehrern in Lehranstalten, so wie zur Herbeischaffung von Schulbedürfnissen.

§ 3. Die Quellen zur Bildung der Unterstützungs-Casse sind:

a) Einmalige und fortlaufende freiwillige Beiträge.

b) Collecten, die von Zeit zu Zeit in den evangelisch-lutherischen Kirchen veranstaltet werden.

c) Vermächtnisse und andere Darbringungen und Schenkungen, mit Beobachtung der dafür im Gesetze festgestellten Regeln.

§ 4. Ein jedes Gemeindeglied der evangelisch-lutherischen Kirche, das sich verpflichtet, einen jährlichen Geldbeitrag zum Besten der Unterstützungs-Casse zu zahlen, oder einen einmaligen Beitrag von mindestens hundert Rubel Silber giebt, wird als Mitglied dieser Anstalt anerkannt und hat das Recht, an der Verwaltung ihrer Angelegenheiten Theil zu nehmen. Diejenigen, welche einen einmaligen, hundert Rubel Silber nicht erreichenden Beitrag in die Casse zahlen, werden Wohlthäter derselben genannt.

§ 5. Die Unterstützungs-Casse steht unter der Oberaufsicht und Lei-

tung des evangelisch-lutherischen General-Consistoriums, welches sie mit allen zur Erreichung ihres Zweckes nothwendigen Fingerzeigen und Nachrichten versieht und sie auch nöthigenfalls in ihren Angelegenheiten vor der hohen Obrigkeit vertritt.

§ 6. Die unmittelbare Verwaltung der Unterstützungs-Casse wird einem Central-Comité in St. Petersburg anvertraut, welches aus einem Präsidenten, zwölf Mitgliedern (Directoren), einem Geschäftsführer und einem Cassirer besteht. Ein Dritttheil der Mitglieder muß dem geistlichen Stande angehören.

§ 7. Sobald das evangelisch-lutherische General-Consistorium die Zahl derjenigen, welche sich in Folge der von demselben ergangenen Aufforderung und Eröffnung von Subscriptionslisten an der Bildung der Unterstützungs-Casse betheiligt und dadurch Mitglieds-Rechte erworben haben, für genügend anerkennt, ladet es die in St. Petersburg anwesenden Mitglieder ein, sich zu einer von ihm angesetzten Zeit zu versammeln, um zur Bildung des Central-Comité's durch die Wahl des Präsidenten, der Directoren, des Geschäftsführers und Cassirers zu schreiten. In dieser Versammlung werden unter Vorsitz des Präsidenten des General-Consistoriums nach Stimmenmehrheit Candidaten für das Amt des Präsidenten des Central-Comité's gewählt, von denen die zwei, welche die meisten Stimmen erhalten haben, durch das General-Consistorium dem Minister des Innern zur Bestätigung eines derselben vorgestellt werden. Die Directoren so wie der Geschäftsführer und der Cassirer werden auf drei Jahre gewählt und vom General-Consistorium bestätigt, können jedoch nach Ablauf dieser Frist von neuem gewählt werden. Die späteren Neuwahlen im Central-Comité werden von dessen Präsidenten veranstaltet und geleitet; tritt aber die Nothwendigkeit ein, den Präsidenten des Central-Comité's neu zu wählen, so liegt die Anordnung einer Versammlung und die Leitung der Wahlen dem Präsidenten des General-Consistoriums ob.

§ 8. Das Central-Comité hält alle Monate eine ordentliche Sitzung; in nöthigen Fällen kann es sich auch öfters versammeln.

§ 9. Das Central-Comité faßt seine Beschlüsse nach Mehrheit der Stimmen, an deren Votirung auch der Geschäftsführer und Cassirer Theil nehmen, wenn sie keinen Gehalt von dem Comité beziehen. Bei Gleichheit der Stimmenzahl giebt die Stimme des Präsidenten den Ausschlag.

§ 10. In jeder Sitzung des Comité's müssen wenigstens drei Mit-

glieder und der Präsident oder dessen Stellvertreter gegenwärtig sein; für Verhandlungen in Geldsachen ist überdies die Theilnahme des Cassirers erforderlich.

§ 11. Wenn der Präsident um Krankheit oder anderer gesetzlichen Ursachen willen abwesend ist, so verwaltet sein Amt ein von den übrigen Comité-Gliedern hiezu erwählter Director mit Genehmigung des General-Consistoriums und mit Wissen des Ministeriums des Innern. Wenn die Abwesenheit des Präsidenten weniger als einen Monat dauert oder er verhindert wird, einer Sitzung des Central-Comité's beizuwohnen, so überträgt er selbst für dieses Mal einem Director die Stellvertretung.

§ 12. Zur Förderung der Wirksamkeit des Central-Comité's werden in den Consistorial-Bezirken in den Städten, wo die evangelisch-lutherischen Consistorien ihren Sitz haben, und in andern größeren Städten Bezirks-Comité's, in den übrigen Städten und Landgemeinden aber örtliche Hilfs-Comité's gestiftet. Das General-Consistorium bestimmt den Wirkungskreis eines jeden Bezirks-Comité's so wie die Hingehörigkeit der Hilfs-Comité's zu denselben mit Berücksichtigung der Grenzen der Consistorial-Bezirke und setzt von dieser Vertheilung das Ministerium des Innern in Kenntniß.

§ 13. Die Bezirks-Comité's bestehen aus einem Director, der den Vorsitz führt, und vier bis sechs Mitgliedern, von denen mindestens eines dem geistlichen Stande angehören muß. Eines der Comité-Glieder übernimmt die Schriftführung, ein anderes die Verwaltung der Casse.

§ 14. Zur Bildung eines Bezirks-Comité's wird geschritten, sobald in Folge der von Seiten des Central-Comité's und des örtlichen Consistoriums ergangenen Aufforderung und nach Eröffnung einer Subscriptions-Liste, sei es in einer Stadt, wo ein Consistorium seinen Sitz hat, oder sei es in irgend einer anderen größeren Stadt, die Zahl der Theilnehmer an der Unterstützungs-Casse sich als genügend erweist. In diesem Falle wird auf Anordnung des Central-Comité's eine Versammlung der Theilnehmer berufen, um den Director und die Mitglieder des Bezirks-Comité's zu erwählen. In den Städten, wo sich evangelisch-lutherische Consistorien befinden, hat deren Präsident den Vorsitz in der Versammlung, in allen übrigen Städten eines der dortigen Mitglieder der Unterstützungs-Casse nach Bestimmung des Central-Comité's. Ueber die erwählten Personen

berichtet der gewesene Präsidirende der Versammlung dem Central-Comité und dem Consistorium. Der Director wird von dem Central-Comité bestätigt. Die Mitglieder werden auf drei Jahre gewählt, können jedoch nach Ablauf dieser Frist von neuem erwählt werden. Die folgenden Neuwahlen werden von dem Vorsitzer des Bezirks-Comité's angeordnet und geleitet; tritt aber die Nothwendigkeit ein, den Vorsitzer neu zu wählen, so wird eine Versammlung auf Anordnung des Central-Comité's berufen, welches gleichzeitig einem der Mitglieder des Bezirks-Comité's den Vorsitz in der Versammlung überträgt.

§ 15. Die Errichtung der Hilfs-Comité's geschieht auf Aufforderung des Predigers und Kirchenvorstandes des Ortes; sie bestehen aus dem Vorsitzer, der von dem respectiven Bezirks-Comité (§ 12) bestätigt wird, und drei bis vier Mitgliedern, von denen eines das Amt des Schriftführers, ein anderes das des Cassirers verwaltet. Der Orts-Prediger ist beständiges Mitglied des Hilfs-Comité's und kann gleichzeitig das Amt des Vorsitzers und Schriftführers verwalten. Das Bezirks-Comité berichtet dem Local-Consistorium über die Errichtung eines jeden Hilfs-Comité's, dessen Mitglieder auf Lebenszeit von allen Theilnehmern der Unterstützungs-Casse in der Gemeinde gewählt werden; im Falle des Ablebens oder Austritts eines Mitgliedes wird an dessen Stelle ein neues in der jährlichen Versammlung der Theilnehmer der Casse in dieser Gemeinde gewählt.

§ 16. Dem Central-Comité liegt Folgendes ob:

1) Die Errichtung von Bezirks- und Hilfs-Comité's zu fördern (§ 12);

2) Das Sammeln und Verbreiten möglichst genauer Nachrichten über die kirchlichen Bedürfnisse und Nothstände in den evangelisch-lutherischen Gemeinden (§ 2) und die erschöpfende Ermittelung derjenigen Bedürfnisse, über welche Aufträge aus dem General-Consistorium, Unterlegungen aus den Bezirks- und durch deren Vermittelung aus den Hilfs-Comité's oder auch Bittschriften von Gemeindegliedern eingehen;

3) Geeignete Maßnahmen zur Abstellung der wirklichen Nothstände in den Gemeinden ausfindig zu machen und die dazu nöthigen Mittel herbei zu schaffen (§ 2 und 3);

4) Die gehörige Vertheilung der von ihm unmittelbar angeordneten Unterstützungen und Ueberwachung der richtigen Verwendung derselben in den Bezirks- und Hilfs-Comité's, so wie auch Sorge dafür, daß die angewiesenen Unterstützungen ihre Bestimmung erreichen;

5) Die Ueberwachung der gehörigen Verwaltung des Eigenthums der Unterstützungs-Casse, der zweckmäßigen Verwendung desselben mit Vermeidung aller unnöthigen Ausgaben und die Sorge für geordnete Rechnungsablegung.

§ 17. Die Bezirks-Comité's haben jedes in seinem Bereiche im allgemeinen dieselben Befugnisse und Obliegenheiten, welche vorstehend für das Central-Comité angegeben sind.

Sie sollen insbesondere:

a) Dafür Sorge tragen, daß in den kleineren Städten und Gemeinden ihrer Bezirke Hilfs-Comité's gegründet werden und dann deren Thätigkeit leiten und beaufsichtigen;

b) Die in ihren Bezirken obwaltenden kirchlichen Bedürfnisse armer Gemeinden ermitteln, hierüber mit den betreffenden Consistorien sich in Relation setzen, die von den Hilfs-Comité's eingehenden Berichte und Bitten prüfen und nach Maßgabe des Bedürfnisses entweder dem Central-Comité über dieselben vorstellen oder nach Möglichkeit aus eigenen Mitteln helfen und von den anerkannten Nothständen und Bedürfnissen den Hilfs-Comité's Mittheilung machen, damit diese ihrerseits Mittel und Wege zur Beseitigung des Mangels beschaffen helfen;

c) Die bewilligten Hilfsleistungen in ihren Bezirken unmittelbar vertheilen oder deren richtige Verwendung beaufsichtigen.

§ 18. Es ist den Bezirks-Comité's erlaubt, die Hälfte ihrer eigenen Jahreseinnahmen so wie der ihnen von den Hilfs-Comité's eingesandten Gelder behufs örtlicher Bedürfnisse ihres Wirkungskreises zu verausgaben*). Die andere Hälfte des von ihnen selber gesammelten oder von den Hilfs-Comité's erhaltenen Geldes sind sie verpflichtet, dem Central-Comité zu übermachen, welches, indem es sämmtliche Bedürfnisse der lutherischen Gemeinden in Rußland vor Augen hat, die Mittel der örtlichen Comité's der Unterstützungs-Casse untereinander ausgleicht.

§ 19. Unterstützungen, welche das Central-Comité und die Bezirks-Comité's bewilligen, können nur verwendet werden mit Wissen und Zustimmung im ersteren Falle des General-, im letzteren des örtlichen Consi-

*) Selbstverständlich sind alle Geldgaben, welche zu besonders bestimmten Zwecken eingezahlt werden, von dieser Regel ausgenommen und können nur ihrer namentlich ausgesprochenen Bestimmung gemäß verwendet werden.

berichtet der gewesene Präsidirende der Versammlung dem Central-Comité und dem Consistorium. Der Director wird von dem Central-Comité bestätigt. Die Mitglieder werden auf drei Jahre gewählt, können jedoch nach Ablauf dieser Frist von neuem erwählt werden. Die folgenden Neuwahlen werden von dem Vorsitzer des Bezirks-Comité's angeordnet und geleitet; tritt aber die Nothwendigkeit ein, den Vorsitzer neu zu wählen, so wird eine Versammlung auf Anordnung des Central-Comité's berufen, welches gleichzeitig einem der Mitglieder des Bezirks-Comité's den Vorsitz in der Versammlung überträgt.

§ 15. Die Errichtung der Hilfs-Comité's geschieht auf Aufforderung des Predigers und Kirchenvorstandes des Ortes; sie bestehen aus dem Vorsitzer, der von dem respectiven Bezirks-Comité (§ 12) bestätigt wird, und drei bis vier Mitgliedern, von denen eines das Amt des Schriftführers, ein anderes das des Cassirers verwaltet. Der Orts-Prediger ist beständiges Mitglied des Hilfs-Comité's und kann gleichzeitig das Amt des Vorsitzers und Schriftführers verwalten. Das Bezirks-Comité berichtet dem Local-Consistorium über die Errichtung eines jeden Hilfs-Comité's, dessen Mitglieder auf Lebenszeit von allen Theilnehmern der Unterstützungs-Casse in der Gemeinde gewählt werden; im Falle des Ablebens oder Austritts eines Mitgliedes wird an dessen Stelle ein neues in der jährlichen Versammlung der Theilnehmer der Casse in dieser Gemeinde gewählt.

§ 16. Dem Central-Comité liegt Folgendes ob:

1) Die Errichtung von Bezirks- und Hilfs-Comité's zu fördern (§ 12);

2) Das Sammeln und Verbreiten möglichst genauer Nachrichten über die kirchlichen Bedürfnisse und Nothstände in den evangelisch-lutherischen Gemeinden (§ 2) und die erschöpfende Ermittelung derjenigen Bedürfnisse, über welche Aufträge aus dem General-Consistorium, Unterlegungen aus den Bezirks- und durch deren Vermittelung aus den Hilfs-Comité's oder auch Bittschriften von Gemeindegliedern eingehen;

3) Geeignete Maßnahmen zur Abstellung der wirklichen Nothstände in den Gemeinden ausfindig zu machen und die dazu nöthigen Mittel herbei zu schaffen (§ 2 und 3);

4) Die gehörige Vertheilung der von ihm unmittelbar angeordneten Unterstützungen und Ueberwachung der richtigen Verwendung derselben in den Bezirks- und Hilfs-Comité's, so wie auch Sorge dafür, daß die angewiesenen Unterstützungen ihre Bestimmung erreichen;

5) Die Ueberwachung der gehörigen Verwaltung des Eigenthums der Unterstützungs-Casse, der zweckmäßigen Verwendung desselben mit Vermeidung aller unnöthigen Ausgaben und die Sorge für geordnete Rechnungsablegung.

§ 17. Die Bezirks-Comité's haben jedes in seinem Bereiche im allgemeinen dieselben Befugnisse und Obliegenheiten, welche vorstehend für das Central-Comité angegeben sind.

Sie sollen insbesondere:

a) Dafür Sorge tragen, daß in den kleineren Städten und Gemeinden ihrer Bezirke Hilfs-Comité's gegründet werden und dann deren Thätigkeit leiten und beaufsichtigen;

b) Die in ihren Bezirken obwaltenden kirchlichen Bedürfnisse armer Gemeinden ermitteln, hierüber mit den betreffenden Consistorien sich in Relation setzen, die von den Hilfs-Comité's eingehenden Berichte und Bitten prüfen und nach Maßgabe des Bedürfnisses entweder dem Central-Comité über dieselben vorstellen oder nach Möglichkeit aus eigenen Mitteln helfen und von den anerkannten Nothständen und Bedürfnissen den Hilfs-Comité's Mittheilung machen, damit diese ihrerseits Mittel und Wege zur Beseitigung des Mangels beschaffen helfen;

c) Die bewilligten Hilfsleistungen in ihren Bezirken unmittelbar vertheilen oder deren richtige Verwendung beaufsichtigen.

§ 18. Es ist den Bezirks-Comité's erlaubt, die Hälfte ihrer eigenen Jahreseinnahmen so wie der ihnen von den Hilfs-Comité's eingesandten Gelder behufs örtlicher Bedürfnisse ihres Wirkungskreises zu verausgaben*). Die andere Hälfte des von ihnen selber gesammelten oder von den Hilfs-Comité's erhaltenen Geldes sind sie verpflichtet, dem Central-Comité zu übermachen, welches, indem es sämmtliche Bedürfnisse der lutherischen Gemeinden in Rußland vor Augen hat, die Mittel der örtlichen Comité's der Unterstützungs-Casse untereinander ausgleicht.

§ 19. Unterstützungen, welche das Central-Comité und die Bezirks-Comité's bewilligen, können nur verwendet werden mit Wissen und Zustimmung im ersteren Falle des General-, im letzteren des örtlichen Consi-

*) Selbstverständlich sind alle Geldgaben, welche zu besonders bestimmten Zwecken eingezahlt werden, von dieser Regel ausgenommen und können nur ihrer namentlich ausgesprochenen Bestimmung gemäß verwendet werden.

storiums. Näheres über die Vertheilung dieser Unterstützungen wird durch Regeln bestimmt werden, die das Central-Comité mit Gutheißen des General-Consistoriums festzusetzen hat.

§ 20. Die Hilfs-Comité's sind verpflichtet:

a) Jährliche Beiträge und einmalige Gaben zum Besten der Unterstützungs-Casse in den Gemeinden zu sammeln, und

b) Etwaige sehr dringliche kirchliche Bedürfnisse in ihrer Nähe zu erforschen und darüber den Bezirks-Comité's zu berichten.

Sobald von dem Central- oder Bezirks-Comité Unterstützungen zur Abhilfe örtlicher kirchlicher Bedürfnisse bei den Hilfs-Comité's eingehen, verwenden diese sie entweder selbst ihrer Bestimmung gemäß oder sorgen für deren gehörige Verwendung.

§ 21. Die Hilfs-Comité's haben ihre sämmtlichen Jahreseinnahmen dem betreffenden Bezirks-Comité einzusenden, können aber zugleich ihre Wünsche über Verwendung derselben aussprechen und sind diese vom Bezirks-Comité dem Central-Comité zu unterlegen, welches sie ohne erhebliche Gründe nicht unberücksichtigt lassen darf.

§ 22. Die Geschäftsordnung in dem Central-Comité, wie in den Bezirks- und Hilfs-Comité's, ist die im allgemeinen für Collegial-Verwaltungen bestimmte.

§ 23. In Betreff der Cassenverwaltung werden die allgemeinen von der Regierung hierüber festgesetzten Regeln befolgt. Nähere Bestimmungen über die Rechnungsführung, Rechenschaftsablegung und über Cassenrevisionen in den Comité's wird das Central-Comité durch ein vom General-Consistorium zu bestätigendes Reglement geben. Der Präsident und die Mitglieder des Comité's sind nach allgemein bestehender Ordnung für die Unversehrtheit der Summen verantwortlich.

§ 24. Zu nothwendigen Kanzlei-Ausgaben können die Comité's, jedoch ohne allen Aufwand, eine gewisse Summe aus den ihnen jährlich zufließenden Geldern verwenden.

§ 25. Alle den Comité's zugehenden Summen werden, nach Bestreitung der laufenden Bedürfnisse, in Credit-Anstalten zinsbar angelegt. Das Central-Comité trägt Sorge, ein unantastbares Reserve-Capital zu bilden, zu welchem Zwecke es jährlich einen gewissen Theil der eingeflossenen Darbringungen zurücklegt.

§ 26. Die Comité's der Unterstützungs-Casse haben ein eigenes Siegel mit dem Kreuze und der Umschrift: „Evangelisch-Lutherische Unterstützungs-Casse." — Briefe und Paquete unter diesem Siegel werden auf der Post portofrei angenommen.

§ 27. Das Eigenthum der evangelisch-lutherischen Unterstützungs-Casse genießt die Rechte und Privilegien des Kirchengutes; zur Vertheidigung und Wahrung dieser Rechte und Privilegien tritt nöthigenfalls das General-Consistorium ein.

§ 28. Alles durch die Unterstützungs-Casse einer evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Theil gewordene bewegliche oder unbewegliche Vermögen bildet ein unantastbares Eigenthum der betreffenden Gemeinde, so lange sie als solche besteht. Löset sich aber eine solche Gemeinde in Folge irgend welcher Umstände auf, so fällt ihr aus solcher Quelle geflossenes Kirchengut oder der daraus gelösete Werth, durch Vermittelung des General-Consistoriums, an die evangelisch-lutherische Unterstützungs-Casse zurück.

§ 29. Die im Central- oder den örtlichen Comité's entstehenden Bedenken entscheidet das General-Consistorium auf Grundlage dieser Statuten. Nicht vorhergesehene Fälle werden dem Ministerium des Innern zur Beurtheilung unterlegt.

§ 30. Nach Verlauf eines jeden Jahres stellt das Central-Comité einen allgemeinen ausführlichen Bericht über die Thätigkeit der Unterstützungs-Casse im ganzen Reiche, so wie über Einnahme und Ausgabe zusammen. Diesen Bericht legt das Comité der jährlichen General-Versammlung sämmtlicher in St. Petersburg anwesenden Mitglieder und Wohlthäter der Casse vor. Nachdem der Bericht von vier aus der Zahl der Mitglieder der Unterstützungs-Casse erwählten Revidenten geprüft worden, wird er zugleich mit dem Revisions-Protokolle vom Central-Comité dem General-Consistorium vorgestellt, welches ihn mit seinem Gutachten zur allendlichen Einsicht dem Ministerium des Innern unterlegt. Nachdem der Jahresbericht von dem Ministerium des Innern gut geheißen worden, wird er durch den Druck veröffentlicht. Unabhängig hiervon berichtet das General-Consistorium dem Ministerium des Innern über die gesammte Thätigkeit der Unterstützungs-Casse. Alljährliche General-Versammlungen der Mitglieder der Unterstützungs-Casse finden allenthalben statt, wo Bezirks- und Hilfs-Comité's bestehen, welche dann den Mitgliedern der Casse von ihrem Wirken in dem verflossenen Jahre Rechenschaft ablegen.

§ 31. Sollten Klagen über das Verfahren des Central-, der Bezirks- und Hilfs-Comité's einlaufen, so können das General-Consistorium und das Ministerium des Innern deren Berechtigung durch Einsicht in die Acten und Rechnungen der Comité's untersuchen.

Auf Grundlage dieser Statuten sind in St. Petersburg der Central-Comité am 19. April 1859 und dort wie in mehreren größeren Städten bereits Bezirks-Comité's zusammengetreten und sollen die Hilfs-Comité's in allen Gemeinden, wo sich nur einige Theilnehmer dazu finden, gebildet werden.

Die zuversichtliche Hoffnung darf ausgesprochen werden, daß die Unterstützungs-Casse, nachdem sie so lange Zeit zu ihrer Entstehung gebraucht, ein um so lebendigeres Entgegenkommen in dem Bewußtsein von ihrer Wichtigkeit und Nothwendigkeit finden werde, wenn

I., die Ausdehnung und Beschaffenheit ihrer Aufgabe erkannt wird.

Wie der Gustav-Adolph-Verein nicht Förderung des Kirchenwesens im evangelischen Deutschland, sondern Unterstützung der unter fremden Glaubensgenossen in- und außerhalb Deutschlands zerstreuten evangelischen Gemeinden zur Förderung ihrer kirchlichen Bedürfnisse sich zur Aufgabe gestellt und an derselben seit bald 30 Jahren mit reichem Segen gearbeitet hat, so ist auch die Idee, welche der Stiftung der Unterstützungs-Casse zu Grunde liegt, auf Abhülfe der kirchlichen Nothstände unserer im weiten russischen Reiche zerstreuten Glaubensgenossen gerichtet und diese Bestimmung gewiß vorzugsweise im Auge zu behalten, wenngleich die Statuten den Bezirks-Comité's in unsern Provinzen gestatten, die Hälfte ihrer Einnahmen für örtliche Bedürfnisse ihrer Wirkungskreise zu verwenden. Man muß also sagen: die Aufgabe der Unterstützungs-Casse dehnt sich aus auf die evangelisch-lutherische Kirche im ganzen Reiche — mit Ausnahme von Finnland und Polen, die ihr ganz getrenntes Kirchenwesen haben —; sie hat aber als den Gegenstand ihrer Wirksamkeit insbesondere zu betrachten den Petersburger und Moskauer Consistorialbezirk und die mit Kurland zu einem Consistorialbezirk verbundenen westlichen Gouvernements.

Die räumliche Ausdehnung dieses Wirkungskreises ist eine ungeheure. Schon die unter dem kurländischen Consistorium stehenden 6 Gouvernements Kowno, Grodno, Minsk, Mohilew, Wilna und Witebsk haben einen Flächenraum von 5772 □ Meilen d. i. fast 700 □ Meilen mehr als das ganze Königreich Preußen.

Zum St. Petersburger Consistorialbezirk gehören die Gouvernements Petersburg, Nowgorod, Pleskau, Wologda, Olonetz, Archangel, Kostroma, Jaroslaw, Smolensk, Tschernigow, Wolhynien, Podolien, Kiew, Poltawa, Jekaterinoslaw, Taurien, Cherson mit Odessa, das Gebiet von Bessarabien und die nordamerikanischen Besitzungen d. i., ohne die letzteren, 18 Gouvernements mit zusammen 41,249 □ Meilen.

Der Moskauer Consistorialbezirk endlich umfaßt die 21 Gouvernements Moskau, Twer, Kaluga, Tula, Orel, Kursk, Charkow, Woronesch, Tambow, Rjäsan, Wladimir, Nischni-Nowgorod, Kasan, Simbirsk, Pensa, Saratow, Samara, Astrachan, Orenburg, Perm, und in diesen 21 Gouvernements 37,375 □ Meilen, außerdem aber ganz Sibirien nebst Kamtschatka und dem Amurlande mit ungefähr 228,000 □ Meilen, endlich Kaukasien und Armenien, zu denen die Academie der Wissenschaften selbst noch in ihrem Kalender für 1860 Fragezeichen statt der Zahl der □ Meilen setzt*).

Summirt man

1) die zum kurländischen Consistorialbezirk gehörigen Litthauischen oder westlichen Gouvernements mit	5772	□ Meilen
2) den Petersburger Consistorialbezirk (ohne Amerika) mit	41,249	„
3) den Moskauer Consistorialbezirk (ohne Sibirien, Kaukasien und Armenien) mit	37,375	„
so enthalten diese 45 Gouvernements	84,396	□ Meilen

und erstreckt sich die Aufgabe der Unterstützungs-Casse, abgesehen von den Ostseeprovinzen, Sibirien, Kaukasien, Armenien und Amerika auf ein Gebiet, das so groß ist wie das ganze übrige Europa ohne das europäische Rußland (mit Finnland und Polen).

Es kann nun selbstverständlich Niemandem einfallen, daß die Unterstützungs-Casse Kirchen und Gemeinden gründen und erhalten solle in Einöden und Steppen, wo weder Lutheraner noch Christen noch überhaupt Menschen wohnen; aber ihre Aufgabe: die in ganz Rußland zerstreuten evangelischen Gemeinden und Seelen mit kirchlicher Pflege zu versorgen, wird um so schwieriger und großartiger, je ungeheurer die Raumverhältnisse sind, welche dabei fast die größten Hindernisse bilden.

*) In einem später erschienenen Bulletin der Academie giebt der Academiker Köppen den Flächenraum von Kaukasien auf 5585 □ Meilen und den des russischen Nordamerika auf 24,298 □ Meilen an.

Allein auch wenn man die Zahlenverhältnisse hinzunimmt, erscheint der Wirkungskreis der Unterstützungs-Casse als ein bedeutungsvoller, denn die genannten 3 Consistorialbezirke enthalten einen sehr beträchtlichen Theil der evangelisch-lutherischen Bevölkerung Rußlands.

Nach des General-Superintendenten Flittner Tabellen zu seinem Atlas der evangelisch-lutherischen Kirche in Rußland lebten von der Gesammtzahl von 1,832,224 Lutheranern im Jahre 1858

1) in den zu Kurland gehörigen 6 Gouvernements mit 17 Predigern . . . . 45,880 Lutheraner

2) im Petersburger Consistorialbezirke
   a) Stadt und Gouvernement Petersburg . . . 149,079 „
   b) Colonien in Bessarabien, Taurien, Jekaterinoslaw . . . . 60,759 „
   c) zerstreute Gemeinden mit 12 Predigern . . 17,165 „

3) im Moskauer Consistorialbezirke
   a) 82 Colonien in Saratow und Samara mit 18 Predigern . . . . 125,391 „
   b) 18 zerstreute Gemeinden, davon 4 in Sibirien 16,745 „
   c) 11 Colonien in Kaukasien . . . . 4,002 „

Es befanden sich also außerhalb unserer 3 Ostseeprovinzen zusammen 419,000 Lutheraner in Rußland. Oder rechnen wir mit den neueren und zuverlässigeren officiellen Zahlen der im Jahre 1858 Geborenen, so kommen — von 79,521 Geburten überhaupt — auf den St. Petersburger Consistorialbezirk 11,750, den Moskauer 10,795 und die mit Kurland verbundenen 6 Gouvernements 2056 Geburten, auf Esthland dagegen (den esthländischen und revalschen Consistorialbezirk) nur 11,057; es ist mithin annähernd anzunehmen, daß der St. Petersburger und Moskauer Consistorialbezirk zusammen doppelt so viel Lutheraner als Esthland zählen. In diesen drei Consistorialbezirken gab es also zusammen 24,601 Geburten d. i. fast 31 Procent oder nahezu ein Drittheil aller lutherischen Kinder. Wenn man diese unter die Zahl der Geistlichen (im Petersburger Consistorialbezirk 85, im Moskauer 40, in den 6 litthauischen Gouvernements 17, zusammen 142) gleichmäßig vertheilen könnte, so würde das Verhältniß, daß jeder Pastor eine Gemeinde hätte, in der 102 bis 103 Kinder jährlich getauft würden, ein sehr günstiges sein. Aber in der Wirklichkeit ist es

leider nicht also, daher müssen wir auch besonders die Vertheilung der lutherischen Gemeinden und Lutheraner in den drei Consistorialbezirken ins Auge fassen.

Dabei treten uns einerseits Zerstreuung weniger Seelen auf enormen Entfernungen, andrerseits übermäßig zahlreiche Gemeinden entgegen und an einigen Stellen treffen beide Uebelstände zusammen, um die Besorgung der Gemeinden zu erschweren. Die Stadt-, Gouvernements- und Divisionsprediger des Petersburger Cons.-Bezirks außerhalb des Petersburger Gouvernements wohnen in Nowgorod, Pleskau, Smolensk, Belagwesch bei Tschernigow, Poltawa, Kiew, Shitomir in Wolhynien, Nemirow in Podolien, Odessa, Nikolajew und Kischenew. Unter diesen haben Einige auch noch andere Gouvernements zu bereisen, wie z. B. der von Nowgorod auch Olonetz, Wologda, Kostroma und Jaroslaw, so daß zu seiner Parochie 13,670 □Meilen gehören, und doch hat er in den 4 letztgenannten Gouvernements auf 11,500 □Meilen nur 34, ja 1857 nur 14 Kinder getauft. In Olonetz wohnt eine recht zahlreiche Menge von Finnen, deren Sprache der Pastor von Nowgorod nicht versteht und die nach manchen Schwierigkeiten jetzt von einem finnländischen Prediger, den die dortige Staats-Casse besoldet, besucht werden. Jaroslaw wünscht längst einen eigenen Prediger, vermag aber nicht die Mittel dazu aufzubringen.

Der Moskausche Consistorial-Bezirk hat außer Moskau und den Saratowschen und Samaraschen Colonien überhaupt 27 Kirchen und Bethäuser und 19 Pastoren in Charkow, Tula, (welcher auch Kaluga, Orel, Wladimir, bis vor Kurzem auch Twer, besucht und gewöhnlich 8000 Werst im Jahr, 1858 aber 12,572 Werst machte) Kursk, Nischni-Nowgorod, Pensa, Jekaterinenburg mit Perm, Tambow mit Rjäsan, Orenburg (dessen Pastor vom August bis November auf amtlichen Reisen zu sein pflegt), Slatoust, Riebensdorf mit Woronesch, Kasan mit Simbirsk (das sich jetzt zu einer eigenen Pfarre constituirt), Kamsko-Ischewsk in Wjätka, Saratow Stadt, Astrachan, Tiflis Stadt und die 4 Pastoren in Sibirien: in Tobolsk, Omsk mit Ryschkowa, Tomsk mit Barnaul und Irkutsk. Diese haben alle zusammen 1858 nur 528, Einzelne nur 6 bis 7 Kinder getauft, aber deshalb doch wahrlich kein leichtes Amt gehabt. Pastor Coßmann z. B., der in Irkutsk nur 11 lutherische Familien zählt, hat schon mehrmals Reisen nach Transbaikalien, Nertschinsk und Kjächta gemacht und eine Goldwäsche besucht, wo seit 1851 weder ein lutherischer Prediger noch Gottesdienst gewesen. Einst von solcher Reise zurückgekehrt hat er

die Aufforderung vorgefunden, ein Kind des Gouverneurs in Jakutsk zu taufen, das sein Filial und 2700 Werst (etwa 400 deutsche Meilen) von Irkutsk entfernt ist. Nach einer anderen höchst beschwerlichen Winterreise hatte der ihm zur Begleitung mitgegebene Soldat gesagt, daß, wenn er die Beschwerden der Reise hätte voraussehn können, er vorher davongelaufen wäre. Ueber seine im letzten Sommer gemachte Reise schreibt Pastor Coßmann an den Bischof Ulmann: „Wie schwer es mir auch wurde, mich dem Befehle des General-Gouverneurs gemäß auf so lange, lange Zeit von meiner Familie zu trennen, so wollte ich mich doch meiner Pflicht nicht entziehen, und in Gottes Namen trat ich am 29. März meine große Reise an. Sie erstreckte sich durch Transbaikalien, dann den ganzen Amur hinunter, von dort zu Schiff nach Ajan, dann größtentheils zu Pferde nach Jakutsk und von dort auf der Lena stromaufwärts zurück nach Irkutsk. Nahe an 14,000 Werst sind von mir auf dieser Reise zurückgelegt worden.“ Er nennt 16 Orte in Transbaikalien, 9 Städte am Amur, Ajan, Jakutsk und noch 2 Goldwäschen, die er besucht und fährt dann fort: „An allen eben genannten Orten habe ich Glieder unserer Kirche gefunden und daher auch überall Gottesdienst gehalten. Die ganze Reise hat beinahe 6 Monate gedauert. Gar manche heilsbegierige Seele ist mir unter der großen Zahl derer, die ich an den verschiedenen Orten traf, aufgestoßen, und mit innigem Dank gegen Gott haben sie sich nach langer Zeit wieder einmal im gemeinsamen Gottesdienste erbaut und das h. Abendmahl empfangen. Freilich hat es auch solche gegeben, die nach so langer Entbehrung noch keine Sehnsucht nach den Gnadenmitteln zeigten. Am gemischtesten war die Gemeinde in Nikolajewsk (an der Amurmündung), es gab sogar solche, welche, in Amerika geboren, nicht getauft worden waren. Die Zahl der Communicanten belief sich dort allerdings auf 46, aber der eigentlich Ansässigen sind doch nur wenige, namentlich nur 2 Familien und auch diese nicht russische Unterthanen, sondern deutsche Amerikaner. Ein kleiner Theil der Lutheraner bestand aus Seeoffizieren und Beamten, der größere aus Matrosen. Nach einem Aufenthalt von 3 Wochen ging ich auf einem russischen Klipper nach Ajan. Diese Reise, die sonst gewöhnlich in 5 bis 6 Tagen vollendet wird, dauerte damals volle 3 Wochen. Da sich auf diesem Schiffe 8 esthnische Matrosen, ein deutscher Seeoffizier, ein deutscher Maschinenmeister und 2 deutsche Passagiere befanden, so habe ich auch allsonntäglich dort esthnischen und deutschen Gottesdienst gehalten. Nach langen drei Wochen, in welchen wir gar manchen Unfall erlebten

und einigemal in großer Gefahr schwebten, liefen wir in Ajan ein. Hier fand ich mehrere lutherische Familien vor. Seit dem Jahre 1852, wo der Pastor Butzke Ajan besuchte, war kein Prediger mehr dort gewesen. Die Reise von Ajan nach Jakutsk war gewiß das schwerste Stück, denn fast die Hälfte des 1119 Werst langen Weges mußte reitend zurückgelegt werden. Dabei gings durch Moräste, wo man oft in Zweifel darüber gerathen konnte, ob man Festland oder Wasser unter sich hatte; vom Regen angeschwellte Bergströme mußten zu Pferde überschritten werden, die jeden Augenblick durch ihre reißende Schnelligkeit das Pferd umzuwerfen drohten und wo, wenn dies geschehen wäre, an keine Rettung zu denken war. Ueberhaupt hat es der Gefahren bei dieser großen Reise so viele gegeben, ja einmal befand ich mich auf dem Amur in so augenscheinlicher Lebensgefahr, daß ich nur wie durch ein Wunder Gottes gerettet worden bin. Aus allem diesem ersehen Sie, daß diese Reisen jedenfalls rechte Gebetsschulen für mich sind. Einerseits der fortwährende Gedanke: was macht meine Familie zu Hause? werde ich sie alle gesund wiedersehen, oder ist sonst ein Unglück geschehen? andrerseits befinde ich mich selbst oft in so gefährlichen Lagen, daß ich recht wohl sagen kann, nie so viel Grund und Drang zum fortwährenden Flehen zu dem Herrn, unserm allmächtigen und gnädigen Gott, zu haben als gerade auf meinen Reisen."

Hierauf folgt ausführliche Schilderung seiner Lebensgefahr in einem Boote bei Sturm auf dem Amur, dann Dank für 1807 Rbl., die der Bischof aus Sammlungen für die jenseits des Baikal von verschickten Finnen, Letten und Esthen gegründeten Colonieen übersendet hat, Besprechung der Verhältnisse dieser Colonieen, die jährlich um 60 bis 70 Personen wachsen, der Anwendung des Geldes zur Erbauung eines Schulhauses, Anstellung von Lehrern, Darlehen an die neuen Ansiedler, Unterstützung anderer ganz nothleidender Verwiesener, worüber die Rathschläge des Bischofs erbeten werden. Am Schlusse des 5 Bogen langen interessanten Schreibens meldet Pastor Coßmann, daß er auf seiner Reise 135 Rbl. für die Unterstützungs-Casse gesammelt habe; und kann hier die Notiz hinzugefügt werden, daß der Bezirks-Comité von Irkutsk, zu dem die ganze dasige Gemeinde (11 Familien) beigesteuert, 300 Rbl. gesammelt und 150 davon dem Central-Comité eingeschickt hat.

Wenn auch der Irkutskische Prediger die allergrößten Entfernungen zu bereisen hat, so kommen sehr weite Amtsreisen doch auch bei vielen anderen Predigern vor, und das Moskausche Consistorium kann mit vollem

Rechte in dieser Beziehung in einem Berichte sagen, daß eigentlich nur 5 seiner Prediger, die 2 zu Moskau und 3 zu Saratow, Astrachan und Slatoust, ihre Gemeinden concentrirt in einer Stadt um sich haben, jedoch selbst diese zu Amtsfahrten in die Gouvernements veranlaßt werden. Unter den 15 im europäischen Theile Rußlands fungirenden Gouvernements- und Divisionspredigern des Moskauschen Consistorial-Bezirks, die in der Regel den größten Theil ihrer Gemeinden in einer oder einem paar Städten vereinigt finden, deren übrige Gemeindeglieder aber zerstreut in einem oder mehreren Gouvernements wohnen, hebt das Consistorium für das Jahr 1856 besonders den Stadtprediger zu Tiflis hervor, „welcher von den Militair-Instanzen als förmlicher Militairprediger an die entferntesten Stationen des kaukasischen Corps gefordert wurde und wirklich eine erstaunenswerthe Thätigkeit an den Tag gelegt hat, indem er nicht nur sämmtliche Städte in ganz Transkaukasien, die Ufer des Caspischen und schwarzen Meeres, Daghestan, Mingrelien, Gurien und Imiretien bereiste, sondern auch einzelne nur als Militairstationen bekannte Ortschaften oder Lager besuchte. Sein Bericht ist aus Derbent eingesandt."

„Aus diesen kurzen Angaben über das Areal — fährt das Consistorium fort — auf welchem diese Prediger ihre Amtsthätigkeit auszuüben haben, läßt sich leicht entnehmen, wie beschwerlich und auch wie wenig genugthuend ihre Wirksamkeit sein muß. Einen großen, ja häufig den größten Theil des Jahres bringen sie auf Reisen zu, viele müssen an den verschiedenen Orten erst die Glaubensgenossen mühsam ausfindig machen. An eine specielle Seelsorge, an einen gehörigen vorbereitenden Unterricht zur Erneuerung des Taufbundes, an eine fortdauernde Einwirkung auf störrige Sünder läßt sich nur etwa in 8 Stadtgemeinden denken, deren Prediger wenigstens in der Regel die größere Hälfte des Jahres sich an den Hauptorten ihrer Gemeinden befinden. In allen übrigen Städten und bei den in den Gouvernements zerstreuten Evangelischen können die Seelsorger nur Samenkörner ausstreuen; ob diese aber auf guten Boden fallen, ob sie aufgehen und Früchte bringen, alles das ist der Fürsorge Dessen anheimgegeben, zu dessen Ehre diese Diener der Kirche in freudiger Hingabe vielerlei Opfer darbringen und große Entbehrungen ertragen."

Gehen wir zu dem andern Uebelstande, dem der übermäßig zahlreichen Gemeinden über, so sagt uns derselbe Bericht des Moskauschen Consistoriums: „Eine nicht minder umfassende Thätigkeit haben die zur dritten Classe zu zählenden Pastoren, die Colonialprediger im Saratowschen und

Samaraschen Gouvernement an den Tag gelegt. Die Colonial-Kirchspiele bestehen meist aus zwei oder drei, viele auch aus vier oder fünf, näher oder weiter auseinander liegenden Colonien, in welchen von den Predigern gewöhnlich der Reihe nach Sonn- und Festtags der Gottesdienst gehalten wird, während in den übrigen Colonien der Küster und Schulmeister eine Predigt aus einer Predigtsammlung vorliest. An dem Sonntage, an welchem der Prediger in der einen Colonie ist und an den darauf folgenden Tagen werden denn auch gewöhnlich die nöthigen Amtshandlungen in dieser Colonie besorgt, um das zeitraubende Hin- und Herfahren nach Möglichkeit zu vermeiden, doch kommen noch häufig genug Fahrten auch außer der Reihe vor. Obgleich nun diese Entfernungen von der sogenannten Muttercolonie bedeutende Erschwernisse darbieten, so ist es doch weniger dieser Umstand als das numerische Mißverhältniß zwischen der großen Seelenzahl der Gemeindeglieder und der Arbeitskraft des einen Predigers, welches die Amtsfähigkeit der Colonialprediger so sehr erschwert. Ein paar Kirchspiele zählen über 12,000 Seelen und die Durchschnittssumme der Eingepfarrten ist gegen 8000. (Als Beleg dazu mag dienen, daß 1857 in Wodjänoi-Bujerak 429, Oleschna 426, Jagodnaja-Poliäna 596, Norka 618, Ustsolicha 472 und Lesnoi-Karamisch 661, in Medwedizkoi-Krestowoi-Bujerak sogar 805 Kinder getauft wurden*) und ebenso in den Samaraschen Kirchspielen Süd-Catharinenstadt 420, Nord-Catharinenstadt 425, Baratajewka 483, Priwolnaja 523, Podstepnaja 577 und Käsanowska 607). „Dazu kommt noch", sagt das Consistorium weiter, „daß mehrere Colonialprediger außer ihren alten Colonieen noch die sogenannten neuen Ansiedelungen geistlich bedienen, die in bedeutenden Entfernungen auf der Steppe gegründet sind, z. B. ein Prediger 3 solcher Ansiedelungen mit 866 Seelen, ein anderer 4 mit 789, ein dritter 4 mit 1319 Seelen, ein vierter 7 mit 2872 Seelen, welche letzte (die Colonie Rosenberg) übrigens kürzlich einen eigenen Prediger bekommen hat.

Ganz ähnliche Schwierigkeiten und Mißverhältnisse finden im Petersburger Consistorialbezirk bei den reisenden Gouvernements- und Divisionspredigern einerseits und den ingermannländischen Land- und südlichen Colonialpredigern andererseits Statt. Außer dem fünf Gouvernements bereisenden Pastor von Nowgorod hat z. B. der von Shitomir in Wolhynien 30 bis auf 200 Werst entfernte Colonien und Filiale zu besuchen (auf

*) In Riga wurden von 8 Predigern von den 3 Stadtkirchen 1859 zusammen 854 Kinder getauft, und in Medwedizkoi-Krestowoi-Bujerak 1859 von einem Prediger 906 Kinder.

1296 □-Meilen) und der von Nemirow in Podolien den Fabrikort Dunajewzy von 1000 Seelen auf eine Entfernung von 200 Werst und die Stadt Kamenez-Podolsk auf 240 Werst von Nemirow zu besorgen. Dagegen werden in Torowa 477, in Slowänka (beides in Ingermannland) 472 Kinder getauft, eben so in dem in 5 Gemeinden getheilten Tarutino in Bessarabien 402 und in Grunau, zu dem 17 Colonien und 5 Städte gehören, sogar 551. In der letzten Gemeinde hat der Pastor Holtfreter Jahre lang noch dazu mit dem Einfluß und Eindrange von Separatisten zu kämpfen gehabt, wie überhaupt in den südlichen Colonien theils Separatismus theils Conflicte zwischen den in mehreren Kirchspielen von einem Prediger bedienten Lutheranern und Reformirten lange und schlimme kirchliche Wirren veranlaßt haben.

Wenn auch aus allem Angeführten die große Schwierigkeit und Mangelhaftigkeit der bisherigen geistlichen Besorgung unserer Glaubensgenossen im Innern des Reichs deutlich genug ersichtlich ist, so können doch auch noch außer den Raum- und Zahlverhältnissen manche andere Umstände nicht unerwähnt bleiben, welche die durch jene veranlaßten Nothstände noch verschlimmern. Ich will den Mangel an kirchlichen Localen, welchem in neuerer Zeit hin und wieder abgeholfen ist, unberührt lassen, wiewohl es schlimm genug ist, daß die reisenden Prediger sich erst Privathäuser erbitten oder den Gottesdienst in dem unsaubern Zimmer einer Kreisschule oder gar in dem Saale eines Vergnügungslocales halten müssen, während daneben ein Diner im Werke ist, dessen Vorbereitungen sich während der Predigt hörbar machen; ich will von der alle unsere Vorstellungen übersteigenden Rechtsunsicherheit schweigen, in der das Vermögen unsrer Kirchen und die Einkünfte der Prediger besonders in den litthauischen Provinzen sich befinden, ich will nur noch zweier dringenden Uebelstände erwähnen: des Mangels an genügendem Schulunterricht, besonders in der Muttersprache und in der Religion, und des Mangels an Personen und Mitteln, um nur auch die vorhandenen Predigerstellen gehörig zu besetzen. Obgleich sich in den größeren Städten, wo lutherische Prediger wohnen, wohl fast überall eigene Kirchenschulen und darunter manche sehr gute befinden, die aus Kirchenmitteln erhalten werden, obgleich die Prediger (sehr oft unentgeltlich) in den Kronslehranstalten Religionsunterricht ertheilen, so fehlt es daran doch oft gänzlich in den zahlreichen Gemeinden, die keine eigenen Prediger haben, selbst in manchen Gouvernementsgymnasien. Dazu kommt, daß die Kinder vieler Familien, selbst in den Residenzen, sehr mangelhaft und einzelne

gar nicht deutsch lernen. Wie es dann mit ihrer Religionserkenntniß beschaffen ist, wenn die umherreisenden Prediger sie nach einem Unterricht von höchstens 8 oder 14 Tagen confirmiren müssen, ist leicht zu ermessen. Dabei mag überhaupt an die Sprachverschiedenheit erinnert werden, welche schon in Kronstadt 5 abwechselnde Gottesdienste in deutscher, lettischer, esthnischer, finnischer und schwedischer Sprache in einer Kirche erheischt und den Divisionspredigern im Innern und besonders in Sibirien die Kenntniß dieser 5 Sprachen wünschenswerth macht, bei deren Ermangelung sie bisweilen zum Gebrauch des Russischen greifen müssen.

In Ingermannland, wo die Patronatsrechte und Pflichten von den leibeigenen finnischen Bauergemeinden exercirt werden und daher schon die Kirchen- und Pastoratsbauten oft schlimm darniederliegen, giebt es gar keine Volksschulen; sie werden jedoch durch häuslichen Unterricht einigermaßen ersetzt. In den deutschen Colonien dagegen klagt man über zu viele Schulkinder, häufig zu kleine und schlechte Locale und sehr traurige Besoldung der Lehrer.

Ich würde mich scheuen, hier folgende Beispiele bestehender Uebelstände nach dieser Richtung anzuführen, wenn sie nicht officiellen Berichten, die darüber Beschwerde führen, entnommen wären. In Goloi-Koramisch im Saratowschen befinden sich darnach 900 Kinder in einer Schule, die nur einen Lehrer hat, die größeren vormittags, die kleineren nachmittags; manche Lehrer verdienen weniger als gewöhnliche Ackerknechte der Colonisten; ja einer dieser Lehrer bezieht einen geringeren Gehalt als der bei ihm zur Schule kommende Pferdehüter des Dorfes.

Alle diese Uebelstände finden Statt, wenn auch alle Predigerstellen besetzt sind; aber ein fast gänzliches Aufhören aller kirchlichen Functionen mußte bei den häufigen und langwierigen Vacanzen in manchen vereinzelten Gemeinden eintreten. Im Jahre 1856 waren 8 Predigerstellen im Moskauschen und 9 im Petersburgischen Consistorialbezirk vacant, und ungefähr dieselbe Zahl der Vacanzen wiederholte sich in mehreren Jahresberichten. Kamsko-Ishewsk ist 8 Jahre, Neudorf und Neubrow bei Brest-Litowsk 13 Jahre lang unbesetzt gewesen, weil der dortigen Fabrikbevölkerung polnisch gepredigt werden muß und dazu kein Candidat zu finden war. Fère-Champenoise, Arcis und die sibirischen so wie andere Pfarren sind oft 3 bis 4 Jahre ohne Prediger gewesen. Dann ist die Bedienung zwar dem benachbarten Prediger übertragen, aber welch' eine Nachbarschaft von Kasan

bis Kamsko-Ishewsk, von Jekaterinenburg bis Tobolsk, von Orenburg bis Slatoust, von Ryschkowa bis Tomsk, welche Last für einen Pastor von Tarutino, der in den eigenen 5 Gemeinden 400 Kinder tauft, 6 Gemeinden von Fère-Champenoise oder 4 in Klöstitz so zu bedienen, daß er in je zwei Gemeinden an jedem Sonntage Gottesdienst halte, welch' eine Aufgabe für den Pastor von Omsk und Ryschkowa in der ersten Hälfte seiner siebenjährigen Amtsführung erst Tobolsk und dann in der zweiten Tomsk als Vicar zu bedienen mit jährlichen Reisen von 5000 Werst und zwar unentgeltlich bei einem eignen Gehalt von 429 Rbl. und etwa 100 Rbl. Accidentien! Daß solche verwaisete Gemeinden nur einmal jährlich und manche ganz entfernte wie Irkutzk, gar nicht haben besucht werden können, kann man sich wohl denken und nur mit inniger Theilnahme hören, wie ein alter würdiger Kirchenvorsteher daselbst zur Zeit einer solchen Vacanz in der griechischen Kirche während der Abendmahlsfeier geweint hat bei dem Gedanken, daß die Evangelischen noch lange das Sacrament entbehren müßten. Daß aber Vacanzen so oft vorkamen und so lange dauerten, war bei dem Mangel an Candidaten nicht zu ändern und daß junge Prediger gerade in solchen beschwerlichen Stellen nicht selten früh sterben, daß Stipendiaten der Krone aus dem Dorpatschen Seminar nach Ausdienung ihrer Jahre und besonders wenn die Erziehung der Kinder dazu drängt, sich in die Heimath zurücksehnen und freie Candidaten in so schwere Verhältnisse sich nicht hineinwünschen, ist nicht zu verwundern. Denn zu aller der Abgeschiedenheit und Beschwerlichkeit solcher Stellungen treten oft noch Nahrungssorgen (ein sibirischer Pastor hatte vor einer Reihe von Jahren mit Papparbeiten und Salzfleisch auf den Märkten gehandelt, um sich vor der Noth des Lebens zu bewahren) oder es ist wenigstens keine Aussicht auf ein sorgenfreies Alter gegeben. Denn der Mangel an Mitteln hat es nicht selten verboten, selbst gänzlich altersschwache Prediger in den Ruhestand zu versetzen oder ihnen Gehülfen zu geben, wie sehr auch die Gemeinde dessen bedurft haben mochte. Ein mehr als 80jähriger Divisionsprediger hatte bereits in der Hoffnung auf Pension einen Adjuncten genommen und reichte nach 50jährigem Dienste um seinen Abschied ein; als er aber erfuhr, daß zu jener keine Aussicht sei, bat er dringend ihn noch im Amte zu lassen, weil er sonst gar keine Subsistenz habe und — der Adjunct ging fort. Ein andrer alter Geistlicher wurde 70 Werst zu der schwer kranken Frau eines Verwalters geholt, um ihr das Abendmahl zu reichen, vergaß aber ihr den Kelch zu geben, bis der Mann ihn daran erinnerte.

Diese beiden sind zur ewigen Ruhe eingegangen, aber unter ähnlichen Verhältnissen mögen noch manche Prediger und Gemeinden seufzen. Uebrigens sind im gegenwärtigen Augenblicke alle Vacanzen besetzt und ist eine ausreichende Zahl von Candidaten vorhanden.

Jedoch, m. H., genug und fast zu viel habe ich von der überaus großen und schwierigen Aufgabe der Unterstützungs-Casse gesprochen. Denn ich fürchte, nicht nur Ihre Geduld bald erschöpft, sondern auch den Gedanken wachgerufen zu haben: wie soll die Unterstützungs-Casse die Hoffnung wagen dürfen, allen diesen gewaltigen und in unabänderlichen Verhältnissen beruhenden Nothständen abzuhelfen? ist das nicht ein vergebliches Beginnen und wird die Betheiligung des Einzelnen daran nicht verschwinden, wie ein Tropfen, der in ein Sandmeer fällt?

Um Sie nicht unter dem Eindruck einer so entmuthigenden Frage zu lassen, muß ich mir erlauben, Ihre Aufmerksamkeit noch für einige Worte zu erbitten:

II., über die Absichten, Aussichten und Hoffnungen der Unterstützungs-Casse, über ihre bisher schon erreichte und für die Zukunft zu hoffende Entwickelung.

Begreiflich kann es nicht die Absicht der Unterstützungs-Casse sein, allen Nothständen der Lutherischen Glaubensgenossen in dem ungeheuern Reiche zu gleicher Zeit oder durch ihre alleinigen Anstrengungen abhelfen zu wollen. Aber soll es deßhalb aufgegeben werden, im Einzelnen und allmählig zu helfen, wo, wie auch § 1 der Statuten festsetzt, die eigenen Mittel der Gemeinden nicht ausreichen und andere Quellen sich nicht finden?

Solche Mittel und Quellen sind an verschiedenen Orten theils bereits vorhanden, theils in Aussicht gestellt. Die Staatsregierung, welche mehrere Gouvernementsprediger subventionirt, hat neuerdings den Gehalt der 15 Divisionsprediger von 342 Rbl. um 100 Rub. S. erhöht (das des Pastors Coßmann von 300 auf 600 Rbl.) und ihnen in Folge des oben erwähnten Falles das Recht auf Pension gleich den bei der Armee fungirenden griechischen Geistlichen zugestanden; auch hat im vorigen Jahre Seine Majestät der Kaiser 1198 Rbl. zum Bau eines Pastorates in Ryschkowa und 1000 Rbl. zum Bau einer Kirche in Mustel auf Oesel zu schenken geruht, wiewol das Verbot, um neue Ausgaben für die lutherische Kirche zu bitten, formell nicht aufgehoben worden. Ferner muß und kann es den übervöl-

kerten Colonial-Kirchspielen überlassen werden, sich durch Theilung der Gemeinden und Errichtung neuer Pfarren selbst zu helfen. Solches ist in zwei Fällen bereits geschehen und dürfte in Zukunft um so leichter ausführbar werden, wenn in Folge der für das Saratowsche Gouvernement in Aussicht stehenden Eisenbahnverbindung die Producte der Colonien und die größtentheils in Naturallieferungen bestehenden Einkünfte der Prediger im Werthe steigen. Wenn daher das Augenmerk der Unterstützungs-Casse zunächst auf die kirchlichen Bedürfnisse der Diaspora in den Städten und Gouvernements gerichtet sein muß, so kann doch auch hierbei einigermaßen darauf gerechnet werden, daß die Gemeinden sich selbst helfen werden. Denn es wächst mit dem Zunehmen der deutschen Bevölkerung in Rußland nicht nur die Möglichkeit, sondern Gottlob auch die Willigkeit und Freudigkeit für die geistlichen Bedürfnisse nicht unbedeutende Ausgaben zu machen. Es hat sich nicht nur das Kirchenvermögen überhaupt in noch nicht 30 Jahren mehr als verdoppelt, es haben das Petersburger und Moskauer Consistorium nicht bloß jährlich über Geschenke und Vermächtnisse von Capitalien zu kirchlichen Zwecken zu berichten, es sind nicht allein im Saratowschen in einem Jahre 4 neue Kirchen und 8 neue Schulhäuser erbaut und durch die Thätigkeit der zwei Moskauschen lutherischen Gemeinden (in denen zusammen nur etwa 200 Kinder getauft werden) in einem Jahre für ihre Armen- und Waisenschule 14,370 Rbl. und zugleich für ihren Hilfsverein 13,427 Rbl. aufgebracht worden, sondern es ist auch in den letzten Jahren 4 Gemeinden gelungen, sich ohne Hilfe von außen ein selbstständiges Kirchenwesen zu gründen und die Erhaltung eigner Prediger sicher zu stellen. Es sind dies die Colonial-Kirchspiele Rosenberg im Saratowschen und Johannisthal und Waterloo im Chersonschen und die Stadtgemeinden in Twer und Simbirsk. Die letztere hat, obgleich nur aus 249 Seelen bestehend, 300 Rbl. jährlich für den Prediger unterzeichnet und ein Pfarr- und Schulhaus für 2000 Rbl. gekauft. Eben so haben in Twer 60—70 Familien sich solidarisch verpflichtet, dem Pastor 500 Rbl. Gehalt und noch 150 Rbl. an Quatiergeldern zu geben. Wenn aber andere Gemeinden, wie z. B. Jaroslaw, seit Jahren um einen eigenen Prediger bitten, gleichwol aber die Mittel zu dessen Unterhaltung aus eigenen Kräften nicht aufbringen können, wenn die Anstellung von wenigstens einem Prediger in jedem Gouvernement und von eigenen Predigern selbst bei kleinen Gemeinden, damit sie zugleich die auf dem Lande und in kleinen Städten zerstreuten Glaubensgenossen besuchen, sowie damit die

jetzt so häufig zu Reisen gezwungenen Pastoren ihre Kraft mehr dem Centralpunkt ihrer Gemeinden zuwenden können, ein dringendes Bedürfniß ist, wenn Bitten um Unterstützung zu kirchlichen Bauten schon jetzt die Mittel des Central-Comité's vielfach in Anspruch nehmen und die Bedürfnisse und Nothstände unserer Kirche immer mehr und mehr ans Licht treten; so ist doch auch freudig anzuerkennen, daß die Sache der Unterstützungs-Casse schon während ihres Entstehens und kurzen Bestehens besonders in Petersburg, nicht minder aber auch im Innern Rußlands recht rege Theilnahme gefunden hat und darnach zu urtheilen ihre Einnahmen durchaus nicht allein aus unsern Provinzen zu erwarten sind. Das Generalconsistorium hatte aus dem Verkauf des neuen Petersburger Gesangbuches gegen 4000 R. und während der Vorbereitungen zur Bildung des Central-Comité's 9625 Rbl., darunter 2287 Rbl. 25 Cop. an jährlichen Beiträgen gesammelt, so daß es dem Central-Comité bei seiner Constituirung übergeben konnte . . . . 13,335 Rbl. 28 C. S.

Das Central-Comité hat darnach bis zum 6. Februar 1860 eingenommen:

vom Hasenpothschen Oberkirchenvorsteheramte .	168 Rbl. — C. S.
von der Mitauschen Kirchen-Inspection . . .	702 Rbl. 71 C. S.
vom Wilnaer Kirchen-Collegium	93 Rbl. — C. S.
vom Petersburger Consistorium	3,183 Rbl. 30 C. S.
(darunter aus dem Odessaer Propstbezirk 732 R., aus dem 2. Propstbezirk im südlichen Rußland 256 R., aus Narwa 490 R., aus Smolensk 125 R. jährlich, das Uebrige meist aus den nichtdeutschen Gemeinden in Petersburg und den deutschen der Umgegend)	
vom Irkutzkischen Bezirks-Comité	150 Rbl. — C. S.
vom esthländischen Bezirks-Comité	800 Rbl. — C. S.
aus Collecten in Petersburg noch	1,449 Rbl. 40 C. S.
	19,881 Rbl. 69 C. S.

Davon sind bis jetzt an Unterstützungen bewilligt:	
für den Bau eines Bet- und Schulhauses in Berdiansk am Asowschen Meere	1000 Rbl. — C. S.
für den Ankauf von Gebäuden zur Pastoratswidme in Schaden	400 Rbl. — C. S.
für den Ausbau eines abgebrannten Bethauses in Zwiekszen bei Krottingen	1000 Rbl. — C. S.
für den Bau einer Kirche in Warkland im Gouvernement Witebsk	1000 Rbl. — C. S.
für die Vollendung der esthnischen Kirche in Petersburg vorschußweise	2000 Rbl. — C. S.
für die Vollendung des Kirchenbaues in Orel	1500 Rbl. — C. S.
für die Wittwe eines Pastors in Ingermannland	100 Rbl. — C. S.
. . . .	7000 Rbl. — C. S.

Außer dem Central-Comité, dessen Präsident Admiral Baron Wrangel und dessen Geschäftsführer Pastor Nöltingk ist und das 4 geistliche und 8 weltliche Glieder in St. Petersburg zählt, sind bis jetzt Bezirks-Comité's gebildet in Petersburg, Moskau, Narva, Odessa, Smolensk, Irkutsk, Reval, Dorpat, Mitau, endlich in Riga für den lettischen Theil Livlands und ein eigenes Comité für den Stadtconsistorialbezirk. Alle diese Comité's haben ihre Wirksamkeit meist erst ganz kürzlich begonnen*)

*) Bis Anfang Juni waren in den Ostseeprovinzen für die Unterstützungs-Casse folgende Summen eingegangen:

bei dem in Riga constituirten Bezirks-Comité für den lettischen Theil Livlands	9689 R. 45 K. S.
(darunter ein Capital von 6000 Rbl. von einer Rigaschen Familie)	
bei dem Dorpatschen Bezirks-Comité für den esthnischen Theil Livlands	2361 R. — K. S.
(darunter 782 Rbl. 95 Kop. an jährlichen Beiträgen)	
bei dem Bezirks-Comité für den Rigaschen Consistorialbezirk	5052 R. 13 K. S.
(darunter 4162 R. 13 K. durch Vermittelung des Stadtconsistoriums und gegen 500 R. an jährlichen Beiträgen)	
bei dem esthländischen Bezirks-Comité	1100 R. — K. S.
bei dem revalschen Bezirks-Comité	400 R. — K. S.
bei dem kurländischen Bezirks-Comité	3753 R. 6¾ K. S.
im Ganzen	22355 R. 64¾ K.

Es ist zu bemerken, daß aus einem großen Theil des flachen Landes die Angaben bei den Bezirks-Comité's noch nicht eingegangen sind, sowie daß ein — augenblicklich noch nicht

Ich habe bisher fast nur Thatsachen und Zahlen zu Ihnen reden lassen über die Entstehung und den Zweck der Unterstützungs-Casse und über die Anfänge oder eigentlich nur die Vorbereitungen, mit welchen sie dieser großen Aufgabe gegenüber steht; gestatten Sie mir noch zum Schlusse ein Wort darüber, worauf ihre Hoffnung gegründet und worauf sie gerichtet ist. Sie ist gegründet auf den Herrn, der unsre evangelische Kirche in den schwersten Kämpfen erhalten hat und in deren Gliedern die Liebe zu ihrem Glauben und ihren Glaubensgenossen erhalten und mehren wird, so lange es in ihr lebendige Glieder giebt, deren Glaube durch die Liebe thätig ist. Für solche Glaubens- und Liebesthätigkeit ist uns in der Unterstützungs-Casse ein weites Feld geöffnet; sollte denn auf diesem Felde das Wort ohne Wirkung bleiben: „Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden an Jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen!“ Wenn viele Tropfen dicht und anhaltend herabfallen, so giebt es einen fruchtbaren Regen. So wünscht und hoffet die Unterstützungs-Casse hauptsächlich, nicht sowohl, daß ihr von Einzelnen sehr reiche Gaben zufließen, sondern daß möglichst viele, ja alle Glieder unserer Kirche nach Kräften, wenn auch nur kleine Scherflein jährlich beitragen mögen. Sollte diese Hoffnung getäuscht werden, obgleich schon die Dankbarkeit gegen Gott dafür, daß wir von den Vätern ein geordnetes Kirchenwesen ererbt haben, sowie die natürliche Liebe zu unsern Stammes-, Sprach- und Blutsverwandten, obgleich die Rückschau in die Vergangenheit und der Hinblick auf die Zukunft uns in gleichem Maße antreiben müssen, für die zerstreuten Glaubensgenossen zu sorgen? Von hier aus ist einst das Christenthum, ist später die Reformation verbreitet worden, von unsern Provinzen aus sind vorzugsweise die zahlreichen Deutschen nach Rußland gezogen, welche in den Städten als Militairs, Aerzte, Apotheker*), Kaufleute, Lehrer, Gouvernanten oder auf dem Lande als Verwalter, Handwerker, Dienstleute überall im weiten Reiche zerstreut sind, und unsere Stadt trägt alljährlich einen nicht unbedeutenden Theil zu dieser Auswanderung bei, so daß wohl sehr Viele unter uns ihr eigen Fleisch und Blut, ihre Verwandten, Freunde und Bekannten unter jenen Zerstreuten haben, deren Glaubens- und Familienleben, deren Erhaltung bei ihrer Religion, Nationalität und Sprache zum

---

bestimmbarer — Theil der aufgegebenen Summen jährliche Beiträge enthält, abgesehen von den oben ausdrücklich als solche bezeichneten. Aus Oesel liegen der Red. keine Auskünfte vor.

Die Red.

*) Die Apotheker in Rußland sind fast ohne Ausnahme Deutsche.

nicht geringen Theile von den Erfolgen der Unterstützungs-Casse abhängt. Die durch diese beständige Uebersiedelung von Deutschen ins Innere des Reichs mitbedingte, wenn auch besonders auf Petersburg und die Colonien fallende Zunahme der lutherischen Bevölkerung in Rußland ist in 20 Jahren so bedeutend gewesen, daß während im Jahre 1838 die Zahl sämmtlicher Geburten 71,522 betrug, sie im Jahre 1858 auf 79,521 d. h. fast genau um 8000 gestiegen ist. Der Zuwachs der Geburten in dem Petersburger und Moskauer Consistorialbezirk (mit Ausschluß von Sibirien, von dessen Predigern für das Jahr 1858 die Berichte mir nicht vorgelegen) und in den 6 zu Kurland gehörigen Gouvernements belief sich auf 8217, ergab also ein Mehr von 218 über den ganzen Zuwachs an Geburten. Dies erklärt sich dadurch, daß gegen die Zunahme der Geburten in Esthland, Reval, Riga und Kurland um zusammen 3127 eine Abnahme derselben in Livland und Oesel um 3345 in Folge des Uebertritts eines nicht unbeträchtlichen Theiles der lettischen und esthnischen Bevölkerung zur griechisch-orthodoxen Kirche in den Jahren 1845—48 stattgefunden hat. Wenn also die Zahl der Glieder der lutherischen Kirche in jenen Bezirken schon viel stärker gewachsen ist als in unsern Provinzen und voraussichtlich nach Eröffnung der leichteren Verbindungswege mit dem Innern des Reiches in noch größerem Verhältniß wachsen wird, wie sollten alle diejenigen, welche noch ein Herz für unsre Kirche und die mit ihr so eng verbundene Volksthümlichkeit haben, sich nicht gern an dem Werke der Unterstützungs-Casse thätig betheiligen, die sich gerade die Pflege und Erhaltung derselben in jenen Gegenden zum Ziele gesetzt hat und segensreich auf die Theile der Kirche, welche daran eifrig arbeiten, zurückwirken muß? Lassen Sie uns, m. H., an Gottes Segen und Beistand nicht zweifeln, daß wir allmählig dem Ziele, auf welches die Hoffnungen der Unterstützungs-Casse gerichtet sind, näher kommen werden. Die Geschichte des Gustav-Adolph-Vereins bietet uns ein ermuthigendes Vorbild. Im Jahre 1832 aus kleinen Anfängen hervorgegangen, bis zum Jahre 1841 erst zu einem Capital von 12,850 Thalern gelangt, darnach zu größerem Aufschwunge gekommen, aber auch durch schwere äußere und innere Anfechtungen hindurchgegangen, konnte er später über 40, 50, 60, 70,000 Thlr. jährlich verfügen und 1855 77,000 Thl. für 290 Gemeinden verwenden; er zählte 1856 46 Haupt- und gegen 1000 Zweigvereine, besaß ein Capitalvermögen von 35,000 Thalern und erstreckte seine Thätigkeit über alle Welttheile. Ueber diese Thätigkeit und ihre Frucht für die evangelische Kirche sagt der Hofprediger Zimmermann

in Darmstadt in Herzogs Real-Encyklopädie am Schlusse des betreffenden Artikels:

„Der Gustav-Adolph-Verein, dessen Geschichte in dem Vorstehenden nach ihren Hauptmomenten überblickt worden ist, hat außer den etlichen und 40 Kirchen und Bethäusern, die er theils ganz aus seinen Mitteln gebaut, theils durch namhafte Unterstützungen hinausgeführt hat, außer vielen Pfarr- und Schulhäusern, die er erbaut, außer den Dotationen, die er gegründet, oder zu denen er Namhaftes beigetragen, außer den fortlaufenden Unterstützungen, mit denen er hunderten von bedrängten Gemeinden Handreichungen gethan *), — der evangelischen Kirche hauptsächlich dadurch gedient, daß er den Nothstand der evangelischen Kirche in katholischen Gegenden und Ländern erst klar aufgedeckt, die heilige Pflicht, für die Diaspora zu wirken, ihr nahe gelegt, den schlummernden Geist evangelischer Liebesthätigkeit geweckt und genährt und die Scheidewände entfernt hat, welche früher die einzelnen evangelischen Landeskirchen von einander mehr und mehr geschieden hatten. Er hat unstreitig neues Leben für die Kirche und ihre Angelegenheiten in Kreise hineingetragen, die früher in kirchlichem Schlaf und Tod lagen. Er hat den ersten Anstoß zu Manchem gegeben, worauf die evangelische Kirche in neuerer Zeit mit großer Hoffnung blickt. Er hat den Zerstreuten Muth gemacht, sich zu Gemeinden zu sammeln (in Rheinpreußen z. B. sind seit seinem Bestehen mehr als 40 neue evangelische Gemeinden entstanden), er hat dadurch den kirchlichen Geist in ihnen geweckt, er hat den zahllosen Versuchungen zum Abfall von der evangelischen Kirche gesteuert, um die Empfangenden und Gebenden ein Band geistiger Gemeinschaft geschlungen und nicht wenig dazu beigetragen, daß das evangelische Bewußtsein in weiteren Kreisen wieder lebendig geworden ist. Er hat durch die von ihm glücklich bestandenen Kämpfe und Gefahren die ihm inwohnende Lebenskraft bewährt. Er hat sich von Jahr zu Jahr immer kirchlicher gestaltet und die noch immer nicht verstummten Vorwürfe der Glaubens- und Bekenntnißlosigkeit durch die That widerlegt. Er umfaßt — und das ist sein weites Herz, das ihm der Herr erhalten wolle — mit seiner Sorge Alle, welche auf dem Grunde der Reformatoren stehen; er erkennt aber zugleich — und auch darin wolle der Herr ihn immer

*) Bis 1859 hatte der Gustav-Adolph-Verein überhaupt 85 Kirchen und Bethäuser erbaut, in dem genannten Jahre allein 134,782 Thaler für 494 Gemeinden verwendet und in 10 Jahren zusammen 816,060 Thaler für die Diaspora ausgegeben. Darmst. Kirchenzeitung 1860 Nr. 3.

stärken und gründen — keinen andern Grund an, als den der gelegt ist, welcher ist Christus. Er ist ein Bauverein, ein Hilfsverein, aber in der Hoffnung, daß der Herr in den Bauten, die er aufführt seinen Geist werde walten und siegen lassen und an die Gaben, die er darreicht, seine unsichtbare Gnadengabe knüpfen werde."

Möge unsere Unterstützungs-Casse dereinst ein gleiches Zeugniß über ihre Wirksamkeit und ihre Frucht für unsere Kirche verdienen!

Redacteure:

Theodor Böttícher, Livl. Hofgerichtsrath.

Alexander Faltin, Rigascher Rathsherr.

Die landärztlichen Verhältnisse, insbesondere Kurlands.

> Charles Fourier hat unter den Rubriken der Arbeitstheilung auch eine aufgestellt, die er „travaux de dévouement" nennt, zu denen keine individuelle Neigung angeboren ist, zu denen sich aber Menschen aus Resignation entschließen, weil sie die Nothwendigkeit derselben fürs Gemeinwohl erkennen.
>
> K. Rosenkranz, Vorwort z. „Aesthetik d. Häßlichen."

Angesichts der neuen Gestaltungen, die in vielfacher Durchkreuzung die Landesverhältnisse unserer Provinzen und insbesondere Kurlands durchdringen, dürfte es an der Zeit, ja Sache der Pflicht sein, einer Beziehung nicht zu vergessen, die zu den eingreifenden gehört — der des Landarztes zu seinem Wirkungskreise. Die Aufforderung hierzu erscheint besonders nahe gelegt, wenn Neugestaltungen sich auch in dieser Richtung vorbereiten, wenn dieselben bereits zur Reife des gefühlten Bedürfnisses durchgedrungen, nur der abschließenden Erörterung, der planmäßigen Durchbildung zu harren scheinen, um sie einer Periode neuer lebenskräftiger Entwickelungen entgegenzuführen.

Wenn ich nun hier vom Standpunkt einer längeren praktischen Laufbahn den Maßstab des Fachmanns an ein schwebendes Verhältniß zu legen gedenke, so muß zwischen Leser und Verfasser von vorn herein das Vertrauen festgestellt werden, daß es sich hier nicht um eine Tendenzschrift, um keine oratio pro aris et focis handelt. Ich muß dies um so mehr betonen, als diese Betrachtungen gerade durch eine Frage localen Interesses

angeregt wurden, durch den Wunsch einiger Besitzenden nämlich, in der Nachbarschaft des Verfassers dicht an der kurländischen Gränze einen Arzt in ihrer Mitte sich niederlassen zu sehen. Gleichwohl klingen aber in dieser Tagesfrage immer wieder Vorlagen und Probleme an, die sich durch die ganze Entwickelungsgeschichte des landärztlichen Wesens fortspinnen. Wenn ich daher Gelegenheit nehme, von hieraus weitergreifende Bedürfnisse der augenblicklichen Situation zu berühren, so erklärt sich das ungezwungen daraus, daß die verschiedenen Gestaltungen, die uns in dieser Hinsicht in den Provinzen entgegentreten, im letzten Grade auf eine analoge Basis zurückgeführt werden können. Wir sehen fast dieselben Mängel und Bedürfnisse, Anregungen und Hemmhebel immer wieder ins Spiel gesetzt, mögen wir Wesenberg oder Pilten, die Ufer des Peipus oder Szeymen als Ausgangspunkt unserer Betrachtungen wählen.

Nur eine offene Aussprache mit unbefangener Darlegung des gegenseitigen Verhältnisses kann hier zwischen dem ärztlichen Stande und dem Publikum, als den beiden Contrahenten in diesem socialen Vertrage, zur Klarheit führen. Nur klares Verständniß wird aber hier vor bedauerlichen Mißverständnissen bewahren und eben auch nur ein derartiges unbeirrtes Gegenseitigkeitsverhältniß zu der erwünschten Befestigung und gedeihlichen Entwickelung des Gemeinwohls führen.

Was die Angelegenheit betrifft, die diesen Betrachtungen zum Ausgang diente, so faßt sie sich für den Fernerstehenden kurz in Folgendem zusammen:

Ein Flecken, eine kleine Meile von der kurischen Gränze gelegen, bildet das rendez-vous von größeren Wegen, die nach allen Richtungen der Windrose ausstrahlen. Man gelangt auf diesen bequem zu etwa 10 größeren umliegenden Gütern. Dies sind zum Theil volkreiche Besitzlichkeiten, die bis jetzt entweder gänzlich ohne feste ärztliche Versorgung bleiben oder wöchentlich einmal die Nähe eines Arztes haben, der drei Meilen vom Flecken entfernt wohnt. An den übrigen Wochentagen beschäftigt diesen eine eigene größere Praxis und die nächst weitere Hülfe ist für jenen Kreis nur auf mehr als 3—4 Meilen, und das auf recht üblen Straßen, zu erlangen.

Innerhalb dieses Kreises von Gütern sind allmählig auch mehrere kurische Familien besitzlich und ansässig geworden. Eingedenk der Vortheile mancher Gegenden Kurlands, nebenher in der schlimmen Jahreszeit in noch viel empfindlicherem Maße, als der Meilenzeiger giebt, von ärzt-

licher Hülfe geschieden, haben diese der naheliegenden Idee sich zugewendet, in ihrer Mitte einen Arzt zu fixiren, also, wenn thunlich, ihn durch ein festeres Verhältniß an sich zu binden. Zweifelsohne muß es ein günstiges Moment genannt werden, wo sich bei einer Mehrzahl das Bedürfniß nach wohlorganisirter ärztlicher Hülfleistung in so bestimmter Form ausspricht, wenn sich ein natürlich gegebener Centralpunkt ungezwungen finden läßt. Jener Flecken stellt aber als Ansiedelungspunkt für einen Arzt entschiedene derartige Vortheile in Aussicht, ganz abgesehen davon, wie sich die Beziehungen des präsumtiven Trägers dieser Stellung zu den Einzelnen, zu den Familien, zu der anwohnenden Bauerschaft ꝛc. gestalten mögen.

Nun findet sich aber in dem gedachten Flecken so wenig als an mehren andern ähnlichen günstigen Punkten der Provinzen und besonders Kurlands irgend etwas Gegebenes, das einer solchen Ansiedelung einen Anhalt böte. Es muß also eine neue Grundlage geschaffen werden. Das bewußte Bedürfniß, der gute Wille, ihm zu genügen, liegen vor, es handelt sich nur um eine einheitliche Idee und einen Bauplan, um Etwas, was die Bedingungen der Neubildung und die Ecksteine des Neubaus zu einer lebensfähigen Entwickelung geschickt zusammenfügt.

Meines Erachtens ist es nun aber von wesentlicher Wichtigkeit, die günstigen Momente, wo sie sich so ungezwungen durch die Sachlage selbst darbieten, mit ihrem vollen Gewicht der Ausbeutungsfähigkeit in die Waagschale zu werfen, wenn man einer Verwirklichung des Planes näher rücken will. Zopfthum, hergebrachte Routine, unzulängliche Halbheiten dürfen einer solchen Neugeburt nicht schon im Keime eingeimpft werden, wenn man des Kindes froh werden will. Es hat vielleicht lange keine Zeit gegeben, welche von schiefen Conceptionen auch in dieser Rücksicht, von daraus sich herschreibenden Mißgeburten harscher und empfindlicher berührt worden wäre, als gerade die unsrige. „Sie ist“, sagen Manche, „nur zu sehr die Zeit des Fortschritts.“ — Vielleicht! Die Schwierigkeiten scheinen mir aber weniger in den maßlosen Ansprüchen eben dieser Zeit, weniger in den himmelstürmenden Problemen des Jahrhunderts zu liegen, als in der strengen Forderung, in solchen Perioden schnell fortschreitender Entwickelung gerecht und klar, maßvoll und doch nicht karg, nicht übereilt und doch nicht träge die Vergangenheit mit der Zukunft zu vermitteln; wir bauen ja im Kleinen wie im Großen heute vielleicht weniger als je Pyramiden, chinesische Mauern und Münster für Jahrhunderte, aber wir verlangen mit

Recht, daß, was begründet wird, auch das volle Recht der Existenz in sich trage.

Diese Gedanken drängten sich mir bei einer gelegentlichen Discussion des fraglichen Gegenstandes unwillkührlich auf. Bei dem unzweifelhaft Berechtigten der Grundidee zog das bunte Durcheinander der verschiedensten Anklänge an mir vorüber, und Zungen und Sprachen tönten durcheinander, wie das eben bei den kleinsten Nachahmungsversuchen des alten Thurmbaus in menschlichen Dingen zu geschehen pflegt. Ich sah den Bau im Geiste vor mir stehen — eine freundliche Villa, die aus einer uncultivirten Naturstätte emporwächst, aber schon durchrankt und überwuchert vom Holzschwamm, der dem Bau und den Insassen früher oder später zum Nachtheil und Ruin gedeihen muß!

Um diesen Eindrücken eine rechtfertigende Begründung zu geben, muß ich für die Fernerstehenden etwas weiter ausholen und in flüchtigen Federstrichen das landärztliche Verhältniß unserer Provinzen in seinen allgemeinen Umrissen zu zeichnen versuchen. Mit unwesentlichen Abweichungen hat es sich seit Jahrzehnden in einer Art festgestellt, die als überlieferungsmäßiges Schema sich auch in unserer Tagesfrage vielfach wiederspiegelte.

Wo nicht ganze Kirchspiele als Contrahenten oder Garanten für die Stellung eines Arztes eintraten, wie dieses neuerlichst namentlich in Livland versucht worden, bildeten sich freie Associationen von drei, vier, sechs und mehr landbesitzlichen Familien, die für ihren Gütercomplex einen „Oekonomiearzt“ engagirten. Es wurde eine verhältnißmäßige Gage vereinbart, ein sogenanntes „Deputat“ (ein Gefälle an Naturalien) ergänzte gewöhnlich diese Stipulationen und man lebte eben zusammen, so lange man sich gegenseitig gefiel, und trennte sich, ein Zerrbild wilder Ehe, wo Vernunft und Herz tiefergreifende Bande postuliren, wenn die Beziehung für den einen oder den andern Theil Nachtheile mit sich zu führen begann, die auf andere Weise bequemer nicht umgangen werden konnten. Leider war bei solchen Engagements eine geeignete und bequeme Wohnung zur Aufnahme des Arztes meist nicht vorgesehen. Dieser Mangel machte sich noch fühlbarer, wenn der Arzt, verheirathet, eine Familie mit in diese neue Stellung einzuführen gezwungen war. Nimmt man hinzu, daß in dem Haupt dieser Familie sich die Centralisation eines weit greifenden Geschäftsbetriebs vereinigt, daß er Chirurg, Accoucheur, Oberapotheker und Impfrevident, meist neben seiner Familie einen oder gar zwei technische Gehülfen beherbergen mußte, so steigern sich diese Schwierigkeiten nur noch. Dabei

mußte er in den materiellen Bedürfnissen des Unterhalts und deren Beschaffung sich oft nur zu sehr auf seine eigensten Ressourcen und die Zwangspreise eines vielleicht entfernten Markts hin- und angewiesen sehen und konnte nur zu oft über die ihm eingewiesenen Räumlichkeiten nicht in einer Weise verfügen, die diesen oft widerstrebend sich durchkreuzenden Zwecken und den Ansprüchen des Geschäfts als solchem entsprochen hätte. Auf den Gütern war aber eben der Natur der Sache nach eine Aenderung in dieser Hinsicht kaum ausführbar, und so muß es wohl nicht Wunder nehmen, wenn gerade diese Mißstände auch nicht eben geeignet waren, die Basis zu festigen, auf denen diese Verhältnisse künstlich erwuchsen und oft frühzeitig kränkelnd wieder abstarben. Es war eben einmal eine „Herberge", ein anderes Mal ein „Beihof" oder ein Theil eines unbewohnten oder nicht sehr wohnlichen Herrenhauses — deren bessere Hälften eben wegen Mangels entsprechender Baulichkeiten schon von einem Verwalter, Schreiber u. a. eingenommen waren. Fast immer aber fehlte dergleichen zeitweiligen Unterkommen der Aerzte der Charakter der Selbstständigkeit und Geschlossenheit, die zu einer abgesonderten Wirthschaft auf dem Lande fast noch unumgänglicher nöthig wird, als in der Stadt. Die Herberge hatte aber entweder keinen Keller, oder der Beihof keine Wagenremise und der abgetheilten Herrenhauswohnung fehlte Küche und Vorrathskammer — Räumlichkeiten, die schwer mit Andern zu theilen sind.

Eine ehrenwerthe Ausnahme von dieser Regel machen einige im Lande verstreute sogenannte „Doctorate". Beispielsweise führe ich die in Kreuzburg — Dondangen — Pokroi — und auf den kurischen Ritterschaftsgütern an. Es sind dies mehr oder weniger abgesonderte Wirthschaften, wohl zu den Gütern, auf denen sie von den Besitzern gegründet, gehörend, dennoch aber in einer Art abgegrenzt, die dem Zweck, in specie von einem Arzt bewohnt zu werden, bestimmter entspricht. Der isolirte Fall der Ritterschaftsgüter ist eben ein vereinzelter, in vieler Beziehung aber ein sehr geeignetes Vorbild für weitere Neugestaltungen.

Von dieser Häuslichkeit aus, die an und für sich schon eine ergiebige Quelle von Unbequemlichkeiten, Collisionen und Mißhelligkeiten war und wohl noch immer ist, wird die Praxis häufig in der Art versehen, daß der Arzt wöchentliche „Rundfahrten" hält. Mit seinem Arzneikasten im Vehikel und seinem Discipel oder Apothekerlehrling auf dem Wagenbock, setzt er so Jahr für Jahr sein kalendergerechtes und terminmäßiges Heilgeschäft fort, bis er, zum Theil unter dem Einflusse der fortwährenden Strapazen, selbst an

eine seiner Pillenschachteln glauben muß, wenn diesen Bekehrungsdienst nicht ein benachbarter College übernimmt. Waren auf den umliegenden Gütern neben der größern Hausapotheke des Arztes Filialapotheken angelegt, so wurde der Arzneimarkt so von Gut zu Gut verlegt. Je weniger Arznei der Arzt den Landleuten gegen ihre vielfachen kleinen Leiden verabfolgte, um so eher riskirte er seine Popularität, und je mehr drauf ging, um so mehr verdiente bei gesteigerter Mühwaltung des Arztes der Apotheker in der Stadt, von dem die meisten Rohwaaren und ein großer Theil der Präparate bezogen werden mußte. Ueberall fanden sich an den bestimmten Tagen dieselben Typen von Blinden, Lahmen, Gichtbrüchigen und Geschwürigen ein; curirt wurde viel, gesund gemacht ziemlich Wenige, Wunder gethan gewiß noch weniger und bei dem besten Willen der Aerzte und ihrer Patrone ging's eben im großen Ganzen nicht nur, sondern auch im Einzelnen „wie's Gott gefällt". Wir werden auf die Ursachen dieser Unzulänglichkeiten und die Mittel, die ihnen abhelfen könnten, später zurückkommen; für's Erste nehme man diese flüchtigen Umrisse für nicht mit zu schwarzen Tinten gezeichnete Lebensbilder, die eben nur Thatsächliches wiederspiegeln. Ich glaube, da sie eben nur Miterlebtes oder Mitlebendes darstellen, dürfte wohl jedes „Landeskind" darin Züge aus der lieben Heimath wiederfinden. Auf vielen Gütercomplexen wurde dieses regelmäßige Fahrsystem in etwas gemodelt, wenn etwa an gewissen Tagen auf ein so befahrenes Gut die Kranken der nächstanliegenden Güter gingen oder gesandt wurden, zum Theil wurde es auch von den Aerzten in der Anwendung modificirt, indem ihnen denn doch endlich ihre Zeit zu werth wurde. Dann zog man es vor, seinen Discipel die Wochenfahrten machen zu lassen, und wenn die Verhältnisse recht günstig für den Arzt lagen, fielen sie auch wohl ganz weg.

Die Folgen dieses Fahrsystems und vergleichbar ähnlicher Abkommen liegen aber klar auf der Hand.

Wenn den Arzt nun nicht ein beiläufig auftauchender Krankheitsfall besonderer Art entschädigte, ein tieferes Eingehen auf die Zustände der „leidenden Menschheit" war es kaum, was ihn moralisch an eine ähnliche Praxis band. Ein tiefer gehendes Verhältniß zu den Familien der bessern Stände konnte wohl eine Entschädigung bieten und lebt gewiß in manchem meiner Collegen als eine wohlthuende Erinnerung. Diese Genugthuung fällt dem Arzt aber nicht immer und in vollem Maße zu, wie wir später sehen werden. Es bleibt also zuletzt hier und da eine an

interessanten Incurabeln gestellte Diagnose, ein wenig sittengeschichtliches Studium in Menschenkenntniß, Gelegenheit zum Ausziehen von ein Paar Zähnen, Beiträge zur Geschichte der Philosophie und Magendeterioration, eine verspätete Armeinrenkung ꝛc.; es bleibt endlich die große Masse von angefangenen Krankenbehandlungen, von denen er nie wieder etwas über Fortgang und Ende hört, als Compensation für sein unausgesetztes Umherfahren. Von den wirklich der Hülfe Bedürftigen erfährt er nicht immer etwas und auch das selten zur rechten Zeit. Der Bauer, der sonst wenig Leidenschaft für Denkoperationen zeigt, entwickelt oft in ähnlichen Fällen eine Zähigkeit des Selbstdenkens, die eines bessern Zieles und Erfolges würdig wäre. Man hört nichts gewöhnlicher, als die Redensart: „Wir dachten, es würde besser werden"! in Fällen, wo man bei aller Toleranz gegen Hauscurversuche die Vernachlässigung verzweifelter Krankheitsversuche nicht begreift. Erfährt man dann auch von den wichtigern Fällen durch einen verspäteten Zuzügler, so haben die Ambulanten schon mit ihren kleinen Leiden und langen Klagen die enggemessene Zeit dermaßen verzettelt, daß der Arzt oft bis in die Nacht sich dem Wesentlichern widmen muß, das selbstverständlich die Aufgabe seines Tages sein sollte. Solche Antinomien gehören aber zu den gewöhnlichsten in der Logik der Landpraxis. Glückt es nun aber auch dem Wichtigern den Vorzug einzuräumen — wenn der Arzt schon früher angemeldete Hülfsbedürftigere im Auge behält, wer weiß, wie lange ihn seine Touren aufhalten, wohin sie ihn leiten — ? Dann erhält aber wieder eine gewisse Zahl der Ambulanten ihr stationäres Pflaster, Magenmittel, Wurmpulver nicht, wenn sie den Arzt nicht erwarten können, und malcontent gehen sie nach Hause, nachdem sie vielleicht einen Tag verloren haben! Daß aber die wichtigern Fälle nicht nur nicht immer, sondern sogar verhältnißmäßig selten zur rechten Zeit an dem „Wochentage" angemeldet werden, hat in tausend Hemmhebeln der Langsamkeit, der Indolenz und Fahrlässigkeit der Leute, hier und da auch im Verwaltungsmechanismus Gründe genug! Vor allem aber — und dieses kann nicht genugsam hervorgehoben werden — liegt es darin, daß so fest es steht, daß ein Mensch nicht zu Erfindungen gezwungen werden kann, man ihn auch nicht verbindlich machen darf — an gewissen Kalendertagen krank zu werden! Ich sage, dieses kann nicht genugsam hervorgehoben werden, denn ist der Kranke einmal über den ersten, vielleicht beunruhigenden Choc weg, wo man den Doctor vielleicht eben nicht haben kann, so „denkt" man wieder, es wird sich schon machen, wenn er auch wirklich

in der Nähe ist! Es hat mir nicht geringe Mühe gekostet, diese einfache Logik im Leben zur Geltung zu bringen, und noch heute kann man der lieben Gewohnheit zu Liebe Einwendungen hören, vor denen die kühnste Dialektik beschämt die Segel streichen muß. Muß man denn nicht zugeben, daß ein Arzt in sehr peinliche Verlegenheiten gerathen muß, wenn er sich gebunden hat, am Montag in X zu erscheinen, ihn aber an demselben Tage in entgegengesetzter Richtung eine Kreisende braucht, die er nicht warten lassen darf, wenn sie auch gern möchte? Spricht es nicht zu sehr gegen ein Grundgesetz und Urrecht des Individuums, das der Untheilbarkeit nämlich, wenn ihn eine Estafette vom Schmerzenslager dieser Kreisenden zu einem Holzhauer ruft, der im Walde sich eine Arterie durchgehauen hat und verbluten will? Es sind dieses keine schematischen Beispiele, sondern concrete Erlebnisse — und jede derartige Praxis wird ihre Corollarien dazu liefern können.

Es bleibt also dem Arzt nichts übrig, als seine Zeit und Mühewaltung zu verdoppeln. Die Anspannung der geistigen und körperlichen Kräfte muß weit über das — Gewöhnliche — will ich nicht sagen — denn ich verlange vom Arzt, daß er ungewöhnlichen Anstrengungen und Ereignissen gegenüber sich mit Kraft, Ausdauer und Geistesgegenwart bewähre — nein, weit über das billig und nothwendig zu Fordernde ausgedehnt werden! Er muß verbotenus in X und Z zugleich sein und das Kunststück des renommirten Magiers perpetuiren, der sich seinem Publikum durch sieben Thore einer Stadt zu gleicher Zeit und Stunde vorstellte.

Daß der Arzt überdies bei einigermaßen ausgedehnterer Praxis mit seiner gewöhnlichen christlichen Zeitrechnung, in specie mit den „Wochentagen" und ihren Fahrten bald in ein arges Dilemma geräth, ist unschwer einzusehen. Bei diesem ruhelosen Umherschweifen mit dem Kainszeichen des Juif errant bei Tag und Nacht, über Wege und Stege, bleibt ihm natürlich für das eigene Haus und die Seinigen gar keine Zeit. Er lebt im strengsten Sinne des Worts — aber in verschrobenster Anwendung desselben — seiner Pflicht! Die Lust und selbst die Möglichkeit, daheim fortzubauen an der Wissenschaft, an seiner Kunst, an allem, was das Leben über die platte Materie hinausträgt, verkümmert mehr und mehr! Was insbesondere den Arzt, als solchen, auf der freien Höhe der Anschauung hält, was ihm die Uebersicht sichert über die geistigen Anregungen und Errungenschaften seiner Zeit, was seinen Wissenskreis abrundet und erweitert, die Muße des Studiums, die Ruhe des Lebens, die

Beschaulichkeit der Stunden am häuslichen Herde endlich — alles dieses wird zu illusorischen Luftgebilden! Wie die Luftspiegelungen der Fee Morgana ziehen sie an ihm vorüber! In seinem Wüstenritt tauchen dem Pilger Quellen und Dattelhaine am Horizonte auf, blaue Seen und rasengrüne Triften locken seinen Blick — aber vergebens! Die fatale Realität der knarrenden Wagenachsen verscheucht alle diese schönen Träume und Phantome, um ihn schließlich bei Nacht und Nebel auf einem Lehmdamm sitzen zu lassen.

„Aber — enfin — wird er nicht bezahlt dafür?! Und hat denn Doctor „so und so“ nicht ganz eben so seine regelmäßigen Fahrten versehen?“ Ja, nun — —! Wir müssen es freilich zugestehn, wir fühlen es in mehr als einer Beziehung täglich, daß wir einer großen Vergangenheit gegenüber nur zu sehr zu einem Pygmäengeschlecht entartet sind! Eines schickt sich aber nicht für Alle! „Und dann — heißt es weiter — dehnt sich auch der Doctor zu sehr mit seiner Praxis aus!“ Nun — es läßt sich ohne Logarithmen leicht darthun, daß ein Landpracticus vom Sonnabend durch den Sonntag und die ganze junge Woche bis wieder zum Sonnabend sich auf Entdeckungsreisen befinden könne, und wenn es so fort ein fahrtenreiches und ereignißarmes Jahr gegangen ist, nicht viel mehr erworben haben dürfte, als was hinreicht, seines Lebens Nahrung und Nothdurft zu decken. Doch darauf kommen wir später zurück. Jetzt zunächst nur die nächsten Consequenzen!

Ein solches Fahrreglement leitet nämlich unmerklich zur Routine in Wissenschaft und Praxis, zu einer gewissen Laxität des ärztlichen Gewissens im Leben, und, wenn die Verhältnisse unglücklich liegen, zu einer Versimpelung des ganzen Menschen. Gewisse Compensationen werden die demoralisirenden Einflüsse dieses Sich-im-Kreise-Drehens zum Theil entkräften oder gänzlich aufheben, immer bleibt die Landpraxis in dieser Form eine ungleich mehr abziehende und zersplitternde für die Kraft des Einzelnen und ergänzt sich für die innere Genugthuung des Arztes unendlich weniger aus sich selbst, als es das abziehendste Wirken des Arztes in der Stadt je thun wird. Wen leiteten diese schneeverwehten Richtwege, unfahrbaren Lehmdämme und überschwemmten Rinnsale des Flachlandes nicht, wenn es dunkelt, zu Bildern jovialer alter Diener Aesculaps, die man in alter guter Zeit beim Whisttisch in Verwalterherbergen oder abgelegenen Pastoraten angetroffen haben mag, wenn der Schnee zu tief gefallen oder die Wege zu sehr überschwemmt, um nach dem Wochentage Abends noch heimzukehren,

fröhliche anspruchslose Gemüther mit etwas Altersgicht und einem nicht zu überladenen catechismus medicus! Ist es doch noch nicht allzulange her, daß uns das Leben noch recht leicht gemacht zu werden schien! Gegen Herzkrankheiten — ein Mittel: digitalis, und das Stethoskop — eine französische Spielerei, die Salmiak und Lakritzensaft Gottlob! überflüssig machen! Jetzt wird uns der Sieg nicht mehr so leicht gemacht, und die Zeit fängt uns an, wie die Butter den Spaniern, mit Ellen zugemessen zu werden!

Es ist freilich eine trübe Enttäuschung über die Ideale der Wissenschaft und des Lebens, wenn sich Aerzte mit tüchtiger Bildung und wahrhaft humanem Streben in dieses Prokrustesbett zwängen lassen — vielleicht nur um der lieben Existenz willen. Es ist aber eine noch viel folgenschwerere Täuschung, wenn ein gebildetes Publikum — und von diesem geht ja bei uns meist die Initiative aus — glauben kann, sich auf diesem Wege einer bleibenden Hülfe für sich und seine Anwohnerschaft zu versichern. Leider hat nur zu oft mancher herbe Nothschrei vom platten Lande bewiesen, wie sehr man in kritischen Momenten die Verläßlichkeit und Schlagfertigkeit unserer ärztlichen Landwehr anzuzweifeln geneigt ist! Wenn der Feind an der Grenze des eigenen Hauses steht, schont man weder Rosse noch Menschen um eine Hülfe — aus der Stadt — zu erlangen. Aus der Stadt? Ja — aus denselben Kreisen, wo freilich die Specialistik hier und da ihren Blüthenboden und gedeihliche Entwickelung finden kann, wenn die Stadt volkreich genug ist, die aber schon wegen enggedrängter Concurrenz der Aerzte nie diese unbehinderte, allseitige Entwickelung praktischer Befähigungen begünstigen werden, wie es meiner Ueberzeugung nach eine wohlorganisirte und wohlverwerthete Landpraxis vermag! Natürlich nur — vermag, und nicht muß und wird! Das liegt aber nicht im Wesen der Sache, sondern in ihren Auswüchsen!

Es kann nun nicht in meiner Absicht liegen, in diese Betrachtungen einen Vergleich wissenschaftlicher Entwickelungsfähigkeit und praktischer Verwerthbarkeit der Aerzte zwischen Stadt und Land einzuführen. Davor aber möchte ich das innerste Wesen der Landpraxis, wie sie mir vorschwebt, behüten, daß es ihr nicht unverdient zur Last gelegt wird, nicht wissenschaftlicher, erfolgreicher, segensvoller und in sich dankbarer werden zu können. Nur wie sie jetzt noch häufig gefunden und gefaßt wird, ist sie ein Feld der Thätigkeit, das alle Energie des Einzelnen in Anspruch nimmt und wo man sich sehr wohl zu hüten hat, daß man sich mit seinen besten

Anlagen und Fähigkeiten als Arzt nicht verliere — wie ein überladenes Kameel ohne Wasser in einer Trombe dürren Wüstensandes!

Ein weiterer nicht unerheblicher Mißstand erwächst dem Arzt aus der gegenwärtigen Sachlage durch die Nothwendigkeit, nicht allein für seine Curmethoden den Apotheker abgeben zu müssen, sondern auch für Anderer Bemühungen den Droguisten darzustellen. Er muß die Arzneibereitung nicht allein in seine Obhut nehmen, beziehungsweise von seinem Discipel oder Aderlasser und Impfer vollführen lassen, sondern hat noch dazu die moralische Verantwortlichkeit für alles Hauscuriren und Hausmittelunwesen, das von den Hausapotheken der Güter auch noch jetzt nur zu oft von leidenschaftlichen Dilettanten gegen menschliches und göttliches Recht gehandhabt wird. Ich habe schon die sonderbarsten Erfahrungen in dieser Richtung machen müssen und täglich wiederholen sie sich! Muß es sich auch im XIX. Jahrhundert der Stadtapotheker beim Handverkauf gefallen lassen, sich um Bärenfett angegangen zu sehen, so geht das auf dem Lande doch noch viel weiter. „Klemmpulver“ ist eine solche mysteriöse Kategorie, mit der der Arzt alle Augenblicke in allen möglichen Drangsalen des Lebens herhalten muß, und es ist mir sogar vorgekommen, daß sogenannte gebildete Leute mich schlechtweg um „Pulver gegen Entzündungen“ bitten ließen, wie man in Berlin nach der Feuerlöschmannschaft telegraphirt, wenn man glaubt, daß der Schornstein brennt. Ein anderes Mal hatte eine Frau, die im Ruf großer Curen stand, von einem innern Leiden, das sie selbst aus purer Liebhaberei auf die „Mutter“ bezog, unter dem Gebrauch eines auflösenden Tranks Erleichterung verspürt. Bald darauf hatte sie ein Paar ihrer Kinder mit dem Rest des Mittels „gegen ein ganz gleiches Uebel“ tractirt und zwar mit ganz gutem Erfolg! Schließlich schickte sie mir aber einen baumstarken Knecht mit einer Gastrodynie zu, mit dessen Uebel sie nicht fertig werden konnte. Sie hatte ihm aber versichert, er leide an einer „gesenkten Mutter“! Das referirte der Patient auch mit der gläubigsten Naivetät und bat sich dieselbe Arznei aus, nur etwas stärker! Das sind nach der Natur gezeichnete Breughel's, die sich leichten Preises bei uns erstehen lassen*)

*) Auch in Deutschland finden sich noch gegenwärtig ähnliche primitive Zustände, wie man in Fr. Schönwerth's Sittenschilderungen: „Aus der Oberpfalz“ (Augsburg 1859.) lesen kann. Der Ofen wird dem Kranken im Sommer wie im Winter bis zum Ersticken geheizt; man gebraucht zur Abhülfe der Reihe nach Hausmittel, Sympathie, den Abdecker, den Hirten, den Bader, den Arzt; letzteren erst nach Befragung des Orakels, welches darin

Die Sache hat aber auch ihre ernsthafte Seite. Abgesehen davon, daß die Zeit des Arztes durch den Hausapothekenbetrieb in wenig dankbarer Weise in Anspruch genommen wird, führt dieser modus procedendi Schwierigkeiten mit sich, die nicht so leicht weg von der Hand beseitigt werden. So besteht im Wirkungsbezirke vieler derartiger ärztlicher Versorgungen die Einrichtung, daß der Arzt gegen ein festes Jahreshonorar (hier beispielsweise von 1—2 Rubel pro Gesinde) die Bestreitung der Arzneikosten seiner Curen übernimmt. Wenn wir nun auch zur Ehre unseres Standes aufrechterhalten möchten, daß wissentlich unter diesen Verhältnissen nie ein Kranker verkürzt worden ist, so liegt doch die Gefahr der Einrede sehr nahe und ist leider nur zu oft vorgekommen. Der Arzt ist gewissermaßen gebunden, auf die unberechtigten Arzneiansprüche von wirklichen oder simulirenden Kranken einzugehen, die sich oft gemüssigt sehen, die ernstlichste Klage zu führen, daß man ihnen Grützumschläge gegen einen Furunkel empfiehlt, wo sie Pflaster verlangten. Es sind Fälle genug vorhanden, um es nicht als ein vereinzeltes Industrieritterstückchen zu fassen, daß Leute für vorgeblich schwer Kranke zum Doctor eilen, nur um so die Ueberfahrt über eine Floßfähre gratis zu erhalten, und sich dann vom Arzt noch ein stomachicum verschreiben lassen, um noch ein Fläschchen und etwas Bitteressenz zu profitiren, während sie ungehindert ihren Geschäften nachgingen. In gewissen Epidemien kann es sich sogar ereignen, daß der Arzt einem Bankrott seiner Apotheke sich nahe sieht, wenn theure Arzneien, namentlich Chinin, in größeren Quantitäten durch die Umstände dringend geboten werden. Ich erinnere mich einer solchen Periode, wo mich in einer auch sonst interessanten Wechselfieberepidemie nur ein plötzlicher Umschlag in der therapeutischen Angreifbarkeit des Krankheitscharakters vor einem wesentlichen Deficit bewahrte. Chinin wollte nur unvollkommen und endlich gar nicht mehr nachhaltig wirken. Arsenik trat siegreich an seine Stelle, und eine Verbindung desselben mit Chinin in Lösung hat sich seitdem hier

---

besteht, daß man Leib und Fußsohle mit einer Speckschwarte reibt und diese dem Hunde vorwirft: frißt er sie, so ist noch Rettung möglich und der Arzt wird gerufen, außerdem nicht, weil der Kranke ohnedies stirbt. Man verlangt in der Apotheke als Hausmittel „alte Ehe" (althaea — Eibischkraut?) u. „gedorrte Menschenhaut" und nimmt sperma ceti und Hausenblase gläubig dafür hin; man verlangt vom Arzt „bittere Medicin" und „große Gläser" und wenn der Kranke verschieden und noch Arznei übrig ist, so findet sich ein haushälterischer Magen, der, obgleich gesund, sie verschluckt, lediglich zum Zwecke, „daß sie nicht hin wird." D. Red.

in gewissen Kreisen den Namen von „Wundertropfen" verdient. Die Freude dauerte aber nicht lange. Das Mittel ist wohl 50 mal billiger als das erste, es bewährte sich aber nur zwei Monate und mußte seinem Vorgänger dann den Platz wieder räumen. Der Arzt kommt da leicht in den Fall, manche Errungenschaft seiner Mühen der Reinheit seines wissenschaftlichen Gewissens insofern opfern zu müssen, als gewisse Fälle keine Transactionen zulassen, obgleich es billigere Wege geben mag, die den Arzt vor dem Collegium medicorum rechtfertigen würden. Doch das ist mehr Sache der Ansicht als feststehender Grundsätze und sollte hier nur zur Erläuterung dienen. So ist zum Beispiel nicht selten von Landärzten in geeigneten Dringlichkeitsverhältnissen Moschus verabreicht worden, den freilich der Bauernarzneitarif nicht in seinen Listen aufzuführen wagt. Ich habe aber andererseits die Data dafür, daß auf Gütern, wo ich, von der Unhaltbarkeit obiger Einrichtung überzeugt, abgesonderte Notirung des Arzneiverbrauchs eingeführt hatte, bei Vergütung nach einem sehr mäßigen Tarif die Durchschnittsrechnung pro Gesinde sich dennoch im Jahreslauf auf drei bis vier Rubel erhob, und in einer Gutsverwaltung meiner Nachbarschaft, die ihre Arznei aus einer städtischen Apotheke bezog, stieg sie in einem Jahre, das auch reich an Wechselfiebern war, auf fast 4 Rubel, nachdem der Apotheker bereits einen Rabatt von 50 Proc. verrechnet hatte.

Es liegt nun nicht im Sinne dieser Darstellung, auf eine zu sehr ins Einzelne gehende Kritik der Schwächen aller dieser morschen Verhältnisse viel Worte zu verwenden. Hierzu bedürfte ich auch eines weit vielseitigeren statistischen Materials. Ich hätte mich im Gegentheil schon früher, anknüpfend an manche Fortschrittsversuche der Neuzeit, zur Reconstruction lebensfähigerer Einrichtungen zu wenden versucht. Obige Ausführungen schienen mir aber nicht wohl zu umgehen, wollte ich unser flüchtiges Bild des status quo nicht gar zu farblos lassen. Nebenher ist es manchmal nicht vom Uebel, allgemein gekannte Zustände in ein Wort zu fassen, das ihnen ihren wahren Namen nicht vorenthält.

Worin liegt nun aber der Grund der Chronicität dieser Uebelstände? Jeder Vorurtheilsfreie kennt sie, Viele möchten Hand anlegen zur Umbildung und Verbesserung! Dennoch bleibt so ziemlich Alles beim Alten! Après nous le déluge — und für's Erste ist das Wasser nur in den Kellerwohnungen und den niederen Hütten! Sind locale oder allgemeine Ursachen im Spiel? Hat eine Zeit, die so reich an Quellen der Fortentwickelung ist, die persönliche und allgemeine Verhältnisse im religiösen

und staatsbürgerlichen Bewußtsein so schnell zu klarer Verinnerlichung zu bringen vorgiebt, die Wissenschaft und Kunst, Theorie und Leben zu einem Gemeingut segensreicher Wohlfahrtsquellen verschmelzen will — eine Zeit endlich, die alle Kräfte, groß und klein, gleich gern berufen möchte zur Theilnahme an der gemeinsamen Arbeit des Jahrhunderts, hat diese, frage ich, keine Mittel, eine Niagarabrücke über eine Kluft zu spannen, in der der Einzelnen schon viele verkommen sind und die sich täglich fühlbarer zwischen eine weit auf dem platten Lande verstreute Bevölkerung und deren gesichertere Gesundheitsverhältnisse eindrängt?

Wir haben noch keine öffentliche Statistik unserer Volkslebensmomente, noch keine Biostatik der Bevölkerungsschwankung, keine Data durchgreifenderer Art über die politisch-ökonomische Arbeit unserer Kräfte, über die Bilanz ihrer letzten Resultate. Wenige Länder überhaupt haben die Anfänge zu solchen Verzeichnungen in verwerthbarer Weise gemacht und Veröffentlichungen in die Welt gesandt, wie sie Belgien in so umfangreicher Weise ins Werk zu setzen begonnen hat. Gleichwohl weiß jeder Landarzt, wie wenig lohnend in Bezug auf gesicherte Erfolge seine Bemühungen, Nachtfahrten und selbst die glänzendsten augenblicklichen Resultate sind, die er dem Leben abzwingt. Die Geringschätzung gegen Gesundheit und Leben, wie sie noch so sehr der bäuerlichen Bevölkerung anklebt, durchkreuzt seine Anstrengungen; Medicinpfuscherei, Aberglaube, Winkelcuren und Vorurtheil mischen sich hinein und das ganze Arsenal der Ignoranz und Bildungslosigkeit rückt gegen sein bestes Streben ins Feld, um ihm die Erfolge, die oft mühsam errungen werden, aus der Hand zu nehmen.

Noch gegenwärtig existiren manche große Gemeinden behäbiger, wohlhabender Bauernwirthschaften, insbesondere auf den Krongütern, die sich in vieler Beziehung einer gewissen Bevorzugung vor den privaten erfreuen, es aber im Gemeinsinn noch nicht so weit gebracht haben, sich einer ärztlichen Hülfe zu versichern. Sie behaupten mit japanesischer Pietät ihren insularen Charakter der Abgeschlossenheit, obwohl ein vereinbarter Jahresbeitrag der Einzelnen, eine Krankencasse oder sonst dergleichen Einrichtungen sie ungleich gesicherter einem festen Verhältnisse zu einem Arzte gegenüber lassen würde. Immer vernimmt man nur den Nothschrei des Einzelnen, wenn Krankheit und Tod an ihn hinantreten, jeder Einzelne fühlt dann wohl den bodenlosen Nachtheil der Verlassenheit und Vereinsamung und der Arzt, der sich in einiger Nähe der Bedrängten befindet, wird, wenn er vermag, in humanem Eingehen auf die Drängnisse des Augenblicks

zu seinen Berufspflichten noch eine ausnahmsweise Mühewaltung fügen müssen. Eine beschwerliche Nachtfahrt unter den trübseligsten Verhältnissen, eine verzweifelte Operation bei einem Stümpschen Licht in einer Badstube ergänzen dann häufig genug die Staffage dieses Bildes, ohne immer das Versäumte wieder einbringen zu können. Fälle der traurigsten Art schweben mir aus eigener Erfahrung für diese Kategorie vor. Ihr Hülferuf verhallt aber im Winde und die nächstliegenden Consequenzen werden nicht gezogen! Es könnte auffallen, daß der Staat nicht unmittelbar solche Gebrechen des Gemeinwohls angreift und durch Anstellung einer größern Zahl von Bezirksärzten der dringendsten Noth Abhülfe bietet. Es besteht ja aber schon lange eine recht wohlgegliederte, von der Medicinalverwaltung geleitete ärztliche Versorgung nach Kreisen, Weichbilden 2c. Aber — wie alle guten Dinge in der Welt, reicht sie nicht für Alles, und für das augenblicklich Nothwendigste oft am wenigsten! Die bureaukratische Gliederung kann auch der Natur der Sache nach in ihrem Mechanismus nicht überall dem wechselvollen Bedürfniß der Situation genügen — sie darf vielleicht nicht einmal dem besonderen Interesse vorgreifen wollen, und ließe sich aus der Welt alles Uebel durch besoldete Chargen eliminiren, wo wäre dann noch Raum für die Weltverbesserungsideen aller Humanisten von Jean Jacques bis Proudhon?

So ist man denn auf jenes einfachste Auskunftsmittel gekommen. Im Sinne eines provisorischen Zustandes haben es gewisse Güterkreise übernommen, für sich selbst zu sorgen, aber wir haben schon oben darauf hingedeutet, wie wenig segensreich solche Provisorien werden, wenn sie dem Situationswechsel nicht nachgebildet werden, im Gegentheil der allgemeinen Misère gegenüber nur um so mehr im Licht halbe Maßregeln erscheinen müssen, je fester man sich an sie anzuschließen meint. Das Bedürfniß nach leicht erreichbarer tüchtiger ärztlicher Hülfe tritt unbedingt von Jahr zu Jahr mehr ins Bewußtsein der Massen, es verleiht dies allen Halbversuchen zur Besserung des Gegebenen einen gewissen Anstrich von Dringlichkeit und Hastigkeit. Durch die wachsende Zahl junger Kräfte, die eine neue Wissenschaftslehre dem ärztlichen Stande erzieht, wird eine reiche Concurrenz auch auf diesen Markt des Lebens geworfen, und mit dem Umfang der Pflichten verrückt sich auch die Würdigung der Rechte und Kräfte. Derartige Bestallungen werden in Zukunft nicht mehr Zielpunkte sein können für eine gewisse Coterie ärztlichen Proletariats, das sich aus preußischen Regimentschirurgen der alten Zeit recrutirte. Die halben Sinecuren

die Versorgungsstellen marastischen Alters, die Oasen milder Duldung — verschwinden vor der Masse des zu Bewältigenden. Der Schwerpunkt der Würdigung fällt mehr in die Kreise der vorschlagenden Tüchtigkeit und des anerkannten Verdienstes, als in die gemüthliche Auffassung des Lebens mit den Vorrechten eines guten Herzens und einiger grauer Haare. Diese Verhältnisse gehören glücklicher Weise jetzt nun wohl schon der Vergangenheit an.

Bei der Organisation unserer Landesverhältnisse war es natürlich, daß die Initiative einschlägiger Neugestaltungen auch hier wesentlich in die Hand des landbesitzenden Adels fiel. Nahe lag es damit, künftig diesem Verhältniß einen mehr oder weniger patriarchalischen Charakter gegeben zu sehen. Von bestimmten Contractsformulirungen zwischen den Contrahenten war überall selten die Rede — mündliche Vereinbarung sicherte dem Arzte Leben und Prosperität, umschrieb seinen Wirkungskreis, zeichnete oft sogar die Grenzen seiner Kraftentwickelung ihm vor und Alles ging, wie gesagt, so gut als möglich, so lange guter Wille und gegenseitige Ergänzung sich an diesem consensuellen Zusammenleben betheiligten. Gleichwohl war principiell die Ergänzung eines öffentlichen Bedürfnisses durch die officielle Stellung des Arztes eigentlich nur auf die wohlmeinende Auffassung der Sache oft einer einzelnen Persönlichkeit angewiesen. Das führte zu Schwierigkeiten und Verwickelungen. Welcher Arzt hätte sich nicht von den freundlichen Verhältnissen zu seinen Clienten wahrhaft getragen gefühlt, wer von uns hätte nicht ein Capital wohlthuender Erinnerungen (oft leider das einzige) bei Seite gelegt, das ihm selbst in Tagen der Enttäuschung Nahrung für Herz und Gemüth gegeben? Wenn aber auch durchgebildeter Humanismus und glückliche Organisation der Naturen selbst in den Pflanzerstätten Louisianas Verhältnisse knüpfen und tragen können, über die Frau Beecher-Stowe sich weidlich wundern dürfte, so sollten sich unsere geordneten socialen Verhältnisse nicht erkühnen, über gewisse Mängel der Garantie mit cordialer Bonhommie hinwegzukommen. Die Gunst der Menschen ist ein wandelbares Ding und die besten Herzen haben ihre schwachen Stunden! Will man also Festes bauen, so lege man auch ein sicheres Fundament, man fasse diese Angelegenheit ernster ins Auge und lasse alle persönliche Betheiligung so viel irgend thunlich sich ungezwungen eliminiren. Nebenher bildet der ärztliche Stand unserer Provinzen, bis jetzt wenigstens noch, gewissen corporativen Consolidationen gegenüber eine nur sehr locker geschlossene Phalanx. Nur ein normirteres

Standesbewußtsein könnte aber das Publikum, wie die Aerzte bei aufschlagendem Bedürfniß nach einem Arzte vor der Concurrenz bewahren, die an ein der Stellenjagd ähnliches Wesen hinausstreift, und nur der ruhigste Standpunkt der Würdigung kann beiden Theilen in Sachen so tief einschneidenden Interesses das Bewußtsein bewahren, gethan zu haben, was nicht vom Uebel ist.

Als illustrirende Randzeichnung, wie leicht der Strom der Neigung sich hierhin oder dorthin wendet, rückt sich mir das Beispiel eines nicht unbedeutenden Gutes nahe, dessen ärztliche Versorgung mir ziemlich unerwartet angetragen wurde. Bei näherem Eingehen auf die Motive erfuhr ich, daß es unangenehm empfunden worden, daß man den behandelnden Arzt „häufig" nicht zu Hause getroffen, einen Arzt, der beiläufig gesagt, sechs bis sieben andere größere Gebiete zu versorgen hatte. Ich konnte eine bestimmte Garantie „irgend wann" sicher daheim getroffen zu werden, principiell gar nicht bieten, da der Strom meiner Praxis mich bald da bald dorthin treibt, es mußte also ganz dem guten Glücke, dem guten Willen und vielen andern guten Dingen überlassen bleiben, ob meine Hülfleistung dort hinüber werde reichen können. Da der behandelnde Arzt es mir aber nahe legte, für ihn in diese Praxis einzutreten, knüpfte sich schließlich dennoch ein Verhältniß und dieses hat auch seit Jahren keine Ursache gehabt, eine Störung zu beklagen, sei es wegen verspäteter oder verabsäumter Hülfe. Es führt dies aber einigermaßen in die Schwankungsweite ein, in der sich die Ansprüche an den Arzt selbst bei wohlmeinender Gegenseitigkeit zuweilen verlieren, und man muß auch hier gewiß das möglich Erreichbare von dem Wünschenswerthen und einseitig Bequemen zu scheiden wissen.

Diese verwickelten Mißstände müssen endlich einer zeitgemäßen Neugestaltung Platz machen, eine durchgreifende Regelung muß das Schwankende und Kränkelnde auf eine festere und gesundere Grundlage zurückführen, wenn überall einer gerechtfertigten Erwartung entsprochen werden soll. Wo also das Bedürfniß nach einem Arzte sich geltend macht, in einem Kreise, der ihm Brot und würdige Angriffspunkte für seine Kunst bieten kann, denke man vor Allem daran, sich selbst die beste Garantie zu geben. Man schaffe also eine Basis, auf der ein in der Wissenschaft und Praxis eingelebter Mann fortbauen kann, auf der er mit Vertrauen und Hoffnung, mit Muth und Ausdauer einer von Tracasserien unbehelligten Lebensentfaltung entgegengehen kann.

Ich kann diese Garantie nach mehrjährigen Erfahrungen für unsere Verhältnisse nur in der Gründung und gesicherten Dotation von selbstständigen „Doctoraten" (man gestatte diesen Ausdruck, weil er bei uns in Gang gekommen) suchen und finden. Das Wort schließt sich an die Analogie der „Pastorate" an und das Wesen sollte es auch dürfen! Das Doctorat würde, als fortwirkendes Institut auf festem Fundament gegründet, der bleibende Ausdruck nicht nur einer durchgreifenden Reform im Aeußern werden, es würde sich auch bald zum Ausgangspunkt gesicherterer hygienischer Beziehungen zur ganzen Umgebung erheben. Wurden doch, um bei jenem Beispiel aus dem Leben zu bleiben, auch unsere Prediger erst aus dem Anachoretenthum des „Predigers in der Wüste" durch eine feste Ansiedelung emancipirt! Mag der Einzelne oder eine Gesammtheit sich an dergleichen Fundationen vorzugsweise betheiligen, mag auch die Landesverwaltung als solche die Frage vom allgemeinsten Standpunkt erfassen und durchführen, mag die Stiftung dann wechseln in ihren Besitzern, Nutznießern und Verwesern, immer wird das Doctorat der Schwerpunkt bleiben, nach dem eine gewisse peripherische Angesessenschaft in unverückbarer Weise gravitiren wird. Die Persönlichkeit des Arztes wird wohl im Stande sein, diesem Zuge mehr Nachdruck zu geben, sie wird aber die günstigen Rückwirkungen, die weiter zu besprechende Ergänzungen eines solchen Instituts auf die Umgebung üben werden, nie wesentlich verschieben.

Warum der Adel, als überwiegende Majorität der Landbesitzenden gegenüber den Insassen der oft ausgedehnten Weichbilde der Städte, der bürgerlichen Lehen und der Kronsdomainen, diesen Gegenstand nicht schon früher einer ernstlichen Berücksichtigung gewürdigt, kann nicht in die Grenzen dieser Betrachtung hinübergezogen werden. Einzelne Landbesitzende haben mit großen persönlichen Opfern dem humanen Fortschritt und ihrer Ueberzeugung ehrenwerthe Denkmale gesetzt, einer größern Mehrzahl schein eine directe Betheiligung an dieser Frage, als einer Landesfrage, mehr fernab gelegen zu haben, um so mehr als das Medicinalwesen der Regierung in vielfacher Beziehung in die hier berührten Interessen hineinreichte und der Form nach eine Betheiligung hier müssig erscheinen konnte. Factisch ist nur, daß, während wir über die Fundation, Dotirung, Verselbstständigung und Umgränzung der Pastoratswidmen, über Schulanlagen, Erziehung von Volkslehrern 2c. in den entsprechenden Verhandlungen schon die Acten zu kleinen Literaturen anwachsen sahen, in dieser Richtung die Frage kaum noch bis zur Lebensfähigkeit der Discussion sich erheben konnte

Gerade auf den auf dem platten Lande verstreuten Adel fällt aber die Organisationslosigkeit dieser Verhältnisse am empfindlichsten zurück, sei es daß sie im Interesse ihrer Angesessenen davon berührt werden, oder daß in den Höfen selbst eine prompte und ausreichende Hülfsleistung vermißt wird. Es ist eine Thatsache der Erfahrung, daß sich das Vertrauen der Nothleidenden nicht selten in weite Ferne wenden zu müssen glaubt, wo nur schnelle Hülfe das Feld siegreich behauptet hätte; denn „das Unglück schreitet schnell."

Ob nun die Logik dieser Bevorzugung, die ich übrigens durchaus nicht als durchgehend bevorworten will, mit ihrem oft mehr gefühlsmäßigen primum movens auf die Persönlichkeiten oder die Reflexe hergebrachter Zustände zu beziehen ist — wer wollte darüber ein absprechendes Urtheil in die Welt senden? Es wird einmal dieses, ein anderes Mal jenes vorwiegen und am häufigsten vielleicht ein tertium comparationis das Leitende sein.

Durch fest centralisirte Wohnsitze der Aerzte, die mit der Zeit zu Sammelorten des übrigen ärztlichen Hülfspersonals und der nöthigen Requisite zu einer prompten Hülfsleistung sich gestalteten, würde selbstverständlich eine wesentliche Vereinfachung der Arbeit durch Zeitgewinn erlangt werden. Zeitgewinn ist hier aber Kraftgewinn, und die nachhaltigere Nutznießung beider muß dem Arzte wie dem Patienten zum Vortheil gereichen. Eine weitere Ergänzung müßte dieser Vorschlag finden in:

Der Begründung eines nach Maßgabe des beherrschten Kreises auch noch so eng umgränzten Krankenhauses. Dieses gäbe unter der Aufsicht des Arztes und in seiner unmittelbaren Nähe denen Zuflucht und Pflege, die einer strengeren Leitung des ganzen Curverfahrens wesentlicher bedürfen. Namentlich chirurgische Fälle, wo nur baldige operative Eingriffe den oft phantastischen Heilbestrebungen der vis medicatrix eine bestimmte Richtung zu geben vermögen, chronische Fälle, die systematische Applicationen unter gewissen Cautelen verlangen, rc. würden hierher zählen. Gegenwärtig ist es für den Landarzt kaum möglich, die einfachste Amputation, Bruchoperation, selbst kleinere Augenoperationen mit nur einiger Sicherheit des Erfolges auszuführen, wenn er nicht das Opfer bringen will, die Patienten in sein Haus oder vielmehr das, was er so nennt, zu nehmen. Es bleibt oft in der That nichts übrig, als seine Schwerblessirten in die Stadt zu expediren oder sie an den Folgen der Verletzung oder der Operation sterben zu sehen. Ich habe glücklicherweise ähnlichen Dilemmen

gegenüber die Vortheile einer bequemern Stellung genießen dürfen — mir sind aber Fälle bekannt geworden, die gewiß das Nachdenken anregen dürften!

Als drittes wesentliches Requisit füge ich noch die Begründung einer concessionirten von einem Fachmanne geleiteten Apotheke neben dem Doctorat und in ihm hinzu. Damit würde denn auch dieser integrirende Theil der landärztlichen Misère aus der Hausapothekenwirthschaft auf die Höhe der Ansprüche der Jetztzeit rücken. Es würde zugleich mehr Gleichförmigkeit, Schnelligkeit und Erreichbarkeit des Hülfsmaterials gegeben sein, und eine Collision der Pflichten wäre von vorn herein ausgeschlossen. Jetzt muß der Arzt nicht selten erst nach Hause fahren, um ein Mittel zu geben, das in der Gutsapotheke nicht vorhanden ist, oder der Arzt ist nicht sicher, sein Recept an den Discipel daheim, der vielleicht eine andere praktische Abziehung hat, gelangen zu sehen. Daraus entwickeln sich aber Mißstände, die oft noch bedauerlicher in ihren Folgen sind, als selbst die pfuscherhafte Art der Arzneibereitung, wie sie leider jetzt noch immer in den Hausapotheken der Güter und Familen geduldet werden muß. Einer kann eben nicht alles und etwas Besseres fehlt für den Augenblick. Unter der Controle eines wissenschaftlichen Arztes wird bei der nicht allzugroßen Zahl von Mitteln, innerhalb deren sich jeder Practicus mit besonderer Vorliebe zu bewegen pflegt, der Apothekenbetrieb mit den neuen Hülfsmitteln der Arbeitsvereinfachung ein sehr leichter werden und sich bequem auf der Höhe der scientifischen Anforderungen und des localen Bedürfnisses halten können. So lange der Arzt aber gezwungen ist, selbst in die Pillenarbeit hineinzureichen, ja oft selbst mit Hand anzulegen, liegt die Gefahr näher, daß er zu einem schlechten Pharmaceuten wird, als daß er sich mit der Hoffnung schmeicheln dürfte, glückliche Curen durch schnell gebraute Tränke zu erzwingen. Suum cuique! Hat doch sogar die Homöopathie, die so wenig braucht, um glücklich zu sein, schon ihre eigenen Officinen; wie viel mehr müssen wir wünschen, einen verläßlichen Apotheker zu unserer Hand zu haben, wo der Kampf oft mit Flaschenbatterien ausgefochten werden muß, die an Napoleonische Artillerieschlachten erinnern!

Das „Doctorat" müßte somit aus den unsichern ephemeren Umgränzungen des schwankenden Privatabkommens in die Phase eines allgemein nützlichen öffentlichen Institutes rücken. Es müßte dieser Gründung wesentlich der Charakter einer geschlossenen, für ländliche Verhältnisse abgemessenen Wirthschaft aufgeprägt werden, ohne daß ihrer wesentlichen Bestimmung Eintrag gethan würde. Die nöthigen Gebäude müßten an Durchkreuzungs-

wegen mit Berücksichtigung der nöthigen Bequemlichkeit, die ihr eigentlicher Zweck mit sich bringt, angelegt werden. Diese würde in mancher Beziehung Abweichung von dem empfehlen, was bis jetzt für ländliche Bauten im Gebrauch gewesen. Derselbe Hofraum könnte bequem das Doctorat, das Lazareth mit der Apotheke gegenüber, die Wirthschaftsgebäude, Ställe und Remisen zu beiden Seiten in einem Viereck umschließen, und das nöthige Gartenland könnte das Ganze gegen die Umgebung abmarken. Ob es zweckmäßig wäre, die sonstigen materiellen Bedürfnisse des Arztes und der Insassen dieses kleinen Culturstaates durch Zutheilung einer besondern Feldwirthschaft, wie bei den Pastoraten, zu decken, bezweifele ich von meinem Standpunkt aus. Der Arzt hat schon ohnehin überflüssig mit rein irdischen Plackereien zu thun, als daß er sich noch gern oder mit Vortheil durch die terrestrischen Schwierigkeiten seiner Scholle durcharbeiten könnte. Ich sollte auch meinen, daß sich schwerlich eine Majorität zu letzterer Ansicht bekehren würde. Anders mag das bei unsern Predigern sein; für den Arzt halte ich es nicht gerathen, zu solchen Subsistenzwegen sich zu wenden. Es liegt schon ohnehin in der Natur seiner vagirenden Thätigkeit zum Vortheil Anderer, daß er ein „Tischchen deck dich" findet, und ihm theilweise oder ganz seine Remuneration im Ertrage der Feldwirthschaft zuweisen wollen, hieße wohl überhaupt seine Stellung mißkennen. Die praktische Alltagsroutine mag sich auf einem wohlgezimmerten Floß ganz behäbig fühlen, wenn sie den langsamen Strom des Lebens zwischen wogenden Kornfeldern und viehreichen Weiden hinabtreibt; die Wissenschaft des ewigen Conflictes von Leben und Tod bedarf eines andern Vordergrundes als Staffage! Eine am Doctorat integrirend haftende Leistung der Kirchspielseingesessenen, in der Art des sogenannten „Kirchenkorns" oder ein Aequivalent in der baaren Remuneration nach Maßgabe der Getreidepreise würden neben hundert andern Wegen leichte Auskunftsmittel bieten, wenn man sich nur vorläufig über das Princip verständigt hat. Dasselbe gilt für die Erstehung des Futters für Vieh und Pferde in Bezug auf feste Verbindlichkeit. Gleichwol wäre in dieser Rücksicht die einmalige Abtheilung eines zureichenden Stückes Wiesenland vorzüglicher. Auf alle Fälle ist dieses ein um so weniger aus dem Auge zu lassender Punkt, als ich es selbst zum Ueberdruß erfahren mußte, mit wie viel Opfern an Zeit, Kraft und Mitteln gerade dieser Artikel beschafft werden muß, wo die einzelnen Gutswirthschaften dem extra foras Befindlichen gegenüber den „Grundsatz" prädiciren: Viehfutter als das Grundelement ihres Cultur-Turnus,

selbst nicht für Geld aus der Hand geben zu können. Daß dieser Grundsatz rigoröser Anwendung einem verschwindenden Bedürfniß gegenüber nicht haltbar, ist nun allerdings eben so naheliegend, als daß des Docters Pferde nicht allein von Grundsätzen leben können. Dennoch liegen hierin Quellen vielfältiger Unbequemlichkeiten für den Arzt. Ich kann nach unparteiischer Würdigung nur ein Vortheilsmoment für die Gesellschaft darin finden, daß der Arzt seiner ganzen Stellung nach nicht in das Verhältniß einer „grundsätzlichen" Blokade gebracht werde. Er darf weder für sich noch für sein Vieh Nahrungssorgen haben, wenn er sich mit Sorgfalt und frischem Muthe ganz der Ausübung seines Berufes soll widmen können, und werden ihm Fouragirfahrten octroyirt, so feiert die Krankenpflege, denn selbst das praktischste Volk Europas, die Engländer, gehen nicht eher in die Schlacht, als bis sie ihr Frühstück gehalten haben.

Diese Dotirung mit zureichendem Wiesen- und Gartenland müßte aber, für Verhältnisse, wie ich sie hier im Auge habe, in größerem Maßstabe durchgeführt werden, als vielleicht die allgemeine Meinung für nöthig erachten dürfte. Ich halte dafür, daß der Arzt im Stande sein müsse, für den Bedarf einer größern Praxis fünf bis sechs Pferde zu halten, um allen billigen Ansprüchen an ihn gerecht zu werden. Die für die innere Wirthschaft nöthige Pferdekraft, im Hausdienst für Holz und Wasser, Transport von Korn zur Mühle 2c. 2c. würden diese Zahl um eines bis zwei vermehren. Wer die Quälerei aber mitgemacht hat, sich mit abgetriebenen Bauerpferden, in ausgetretenen Wegen, durch Nacht und Nebel im wahren Sinne des Wortes „fuhrwerken" zu lassen, um, statt bei einer Kreisenden, in einem Graben oder Schwarzellernbusch unsanft abgesetzt zu werden, wird mir in dieser vorgeschlagenen Modification unbedingt das Wort reden. Wo eine Ordnung der Dinge auf den Gütern recipirt ist wie z. B. in meiner gegenwärtigen Praxis zumeist, daß der Hof mit seiner Pferdekraft für das Bedürfniß der Gesinde eintritt, giebt oft die Weitläuftigkeit dieser Procedur dem bezüglichen Krankheitsfall durch Verzug eine ungünstige Wendung. Kein Arzt wird daher, im Sinne einer „besten Welt" seine Mitwirkung dabei versagen, dieses Princip zeitgemäß zu modeln. Niemand wird davor zurückschrecken, selbst mit manchen Weitläuftigkeiten, Verantwortlichkeiten und Kosten eine solche ärztliche Centralpost und Rettungsdiligence über sich zu nehmen — natürlich aber nur, wenn man ihm die Möglichkeit dazu, und die Mittel der Ausgleichung bietet. Das einfach Zwingende dieses Raisonnements liegt in der Nothwendigkeit, den Arzt of[t]

à tout prix schnell da oder dort zu haben, und wenn auch zugegeben werden muß, daß jede andere Einrichtung ihre sehr empfehlenswerthen Seiten haben mag, so ist es doch vernünftig, das wesentlich Durchschlagende als Richtmaß zu nehmen und das Nebensächliche dem Hauptleitenden unterzuordnen. Es ist aber viel öfter wichtiger, daß der Arzt schnell fährt, als daß er überhaupt fährt, und da er auf dem Lande im Sinne wirklicher Hülfsleistung viel und schnell zugleich fahren muß, wird ihm selbst das leichter in eigener bequemer Equipage auszuführen sein, als in fremder. Dieses ist aber gerade ein Punkt, der mit manchen grellen Schattenseiten behaftet ist, die, beim Lichte humaner Beleuchtung gesehen, weit entfernt sind, in sanfte Mitteltöne abzuklingen, sondern leider nur um so schwärzer erscheinen!

Es ist dies die manchmal originelle Unwürdigkeit der Vehikel, die, meist von zweiten oder dritten Händen der Verwaltung, bei gelegentlicher oder anhaltender Abwesenheit der Herrschaft oder eines sonstigen einheitlichen Willens, nach dem Arzt gesandt werden. In Eile und Nothstand bleibt oft keine andere Wahl, das Mißliche der Sache wird aber dadurch kaum entschuldigt, noch weniger gerechtfertigt. Offene Bretterwagen bei Sprühregen, Leiterkarren mit ein Paar transversal ausgespannten Stricken als Ressortvorrichtung, eine Art vierrädriger Aeolsharfe, offene Lastschlitten (hier Ragge genannt), ohne eine Spur von Decke oder Sitz, — das sind einige hierhergehörige Specimina, die ich aus eigener Erfahrung citiren kann, und die oft erst sehr entschieden zurückgewiesen und zurückgesandt werden müssen, ehe die nöthige Rücksicht auf des Arztes Leib und Leben in den Gewissen von Gutsschreibern und Stallmeistern aufdämmert. Die Beschwerden über diese Mißstände werden in jeder Landpraxis einen reichen Anhalt finden, weil es noch zu wenig begriffen wird, daß der Arzt hierin mit Recht größere Ansprüche auf Bequemlichkeit machen muß, als sonst Jemand, denn er darf sich nicht durch eine solche Fahrt, auf der er sich oft nothwendig und unvermeidlich eine Erkältung zuziehen muß, für 5 und 6 andere untüchtig machen lassen. Es bleibt hier nur ein Auskunftsmittel, und das ist freilich eben so natürlich, wie einfach: man lasse den Arzt sich selbst betten wie er für gut findet! Das allein führt zu allseitiger Beruhigung und giebt den Gutsverwaltungen, die bis jetzt die Communication zwischen Arzt und Patienten vermittelten, den klaren Vortheil, die Hälfte der Wegewerste und Pferdekräfte zu ersparen.

Dabei muß aber, und das ist ein Cardinalpunkt, dem Arzt die wohl-

zuverwerthende Zeit nicht aufs Gerathewohl aus der Hand genommen und an ihn der Anspruch gestellt werden, sie auf Recognoscirungstouren zu verwenden. Diese, wie sie oben berührt wurden, werden mit dem Bewußtsein etwas „Rechtes" geleistet zu haben, nie von einem Arzte durchgeführt werden können. Obgleich nun aber dem beschäftigten Arzt ohnehin gewiß nicht viel Zeit übrig bleibt, so daß ich für mich gar nicht begreife, wie es mir möglich sein sollte, regelmäßige Touren zu machen, wo oft Zeitläufte von einer und ein paar Wochen selbst enggedrängt ausgefüllt werden von den mannigfach sich durchkreuzenden Ansprüchen, von den entgegengesetztesten Seiten der Windrose her, so hört man doch diese Gewöhnheitsidee immer wieder durchklingen! Man sieht sie immer wieder in den Vordergrund schieben und mit Gründen stützen, die freilich nur das Recht der Anciennität für sich haben. „Die Leute haben sich so sehr daran gewöhnt" — „sie drängen sich an gewissen Tagen alle zum Hof, und sterben lieber, als daß sie außer der Zeit zum Arzt gehen" zc. zc. Das mag alles sehr wahr sein, giebt aber weder einzeln noch zusammengenommen den zureichenden Grund, unzweckmäßige und geradezu verkehrte Einrichtungen zu perpetuiren. Der Bauer ist leider seit Jahrhunderten schon an sogenannte „Disciplinarstrafen" gewöhnt, und zwiefach „leider" dürften sie kaum ganz umgangen werden können, wie die Sachen jetzt stehen; dennoch aber können die patriarchalischen Tage der Kadigerechtigkeit nicht ewig dauern und die exotischen Schößlinge dieser Fächerpalme sind in unserm magern Boden schon ausgestorben.

Der Landmann geht gern mehr als einmal des Tages nach dem Hofe, wenn er weiß, daß er dort Arznei erhält. Ob sie hilft oder nicht ob der Arzt oder Kammerdiener sie verabreicht, ob es Homöopathie oder Baunscheidtismus ist — bleibt gleich! Warum sollte er den gewöhnlich weiter ab wohnenden Arzt, namentlich während der Arbeitszeit, aufsuchen? Es ist der geringste Nachtheil, den die naturärztliche Hauscurirkunst mit oder ohne Zöckel's Compendium nach sich zieht, daß ein halbes Hundert Rubel für verschleuderte oder geradezu gemißbrauchte Arzneien weggeworfen wird, während man sich in dem zweifelhaften Heiligenschein asklepiadischer Tempelcuren gefällt, die durch das Märtyrerthum ihrer Opferwilligkeit geradezu das Volk bethören und es von der eigentlichen Quelle der Hülfe abwendig machen! Zu den pharmaceutischen Mitteln wird dann in wohlwollendster Meinung etwas Saft, Weißbrod, ja Wein gefügt, nur zu oft, müssen wir sagen, am unrechten Ort und mit unzulänglicher Abschätzung

dessen, was die Hülfsbedürftigen viel nöthiger hätten; es giebt aber diesem Zug zum Hofe nur neuen Nachdruck. Bei aller Anerkennung, die wir diesen grauschwesterlichen Bemühungen um ihrer Motive willen zollen, sollte nie vergessen werden, daß sie das Grundübel nicht allein übertünchen, sondern auch schlimmer machen, und daß es hohe Zeit ist, manche Gefühlsspielerei bei Seite zu lassen und klareren Ueberzeugungen von dem „was Noth thut" auch einen praktischen Ausdruck zu geben! Denn wenn der Landmann einmal, unbeirrt durch solche liebenswürdige Concurrenz, zum Arzt Vertrauen gefaßt hat, kommt er in Fällen, wo der Erbe seines Gesindes schwer darniederliegt oder die junge Wirthin der Entscheidung harrt, gern 4 und 5 Meilen weit her, ohne viel Zeit mit Allotriis zu verlieren. Das sind so einzelne Denkmünzen der Humanität, die aus dem rauhen Erz des Landmanns von den Verhältnissen geprägt werden. Leider ist nicht zu verschweigen, daß sie auch ihre Kehr- wie Bildseite haben — eine Kuh, die zu Grunde geht, macht oft mehr Trauer und Wehklagen, als der Tod von Mutter und Großmutter zusammen!

Mir liegt aber andererseits das sehr aufmunternde Beispiel eines größern Gutes vor, das sich allerdings von jeher einer vorzüglich guten Geschäftsordnung und entsprechenden Gutspolizei erfreute. Hier ist im Laufe einer achtjährigen Praxis nicht einmal der Fall vorgekommen, daß ein Schwerkranker wegen Mangels an rechtzeitiger Meldung oder Equipagensendung wesentlich gelitten hätte oder gar zu Grunde gegangen wäre. Gleichwohl waren einzelne Gesinde vom Arzte bis zu 2½ Meilen entfernt. Strenge Aufsicht, die Verpflichtung der Wirthe, ihre Kranken den Gebietsvorstehern, dieser wieder, sie den Hofbeamten anzumelden, wenn nicht kürzere Wege zum Ziel führten, endlich die angewöhnte Sorge der Leute für die ihnen Nahestehenden und der strenge Wille der Gutsverwaltung, keine Vernachlässigungen zu dulden — tragen zu diesem Resultate bei, während auf dem Hofe keine Arzneien zu haben waren und der Arzt keine Spazierfahrten machte, um über Gichtbrüchige und Lahme Revue zu halten.

Ein anderes Gut, viel kleiner an Umfang, kaum entfernter als jenes und mit ungleich geringern Verwaltungsschwierigkeiten extensiver Art belastet, befand sich gleichwohl in einer viel schlimmern Lage. Ein trauriger Fall führte es denn endlich wieder dem beliebten Auskunftsmittel, den Arzt wöchentlich einmal zu haben, zu! Ein Mann hatte in der Trunkenheit Hände und Füße erfroren. Durch unzweckmäßige Behandlung war der

Brand hinzugetreten, ohne daß über die wirkliche Sachlage etwas an den Hof oder Arzt berichtet worden wäre. Nach Wochen (!) gelangt endlich die Aufforderung an mich zu dem Kranken zu fahren, und ich finde — wie leicht zu denken — einen Sterbenden, bei dem nur noch ein Viaticum der Euthanasie anwendbar war. Tags darauf war er verschieden. Als sich später daran anknüpfend aber nun der Wunsch herausstellte, wöchentlich einmal den Arzt oder den Gehilfen desselben regelmäßig auf dem Gut zu sehen, fiel auf das Tragisch-Pathetische solcher Menschenschicksale das Streiflicht des lieben Alltagslebens mit all seinen „Wenns" und „Abers" in fast burlesker Weise. Etwas durchgreifendere Gutspolizei und ein wenig Volkserziehung hätten da alle Schwierigkeiten gehoben. Da nun das Gut nicht in der Lage war, dem Arzt größere Opfer zu bieten, konnte dieser um so weniger Ursache finden, von einem Principe abzugehen, von dessen Richtigkeit er hinreichend sich überzeugt hatte. Der besonders billige Preis, der diesem Gute angesetzt war, stellte es im Honorar für die Behandlung seiner Bauerschaft einem einzigen wohlhabenden Nachbarhause gleich, und dennoch konnte man denken, daß der Arzt sich willig finden könnte, eine unnütze Fahrstrapaze von 1200 Werst über sich zu nehmen, die schon, abgesehen von der Zeitverstümmelung an 52 Tagen im Jahr, schlechtweg in Posttaxenpreis übersetzt 72 Rubel repräsentiren. Jenes Gut zahlte aber viel weniger und hatte schwerlich noch die Mühe und intelligente Arbeitsleistung zu der materiellen bei einer Werthschätzung in Anschlag gebracht, der Arbeit, für die der Arzt ganz eigentlich bezahlt werden soll, und die auf diese Weise ganz außer Betracht bleiben mußte. Ich weiß nicht, ob die höhere Mathematik vielleicht troſtreichere Formeln hat, diese loxodromische Aufgabe zu rectificiren, soviel steht aber fest, daß man sich endlich veranlaßt sah, einem Discipel eines andern Arztes eine wesentliche Zulage zu machen für die Mühewaltung einer solchen curatorischen wöchentlichen Rundschau. Endlich fiel auch dieses neue Institut zusammen und das Gebiet ging zu dem milden Scepter der Homöopathie über und zwar der Homöopathie par distance! Wenn etwas dabei vermißt werden sollte, was kaum zu vermuthen, ersetzen es gewiß odische, weltmagnetische Strömungen, Siderismus und Insolation oder sonstige noch unbekannte Dynamide. Eine klare Ueberzeugung und das veraltetste Vorurtheil haben aber beide den Schild der Unüberwindlichkeit für sich, und meist wird die Ueberzeugung noch viel einsamer stehen, weil das Vorurtheil gern als lieber Jugendgespiele mit uns aufwächst, die Ueberzeugung aber ohne Schonung sich von

vielen Jugendbekanntschaften und heimischen Klängen lossagen muß, um ihren Weg allein zu gehen. Mag man nun aber auch wirklich hier und da von seinem Standpunkt aus dieses Wochenfahrtssystem mit der Festigkeit der Ueberzeugung vertreten, so bedenke man andererseits, daß dem Arzt damit eine Frohn octroyirt wird, drückender als die eines glebae adscriptus, dem doch ein paar Tage für den eigenen Pflug bleiben. Es ist durchaus nicht genug für das Wohl der Bevölkerung geschehen, wenn wöchentlich einmal vor dem versammelten Volk der Kampf gegen die Windmühlen mit Pflastern, Salben und Hekatomben von „Herztropfen" aufgenommen wird. Die Sache ist und bleibt eine wahre Tabuletkrämerei hausirender Kleinigkeitsmedicin, und dafür den Arzt mit größeren oder kleineren Gagen bezahlen wollen, heißt nichts anderes, als in den Zumuthungen, die man seinem Gewissen macht, zu weit gehen. Dann müssen die Aerzte ihre Diplome als Votivtafeln im Tempel Aeskulaps aufhängen und die Medicaster sind am Ruder!

Ich habe geflissentlich Gelegenheit nehmen müssen, auf diesen Punkt zurückkommend, länger bei ihm zu verweilen, weil er der vielberufene Ausgangsknoten mannigfach verwickelter Wirrnisse geworden ist. Immer giebt es noch Viele, die ohne Zaudern ähnliche Ansprüche vertreten, ja sogar eine Bequemlichkeitsauskunft für alle Fälle darin suchen. Mag sein! „Es giebt viele Dinge zwischen Himmel und Erde" und bekanntlich ist „de gustibus non disputandum." Ich, meinerseits glaube nicht zu sehr einer Idiosynkrasie gehuldigt zu haben, wenn ich dem Arzt vor allem die Freiheit seiner Kunst und Wirksamkeit vindicire, die allein seine Thätigkeit zu einer würdigen und segensreichen Entfaltung bringen kann. Sie muß oberstes Princip bleiben und wenn ich zu behaupten wage, daß jede Vereinbarung, die auf ein anders geartetes Verhältniß abzielt, ihn in das Dilemma wirft, sich selbst oder seine Kunst zu verneinen, so fürchte ich nicht, ernstliche Widersacher sich für das Gegentheil interessiren zu sehen!

Wie anders muß sich das Verhältniß herausstellen, wenn es dem Arzt vergönnt ist, nachdem er täglich seine Hauspraxis im Hospital versehen hat, nun die Wahl der Dringlichkeit und vorschlagenden Wichtigkeit für seine weitern Besuche entscheiden zu lassen. Sucht ihn dann auch eine neu aufstoßende Benöthigung, so weiß man ihn an einem Ort zu finden, wo er nicht durch eine inhaltlose Tagesarbeit, sondern durch ein berechtigtes Berufsgeschäft gefesselt wird. Er wird sich ohne Verzug dem nächst Dringlicheren widmen können, und selbst nach einem der mühevolleren Tage

wird ihm das Bewußtsein zur Seite stehen, nach Kräften der wirklichen Nothdurft der Leidenden genügt zu haben. Kann ihm das erwachsen aus einer Zeit, die zum großen Theil mit nutzloser Quacksalberei vergeudet worden, können ihn die großen Apothekenrechnungen, die zum Nachtheil seiner Committenten oder seiner selbst anwachsen, darüber trösten, daß so wenig damit geschaffen wurde? Man bedenke doch, daß die fleißigsten Arzneiconsumenten, die immer noch für 3—4 Nachbarn in Commission Arznei erbitten, daheim oft noch einen zweifach unberechtigten Schacher mit den ohnehin weggeworfenen Mitteln treiben, indem sie für Geld vertreiben, was sie gratis erhalten, unter dem Vorgeben, es theuer erstanden zu haben!

Ein engerer Anschluß der Aerzte der Provinzen an einander, im Sinne der Heranbildung wahrhaft collegialen Wesens und Bewegens in Leben und Wissenschaft, zum Zweck des Austausches ihrer Erlebnisse und Erfahrungen zum Frommen Aller, ist ein Gedanke, der schon längst als zeitgemäß in vielen Einzelnen wiederklingt. Er hat auch bereits zu ersten Anfängen freier Association geführt, die eine bewußte corporative Gliederung als Keim in sich trägt, und die Zeit dürfte nicht fern sein, wo das, was ich hier nur als persönliche Anschauung vertreten möchte, als fester formulirter Ausdruck des Zeitbewußtseins sich den Anforderungen der Mitwelt gegenüber klarer von dem jetzt so bunten Mosaikboden der individuellen Divergenzen abhebt. Bis dahin kann es schon bestehenden geschlossenern Elementen nicht nahe genug gelegt werden, dieser wichtigen Tagesfrage eine unparteiische Prüfung zu widmen. Hat doch der barocke Maßstab des Civilisationsfortschritts — nach dem Quantum des Seifenverbrauchs — eine Art Berühmtheit der Paradoxie erreicht! Sollte es uns neben andern Fortschrittsphasen nicht vorbehalten sein, auch in leiblicher Gesundheitspflege, in Sicherung der Krankenversorgung und in der anerkannten Tüchtigkeit derer, die sich dieser Pflege widmen, zu beweisen, daß wir nicht Ursache haben, hinter kleinen Dörfern des Rheingau's, Schlesiens oder des Harzes zurückzustehen?

Innerhalb der Grenzen der Idee, die ich einer gedeihlichen Verwirklichung entgegenreifen sehen möchte, liegt auch der Vortheil eingeschlossen, daß unter den Auspicien einer derartig wohlorganisirten Landpraxis angehenden jüngeren Aerzten, die sich dieser Richtung zu widmen gedenken, die beste Gelegenheit geboten wäre, sich die Rittersporen der Praxis im ernsten Turniere zu verdienen. Eingeführt, unter der Leitung eines ältern Arztes, in die Obliegenheiten einer so viel verzweigten praktischen Thätigkeit —

nebenher einer jedenfalls eigenthümlich sich gestaltenden Hospitallektung, die ihn bald durch die interessanteste Casuistik für allgemeine wissenschaftliche Kategorien entschädigte, wird der junge Arzt seinen Eintritt in die Praxis von mehr als einem günstigen bildenden und tragenden Momente begleitet sehen, wo jetzt leider das Gegentheil der eher zu denkende Fall ist. In dem bunten Durcheinander der Praxis selbst wird er nicht so leicht das bessere Ziel aus dem Auge verlieren; im Anlehnen an den ältern Collegen wird er seine ärztliche Befähigung ohne Aengstlichkeit und Befangenheit prüfen, seinem praktischen Sinne unbeirrt Objecte der Application suchen und sehr bald das Geschlossenheitsgefühl seines Selbstbewußtseins auf dem Wege finden, der wohl ab von manchen rosigen Illusionen führt, dafür aber auch nie in die Versumpfung der Routine und des gedankenlosen Curirens leitet. Nicht weniger werden die frischen Eindrücke wissenschaftlichen Strebens, die der junge Arzt von der Hochschule mit herübergenommen, wenn sie auch erst ihrer Befruchtung durch das Leben harren, dazu beitragen, im Austausch dem ältern Collegen Anregungen zu geben, die die Kunst am sichersten vor Erstarrung zum Handwerk, den Geist am leichtesten vor dem Untergang in der indigesta moles der Materie bewahren.

Nicht vielen jungen Aerzten kann die Gelegenheit so günstig wie dem Schreiber dieses entgegentreten, den Anfang ihrer Praxis im Dienste der Krone in eine municifent ausgestattete Krankenanstalt verlegt zu sehen. Da durften bald die Grundsätze und Richtmaße ins praktische Leben übertragen werden, die frühe Neigung zur Wissenschaft angelegt und entwickelt hatte. Hier durfte der junge Prakticant neben dem Radgetriebe der todten und doch so unentbehrlichen Verwaltungsmaschine schnell unter dem reichen Material praktischer Applicationen sich orientiren; hier durfte bei einer gern benutzten Fülle von Gelegenheiten am Sectionstisch über das für und wider mancher heiklichen Fragen ein Urtheil aus eigener Anschauung angestrebt werden. Der administrative und organisatorische Sinn in der Behandlung größerer Reihen von Kranken findet Nahrung; Charakter und Wesen epidemischer und endemischer Einflüsse heben sich klarer ab; die unendliche Wichtigkeit von Zeit- und Kostenersparniß bei Vereinfachung der Arbeit der Behandlung tritt prägnanter hervor, und die Vorzüglichkeit mancher praktischen Richtwege regt Nachdenken und Streben an, wo streng formulirte Anforderungen der Wissenschaft mit den Ansprüchen des Lebens und der Gewohnheit ausgeglichen werden sollen und das Kind doch nicht mit

dem Bade ausgeschüttet werden darf. Alle diese Vortheile werden sich, freilich in beschränkterem Maße, dem jungen Adjuncten im Doctorate bieten können, der frisch von der Universität kommend, oft im Gefühl der augenblicklichen Situationslosigkeit nach dem Ersten dem Besten greift. Der gegenwärtige Schlendrian der Landpraxis bietet schwerlich Gelegenheit unter besonders günstigen Chancen sein wissenschaftliches Bewußtsein mit dem Leben in ein gutes Vernehmen zu setzen, und es dürfte oft schwere Opfer der innern Freiheit kosten, ehe er nach Jahren von dem mühsam erworbenen Vertrauen einer Gesammtheit getragen wird, das ihm zu kräftigerer Entfaltung seiner Fähigkeiten aufruft. Für den Novizen bleibt dieser erste Eintritt in eine zeitraubende, ermüdende und doch im Ganzen nichtsthuerische Praxis eine sehr gefahrvolle Klippe. Man muß selbst schon im Feuer gehärtet sein, um diesem starren Kiesel einen Funken des Lebens zu entlocken. Leicht kommt der junge Anfänger in die Lage, über der Verschrobenheit ganz particulärer Verhältnisse die Fortbildungsfähigkeit seiner wissenschaftlichen Aufgaben im allgemeinen zu bezweifeln, die für den Augenblick nirgends eine Stätte, nirgends eine Anwendung finden. Er wendet sich enttäuscht vielleicht in mancher Beziehung nach dankloser Praxis den entgegenkommenden geselligen Zerstreuungen zu — sucht eine Ergänzung in ihnen für das, was er vergebens, für den Augenblick wenigstens, wie er meint, draußen an Genugthuung in seiner Wirksamkeit vermißte, und stimmt nur zu leicht, ehe er es sich selbst gestanden, die tiefgreifenden ernsten Anforderungen an den jungen Erben alter Ehren herab zum dolce far niente eines überall bekannten, gern gesehenen Tagesgastes. Die liebe Gewohnheit des Daseins verquickt sich nur zu leicht mit dem besten Erze unseres Menschen, und bald ist der Doctor nur zu sehr eine stabile Erscheinung eben so stereotyper geselliger Vereinigungen, Kränzchen 2c. Ist dem jungen Mann aber diese gesellige Abziehung und Anregung zu einer Art Bedürfniß geworden, so dürfte er mit seiner Fortentwickelung in der That etwas in Collision gerathen, da der Natur der Sache nach die Kreise ländlicher Vereinigungen nicht immer von den lebendigern Anregungen geistiger Befruchtung getragen werden können, die das gesellige Leben größerer Städte so genußreich und fördernd machen.

Anders, darf man hoffen, dürfte sich das unter dem Einfluß von Organisationen gestalten, wie ich sie im Geiste sehe. Selbst das in mancher Beziehung die geistige und gesellige Vertiefung gefährdende Wesen des geselligen Landverkehrs wird hier, im Hause, in der Familie des ältern

Collegen, wenigstens für den besondern Standpunkt des jüngern Arztes eine meist lebensfrischere Form gewinnen dürfen. Die Erlebnisse des Tages, die Fragen des Augenblicks werden Stoff zu Austausch und Gegenseitigkeit bieten, die vielleicht manchen Gedanken zur Reife bringen, der selbst in weitern Kreisen gebildeter Geselligkeit Anknüpfungspunkte sucht und Anregung bietet, der andererseits dem collegialen Anschluß der Mitärzte neue Nahrung verleiht und so Wissenschaft und Leben immer in lebendiger Wechselbeziehung zu einander erhält. Nebenher würde der junge Arzt durch ein, selbst durch ein paar Jahre eines derartigen Noviciates nicht allein in seiner praktischen Laufbahn durchaus nicht behindert werden, im Gegentheil, eine neue Stellung würde ihn am Abschluß dieser „Wanderjahre" nur tüchtiger und schlagfertiger fürs Leben finden. Weder würde auf ihm das Gefühl der verlorenen Zeit lasten, die ihn im Suchen nach einer Situation bald hierhin bald dorthin sich wenden sah, und die manchen jungen Mediciner endlich zu einer vorschnellen Wahl verleitet, noch würden, wenn er dann eine Stellung erworben, die Nachklänge der Mißstimmung seine spätern Entwickelungen trüben, die aus dem Gedanken fließen, Verpflichtungen übernommen zu haben, deren Umfang und Tragweite er vielleicht unterschätzte.

Daß nun aber bei einer Regelung der Dinge, wie sie hier mit einer fester begründeten, centralisirteren Thätigkeit mir vorschwebt, die Praxis mit Vortheil für beide Theile eine weiter greifende wird sein können, liegt schon im Wesen ihrer Voraussetzungen und, darf ich hinzufügen, wird durch die Erfahrung in aufmunternder Weise bestätigt. Ich selbst habe unter manchen erschwerenden Nebenumständen meine Wirksamkeit über 600 Bauergesinde mit circa 6000 Seelen sich ausdehnen sehen, abgesehen von allem Exceptionellen, das sich um diesen Kern gruppirt, abgesehen von der Praxis in den Häusern der hier ansäßigen Familien und gelegentlichen Beziehungen zur auswärtigen Praxis der Collegen oder bei Fernerstehenden. Dieses Resultat wäre bei irgend welchen decentralisirenden Einflüssen oben angeführter Natur ein Ding der Unmöglichkeit gewesen.

Wenn es nun aber auch Zeiten äußerster Anspannung der körperlichen und geistigen Kräfte giebt, so werden solche Episoden ja im Leben keines beschäftigten Arztes ganz fehlen können; andererseits darf ich mit Befriedigung hinzufügen, daß mir ungeachtet dessen die Muße und das Interesse für die Weiterbildung des wissenschaftlichen Baues, auf dem mein eigenes ärztliches Bewußtsein ruht, dadurch nie verkümmert worden ist. Dieses

ist aber für den Arzt unzweifelhaft erstes Lebenselement, wenn er Arz
bleiben will; selbst die geistigen Bande und Bildungsquellen für Herz un
Seele, die im Schooße des Familienlebens ihm nahe gelegt sind, könne
da erst in zweiter Reihe zur Geltung kommen. Sie können sein wissen-
schaftliches Leben heben, tragen und stützen, dieses selbst aber kann sich kei
Compromiß gefallen lassen, es trägt seinen Grund und Lebenskeim in sich
selbst und unabhängig vom Leben soll der Arzt es wahren, wenn er vor
sich und der Welt bestehen will.

Weil ich nun aber der Ueberzeugung lebe, daß, gerade auf dem platten
Lande, wo nur zu sehr der Austausch mit Fachgenossen fehlt, wo die Zu-
flußquellen wissenschaftlichen Fortschritts spärlich fließen und selbst dann
noch um hohe Opfer erschwungen werden müssen, nicht ernst genug von
jedem Einzelnen zugesehen werden kann, der es mit seiner Kunst ehrlich
meint, „wo er bleibe und wie ers treibe," während der Strom des Wissen-
schaftslebens weiter wallt — eben darum kann ich auch nicht eindringlich
genug die Nothwendigkeit einer wohlgesicherten und zureichend dotirten
Stellung des Landarztes bevorworten. Beim Nothstande des ärztliche
Verhältnisses, werden mit jedem jungen Kämpfer für die Wissenschaft, de
im Ringen mit dem Leben geistig oder körperlich zu Grunde geht, hundert
neben ihm Stehender, die seiner Obhut anvertraut sind, unmerklich mit i
den Ruin gezogen, mit einem kräftigen Gedeihen seiner Entwickelung, wi
ich sie anzuregen mir die Kraft wünschte, wird das Gefühl der Schut
losigkeit in Zeiten der Noth, wird das Haschen nach einem Strohhalm i
Tagen des Leidens einem ruhigen, festbegründeten Vertrauensverhältni
Platz machen, und der Arzt unserer Tage wird wohlverdient einen Abglan
von dem Nimbus wiedererringen dürfen, der in städtischen Concurrenz
verhältnissen noch oft den Würdigsten als primum inter pares schmückt un
den gewiß nicht bloß der zersetzende Unglaube unserer Zeit erbleichen macht

Diese Sicherstellung der Lage des Arztes im Doctorate ließe sic
leicht auf schon betretenen Wegen mit einigem organisatorischen Sinne be
werkstelligen. Sei es nun, daß die Gemeinden, die Kirchspielsconstituente
oder irgend welche sonstige Gesammtheit als moralische Person für die i
dem ärztlichen Bezirk Eingemarkten mit einer Remuneration einträte —
immer wird man leicht auf die seit lange hierselbst eingebürgerten Feststel
lungen zurückkommen können, und da alle andern Neuerungen auf Gotte
Erdboden leichter von Statten gehen, als die, welche tiefer in den Beut
greifen, so wird sich diesem Fortschrittsversuche ein um so günstigeres Pr

gmotiven stellen lassen, als ich Ursache habe zu glauben, daß alle Theile wenn die Reorganisation einmal durchgeführt ist, auch billiger berathen sein dürften. Man erwäge aber wohl, daß die Ansicht als eben so ungerecht wie folgemäßig schädlich bezeichnet werden muß, die dem Begriff der Sicherstellung vollauf Genüge gethan zu haben meint, wenn für die leibliche Existenz des Arztes nothdürftig gesorgt worden. Es ist ja gerade eine der nachtheiligsten Seiten des Mangels an Concurrenz, die sich bei solchen festen Verhältnissen Eines zu einer Gesammtheit zum Nachtheil des Ersteren geltend macht, daß, während sich unter andern Beziehungen, nach dem gewöhnlichen Gang der Dinge der erfolgreichern Arbeit der größere Lohn zuwendet, auf diesem Markt des Lebens immer ein gewisser Zwangscours dem Arzt gegenüber besteht, der sich leider noch drückender fühlbar macht, wenn die Früchte seiner Arbeit von ihm als Tauschmittel für die Elemente des Lebensunterhaltes und Lebensgenusses angesprochen werden. Seit Jahren haben sich die Gagen der Aerzte auf dem Lande eher verkleinert, ihre Wirkungskreise eher parcellirt als vergrößert, seit Jahren hat man Naturalienleistungen im selben Verhältnisse eingezogen, als der Tauschwerth des Geldes sich verminderte, seit denselben Zeitläuften sind alle Bedürfnisse des Lebens im Preise gestiegen und es ist unschwer nachzuweisen, daß der Lohn der Arbeit des Arztes im Laufe dieser Zeit fast um 30 % herabgedrückt worden, ohne daß die Ansprüche an ihn sich im mindesten ermäßigt haben. Dies im Einzelnen durchzuführen und zu belegen, mag einer spätern Betrachtung vorbehalten bleiben, hier kann nur darauf hingedeutet werden als auf eine Quelle eines tiefgefühlten Mißstandes, der früher oder später zu einer Krise führen muß. Es ist hiernach unschwer einzusehen, wie schief irgend welche versuchte Neuerungen sich zum Leben stellen müssen, wenn die Richtung der Auffassung eine besonders betonte Bevorwortung findet, die das Rechenexempel des pecuniären Vortheils und „Mindestbots" an die Spitze stellt. Jeder weiß, daß gerade der „Geldpunkt" in solchen Dingen ein sehr epinöser und leider ein gar nicht so „zarter" ist, wie man gewöhnlich glaubt oder wenigstens im Worte es ausdrückt. Ueber die Wahlfreiheit des Publicums und die Berechtigung der Concurrenz läßt sich gar nicht streiten. Warum sollte auch ein Publicum nicht einen Arzt, der aus gewissen Ursachen billiger fährt und sparsamer curirt, lieber als einen andern engagiren dürfen? Ob die Ansprüche des Theurern sich über das Maß der Billigkeit erheben oder ob das Angebot des Publicums hinter demselben zurückbleibt, dürfte schwer zu ent-

scheiden sein und im gegebenen Falle leicht zu einem Salomonischen Urtheilsspruche drängen. Gewiß wird aber eine billige Uebereinkunft nach allgemeiner durchgreifender Norm über diese Heiklichkeiten weghelfen, wenn einmal der Boden der Ansichten geklärt ist, aus denen entsprechende einschlägige Beurtheilungen fließen.

Die Zeiten ändern sich; ob „leider" oder „Gottlob", ist Sache der Ansichten. Es ist nicht gar so lange her, daß es ehrenfeste Magister gab, die für 50 Thaler und ein Paar „hirschlederne" das lange liebe Jahr humaniora mit der Jugend trieben. Jetzt reichen diese Lockungen höchstens bis zu einem guten Kutscher hinan. Doch — was kümmerts am Ende das Publicum, ob der Arzt mit einem oder zwei Pferden fährt (vielleicht wegen zunehmender Corpulenz), ob er im Regenwetter dem offenen einen verdeckten Wagen vorziehen muß (vielleicht wegen Kopfrheumatismus) — das kann ihm gleichgültig sein. Wenn aber einmal die Billigkeit entscheidet, oder um mit Worten nicht zu spielen, die „Wohlfeilheit," so haben diese Herren keine Chancen mehr. Was hat am Ende das Publicum für ein Interesse daran, ob sie Liebigs Selbstverbrennung, Reichenbachs Odlehre und Eschenmeier in ihre Repositorien einschrieben, oder wie weil. Asmuss eine Selbstgeschlossenheit erreichten, die mit Hufelands Enchetridion eine feste Allianz fürs Leben schloß? Gewiß muß zugegeben werden, daß das Publicum auf der bunten Reise durchs Leben nie und nimmer für die Ueberfracht des Arztes solidarisch verpflichtet werden kann und weder für seine Maculatur noch für seine Wagenfedern einstehen soll. Nur sehe jeder wie er's treibt und vergesse nicht, daß in Sachen des leiblichen Lebens und der Gesundheit unser irdisches Jammerthal eine weit weniger glimpfliche und langmüthige Schule ist als für das Jenseits. Unzulänglichkeiten und Unterlassungssünden strafen sich hierin schon hienieden weit herber als manche arge Begehungssünde dort angerechnet werden dürfte, natürlich ceteris paribus! Denn aufrichtige Reue mag schon manchem Sünder den Himmel wiedergewonnen haben; ein verlorenes Bein wächst aber ungeachtet aller Reue nicht wieder wie eine Krebsscheere! Die Verlierenden sind aber bei dergleichen Angelegenheiten häufig in dem Falle von Verkäufern, die für billiges Geld ihre Waare gewöhnlich leichter loswerden, als für hohe Preise. Dies ist ein politisch-ökonomischer Satz, der seine politische wie ökonomische Seite hat und aus dem die Consequenzen mit Leichtigkeit folgen, obgleich auch er wie manche andere goldene Regel nicht ohne Ausnahmen dasteht.

Man hört nun aber wohl auch hier und da die Meinungsäußerung

anklingen, dieser oder jener, sonst tüchtige Arzt, sei beim Volke auf dem Lande weniger beliebt, weil er nicht auf seine Art und Weise einzugehen verstehe, ꝛc. während etwa ein beliebiger ärztlicher Gehülfe in großer Gunst stehe und merkwürdige Curen vollführe. Das mag hier und da nicht unbegründet sein. Der Arzt ist meist nicht aus dem Volke hervorgegangen, obgleich er sich's immer zur Ehre anrechnen wird, zur „arbeitenden Classe" zu zählen, aber es ist gewiß nöthig, der Menschen Sprache zu reden, wenn man sich ihnen verständlich machen will. Gewiß muß der Arzt vor allem zeigen, daß er der Menschen Leben, im gesunden und kranken Zustande, verstehe, wenn er von ihnen zu beider Nutz und Frommen verstanden werden will. Nun beziehen sich derartige Erwähnungen nicht selten nur auf das, was der Arzt nach seiner Ueberzeugung gegen Vorurtheil, Quacksalberei und Altweiberweisheit geltend zu machen gezwungen ist, und da wird wohl kein Wohlmeinender ihm Unrecht geben, wenn er sich unverdient einer schiefen Beurtheilung aussetzt. Er soll weder in Grundsätzen noch Maßnahmen mit dem großen Haufen liebäugeln, sondern thun was er nicht lassen kann — das bleibt für's Erste denn doch zu Recht bestehend.

Ist nun aber vor dem Richterstuhl jeder billigen Beurtheilung diese Entwickelungsrichtung des Arztes, die unbeirrt durch Coterien auch nach außen seine Stellung würdig vertritt, eine berechtigte, wie wollte man dann den Quellen, aus denen wesentlich diese Gewordenheit fließt, ihre Berechtigung absprechen? Die tröstenden Einwände: dieser oder jener Arzt habe denn doch sein Auskommen, schließen jetzt wenig Beruhigung der Seele in sich. Mit dem bloßen Auskommen des Arztes ist's eben nicht gethan, und kann ein Kreis auf die Dauer einem Arzt eben nicht mehr als sein „Auskommen" bieten, so dürfte er schwerlich einen leistungsfähigen Arzt für die Länge fesseln. Der Staat sowohl als Privatassociationen nehmen sich bekanntlich unter gewissen Umständen der Hinterbliebenen namentlich verstorbener Beamteter an, und so fallen nicht allein den Familien der Aerzte, die ihre Kräfte bei Lebzeiten gewissen particulären Interessen gewidmet, nach dem Tode der Familienväter bestimmte Unterstützungen zu, als Ausdruck der fruchtbaren Arbeit, die ihr Leben hier nachwirkend in Anspruch nahm, sondern selbst die Tage der herannahenden Altersschwäche und Arbeitsunfähigkeit solcher Diener des Gemeinwohls werden von der Verwaltung sowohl wie von Gesellschaften durch Pensionen, Leibrenten ꝛc. vorgesehen. In unsern Verhältnissen geschieht vom Staat, der Natur der Sache nach, nichts, weil der Landarzt in seiner jetzigen Fassung keine

directe Beziehung zu Staatszwecken hat; von Privaten der Natur der Menschen nach noch weniger, da hier ja meistens nur ein ganz äußeres Contractsverhältniß ohne nachwirkende Verpflichtungen vorliegt. Die Garantien, die die entsprechenden Gesellschaften bieten, werden aber bekanntlich nur durch Opfer gesichert, die hier einen bezüglichen Ueberschuß der Einnahme des Arztes darstellen und auf diesem Wege ihm und den Seinigen zu Gute kommen! Dieser muß aber erworben werden, neben dem, was man das „Auskommen" nennt! Uebrigens — Italia fara da se — aber man gebe vor allem Italien auch eine Constitution seiner finanziellen Quellen, die der Ausdruck einer gesunden Arbeit des Staates zum Besten der Menschheit ist. Mit frommen Wünschen für seine Unabhängigkeit ist's nicht gethan, und er wird erst dann mit voller Kraft an der Arbeit der europäischen Familie Theil nehmen können, wenn äußere drückende Beschränkungen gewichen sind.

Es würde aber zu weit führen, diese speciell die persönliche Wohlfahrt des Arztes berührende Seite seiner Stellung hier zu weit ins Einzelne auszuspinnen, nur soviel seine Beziehung zum Publicum als Gegenseitigkeitsverhältniß in Frage kommt steht fest, daß ein Weg gesucht werden muß, der eine würdigere Ausgleichung zwischen dem geistigen Capitale des Arztes und seiner greifbaren Verzinsung ermöglicht; der Arzt kann sich nicht auf gleichen Fuß mit Maschinen stellen, die abgenutzt, durch andere ersetzt werden, wenn sie untauglich geworden, es geschieht damit nicht blos ein einzelnes Unrecht, sondern eine allgemeine Rechtsverletzung. Darum sei die ganze Organisation ärztlicher Wirkungskreise von vorn herein auf entsprechenden Grundlagen hergerichtet und man gebe ihnen eine Breite der Basis, die es dem Arzt nur überhaupt möglich macht, der Früchte seiner Arbeit einst froh zu werden. Wäre das schon jetzt der Fall — woher entwickelte sich in dem ausgetretenen Geleise unserer Landpraxis immer wieder bei den Strebsamern dieser „Landlustmüden" der Zug nach der Stadt, während die landischen Kreise unter dem immer wechselnden Zu- und Abzug der Bessern gewiß nicht prosperiren, da jeder eben immer wieder von neuem beginnen muß? Mit seinem Arzt und seinem Schuster wechselt man aber nicht gern, wenn man einmal in der einen oder andern Richtung etwas Verläßliches gefunden zu haben glaubt, denn alle wissen es nun einmal nicht gleich gut zu treffen, wo der Schuh drückt!

Wie weit aber jetzt noch die Ansichten über die Vermittelungsgränzen

dieser vielfachen Mißstände auseinander gehen, selbst wo das Für und Wider sich ohne Schwierigkeit zu scheiden scheinen, dafür legte mir folgender Fall ein sprechendes Zeugniß ab. Es wurde an mich das Anliegen gerichtet, einen Collegen für eine entfernte landische Praxis in Vorschlag zu bringen. Da mir ein disponibler Arzt im Augenblick unbekannt, jene Praxis aber auch fremd war, suchte ich mich vorläufig über die Bedingungen in's Klare zu setzen, die mit jener Stellung verknüpft wären, in der Hoffnung die Persönlichkeit dazu dürfte sich gelegentlich finden. Ich konnte jedoch nicht umhin, diese Stellung so wenig sicher umschrieben zu finden, so wenig hoffnungsgebend in dem, was sie in Aussicht stellte, daß ich es für meine Pflicht hielt, nicht mit meinen Zweifeln zurückzuhalten, ob sich überhaupt auf der angedeuteten Basis ein für die Dauer allseitig befriedigendes Verhältniß würde aufrichten lassen. Eine eingehendere Detaillirung des zu Bietenden verrückte meine Ansicht nicht wesentlich, zeugte aber in dem Zugeständniß, wie allerdings manches Unzulängliche, Unbestimmte da mit unterlaufe, eben so sehr von dem richtigen Gefühl als der aufrichtigen Gesinnung des Verhandelnden. Die Sache wurde aber dadurch nicht hoffnungsgrüner und ich mußte bei meinen Bedenken beharren. Um diese jedoch schließlich zu desarmiren, wurde die Ergänzung hinzugefügt: es sei überdem die Gegend eine der schönsten des Landes, reich an antediluvianischen Denkmünzen der Schöpfung, von einer selten reichen und enggedrängten Flora geschmückt und in Bezug auf entomologisches Interesse von den schönsten Schmetterlingen bevölkert. Ich kann einen schwachen Augenblick nicht läugnen, in dem ich diese Corollarien für Scherz nahm. Ich mußte aber diese Auffassung beseitigen und der Fall wurde mir um so lehrreicher, als es sich hier um keine Plaisanterie der Redewendung handelte. Es war, was man als Compensation bot, nicht eine jener gesprächlichen „Ausweichungen", die durch ein paar Accorde ungezwungen in entfernte Tonarten hinüberleiten. Die ganze Verhandlung hielt sich im Styl streng contrapunctischen Satzes, wie er in Compositionen älterer classischer Musik selten den Eindruck eines gewissen ernsten Ergriffenseins des Zuhörers verfehlen wird. Leider blieben meine „guten Dienste" erfolglos, da mir namentlich kein „Naturenthusiast" bekannt war, der der Insecten wegen und nicht trotz derselben die Landpraxis gesucht hätte. Und wie viel wohlfeiler wären selbst einem Konchyliologen die lebenvolleren Exemplare der Ostrea concisa in der Stadt gekommen, als hier die schönsten Murchisonien und Pleurotomarien. Daß ich nun aber auch in weitern Kreisen

der Anziehungskraft der Naturwissenschaften und ihres Studiums ein so überzeugendes Zeugniß geben hörte, konnte fast elegisch stimmen, im Hinblick auf die oft gehörte Klage, daß es leider gerade an den schönsten Punkten dieses heitern Sterns den Menschen, oder wenigstens Einzelnen unter ihnen, nicht recht wohl werden will.

Es liegt nun aber auf der Hand, daß unter dem Einfluß einer festeren Begründung landärztlicher Mittelpunkte auch manche andere schwache Seiten unserer provinciellen Gesundheitspflege in ein günstigeres Stadium der Entwickelung treten würden. Das Hebammenwesen liegt leider auf dem Lande noch so sehr im Argen, daß es wohl hohe Zeit war, als dieser wunde Fleck neuerlichst wieder eine sorgsame Berücksichtigung von officieller Seite fand. Es ist mancher Versuch gemacht worden zum Heranbilden von Hebammen, der Arzt kommt aber leider nur zu oft in den Fall, den Mangel einer nur einigermaßen zureichenden Hülfe durch verdoppelte Anstrengung von seiner Seite ersetzen zu müssen. Es dürfte dies noch für längere Zeit ein Capitel bleiben, in dem mit blutigen Lettern die Unzulänglichkeit selbst der besten Absicht verzeichnet stehen wird, neben den kolossalsten Brutalitäten der Unvernunft und des Aberglaubens. Jeder beschäftigte Landarzt mag die Blätter seiner Erinnerung zu Rathe ziehen, und wird darin gewiß prägnante Beispiele für die Trübseligkeit dieser Verhältnisse nicht vermissen. Wer denkt nicht an die alten Wickelfrauen, die jedes dritte oder vierte Gesinde aufzuweisen hat, und die von den Bauerfrauen zu jeder Entbindung entboten werden. Da sieht man sie mit der obligaten Amtsmiene, um in den Stunden der Drangsal mit freigebigen Mitleidsbezeugungen und Tröstungen der Religion bei der Hand zu sein, in allem Andern aber sich nicht um das Mindeste zu bekümmern von dem was ihres Amtes wäre. Da sie über die eigentliche Sachlage vollkommen im Unklaren sind, so ist es noch der günstigste Fall, wenn sie sich nicht zu positiven Eingriffen verleiten lassen, und gewöhnlich müssen erst ganz exorbitante Wahrzeichen geschehen, die freilich dann aller Welt verkünden, daß „eine Schraube los sei“, ehe sie sich nach dem Arzt umsehen, der dann für alle Consequenzen eintreten muß, die ein seltener Verein von Unkenntniß, Indolenz und Imperfectibilität in solchen Lagen heraufbeschwören kann. Wie oft zu spät für Mutter oder Kind, nicht selten für beide, erscheint der Arzt auf dem Schauplatz, während diese Weiber vielleicht hunderte von Entbindungen mit angesehen haben und wenigstens auf die mögliche Gefahr hätten aufmerksam werden können, da es noch Zeit war. Geprüfte

und verläßliche Hebammen habe ich nur selten zu Geburten zuziehen sehen, und selbst die Familien der Gebildeten haben darin manche Stunde des Nothstandes durchmachen müssen. Vielleicht führen die neuesten Schritte der Medicinalbehörde auch hierin zu gedeihlicheren Resultaten. Gewiß aber würde der Arzt mit geringer Mühe eine geeignete Persönlichkeit im Doctorat zu fesseln wissen, die ihn der oft so peniblen Hebammendienste enthöbe, und das längere Gebundensein an die Praxis eines Arztes würde nicht allein die Lebensstellung dieser Persönlichkeiten sichern, sondern ihnen auch eine feste Quelle lehrreicher Uebung werden müssen. Die Statistik der hier einschlagenden Misère kann kaum gesammelt, noch weniger veröffentlicht werden, selbst dem nächsten Arzt bleibt vieles unbekannt, was sich in naher Nachbarschaft in einer elenden Badestube oder einer Kleete abspielt, es wäre aber wohl an der Zeit, in dieser Hinsicht gegen tief einschneidende Schädigungen des Gemeinwohls mit verläßlicheren Vorsorgungsmaßregeln vorzugehen.

Manche andere Beziehungen stehen nun zwar mit den berührten Verhältnissen in nächstem Connex, müssen aber aus den Grenzen dieser Betrachtung ausgeschlossen bleiben. Hierher gehören die Stellungen der Discipel, Lehrlinge, Impfer, das Impfwesen selbst und die Art seiner Durchführung. Auch auf diese Branchen würde eine centralisirtere Stellung der Aerzte nur von segensreich fortbildendem Einfluß sein, wenngleich sie auch relativ am wenigsten aus ihrer augenblicklichen Lage verrückt werden würden. In mancher Beziehung ist übrigens, namentlich in Hinsicht der Revaccination, in neuester Zeit die Medicinalbehörde schon selbstständig vorgegangen, manches dagegen bleibt als stiller Wunsch noch der kommenden Zeit aufbehalten.

Und so mag denn diese fragmentarische Rundschau immerhin heilbarer Gebrechen unserer landärztlichen Verhältnisse Anklang finden vor allem in den Gemüthern derer, die dem humanen Fortschritt unserer Zeit mit congenialem Geiste lauschen und folgen. Unmerklich oft im Einzelnen, überwältigend in den Gesammtresultaten drängt dieses mächtige Entwickelungsleben mit bewußter Kraft und immer klarer werdenden Zielen einer neuen Zeit entgegen. So ruhig wirkend und lösend, so unwiderstehlich schaffend und zerstörend sehen wir die Urkräfte der Natur, zwischen den felsigen Rippen der Erde, da wo die Gletscherkuppen niederdrängen in den Thälern bis an die Gemarken der Aelplerhütten, ihre Macht entfalten. Alles scheint da dem flüchtigen Beobachter in Eis und Fels gebannt zu sein, und doch

ist alles Leben und Bewegung, drängende, treibende, ungeheure Kraft! Der Siedler der nahen Alpmatten, der Wanderer, der Gefahr und Mühe nicht scheut, die Natur in ihrem stillen Wirken zu belauschen, die erkennen wohl den ruhigmajestätischen Fortschritt dieser eisigen Riesen und die Felsblöcke und Wahrzeichen ferner Höhen, die sie auf ihrem breiten Rücken herabtragen, künden die Titanenarbeit, die dort fast lautlos verrichtet wird. So ist der Fortschritt unserm Jahrhundert nicht mehr ein geträumtes Eden, ein frommer Wunsch; das Ideal ist ins Leben getreten und mit ihm zur Nothwendigkeit verwachsen und die Entwickelung ist ein Lebenselement geworden, das bewußt mit warmen Pulsschlägen auch Wissenschaft, Kunst und Leben durchströmt, um neue Sprossen treiben, neue Hoffnungen keimen zu lassen. Ich schmeichle mir keineswegs, das hier Besprochene auch nur nach den Hauptseiten der Darstellung hin erschöpft zu haben; dazu hätte mir ohnehin ein reicherer Zufluß an statistischem Material zu Gebote stehen müssen. Die Tendenz des Gebotenen hätte aber dadurch auch kaum ein höheres Relief erhalten; es wollte nur anregen durch flüchtige Umrißzeichnungen, einleiten in die Phasen kommender Entwickelungen durch kurze prägnante Skizzen der Gegenwart, endlich einen Hinweis auf die Gestaltung des sich Vorbereitenden versuchen, indem das Ueberlebte, Veraltete und Morsche vom lebenskräftigen jungen Kern geschieden wurde.

Sollte dieses Ziel durch vorliegende Darstellung auch nur in bescheidenem Maße erreicht worden sein, so werden die Stunden der Muße, die ich diesen Gedankengängen und Erinnerungsbildern widmen durfte, gewiß zu den klarern Wellenschlägen im Lethestrom der Vergangenheit zählen dürfen, die für manche verlorene Stunde der Praxis Ersatz geben. An dem ermuthigenden Ausblick in die Zukunft halte ich aber um so lieber fest, als ich mich von dem Vorwurf frei fühle, in kleinlichem Standes- oder Situationsinteresse mich einer Vertretung gewidmet zu haben, die unser Verhältniß zur Mitwelt mir im Sinne eines ernsteren Geistescultus gegenüber der Materie zu bedürfen schien. Die ebenmäßige Schönheit der Kunst, die ernste Tiefe der Wissenschaft hoffe ich dabei nie aus dem Auge verloren zu haben. Wenn ich aber ein wärmeres Wort für das Leben gesprochen habe, so bedenke der Leser, daß das der Kahn ist, auf dem diese ewigen Güter hinabwallen auf dem Strom der Zeit, und daß ein Jeder mit emsigem Streben Acht haben sollte des Pfundes, das seinem Nachen anvertraut ist.

A. Laurenty,
prakt. Arzt in Ruhenthal.

Weltansprüche und Mädchenerziehung.

Wiederholt ist die „Baltische Monatsschrift" auf gewisse Mängel, falsche Richtungen, unbefriedigte Bedürfnisse in der Jugenderziehung zurückgekommen. Bestimmte Vorschläge zur Abstellung ebenso bestimmter Mißstände, wie allgemeinere Ideen zur Umgestaltung oder Fortbildung ganzer Erziehungsrichtungen traten zu Tage. Die streng pädagogische oder didaktische Selbstbeschränkung des Themas konnte nicht so weit gehen, um nicht zugleich allgemeinere sociale Zustände oder Mißstände zu berühren, von denen auf der einen Seite die Erziehung in unzweckmäßige Richtungen gedrängt wird und welchen wieder auf der andern Seite eben durch eine zweckmäßigere Leitung der Erziehung begegnet zu werden vermöchte. Natürlich schrieben die Verfasser unter dem unmittelbaren Eindrucke der eigenthümlichen Lebensverhältnisse im baltischen Lande. Allein Vieles davon, ja das Meiste findet seine berechtigte Anwendung auch überhaupt auf die heutigen socialen Zustände der gesammten deutschen Welt. Ganz namentlich gilt dies, wo es sich um die Berücksichtigung des praktischen Lebensberufes der Frauen durch ihre Erziehung handelt. Denn so weit das deutsche Leben reicht, kann man beinahe sagen, daß der heutigen Frauenerziehung gleichermaßen die unendliche Schwierigkeit auferlegt ist, jenen klaffenden Widerspruch zu schließen, welchen die Verkünstelung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse zwischen dem naturgemäßen Berufe der Frau und derjenigen Stellung aufgethan hat, die dem weiblichen Elemente im Weltleben zugewiesen ist.

Namentlich möchte in dieser Beziehung jene Erörterung „über Mä-
chenerziehung“ (B. M. Bd. 1., Heft 3.) hervorzuheben sein, welche s
vorzugsweise mit der Erziehung und Lebensstellung der Frauen des bürge
lichen Mittelstandes in den baltischen Provinzen beschäftigt. Hier pa
fast jede Silbe gleichermaßen auf die bürgerlichen Mittelschichten ga
Deutschlands und zwar, wenn man genauere Unterschiede betonen wi
noch allgemeiner auf den deutschen Südwesten, als auf die norddeutsch
Verhältnisse. Diese Aehnlichkeiten genauer auszuführen und zu begründe
ist hier weder der Ort, noch würden flüchtige Andeutungen dafür ausreiche
Dagegen mag es gestattet sein, einzelne Bemerkungen folgen zu lasse
welche durch den Gedankenreichthum jenes Aufsatzes in einem Leser ang
regt wurden, der dessen Leben aus längerer Anschauung kennt und mit d
Erinnerung, anhängliche Theilnahme dafür bewahrt hat.

Der Begriff des bürgerlichen Mittelstandes gehört der Gesellschaft
gliederung der germanischen Stämme als historische Eigenthümlichkeit a
Weder die Bourgeoisie, noch der tiers-état der Franzosen entspricht ih
in seiner culturhistorischen Bedeutung und in der slavischen Nationalit
liegt er weder ursprünglich begründet, noch ist er bis heute selbstständ
aus deren Entwickelungen hervorgegangen. Dagegen hat sich an sein
festen Urstamme die deutsche Cultur emporgerankt zu ihrem erhabenen Stan
punkte; er war die innere Lebenskraft Deutschlands während der Jahrhunder
seiner politischen Machtstellung, und er hat Deutschlands geistige und materie
Weltbedeutung nicht blos gefestet erhalten, sondern auch immer weiter au
gebreitet, nachdem und trotzdem der äußere Glanz mit der Herrlichkeit d
Reiches deutscher Nation zersplitternd hinabsank. Erneuern wir nicht d
alten Klagen um die nationalen Geschicke! Fragen wir auch nich
wer trug die Schuld? Die politische Bedeutsamkeit der Völker steigt u
sinkt im Wechselgange der Jahrhunderte. Doch selbst unter dem Eindru
der herbsten Gegenwart den frischen Muth der Zukunft nicht zu verliere
ist kein leerer Eitelkeitswahn, sondern ebenfalls eines der zeugungskräftig
Elemente bei der Lebensarbeit für die Zukunft. Ohne den bürgerlich
Mittelstand hätte Deutschland sicherlich nicht vermocht, ob auch des Na
drucks einer politischen Machtstellung verlustig geworden, der geistig bed
gende Schwerpunkt der fortbildenden Cultur zu bleiben; ohne ihn hätte
deutsche Civilisation ihre Segnungen nicht in die fernste Welt tragen kö
nen, um dadurch, trotz aller Ungunst der politischen Verhältnisse, doch imm
wieder auch der Heimath neue geistige und materielle Kräfte zuzuführen

Wie hoch reicht das Element des bürgerlichen Mittelstandes im deutschen Gesellschaftsorganismus hinauf, wie tief steigen seine Wurzelausläufer hinab? Die theoretische Antwort sagt: alle Gesellschaftsschichten gehören ihm an, welche mit der Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse auf den Erwerb durch Arbeit gewiesen sind, ohne doch direct aus der Hand in den Mund zu leben, ohne von Tag zu Tag den Kampf um des Lebens Nothdurft von Neuem beginnen zu müssen. Als theoretische Formel hört sich dies recht gut an, als würde damit wirklich ein abgegrenzter Stand bezeichnet. Dennoch weiß Jedermann, wie wenig eine solche Definition an die millionenfach abgestuften Verschiedenheiten der praktischen Lebensgestaltungen hinanreicht. Wie die Thatsache des Proletariats hindurchgeflochten ist durch alle Bevölkerungsschichten bis an die höchsten, so reicht auch das Element des bürgerlichen Mittelstandes von der Hütte bis zum Herrscherpalast. Titel, Adelsrang, machtvolle Stellungen scheiden ihre Träger nicht aus ihm aus; ebensowenig wie selbst die größten Gaben des Glücks an sich vermögen, ihre Besitzer in denselben einzuführen. Daß der *Besitz* dem *Erwerb durch Arbeit* entstamme und von einer gewissen *Höhe der Allgemeinbildung* begleitet wie befestigt sei — darin beruht der Rechtstitel der Angehörigkeit an den *bürgerlichen Mittelstand*. So sind seine socialen Stufen auf- wie abwärts fast unzählbar, so haben die socialen Fragen innerhalb seines Bereiches bis an die Spitze der Gesellschaftspyramide empor zu klimmen, wie an ihre Basis herabzusteigen. Was namentlich die Frage der Erziehung und Bildung anbelangt, so klopft sie überall mit gleichem Rechte an, um zu ergründen, ob und wiefern das Vorhandene, System, Methode und Ergebnisse, den Anforderungen des innern Gehalts und der äußern Form, den Bedingungen des Privatlebens, wie den Ansprüchen der Außenwelt entsprechen.

Der Vorwurf, daß im bürgerlichen Mittelstande mit voller Gediegenheit der Bildung sich nur allzuhäufig eine Vernachlässigung der Weltformen verbindet, ist keineswegs unbegründet. Ja selbst die Vermischung der Gesellschaftsstände, welche durch die modernen Lebensgestaltungen hergestellt wurde, hat die Berechtigung dieses Vorwurfes noch keineswegs beseitigt. Unsere raschlebende materialistische Zeit, welche im Wechselverkehr der Menschen verhältnißmäßig noch seltener als früher Gelegenheit bietet, den inneren Gehalt eines Menschen zu prüfen, mit welchem man in diesen oder jenen Verkehr gedrängt wird, hat dagegen die Ansprüche an die äußere Erscheinung nur erhöht. Es ist nicht blos zufällig, daß gerade unsere

Zeit wiederum gewisse typische Figuren der gesellschaftlichen Unbehülflichkei populär werden ließ, wie frühere Zeiten durch die Don Quixote, Fallstaff Münchhausen u. s. w. bestimmte Standesschichten durch ihren Fanatismus für abgelebte Interessen zu Gegenständen des Spottes machten. Heut beziehen sich die Müller und Schulze, Eisele und Beisele u. s. w. haupt sächlich auf den Widerspruch zwischen der Großartigkeit der Weltverhält nisse und der Kleinlichkeit des Maßstabes, welche der Mangel an weltmän nischer Bildung daran legt. Sind auch die Figuren carikirt, der Beobach tung laufen dennoch die Originale dazu auf Gassen und Straßen wie in den Salons und Büreaus häufig genug vorüber. Im Allgemeinen stehen die gebildeten Formen der äußerlichen Erscheinung mit der innern Bildung im Norden Deutschlands in besserem Gleichmaße als im Süden; allein die vollkommene Herstellung des Gleichgewichts fehlt hier wie dort. Wer bei Betrachtung der populären Figuren der Spottblätter vor einer Selbst beschauung nicht zurückscheut, wird an sich selber wohl bald dieses bald jenes Stück der Caricatur bemerken. Leichter Sinn und Leichtsinn mag mit Selbstironie darüber hinweggleiten, ernster Sinn dagegen späht auch außerhalb der angeborenen menschlichen Schwäche nach Gründen und Be dingungen, warum just im bürgerlichen Mittelstande die Aeußerlichkeiten der Form relativ so selten auf gleicher Stufe mit der innern Bildung stehen.

Einer lernt es nun vom Andern, wie uns von den Unzulänglichkeiten der Gewandtheit und Anmuth gesellschaftlicher Formenbildung vieles eben anerzogen und angebildet ist; und schon die menschliche Eitelkeit glaubt nur allzugern, daß von derlei Unzierden mindestens ebensoviel in uns von Außen geimpft wurde, als aus uns von Innen herauswächst. Unwill kührlich wendet sich jedoch dabei die ernstere Frage auf die Erziehung zu rück und zwar nicht etwa blos auf deren streng pädagogischen Theil, son dern ebenso auf diejenige Erziehung, welche uns Verhältnisse und Um stände wider Willen angedeihen lassen. Beim Einzelnen, wie beim ganzen Geschlechte hängt die scheinbare Thorheit und wirkliche Lächerlichkeit mei stens nicht sowohl von positiven Fehlern in der Erziehung ab, als sie in Lücken und Mängeln derselben und mangelhafter Ausbildung des Formen sinnes bedingt ist. Der strenge Moralist und pedantische Pädagog mag aus seinem Standpunkte keineswegs Unrecht haben, wenn er jene Formen ausbildung, welche sich fast ausschließlich auf Aeußerlichkeit der Tracht, des Ganges und der Sprechweise, des Behabens und Benehmens bezieht, für

untergeordnet und bedeutungslos erachtet. Aber die Welt urtheilt anders. Mangelhafte Formenausbildung, sofern sie sich auf feinere gesellschaftliche Verhältnisse bezieht, wird in ihr zum schweren Fehler der *Taktlosigkeit*; und schließt die Welt nicht hieraus bereits auf einen innerlichen Bildungsmangel, so doch gewiß dann, wenn dieser mangelnde Formensinn auch in mehr künstlerischen Beziehungen und Kundgebungen des Lebens hervortritt. Die Welt hat damit keineswegs Unrecht. Denn jeder Formfehler ist an sich allerdings das Zeichen einer Lückenhaftigkeit in der Harmonie innerer Bildung. Theoretisch vollkommen richtig kann man freilich auch erwiedern, daß unter unsern tausendfach verschrobenen, verzerrten und verkünstelten Gesellschaftsverhältnissen dasjenige, was eigentlich eine vollkommene Formrichtigkeit ist, nur darum als Formfehler erscheint, weil eben der herrschende Geschmack, die Tagesmode, die Gewohnheit des Uebereinkommens es verwirft. Allein wir leben nun einmal in dieser Welt und der Einzelne vermag nicht, sie zu ändern. Ja die Frage bleibt noch immer berechtigt: ob denn die bestimmte Ausbildung conventioneller Aeußerlichkeiten etwas Zufälliges ist? Wir glauben kaum, wir sehen vielmehr auch darin einen wohlbegründeten Ausdruck von der Innerlichkeit derjenigen Culturströmung, in welcher wir dahintreiben.

Es hat eine Zeit gegeben, wo „die Gesellschaft" in sich abgeschlossen blieb und bei Jedem, der ihr nicht angehörte, die volle Freiheit der individuellen Form gestattete. Damals standen sich Gesellschaft und Oeffentlichkeit abgegrenzt gegenüber und es herrschte z. B. in ersterer neben Ueberfeinerung in der Aeußerlichkeit des Auftretens eine Ungebundenheit der Sprechweise, welche eben nur dadurch denkbar blieb, ohne sich in blanke Gemeinheit aufzulösen, daß alle Leute der Gesellschaft auf dieselbe Weise lebten und sprachen, aber eben auch nur wieder von der „Gesellschaft" gehört wurden. Heute giebt es nur ein Publicum und keine „Gesellschaft" in jenem Sinne; die gegenseitige Anerkennung der socialen Geltung bedingt aber die gegenseitigen Rücksichten der Form. Eines ist dabei heute so sicher, wie damals, als die „Gesellschaft" noch außerhalb des Publicums existirte: nämlich, daß die schlechte Form stets dann beginnt, wenn man erst daran denken muß, sie zu vermeiden. Menschen, die ihrer selbst vollkommen sicher sind, denken niemals daran und mit dieser Sicherheit ist der erste erfolgreiche Schritt zu gedeihlichem Fortkommen im Weltleben gethan.

Diese überaus hohe Geltung geselliger Formenrichtigkeit im Weltleben unserer Gegenwart würde allerdings die Gefahr sehr nahe rücken,

daß durch sie die innere Gediegenheit in den Hintergrund geschoben würde, wenn nicht auch hier eine natürliche Ausgleichung sich mächtig erwiese. Wer möchte trotzdem leugnen, daß im gesellschaftlichen Wettlauf unserer Tage nicht auch wirklich in tausend einzelnen Fällen die äußere Gewandtheit und weltläufige Gefälligkeit der minder anmuthigen und bequemen Gediegenheit den Rang abgewinnt? Aber es ist ein schönes Gesetz der Culturentwickelung, daß jeglicher Strömung, Richtung und Mode des Alltagslebens in den tieferen geistigen Gebieten eine andere Strömung entgegenzieht, welche, wenn auch langsam, die übermäßige Herrschaft der flachender Tagesrichtungen paralysirt. So ist in unserer Gegenwart der übermäßigen Geltung einer gefälligen Formenausbildung jenes allgemeine Streben machtvoll entgegengetreten, welches auf die großen ewigen Naturgesetze zurückgeht, um einestheils aus ihnen Klarheit der Anschauung von den Lebensgestaltungen zu schöpfen, anderntheils an ihrer Hand die dort erblickte Gesetzmäßigkeit zu neuer Herrschaft im Leben zu berufen. Man darf sogar sagen, daß die Stärke des Dranges, unser Leben aus seinen künstlichen Formen und Formeln zurück zu leiten auf natürliche Wege und zu grundgesetzlicher Natürlichkeit, fast schon zum charakteristischen Symptom unserer zeitgenössischen Epoche geworden ist, welcher zwar keineswegs vor ihrer Weltweisheit, wohl aber vor ihrer Unnatürlichkeit und Gemachtheit bangt.

Wie in den socialen, politischen, religiösen und materiellen Lebenssphären die Wissenschaft der Natur diesem schönen Ziele zuarbeitet, so wird auch die Erziehung mehr als es früher geschah, hinsichtlich der äußern Erscheinungsformen des Menschen auf die Betrachtung der natürlichen Formen hinzuweisen haben. Denn solche culturgeschichtliche Wandlungen können sich niemals blos von innen heraus durchführen, die Erziehung muß ihnen durch Hinweisung ihrer Zöglinge auf die Aeußerlichkeiten des Lebens in die Hände arbeiten. So lange wir nicht in unserer Kleidung, im Hausrath, in den Luxusgegenständen aus der Anarchie des Geschmacks zur schönen Natürlichkeit zurückkehren, so lange werden auch die großen Massen des Publicums in ihren übrigen Culturbestrebungen schwerlich zur einfachen Natürlichkeit sich gedrängt fühlen. Dem Arbeiter an den allgemeinen Culturentwicklungen ist in der Abhängigkeit des Menschen von solchen Aeußerlichkeiten freilich oftmals eine starke Hinderung seines Strebens, doch eben so oft auch ein mächtiges Beförderungsmittel seiner Zwecke an die Hand gegeben. Um die Natürlichkeit der äußeren Formen zu stärken

herrschaft zu bringen, ist die Voraussetzung unumgänglich, daß im heranwachsenden Geschlechte sich das Bewußtsein befestige, wie in der ganzen geschaffenen Welt die Formen nirgends willkührlich, nirgends unabhängig vom Wesen, nirgends abtrennbar von seinem Inhalt und seiner Bestimmung sind. Als allgemeiner Satz lautet diese Erfahrung: Natürlichkeit der Form ist vollkommen identisch mit wahrer Schönheit und die höchste Zweckmäßigkeit fällt mit der höchsten Schönheit zusammen. Nicht Jeder kann jedoch dieses große Grundgesetz in sich durch die kosmische Betrachtung der Welt derart befestigen, um es überall selbstständig auch auf das Alltagsleben anzuwenden. Denn dazu wären beim Einzelnen wieder unerreichbare Voraussetzungen des Wissens und einer Allgemeinbildung zu machen, welche in solcher Ausdehnung eben nur das Eigenthum Auserlesener sein kann. Aber sollte uns diese Wahrheit nicht auch auf anderem Wege zugeführt werden können? Sollte sie sich nicht selbst der Durchschnittsbildung aufdrängen, wenn dieselbe durch die Erziehung gewöhnt wird, ihre Umgebungen genauer nach der innern Nothwendigkeit ihrer Formen zu betrachten, als es in der That unsere gewöhnliche Erziehungsmethoden veranlassen?

Wer zeichnet, der wird es in gesellschaftlichem Verkehr schon oftmals bemerken, daß er fast unbewußt die umgebenden Gegenstände viel genauer, wir möchten sagen, viel intensiver anblickt, als derjenige, welcher niemals die Nachbildung ihrer Gestalten versucht hat. Indem wir dieselben auf das Papier übertragen, und zwar meistens im verkleinerten Maßstabe, werden wir uns gerade durch unsere Zeichnungsfehler der naturgemäßen Nothwendigkeit ihrer Formenorganisation bewußt. Gerade der Zeichnungsfehler macht uns die Nothwendigkeit sehr bestimmter Wechselbedingungen in den gegenseitigen Verhältnissen der Formentheile des gezeichneten Gegenstandes deutlich. Von dieser oft mehr empfundenen als erkannten Ueberzeugung aus beginnt aber die Wichtigkeit des Einflusses, welchen das Zeichnen auf unsere innere ästhetische Erziehung ausübt. Während die Naturwissenschaften auf geistigem Wege zur Erkenntniß des Gesetzmäßigen in allen Erscheinungen der Welt leiten, führt das Nachbilden überhaupt, doch vorzugsweise das Zeichnen, auf sinnlichem Wege dahin, das blos Aeußerliche und Zufällige der Gegenstände von ihrem Wesen und Zwecke abzutrennen. Indem der Zeichner auf solche Weise die Natürlichkeit des Geschmacks hinsichtlich der naturgemäßen Formen der Gegenstände wiedergewinnt, gewinnt er zugleich eine wichtige Vorbedingung für das Streben nach schöner Natürlichkeit im ganzen Lebensausdrucke. . . . .

Wie aber ist dies auf Erziehung überhaupt und namentlich auf Mädchenerziehung anzuwenden? Der Weg dazu ist wohl kürzer, als es beim ersten Anblicke scheint. Jedenfalls ist die Einflechtung von Wärme und Anmuth in das alltägliche Leben, die Fernhaltung der Geschmacklosigkeit wie Verödung von den Räumen der Häuslichkeit nicht blos ein bedeutungsvollster, sondern auch ein erhabenster Theil der weiblichen Lebensaufgabe. Wer möchte dagegen leugnen, daß auch die heutige Erziehung, trotz der hohen Ausbildung unseres socialen Lebens, die Wichtigkeit dieser Aufgabe noch sehr oft verkennt? Man wirft zwar der modernen Mädchenerziehung vor, daß sie die Uebung in den schönen Künsten allzuweit treibe. Aber wohin zielt diese Uebung? Fast nur auf Ausbildung von äußerlichen Fertigkeiten, wenn's hoch kommt, von einer gewissen Virtuosität. Und wozu? Fast ausschließlich zu dem Zwecke, damit man sich und andere amüsiren, damit man im Salon glänzen, damit man der Selbstgefälligkeit genug thun kann. Die Grazien bleiben davon fern, denn sie wohnen weder in den Fingerspitzen, noch in der Kehle, sie bewohnen erst dann das Herz, wenn ihnen der Geist durch die Gesammtaufnahme und verständige Pflege der schönen Künste ihre Stätte bereitet hat.

Wir verfolgen diese Bemerkungen nicht weiter. Suchen wir uns dagegen klar zu machen, wie es kommen konnte, so werden wir wieder an streng culturhistorische Fragen stoßen. Seitdem das Wort „Gesellschaft" so vieldeutig geworden ist, daß man es beim jedesmaligen Gebrauche mit einem besonderen Zeichen versehen möchte, um den Leser nicht im Unklaren zu lassen, ob der socialpolitische, ob der nationalökonomische Begriff, oder ob die Vereinigung zu rein geselligen Zwecken gemeint sei, seitdem reichen offenbar die früheren Principien und Grundsätze über die Stellung und Geltung der Frau im Weltleben nicht mehr aus. Dies fühlt die weibliche Erziehung, ohne doch noch feste Grundlagen für einen neuen Gang ihres Werkes finden zu können, weil eben das weibliche Element in der modernen Gesellschaft seine ehemalige Geltung eingebüßt und eine neue feste Stellung noch nicht errungen hat. Daraus erklärt sich wieder eine Erscheinung des modernen Lebens, welche tagtäglich stärker hervortritt, nämlich die minder engen Wechselbeziehungen zwischen den männlichen und weiblichen Gesellschaftselementen, das indifferente Auseinanderweichen der Interessen beider. Fast noch niemals hielten sich bei geselligen Zusammenkünften die männlichen und weiblichen Gesellschaftsglieder selbst äußerlich so auseinander, wie heute; eine geringe Rücksichtnahme der Männer au

die Frauen tritt in höhern und niedern Gesellschaftskreisen sogar mit gewisser Absichtlichkeit hervor. Die Affectation der Mode steigerte diese Andeutung im tonangebenden Salonleben der Weltstädte selbst bis zu einer bewußten Plumpheit, deren ausgesuchteste Höflichkeiten eines verletzenden Beisatzes nicht entbehren dürfen, um au comble de la lionerie zu sein.

Auch solche Verzerrungen und Verrenkungen haben stets einen tiefern Grund. Die Gährungen und Bewegungen des letzten Halbjahrhunderts stellten thatsächlich ein neues Geschlecht auf neuem Boden hin. Die ungeheuern Anstrengungen, welche der Einzelne machen muß, um mit Aneignung der nothwendigen Bildung seine Zukunft vorzubereiten, ließen kaum Zeit übrig, ihn auf dem Wege gefälliger Geselligkeit dem weiblichen Lebenselemente nahe zu führen. Je umfassender der Kreis jedes speciellen Faches wurde, desto mehr verengte sich der Raum für jene Parthien der Allgemeinbildung, welche sich mehr auf Reiz und Schmuck, als auf absolute Nothwendigkeiten der Lebensaufgabe beziehen. Dennoch liegen hier gerade die meisten Berührungspunkte mit der Frau. Ihr Leben und ihr Bewegungskreis war von den tiefern Beziehungen der modernen Lebensgänge blos mittelbar berührt. Das weibliche Naturell ist nun seinem innersten Wesen nach conservativ und äußerlich voll zurückschreckender Empfindlichkeit gegen entschiedene Lebenswendungen; es verhielt sich darum selbst vielfach abwehrend gegen die neuen Verhältnisse und ihre gewaltsamen Gährungsprocesse. Die schöpferischen Kräfte der Männerwelt waren dagegen zu sehr in Anspruch genommen, um gleichzeitig mit klarem Bewußtsein zwischen dem männlichen und weiblichen Elemente eine organische Vermittelung zu erstreben. Der klaffende Widerspruch zwischen den gegenseitigen Ansprüchen und Gewährungen beider Geschlechter äußerte sich laut genug in den socialistischen und communistischen Ideen, wie in der rohen Plumpheit der Theorie von der Emancipation des Fleisches. Alle diese Erscheinungen beweisen nur, wie fern einerseits dem modernen männlichen Bildungsgange der Einfluß des weiblichen Elementes stand, wie wenig aber auch andererseits das männliche Leben magnetisch oder sympathisch auf die weiblichen Bildungsgänge zu wirken vermochte. So stand vor etwa zehn Jahren die männliche und weibliche Gesellschaft im Verhältniß zweier Menschen, welche auf einander angewiesen und äußerlich verbunden bleiben, obgleich sie gegenseitig den Mangel einer vollen Ergänzung fühlen. Die Transactionen begannen erst, nachdem die Schroffheit der gegenseitigen Anforderungen sich gemildert hatten; der ruhigere Gang des äußeren

Lebens gab dann der Frauenwelt die Möglichkeit, hier und da den Interessen der Männer wieder näher zu treten. Aber trotzdem darf man noch heut sagen, daß im großen Weltleben das Bewußtsein gegenseitiger Unentbehrlichkeit keineswegs mehr oder wieder in derselben Stärke vorhanden sei, wie in früheren Culturepochen. Je weniger nun das weibliche Element sich dessen sicher fühlte, eine unentbehrliche Nothwendigkeit des Verkehrs zu sein, desto natürlicher entwickelte sich der Drang der einzelnen Frau, sich gesellschaftlich geltend zu machen. Hierin vornehmlich suchen wir es begründet, daß die moderne Mädchenerziehung die virtuose Technik in der Musik, Malerei u. dgl. so specifisch zu entwickeln sucht, daß sie darüber die Kräftigung des weiblichen Elements in der Allgemeinbildung gar nicht selten hintansetzt.

Es ist nun eine eigenthümliche Erscheinung, daß die Gesellschaftswelt der Gegenwart gerade von den Frauen eine sehr individuelle Besonderheit fordert, um sie besonders zu beachten. Es klingt hart, aber es ist wahr: als allgemeine Vertreterin ihres Geschlechts, als Repräsentantin des weiblichen Elements erregt die Frau in der heutigen Männerwelt wenig Interesse; dagegen wohl als specifisch geartete Persönlichkeit. Wer seinen gesellschaftlichen Erfahrungen nur einigermaßen nachdenkt, wird dies bestätigt finden. Es liegt in dieser Richtung des gesellschaftlichen Zeitgeschmacks eine großentheils unbewußte Reaction gegen die nivellirende Tendenz unserer heutigen Culturgestaltung. Trotzdem werden im Allgemeinen die Mädchen viel minder individualisirend erzogen, als die Knaben; Charakter, Naturell, Sonderart und selbst das Temperament werden bei ihnen viel abstracter als bei diesen nach gewissen allgemeinen Formeln und Schematen gebeugt, geknickt und gebrochen; viel unbarmherziger wird hier als dort das persönliche Eigenleben dem sogenannten Erziehungssystem zum Opfer gebracht.

Verstehen nun wirklich die Erzieher und Erzieherinnen das weibliche Naturell oder die Mütter ihre Töchter weniger innig, als der Mann den Knaben, der Vater den Sohn? Selbst nur die Vermuthung wäre schreiende Ungerechtigkeit. Dabei ist aber die weibliche Erziehung weitaus schwierigeriger als die des Mannes, weil sie kein bestimmtes Ziel hat. Der Knabenerziehung schwebt vom ersten Moment an wenigstens ungefähr die zukünftige Berufsbildung vor; auf ein mehr passives Lebensloos gewiesen muß dagegen das Mädchen auf ganz unberechenbare Verhältnisse hinaus vorbereitet werden, deren ebenso unbestimmbaren Ansprüchen es dennoch möglichst vollständig gewachsen sein soll. Ist nun noch wunderbar, wenn Vorurtheile, vorgefaßte Meinungen, landläufige Bemerkungen und Kritik

ken von allen Seiten her mindestens ebensoviel Einfluß auf die Erziehung des weiblichen Geschlechts üben, als die Grundsätze und Erfahrungen der Mütter? Wir sehen dabei noch ab vom leicht einflußbaren und überrücksichtsvollen Wesen der Frauen; wir sehen auch davon ab, daß am Ende selbst die männlichen Mädchenerzieher durch die Unbestimmbarkeit der weiblichen Zukunft in ihren Principien leichter schwankend werden und überdies beim Mädchen viele energische Erziehungsmittel nicht wohl in Anwendung bringen können, also darauf gewiesen sind, von vornherein das Mädchennaturell so zu behandeln, daß die Neigung zu Abirrungen vom vorbezeichneten Wege gar nicht in voller Kraft erwache. Die gesammte Mädchenerziehung ist unter den heutigen Weltverhältnissen eine weit mehr prophylaktische, als die des Knaben.

Ungewisse Hoffnungen und Befürchtungen, Widerspruch zwischen Ansprüchen der Welt und Möglichkeiten ihrer Gewährung, neue Widersprüche zwischen dem Leben nach Neigungen und des Lebens harten Nothwendigkeiten: das ist überhaupt das Angebinde der Mittelstände, namentlich aber ihrer weiblichen Elemente. Nicht nur die Ehe, sondern das ganze Leben bleibt für ihre Frauen von einer Reihe äußerlicher Zufälligkeiten abhängig, über welche sie nur äußerst selten aus sich heraus, mit eigener Kraft zu gebieten vermögen, während sie sich viel leichter durch geschickte Anschmiegung mit ihnen abfinden können. Diesem Lottospiel des Lebens der Mittelstände zu Liebe ist die gerade hier so allgemeine Allerweltserziehung und Dutzendbildung fast eine traurige Nothwendigkeit unseres modernen Lebens geworden. Es kann uns daher nicht Wunder nehmen, daß wir energisch ausgeprägten Frauencharakteren, interessanten Individualitäten, selbstständigen Persönlichkeiten verhältnißmäßig weit öfter in den obersten und untersten Schichten der Gesellschaft begegnen, als im bürgerlichen Mittelstande. Auf den Höhen des Lebens legte das Glück der Geburt dem Mädchen eine minder erdrückende Menge von unumgänglichen Nöthigungen zu allerlei Rücksichten und Anschmiegungen als Angebinde in die Wiege; in den untersten Sphären der Gesellschaft erwächst das Mädchen mit keiner andern Zukunft als derjenigen, welche es sich selber schafft. Selbst die Verheirathung entbindet es unter den heutigen socialen Verhältnissen nur selten der Sorge für sein materielles Wohlergehen, ja als Mutter wird es in den meisten Fällen die anerkannte Beherrscherin des ganzen Familienstandes sein müssen, wenn dieser nicht auseinander fallen soll.

Dagegen ist die traurige Folge der gewöhnlichen Mädchenerziehung in den Mittelständen eine weitverbreitete Reizlosigkeit ihrer Mädchenwelt.

In Frankreich ist diese Erscheinung älter als in Deutschland, in Eng land durchschnittlich weniger prägnant als hier, in katholischen Länder ist sie (dnrch die hier noch allgemeinere Kloster- und Pensionserziehun gewöhnlicher als in protestantischen, in politisch und social bewegten Epoche für die Männerwelt noch empfindlicher als sonst. Mit ihrer Verbreitun hält die Abnahme der Verheirathungen in den Mittelständen fast gleiche Schritt; die geringere Innigkeit des Familienlebens ist davon ebenso schwe abzutrennen, als daß sich das Mädchen, gleichsam Ersatz suchend für di innerliche Beengung, den blos spielenden Interessen des Lebens mit Vornei gung zuwendet. Erst die verheirathete Frau darf es ja wagen, sich als Persönlichkeit zu fühlen und geltend zu machen. Dahin zu gelangen wird das Mädchen umsomehr streben, je kräftiger ihr bisher verbogenes Naturell seine angeborene Schwungkraft bewahrt hat. Aber je weniger selbstständig dasselbe an den Moment ihrer Verheirathung herantreten konnte, desto unmittelbarer drohen auch nachher die Verirrungen und Ausschreitungen seiner Lebenskräfte.

Sollen wir nun glauben, nur den Müttern und Erziehern sei solche anerzogene Reizlosigkeit der Mädchenwelt fremd, nur ihnen verhülle sich die darin begründete Gefahr der Zukunft? Es ist nicht anzunehmen, daß irgend eine Frau, welche die Welt unbefangen ansieht, sich über die Lag ihrer heranwachsenden Schwestern täusche oder über das traurige Geschi derselben, falls sie unverheirathet bleiben. Wie nun den Widerspruch vermitteln, daß die heutige Welt am *Mädchen* die starke Entfaltung de individuellen Wesens als Fehler bezeichnet und daß sie dennoch zugleich a die *Frau* die positive Forderung einer starken Ausprägung des persönliche Wesens stellt, ja nicht übel Willens ist, solchem immerhin zweifelhafte Reize eine Menge allgemein weiblicher Vorzüge unterzuordnen? Eine wahrhaft organische Vermittelung kann nur entstehen, wenn überhaupt im Lauf der Zeiten sich feste Grundlagen einer neuen Gegenseitigkeitsstellung zwische dem männlichen und weiblichen Geschlechte aufbauen.

Ist dazu Aussicht vorhanden? Die socialistischen und communistische Phantastereien sind beseitigt und dennoch arbeitet die sociale Umgestaltun auf allen Gebieten des Lebens unablässig weiter; auch die Frauenemanci pation in dem Sinne, welchen ihr frühere Jahre beilegten, gehört längst z den überwundenen Standpunkten. Dagegen ist das Bewußtsein von de Nothwendigkeit einer besseren Emancipation der Frauen keineswegs schwäche geworden, als es damals war. Man erkennt mehr und mehr die Noth

wendigkeit an, daß der Frauenbildung als bewegendem und förderndem Elemente im Culturleben ihre volle und oft verkannte Geltung gewährt werden müsse. Freilich mag der Weg noch weit sein bis dahin, daß diese principielle Anerkennung auch zu praktischen Lebensgestaltungen führe, welche auf der einen Seite das weibliche Element den männlichen Interessen wieder annähern, auf der andern Seite aber der Frau auch gestatten, unabhängiger als bisher ihr materielles Leben auf sich selber zu stellen. Denn solange in der Gesellschaftswelt das Weib mit seinen persönlichen Besonderheiten erst dann ungetadelt hervortreten darf, wenn schon über sein Lebensloos entschieden ist — können wir uns verwundern, wenn unterdessen die weibliche Erziehung mit virtuoser Ausbildung gewisser Fertigkeiten in den geselligen Künsten die äußerliche Gefälligkeit vorzugsweise zur Geltung zu bringen sucht? Kann aber dies geschehen, ohne daß darüber die subjective Innerlichkeit sehr häufig zurückbleibt? Diese Fragen sind wohlbegründet, doch mit gleichem Rechte auch die Gegenfrage: ist es nicht ein Resultat unserer bisherigen Lebensgänge?

Die Welt möge dem weiblichen Geschlecht gestatten, daß seine Individualitäten wenigstens einigermaßen die Berechtigung ihrer Besonderheit kund geben dürfen, ehe sie „gemachte Frauen" sind und seine Interessen werden sofort an denen der Männerwelt höher emporwachsen, indem sie sich ihnen enger anschließen. Solange aber diese Gestattung nicht viel mehr ist, als eine ausnahmsweise Nachsicht — solange erscheint es auch unmöglich, daß die Ausbildung des Mädchens in den Künsten gefälliger Gesellschaftlichkeit mehr werde, als amüsante Kunstfertigkeit. Die Uebung guter Musik senkt geistigen Rythmus in die Seele, die plastischen Künste entwickeln das Gefühl für schöne Formen und Ebenmaß nicht blos im sinnlichen, sondern auch im geistigen Leben, die Poesie verfeinert das Herz und das Gefühl. Solange jedoch damit nicht gleichzeitig die Möglichkeit einer selbstständigen Geltendmachung des Charakters, solange nicht bis zu einem gewissen Punkte die unbevormundete Bewegung im Verhältniß zur Außenwelt gegegeben ist, solange muß diese innere Bildung an den Aeußerlichkeiten der Gegenstände haften, solange kann sie nicht als wohlbegriffene Gesammtheit sich in sich selber gestalten, solange vermag sie nicht durch productiven Interessen- und Ideenaustausch die von der modernen Welt vielfach zerrissenen Verbindungsfäden zwischen dem Frauen- und Männerleben wieder zu wirklichen Wechselbedingungen organisch zu verflechten. Ao. Bs.

Ein Bild aus dem Pugatschewschen Aufstande.

(Bruchstück aus den Memoiren des Senators Dmitry Borissowitsch Mertwago *).

Meine Aeltern, die ein Gut im Orenburgschen Gouvernement besaßen, in dem Lande, in welchem die Pugatschewsche Empörung zuerst ausbrach, und ein zweites 500 Werst davon im Simbirsk'schen Gouvernement, im Alatyr'schen Kreise, lebten auf dem letzteren. Gerüchtweise wissend, daß viele unserer Bauern in den Dienst des Usurpators getreten waren, hielten meine Aeltern, obgleich auf den Verlust ihres Vermögens gefaßt, doch sich selbst für aller Gefahr entrückt, in Betracht der Entfernung und der von der Regierung ergriffenen Maßregeln; aber der unerforschliche Wille der Vorsehung hatte es anders beschlossen.

Pugatschew, bald von den zur Unterdrückung des Aufstandes geschickten Truppen geschlagen, bald durch eine Rotte von Böswilligen verstärkt, hatte sich lange auf den Bergen und in wenig bevölkerten Steppen umhergetrieben, bewegte sich im Sommer 1774 gegen Norden und umlagerte Kasan. Die Gegenwehr der Einwohner hielt ihn auf, die geplünderte und eingeäscherte Vorstadt wurde ihm ein Capua: der zahlreiche Pöbelhaufe, der seine Bande bildete, gab sich der Völlerei hin, und so trafen ihn die Truppen Michelsohns, denen er unterlag, jedoch nicht selbst in die Hände fiel.

---

*) Geboren 5. August 1760, † als Senator zu Moskau 23. Juni 1824. Obiges, hier etwas abgekürzte Bruchstück ist im Original im „Russkji Westnik", Bd. VII., 1857, Januar erschienen.

Er entfloh mit einer großen Zahl Uebelgesinnter über die Wolga nach dem Alatyr'schen Kreise, unserer bis dahin so ruhigen Gegend. Nachdem in wenig Tagen seine Rotte sich durch eine große Anzahl von Hofesleuten und Bauern verstärkt hatte, erschien er in der Nähe unseres Wohnortes, überall seine Bahn mit Blutvergießen zeichnend.

Drei Wochen zuvor war meine Mutter niedergekommen, und an dem Tage, an welchem unser Unglück begann, 22. Juli, feierten wir ihren Namenstag. Nach ländlichem Brauch waren Gäste geladen und schon der Tisch gedeckt, als plötzlich mein Vater einen Brief von einem ebenfalls eingeladenen Freunde und Nachbarn erhielt, der ihn benachrichtigte, daß der Betrüger 30 Werst von uns einen Edelhof überfallen, geplündert und den Verwalter aufgehängt habe, zugleich schrieb er, daß er selbst mit den Seinen sein Heil in eiliger Flucht suche.

Sofort entschlossen wir uns, nach der Stadt Alatyr zu fahren, die 40 Werst von unserem Dorfe entfernt war. Vor Anbruch des Abends, schon in der Nähe der Stadt, begegneten wir einem Bekannten, von dem wir erfuhren, daß Pugatschew seinen Einzug in Alatyr halte und das Volk mit Heiligenbildern und Salz und Brod ihm entgegenziehe. Die Nachricht war ein Donnerschlag; man mußte fliehen, aber wohin? Wir lenkten nach einem nahegelegenen Wäldchen ab, wo wir in einem Bienengarten einen einzelnen Menschen antrafen und in dessen Hütte die Nacht verbrachten.

In der Morgendämmerung setzten wir unsere Fahrt ins Ungewisse fort. Im nächsten Dorfe trafen wir auf der Straße zusammengerottete Volkshaufen. Die Leute umringten unser Fuhrwerk und fragten uns aus, wohin und zu welchem Zweck wir reiseten; ihre groben Reden und zuletzt ihre peremtorische Forderung, sofort die Ansiedelung zu verlassen, waren für uns das erste Anzeichen der Volksaufregung und der uns drohenden Gefahr.

Wir wendeten uns nach einem kleinen Mordwinendörfchen, das bei einem großen Walde lag. Bei einem uns bekannten Mordwinen machten wir Halt und erfuhren, daß das gemeine Volk ganz in Aufregung sei und auf Pugatschew warte, und daß, wenn wir uns nicht der größten Gefahr aussetzen wollten, wir in keinem Dorfe einkehren dürften. Nachdem wir uns über den Weg, der ins Dickicht des Waldes führt, hatten belehren lassen, kauften wir dem Mordwinen alles Brod, das er fertig gebacken hatte, ab und fuhren in den Wald hinein.

Ein Bild aus dem Pugatschewschen Aufstande.

(Bruchstück aus den Memoiren des Senators Dmitry Borissowitsch Mertwago *).

Meine Aeltern, die ein Gut im Orenburgschen Gouvernement besaßen, in dem Lande, in welchem die Pugatschewsche Empörung zuerst ausbrach, und ein zweites 500 Werst davon im Simbirsk'schen Gouvernement, im Alatyr'schen Kreise, lebten auf dem letzteren. Gerüchtweise wissend, daß viele unserer Bauern in den Dienst des Usurpators getreten waren, hielten meine Aeltern, obgleich auf den Verlust ihres Vermögens gefaßt, doch sich selbst für aller Gefahr entrückt, in Betracht der Entfernung und der von der Regierung ergriffenen Maßregeln; aber der unerforschliche Wille der Vorsehung hatte es anders beschlossen.

Pugatschew, bald von den zur Unterdrückung des Aufstandes geschickten Truppen geschlagen, bald durch eine Rotte von Böswilligen verstärkt, hatte sich lange auf den Bergen und in wenig bevölkerten Steppen umhergetrieben, bewegte sich im Sommer 1774 gegen Norden und umlagerte Kasan. Die Gegenwehr der Einwohner hielt ihn auf, die geplünderte und eingeäscherte Vorstadt wurde ihm ein Capua: der zahlreiche Pöbelhaufe, der seine Bande bildete, gab sich der Völlerei hin, und so trafen ihn die Truppen Michelsohns, denen er unterlag, jedoch nicht selbst in die Hände fiel.

*) Geboren 5. August 1760, † als Senator zu Moskau 23. Juni 1824. Obiges, hier etwas abgekürzte Bruchstück ist im Original im „Russkji Westnik", Bd. VII., 1857, Januar erschienen.

Er entfloh mit einer großen Zahl Uebelgesinnter über die Wolga nach dem Alatyr'schen Kreise, unserer bis dahin so ruhigen Gegend. Nachdem in wenig Tagen seine Rotte sich durch eine große Anzahl von Hofesleuten und Bauern verstärkt hatte, erschien er in der Nähe unseres Wohnortes, überall seine Bahn mit Blutvergießen zeichnend.

Drei Wochen zuvor war meine Mutter niedergekommen, und an dem Tage, an welchem unser Unglück begann, 22. Juli, feierten wir ihren Namenstag. Nach ländlichem Brauch waren Gäste geladen und schon der Tisch gedeckt, als plötzlich mein Vater einen Brief von einem ebenfalls eingeladenen Freunde und Nachbarn erhielt, der ihn benachrichtigte, daß der Betrüger 30 Werst von uns einen Edelhof überfallen, geplündert und den Verwalter aufgehängt habe, zugleich schrieb er, daß er selbst mit den Seinen sein Heil in eiliger Flucht suche.

Sofort entschlossen wir uns, nach der Stadt Alatyr zu fahren, die 40 Werst von unserem Dorfe entfernt war. Vor Anbruch des Abends, schon in der Nähe der Stadt, begegneten wir einem Bekannten, von dem wir erfuhren, daß Pugatschew seinen Einzug in Alatyr halte und das Volk mit Heiligenbildern und Salz und Brod ihm entgegenziehe. Die Nachricht war ein Donnerschlag; man mußte fliehen, aber wohin? Wir lenkten nach einem nahegelegenen Wäldchen ab, wo wir in einem Bienengarten einen einzelnen Menschen antrafen und in dessen Hütte die Nacht verbrachten.

In der Morgendämmerung setzten wir unsere Fahrt ins Ungewisse fort. Im nächsten Dorfe trafen wir auf der Straße zusammengerottete Volkshaufen. Die Leute umringten unser Fuhrwerk und fragten uns aus, wohin und zu welchem Zweck wir reiseten; ihre groben Reden und zuletzt ihre peremtorische Forderung, sofort die Ansiedelung zu verlassen, waren für uns das erste Anzeichen der Volksaufregung und der uns drohenden Gefahr.

Wir wendeten uns nach einem kleinen Mordwinendörfchen, das bei einem großen Walde lag. Bei einem uns bekannten Mordwinen machten wir Halt und erfuhren, daß das gemeine Volk ganz in Aufregung sei und auf Pugatschew warte, und daß, wenn wir uns nicht der größten Gefahr aussetzen wollten, wir in keinem Dorfe einkehren dürften. Nachdem wir uns über den Weg, der ins Dickicht des Waldes führt, hatten belehren lassen, kauften wir dem Mordwinen alles Brod, das er fertig gebacken hatte, ab und fuhren in den Wald hinein.

Um 10 Uhr Morgens gelangten wir an eine im Dickicht des Waldes gelegene Mühle und fütterten daselbst unsere Thiere. Unterweilen machte sich mein Vater mit dem Müller bekannt und erfuhr von ihm, daß in der Tiefe des Waldes eine Wiese sich befinde, in deren nächster Nähe ein Bächlein fließe, 8 Werst von der Mühle, ungefähr 15 Werst von den nächsten Ansiedelungen entfernt, daß der nur wenigen bekannte Weg dorthin so schlecht sei, daß man nicht leicht bis zu der Wiese durchdringe. Der brave Müller war bereit uns hinzugeleiten und versprach eidlich, unseren Versteck nicht zu verrathen.

Mit Mühe und Noth gelangten wir in der Abenddämmerung nach dem Orte, wo der Müller sich von uns verabschiedete, sein Versprechen wiederholend, das er auch, so viel an ihm lag, gehalten hat.

Am folgenden Tage, am frühen Morgen recognoscirte mein Vater die Umgebungen unseres Zufluchtsortes. Da sich in der Nähe eine andere Lichtung fand, ließ er die Pferde dorthin bringen; auf unserer Stelle wurde eine Hütte aufgeschlagen. Flinten und Pistolen wurden an Alle ausgetheilt und beschlossen, im Fall eines Angriffs sich zur Wehr zu setzen.

So verbrachten wir drei Tage, ohne etwas anderes zu hören als Vögelgeschrei. Am 4ten Tage begann der Mangel an Mundvorrath sich fühlbar zu machen. Die Ungewißheit über das draußen Vorgehende, die Hoffnung, daß wie gewöhnlich Truppen dem Empörer auf dem Fuße folgten, denen er stets und überall unterlag, vor allem der durch geistige und körperliche Unruhe herbeigeführte leidende Zustand meiner Mutter, veranlaßten meinen guten Vater, einen von unseren Leuten nach einem der nächsten Dörfer zu schicken, um Lebensmittel einzukaufen und auszukundschaften wie es dort stehe. Dieser Mensch schien uns zuverlässig, auch glaube ich daß er wirklich anfangs keine böse Absichten hatte.

In dem Dorfe angekommen, suchte er einzukaufen, was ihm aufgetragen war, und zugleich Nachrichten über Pugatschew einzuziehen. Den Leuten fiel das auf. In der allgemeinen Verwirrung kaufte sonst niemand etwas, sondern jeder nahm, was er wollte, nach dem Rechte des Stärkeren. Angehalten, ausgefragt, wer und von wo er sei, ließ er sich wahrscheinlich durch die eigene Gefahr verleiten, die Wahrheit zu verrathen. Alsbald rotteten sich gegen 200 Mann aus jenem Dorf zum Angriff auf uns zusammen, denen der Unglückliche als Führer diente.

Als sie sich unserem Zufluchtsorte genähert hatten, theilten sie sich in mehrere Partien, umzingelten uns und überfielen uns plötzlich von allen

Seiten mit Geschrei. In diesem unseligen Augenblick schlummerte mein Vater in der Hütte. Unsere Leute, von Furcht übermannt, flohen; meine Schwestern, die Mutter mit sich fortziehend, liefen in den Wald, die Bösewichter stürzten sich auf meinen Vater. Er schoß auf sie seine Pistole ab, ohne zu treffen, doch wichen sie zurück. Die Flinte, die neben ihm lag, und seinen Stockdegen ergreifend, bahnte er sich, da er keinen der Seinigen in seiner Nähe erblickte, einen Weg in das Walddickicht. „Lebt wohl, Weib und Kinder"! waren die letzten Worte, die ich von seinen Lippen vernahm.

In großer Angst eilte ich hinter ihm her, doch im Dickicht verlor ich seine Spur, ich lief weiter, ohne zu wissen wohin. Ueber einen im Wege liegenden verbrannten Baumstamm stolpernd, fiel ich zu Boden, und im nämlichen Augenblick eine geräumige Baumhöhlung erblickend, kroch ich hinein. Kaum hatte ich mich ein wenig gesammelt, vernahm ich nach wenigen Minuten Flintenschüsse und wildes Geschrei: „packt sie, schlagt sie todt!"

Nachdem ich längere Zeit dagelegen und kein Lärm mehr zu hören war, kroch ich heraus, sah mich lange nach allen Seiten um, lauschte; endlich da alles still blieb, begab ich mich nach der Lichtung, wo wir campirt hatten, zurück. Dort fand ich einige Lappen von zerrissener Wäsche und ein blutiges Tuch, woraus ich schließen mußte, daß einer meiner Angehörigen ermordet sei.

Jetzt stelle man sich einen 14jährigen verwöhnten und verzärtelten Knaben vor, einsam im Walde, zu später Stunde, des Weges unkundig, schutzlos und ohne alle Waffen zur Vertheidigung. Ich betete, empfahl mich der Führung des Herrn, gelobte das Vermächtniß meines Vaters, seine weisen und frommen Lehren heilig zu halten, weinte, nicht wie ein erschrockenes Kind, nein wie ein Erwachsener vor innerer Zerknirschung weint, küßte die blutigen Lappen, sagte allen den mir heimathlich gewordenen Plätzen Lebewohl, wo ich mit dem Vater gesessen, seine Ermahnungen angehört, wo ich ihn zum letzten Male gesehen hatte; darauf ergriff ich einen Stab, folgte dem Pfade, welchen Räderspuren zeichneten, faßte allmählig Muth und war voll der Zuversicht, daß ich nicht umkommen würde.

Nachdem ich eine Strecke zurückgelegt, bei schon einbrechender Dämmerung, hörte ich seitwärts ein Geräusch. Ich rief: wer da? Meine beiden Brüder, der eine 10, der jüngere 7 Jahr alt, erkannten meine Stimme. Sie liefen auf mich zu, mit ihnen unsere Wärterin. Wir hatten große Freude über einander, und nicht wissend, wohin weiter, entschlossen wir uns unter einem Baume zu nächtigen.

Sobald es Morgen geworden, setzten wir den Weg ins Ungewisse fort. Schon stand die Sonne hoch am Himmel, als wir uns einem kleinen Flusse näherten, an dessen Ufer der Weg hinlief. Die reizende Gegend umher, kleine Lichtungen, die angenehme Morgenfrische, die über alles ausgegossene feierliche Stille, alles das hätte uns wol unsere Lage vergessen machen können, aber plötzlich hörten wir das entsetzliche Geschrei: „packt sie, schlagt sie nieder!“ Ich faßte den einen Bruder an der Hand, stürzte mich dem Flusse zu und verbarg mich im Ufergrase; aber die Wärterin mit meinem kleineren Bruder rannte auf dem Wege weiter. Die Bösewichter, sie für eine Adelige haltend, setzten ihr nach, und einer hieb nach ihr mit dem Beil; vor Schreck hielt sie die Hand vor, die Schneide durchschnitt die Handfläche und drang in die Schulter ein; der furchtbare Schmerzensschrei der Amme erschütterte mein Innerstes. Zugleich vernahm ich das Gekreisch meines Brüderchens, den sie ergriffen hatten und ausfragten, wohin wir flüchteten. Ohne Bewußtsein, was ich that, sprang ich aus dem Grase hervor, trat zu ihnen. Sie fragten nach meinen Namen, sagten, sie kennten meinen Vater, was mit ihm geschehen, hätten sie nicht gehört; darauf zogen sie uns die Kleider und das Schuhwerk aus und ließen uns dann, mit weiteren Rohheiten uns verschonend, in den bloßen Hemden laufen, nachdem sie uns den Weg zu einer nahe gelegenen Mühle gewiesen.

Ich hob unsere durch den Blutverlust, noch mehr vom Schreck schwach gewordene Wärterin auf und führte sie unter dem Arm nach der Mühle. Als wir zu dem Damm gelangt waren, stürzten sich auf uns zwei große Hunde, vor denen wir uns nicht hätten schützen können, wäre nicht der Müller uns zu Hülfe geeilt. Der gute Mensch, als er unsern Stand erfuhr, sagte uns gerade heraus, die Wärterin könne bei ihm bleiben, uns aber wage er nicht aufzunehmen, denn es könne ihm und seiner ganzen Familie das Leben kosten. Als wir ihm aber gesagt hatten, daß wir seit 24 Stunden nichts gegessen hätten, lud er uns ein, einstweilen bei ihm einzutreten und versprach uns Milch und Brod zu geben.

Bei der Mühlenklete gab man uns jedem ein großes Stück Brod und einen Löffel und setzte uns eine Bütte Milch vor. Kaum hatten wir uns an das einem Hungrigen so angenehme Geschäft gemacht, als plötzlich das Weib des Müllers ausrief: „ach, ach, Kosaken, Kosaken!“ Wirklich erblickten wir einen sich nähernden Volkshaufen. Ich erschrak heftig und verbarg mich, ich weiß nicht mehr wie, mit den Brüdern unter dem Mühlwerk.

Jener Haufe, die blutig vor der Klete am Boden liegende Wärterin sehend, fragte, was das bedeute; der Müller gestand alles und zeigte die Stelle, wo wir uns versteckt hatten. Zwei aus dem Haufen stiegen die Leiter hinab und trugen auf ihren Armen meine Brüder heraus; ein dritter schleppte mich an den Haaren die Stiegen hinan, während ein vierter von hinten mit einem Stocke auf mich losschlug.

Ich sah den ganzen Haufen bei der Klete, wir wurden in die Mitte genommen und verhört, Alle schrieen durch einander und machten Vorschläge, wie man mich umbringen sollte; die Brüder sollten, um ihres zarten Alters willen, kinderlosen Bauern als Pflegsöhne abgegeben werden. Einige schlugen vor, mich mit einem Steine am Halse ins Wasser zu werfen, Andere, mich aufzuknüpfen, zu erschießen oder in Stücke zu hauen; diejenigen, welche betrunkener und älter waren, als die übrigen, hatten den Einfall, die jungen, noch nicht des Mordens gewohnten Kosaken sollten an mir sich einüben. Zu allen diesen Erwägungen und Schimpfreden sagte ich nichts und bereitete mich schon zum Tode; aber da sagte einer aus dem Haufen, er habe in der Stadt vom Usurpator den Befehl erhalten, ihm einen adeligen Knaben von etwa 15 Jahren zuzuführen, der gut lesen und schreiben könne, wofür er 50 Rubel Belohnung geben wolle. Das gefiel ihnen allen, sie begannen mit mir ein Examen, nöthigten mich mit Kohle auf einem Brette zu schreiben, gaben mir leichte Aufgaben aus der Arithmetik und befanden mich schließlich würdig, den wichtigen Posten eines Geheimschreibers bei dem Pugatschew zu bekleiden. Sie gewährten meine Bitte, mich nicht von meinen Brüdern zu trennen.

Man blieb bei der Mühle so lange Zeit, als nöthig war, um die Pferde abzufüttern und den Wanderern zu Fuß Erholung zu gönnen. Mittlerweile fing man an mir höflicher zu begegnen, titulirte mich Secretair, erzählte von mancherlei Begebenheiten, die den Usurpator betrafen, von seiner Stärke und seiner Absicht, alle Edelleute auszurotten, und endlich von seinem Befehl an die Bauern, sich aus allen Kräften gegen die in kurzem zu erwartenden Militaircommandos zu vertheidigen.

Während dieses Geredes faßte mich plötzlich ein betrunkener Kosak am Haarzopf und sagte: „Unser Väterchen liebt nicht lange Haare, das gehört sich nur für Weiber“. Und sofort mich an einen nahen Baumstamm andrückend, rief er einem anderen zu: „hau ab, Bruder!“ Dieser, der ebenso betrunken war, hieb mir mit dem Beil hart am Genick den Schopf ab.

Ich erschrak sehr, hatte jedoch so viel Geistesgegenwart, daß ich über meine Haare scherzen und den Trunkenbolden meinen Dank sagen konnte.

Die Nachricht von der Annäherung der Truppen freute mich; ich fing an zu überlegen, wie ich den Bösewichtern entkommen und auf einige Tage mich vor ihnen verbergen könnte. Einstweilen jedoch war es unvermeidlich, mit ihnen zu Fuß, ohne Kleidung und Schuhwerk, den Marsch anzutreten.

Während unserer Wanderung befreundete ich mich mit einem Bauern, der aus einem nahen Dorfe sich dem Haufen angeschlossen hatte. Der Tag neigte sich schon, der Wald begann lichter zu werden, große Felder, mit Getreide besäet, kündigten die Nähe eines Dorfes an, da hörte ich neue Berathungen einiger Bösewichter, die zu Pferde waren, und äußerten, sie zweifelten daran, den Pugatschew in Alatyr zu treffen, man würde mich weiter führen müssen, ohne zu wissen, wo man den Pseudo-Zaren finden könnte und ob er auch die verhießene Summe zahlen würde; Andere machten bemerklich, daß wenn sie mich bis zum Dorfe führten und ich mich dort als kaiserlicher Secretair zu erkennen gäbe, sie sogar mich nicht würden zurücklassen dürfen und somit Mühe und Zeit vielleicht ohne Lohn würden opfern müssen, und darum einigten sie sich über das Auskunftsmittel, mich noch vor dem Austritt aus dem Walde zu tödten, meine kleinen Brüder aber, die sie wohl für noch nicht ganz unverbesserlich hielten, kinderlosen Bauern zur Erziehung abzugeben.

Ich litt viel dabei, dieses anhören zu müssen; mir wurde unbeschreiblich weh ums Herz: dennoch mußte ich schweigen und mich sogar stellen, als hörte ich nichts. Jetzt nahm mich mein neuer Freund, der sich bei der Berathung nicht betheiligt hatte, bei Seite und sagte: „hörst du denn nicht, was die Bursche sprechen“? Ich erwiederte: „ich höre es, und kannst du, so rette um Gottes willen mich und die Brüder“. Er nahm mir das Versprechen ab, daß ich bei ihm Arbeiter werden wolle und versprach dagegen, mich an Kindesstatt anzunehmen, gab an, wie sein Dorf und sein Haus zu finden sei, und nachdem er den Bösewichtern gesagt hatte, daß er mit uns etwas bei Seite gehe, hieß er uns in die Gebüsche laufen und uns dort verbergen.

Als es schon anfing zu dämmern, kam ich aus dem Walde hervor und sah das Dorf, wo das Haus meines Retters war, und nahe dabei das kleine Mordwinendörfchen, in welchem wir gewesen waren, als wir in den Wald fuhren. Ich schlug den Weg nach dem letzteren ein, dem Hause

des erwähnten Mordwinen zu; er selbst war nicht zu Hause, aber sein Weib nöthigte uns als Bekannte freundlich hinein.

Nach einigen Minuten sammelte sich bei ihr eine Menge von den Einwohnern des Ortes, die Aeltesten sagten in ihrer Mundart unserer Wirthin, wie es schien, harte Worte, und einer von ihnen kam auf mich zu und sagte gebieterisch, ich sollte sogleich mit meinen Brüdern zum Dorfe hinaus, denn es sei ihnen verboten, Edelleute aufzunehmen.

Ich gehorchte und ließ mich jenseits der Dorfmarke auf dem Boden nieder. Unsere Rathlosigkeit beengte mir das Herz. Nach dem Dorfe zu gehen, wo unser Freund und Befreier wohnte, fürchtete ich mich. Während dessen war die Nacht schon hereingebrochen. Die wehmüthig lautenden Stimmen der Leute, welche das Vieh eintrieben, das Brüllen und Gestampfe der Kühe, dazu die einbrechende Dunkelheit riefen eine solche Empfindung in meiner eingeschreckten Einbildungskraft hervor, daß ich lieber todt sein wollte, als solche furchtbare Seelenqual erdulden.

Ich stand eilig auf und ging in das Dorf zurück, wo ich niemandem auf der Gasse begegnete. Ich trat in das Haus des Mordwinen und fand die Frau nicht in der Stube. Ein kleines Kind in der Hängewiege schrie. Ich suchte mir Brod und ein Messer, schnitt für jeden von uns ein Stück ab und hob meine Brüder auf das Schlafgerüst, wohin ich ihnen selber nachfolgte.

Die Wirthin, mit ihren häuslichen Geschäften mittlerweile fertig geworden, kehrte in die Stube zurück, zündete Licht an, nahm ihre Mahlzeit ein, spielte etwas mit ihrem Kinde und machte sich alsdann bereit schlafen zu gehen. In diesem Augenblick kam ich rasch vom Gerüst herab, warf mich ihr zu Füßen, um die Erlaubniß flehend im Hause zu übernachten; wenn der Morgen da sei, möge sie uns, wenn es ihr gefalle, entweder selbst todtschlagen oder durch andere todtschlagen lassen. Lange blieb sie stumm, blickte dabei nicht ohne Rührung auf mich herab, schüttelte dann wieder das Haupt; endlich bewiesen mir die über ihr Gesicht herabfließenden Thränen, daß das Erbarmen über die Furcht gesiegt habe. Sie hob mich auf, sagte: „wenn es ruchbar wird, daß ich Adelige bei mir verborgen habe, so wird man mich, meinen Mann und mein Kind erschlagen und das Haus abbrennen, doch sei's drum . . .“ Darauf nahm sie meine Brüder vom Gerüst herunter, wo sie bereits beinahe eingeschlafen waren, legte uns allen mordwinische Kleidungsstücke an, führte uns nach dem Hinterhof in den Heuschuppen, legte ein Kissen auf die Erde, hieß uns uns niederlegen und ver-

deckte uns mit einem Bauerschlitten, über den sie einen Pelz breitete. Aus Ermattung schlief ich so süß, daß mir nichts träumte.

Kaum dämmerte der Tag, so weckte mich der Wirth auf und bat mich inständigst, sein Haus nicht ins Verderben zu stürzen und mich aus dem Dorfe davon zu machen solange die Leute noch schliefen. In kurzen Worten deutete er mir alle Gefahren unserer Lage an, sagte, daß man meine Mutter und Schwester zu Pugatschew geschleppt habe und daß sie gewiß jetzt nicht mehr auf der Welt seien. Der ehrliche Mensch weinte selbst mit, als er meine Thränen sah. Da ich die Absicht zu erkennen gab, mich nach unserem eigenen Dorfe durchzuschleichen, rieth er, ich solle, jede Begegnung unterwegs vermeidend, an den Fluß hinabgehen und an seinem Ufer hin den Ort zu erreichen suchen. Er geleitete uns hinter die Dorfmarke und nahm gerührten Abschied von mir, sagend, wir würden uns in Ewigkeit nicht wiedersehen.

Allein geblieben mit meinen kleinen Geschwistern, war ich eben so hülf- als hoffnungslos. Gott allein blieb unsere Stütze. Ich erstieg das steile Ufer des Flusses, warf mich beim Anblick der aufgehenden Tagesleuchte auf die Knie, betete zu Gott und hieß die Brüder desgleichen thun. Darauf glitten wir den Abhang hinab.

Die kleinen Steinchen auf dem sandigen Flußrande stachen unerträglich in die nackten Füße, welche blutig zerschrammt wurden; mein jüngster Bruder konnte nicht weiter, ich nahm ihn auf meine Schultern und hieß den anderen sich an meinem Hemde festhalten. So setzten wir den Weg fort, dem Rath des Mordwinen folgend, 8 Werst weit, bis wir an eine Brücke kamen, die wir überschritten und von da durch einen kleinen Waldweg auf den großen Weg hinauskamen, immer noch ohne irgend einem Menschen zu begegnen. Endlich, als schon bekannte Oerter sich zeigten und kaum 10 Werst bis zum Hofe übrig waren, erblickte ich einen Menschen, der unter einem Strauche lag, sein angebundenes Pferd neben ihm. Den Kopf erhebend, fragte er, was wir für Leute wären. Ich erwiederte: „Adelige.“ „Halt! wohin?“ schrie er. Ich versuchte zu laufen, aber die Last auf den Schultern, die zerschlagenen, zerkratzten und geschwollenen nackten Füße, die Entkräftung in Folge des Hungers, alles das raubte mir die Möglichkeit durch die Flucht mich zu retten, und ich wurde von dem Kerl ergriffen, der mich am Hemdkragen zu seinem Karren schleppte und mir befahl, mich darauf zu strecken, mir auf qualvolle Art die Arme auf dem

Rücken knebelte, Ellenbogen gegen Ellenbogen, und die geknickten Füße mit den Händen zusammen.

Während er mich fesselte und ich unter unerträglichen Schmerzen ihn um Erbarmen anflehte, kam ein ihm bekannter Kerl gefahren, auf dessen Karren er meinen Bruder unterbrachte. Beim Anspannen seines Pferdes sagte er zu seinem Cameraden, daß sie, wenn sie uns in der Stadt bei dem Usurpator ablieferten, für jeden von uns 10 Rbl. erhalten würden.

An dem Wege nach der Stadt, nicht weit von der Stelle, wo ich ergriffen und gefesselt worden war, befand sich ein großes Dorf, dessen Äcker viel adeliges Blut gedüngt hatte und dessen Insaßen mehr als andere sich bei diesen Gräueln betheiligt hatten. Der große Alatyr'sche Forst ist von vielen Ortschaften umgeben. Die Bauern wußten, daß die Edelleute der Umgegend, um dem Usurpator nicht in die Hände zu fallen, sich mit ihrer Habe in dem Walde versteckt hielten, und zogen bandenweise in den Wald, machten auf die Edelleute Jagd, theilten das geraubte Gut unter sich, die Personen aber lieferten sie dem Pugatschew aus. Unsere Seelenverkäufer, in dem Dorfe in der Nähe der Kirche Halt machend, begaben sich zu einem Volkshaufen, der sich auf dem freien Platze versammelt hatte. Während wir so allein gelassen waren, näherte sich eine alte Frau, die in dem Gemeindespital lebte, meinem Karren, und legte mir um Christi Willen ein geschältes Ei und ein Stück Brod hin mit den Worten: nimm nur! fragte mich dann nach meinen Namen, erklärte, sie kenne uns, meine Mutter und Schwestern hätte man den Abend vorher durchgeführt und unweit des Dorfes umgebracht. Als sie darauf sah, daß die Eigenthümer unserer Karren zurückkehrten, nahm sie von mir Abschied, mit dem tröstlichen Beifügen, man werde auf demselben Platze auch mich umbringen.

Zwei Werst hinter dem Dorfe sah ich durch die Ritze des Karrens am Wege hingeworfene Leichen ermordeter Edelleute. Voraussetzend, daß darunter auch die Leiber meiner Lieben wären, redete ich meinen Quäler an und fragte, wohin er mich führe. „In die Stadt, antwortete er, denn es ist befohlen, nur dort die Adeligen abzuthun." Ich bat ihn, mich loszubinden und zu erlauben, daß ich mir die Leichen meiner Mutter und Schwester heraussuche, um ihnen ein letztes Lebewohl zu sagen. Er aber antwortete verächtlich: „wirst sie ja noch heute in jener Welt wiedersehen."

Die Verzweiflung brachte mich zum Aeußersten, ich begann ihn zu schelten, ihm vorwerfend, daß er einen Menschen martere, der ihm nichts zu Leide gethan, den er für 10 Rbl. ans Messer liefere und ihn noch

dazu in seinen letzten Stunden des schmerzlichen Trostes beraube, die Ueberbleibsel seiner Angehörigen zum letzten Mal zu sehen; endlich, indem ich ihn mit dem Zorn Gottes schreckte, brachte ich es so weit, daß er etwas Mitleid verspürte: er band mir die Füße los, half mir mich umkehren und gestattete mir auf dem Karren zu sitzen.

Diese Nachsicht gereichte mir nur zu einer Mehrung meiner Pein: ich konnte jetzt die Leiber bekannter und verwandter Personen erkennen. Mir wurde so weh ums Herz, daß ich nicht länger zu leben wünschte. Meine Hände waren angeschwollen, ein Hemdknopf, der an einem Aermel haften geblieben war, drückte mich und machte mir Schmerzen. Ich bat den Kerl, ihn abzunehmen, beifügend: „er ist von Silber, kannst ihn brauchen." Er that mir den Willen und sich über den Knopf freuend sagte er: „na, bist ein guter Junge, bist mir doch nicht böse?" Ich antwortete, daß, wenn sich wieder alles ändern und der alte Zustand hergestellt sein werde und ich bis dahin am Leben bleibe, ich ihm das Wort gebe, daß er nicht nur für sein Verfahren mit mir nicht bestraft werden solle, sondern ich mich bemühen wolle, ihm auch sonst etwas Gutes zu erweisen. Darauf antwortete er trotzig: „dummes Zeug, das wird nicht geschehen; eure Zeit ist vorüber!" doch löste er mir bald nachher auch die Hände.

In der Stadt angelangt, lieferte er uns in die Canzellei des Wojewoden ab, wo man unseren Namen aufschrieb, ihm für jeden von uns 10 R. auszahlte, uns aus dem Karren nahm und in den Kerker führen ließ, der sich in der Nähe der Canzellei befand.

Mit Mühe schleppte ich mich, von einem Menschen unterstützt, die Treppe hinauf, und man kann sich mein frohes Erstaunen vorstellen, als ich meine Mutter und meine Schwestern erblickte, die nebst einer Menge Adeliger dort eingeschlossen waren. Ich stürzte mit Entzücken auf meine Mutter zu, aber sie, mir kühl die Hand reichend, fragte nur: „wo ist der Vater?" Ich antwortete, daß ich es nicht wüßte. Darauf sprach sie im Laufe des ganzen Tages und der darauf folgenden Nacht mit Niemand ein Wort. Eine meiner Schwestern erzählte mir, daß der Mensch, den Papa aus dem Walde hinausgeschickt hatte, mit in dem Haufen der Bösewichter war, die uns überfielen, daß er betrunken war und die Mutter und sie mit einem Knüttel auf den Kopf geschlagen habe. Ihre blutigen Kleider bestätigten die Wahrheit ihrer Worte nur zu sehr. Die Räuber hatten alle Sachen aus den Fuhren genommen und unter sich vertheilt, dann sich angeschickt, meine Mutter und meine Schwestern zu erschlagen; aber unsere Leute

hatten um Pardon für sie gebeten, bezeugend, daß sie eine gute Herrschaft gewesen; auch hatten sie ihnen bis über den Wald hinaus das Geleit gegeben, solange sie mit den Führern Schritt halten konnten, und während der ganzen Zeit den Meinigen Ergebenheit und Ehrerbietung bezeigt; sogar der Mensch, der uns verrathen und sich an ihnen thätlich vergriffen hatte, war still gewesen und hatte eine reuige Miene sehen lassen. In Folge dessen waren auch die Anderen artig mit ihnen umgegangen und hatten bei der Ablieferung an den vom Usurpator eingesetzten Wojewoden in der Stadt über die „mildernden Umstände“ Mittheilung gemacht. Mit Thränen erzählte meine Schwester, wie die Mutter schon seit zweimal 24 Stunden mit Niemand spreche und Zeichen der Geistesverwirrung blicken lasse.

Tages darauf kam eine Stubenmagd einer Cousine von uns, die bei dem Aufstande das Leben verloren hatte, in das Gefängniß, um Almosen zu vertheilen. Mama fragte sie, ob sie etwas über Papa wisse. „Man hat ihn gestern in eurem Dorfe aufgehängt,“ lautete die kühle Antwort. Als meine Mutter das gehört hatte, fiel sie in eine Ohnmacht und lag geraume Zeit empfindungslos da. Wir hielten sie für todt und umringten sie schluchzend. Ihr zu helfen verstanden wir nicht und hatten auch nicht die Mittel dazu. Wir hatten nicht einmal Wasser.

Nachdem meine Mutter aus ihrer Ohnmacht wieder zu sich gekommen war, betete sie lange, auf den Knien liegend, zu Gott, darauf befragte sie die Stubenmagd um die näheren Umstände unseres Unglücks. Die Person erzählte, Papa sei am frühen Morgen an der Grenze seines Dorfes erschienen, wo er mit unsern Hofesleuten und einigen Bauern zusammengetroffen sei. Nachdem er ihnen gesagt, daß er drei Tage und drei Nächte nichts gegessen und seine Kleider im Walde abgeworfen habe, da er nicht mehr Kraft genug gehabt hätte, sie zu tragen, habe er sie um etwas Milch und Brod gebeten, was ihm sogleich gereicht worden sei. Als er dann erfahren, daß Mama und die Schwestern in die Stadt geschleppt worden seien, habe er gebeten, auch ihn dahin zu schaffen.

Die Leute, seinem Willen Folge leistend, hätten zwei Pferde vor einen Wagen gespannt, auf welchem er aus dem Dorfe gefahren sei; aber ein im Fluße Wäsche waschendes Weib habe einem Haufen Schurken, die auf der anderen Seite des Flusses vorbeiritten, zugerufen: „unser Herr ist hier.“ Diese Menschen seien sogleich hinübergeschwommen und als sie Papa im Dorfe nicht angetroffen, ihm nachgesetzt. Nachdem sie ihn einige Werst vom Dorfe ereilt, hätten sie ihn mit Gewalt zurückgebracht, alle unsere

Hofsleute und Dorfinsassen zusammenberufen und ihnen angekündigt, wer wolle, könne ihn schlagen. Da alle sagten, sie wären mit ihrem Herrn zufrieden und um Schonung für ihn baten, hätten die Bösewichter befohlen, ihn nach der Stadt zu führen. Da aber habe derselbe Kerl, der auch gegen meine Mutter und Schwester den Stock erhoben hatte, Papa mit der Peitsche zu geißeln begonnen, worauf die Kosaken über ihn hergefallen wären, ihn aufgeknüpft und zugleich mit Flintenschüssen ihn in die Schulter und Seite verwundet hätten. Nachdem sie ihn in der Voraussetzung, er sei todt, herabgenommen, hätten sie ihn bei den Füßen an den Fluß geschleppt und dort im Schlamm liegen lassen. Aber es zeigte sich später, daß er damals noch lebendig war, denn ihm ergebene Leute, die einige Tage nachher aus der Stadt hinausgekommen waren, um seinen Leichnam aufzusuchen, bezeugten, daß die Finger seiner rechten Hand zum Kreuzeszeichen zusammengelegt waren.

So war das Ende dieses Ehrenmannes, wie man ihn mit vollem Recht nennen durfte. Alle, die ihn kannten, bezeugen dies einstimmig und alle seine Thaten bestätigen es. Fest in seinen Grundsätzen, war er ein ebenso gerechter als freigebiger Herr.

Des folgenden Morgens, nach 9 Uhr, hörten wir den Lärm eines um die Canzellei sich drängenden Volkshaufens. Da wir nicht streng bewacht wurden, konnte ich mich nach unten schleichen und vernahm, daß Alle schrieen: „Der Wojewode kommt und theilt Schläge und Hiebe aus."

Nämlich der Obristlieutenant Bjelokopytow, nicht lange vor dem Aufstand nach Alatyr als Wojewode gekommen, hatte sich, als er bei der Annäherung des Usurpators eine gewaltige Bewegung im Volke wahrnahm, mit seiner widerstandsunfähigen Mannschaft von nur 6 Mann und mit der Casse, ausgenommen die Kupfermünze, rechtzeitig in die Wälder gerettet. Jetzt glaubte er den Augenblick gekommen, seine gesetzmäßige Amtsgewalt wieder geltend zu machen.

Bald zeigten sich mit Blut bedeckte Flüchtige, und ihnen folgte nach der Wojewode Bjelokopytow, den entblößten Degen in der Faust, um ihn seine Garnison, 5 Mann stark, mit Flinten auf den Schultern. Die Thore öffneten sich vor ihm, er trat in die Canzellei. Alles blickte furchtsam auf ihn und war bereit sich zu unterwerfen.

In der Gerichtsstube traf Bjelokopytow auf seinem Amtssessel den vom Usurpator zum Wojewoden ernannten Fähnrich vom Invaliden-Commando, Serdeschew. Dieser hatte nicht Zeit gehabt zu flüchten und sich

daher dem Pugatschew unterworfen, welcher ihn als Wojewoden angestellt und ihm nur die eine Instruction ertheilt hatte, alle Adeligen aufzuhängen. Serdeschew hatte bekannt gemacht, er verbiete die Edelleute auf dem Lande zu erschlagen, sie sollten zu diesem Zweck in die Stadt eingebracht werden. Er hatte, um den Erfolg dieser Anordnung zu sichern, einen Preis für den männlichen Kopf von 10 R., für jedes weibliche Individuum von 5 R. ausgesetzt. So hatte er viele vom Tode gerettet.

Jetzt begann ein Streit zwischen dem alten und dem neuen Wojewoden. Serdeschew sagte, er werde seinen Platz dem Bjelokopytow nicht abtreten, da durch sein Verdienst vielen Edelleuten das Leben erhalten worden sei. Bjelokopytow, ihm nicht antwortend, schrie seinen Soldaten zu: „Greift ihn!" Die Soldaten packten den Serdeschew ziemlich unmanierlich, zogen ihn von seinem Sitz herab und schleppten ihn ins Gefängniß. Darauf riß Bjelokopytow das Fenster auf, welches auf den Markt hinausging, wo viel Volk versammelt war, und schrie mit gebieterischer Stimme hinaus: alle früheren Beamten in Stadt und Vorstadt sollten sofort sich bei ihm einfinden, was auch unverweilt geschah. Er ging darnach auf die Treppe hinaus und kündigte Allen im Namen der Kaiserin an, daß er ihnen ihr Verbrechen verzeihe, jedoch mit der Bedingung, daß die Einwohner 300 berittene und bewaffnete Leute stellten, denen er je 1 Kopeken täglich Sold versprach und den Namen „Kopeischtschiki"*) ertheilte. Seiner Forderung wurde so schnell entsprochen, daß er binnen wenigen Stunden schon die ihm vorgestellte Mannschaft übersehen, ihre Namen aufschreiben und sie in Compagnien eintheilen konnte, zu deren Anführern er die mit ihm in den Wald entwichen gewesenen Soldaten ernannte. Da er erfuhr, daß eine Partie Rebellen in einem 18 Werst von der Stadt belegenen Edelhofe ein Saufgelage halte, beorderte er ein Commando dahin, welches sie gefangen einbrachte. Einige dieser Gefangenen wurden zu Tode gemartert, die anderen in ein Gefängniß geworfen. Auf die Angabe der Letzteren über eine andere Partie, die sich in einem anderen Dorfe befand, schickte Bjelokopytow auch nach dieser ein Commando aus. Alles dies führte er im Laufe des ersten Tages seiner Restauration aus.

Ich war Augenzeuge aller dieser Ereignisse. Meine durch den Wechsel der Gewalten factisch wiedergewonnene Freiheit benutzend, trieb ich mich mit den übrigen Jungen umher, theils auf dem Marktplatz, theils in der

*) Kopekenmänner.

Canzellei. Ins Gefängniß zurückgekehrt, fand ich die Mutter und di
Geschwister in großer Besorgniß wegen meiner langen Abwesenheit. Mi
mir kam ein Schreiber, dessen Mutter, eine Popenfrau, in unserem Dorf
gelebt hatte. Er bot uns Quartier in seinem Hause an. Ein lahmer un
hochbejahrter Registrator, der Schwiegervater des Schreibers, machte das
selbe Anerbieten, doch mit dem Beifügen, ich sollte den Wojewoden un
die Erlaubniß dazu bitten, und nicht glaubend, daß das Gesuch abge
schlagen werden könne, ging er nach Hause, um für ein Abendessen fü
uns zu sorgen.

In die Gerichtsstube eingetreten, fand ich den Wojewoden mit de
Feder in der Hand, beschäftigt etwas zu lesen. Ich trat an den Tisch, in
bloßen Hemde, das meinen ganzen Anzug bildete. Nachdem ich abgewar
tet, bis sein Auge auf mich fiel, stellte ich mich als einen Edelmann de
Provinz vor, der dem Tode wunderbar entgangen, und bat um die Ver
günstigung, mit meiner Familie im Hause des Schreibers zu wohnen. De
Wojewode antwortete nichts auf mein Gesuch und sagte nur: „fort mit Dir
jetzt hat man keine Zeit für Dich!" Ich ging aus der Gerichtsstube un
theilte diesen Bescheid dem jungen Schreiber mit, der mich anwies, de
neubestallten Schildwache zu sagen, der Wojewode habe befohlen, un
hinauszulassen. Diesen Rath führte ich mit gutem Erfolge aus und wi
führten unsere Mutter am Arm aus dem Kerker hinaus. Die eingetreten
Finsterniß beförderte unser Fortkommen und als wir in der Wohnung de
Schreibers angekommen waren, empfing uns dessen ganze Familie mi
Thränen und brachte uns nach dem Abendessen in einem reinlichen Gemac
zu Bett.

Am folgenden Tage erweckte uns schon vor Sonnenaufgang eine stark
Aufregung in der Stadt. Der Lärm, das Schreien, das Rennen in de
Straßen versetzte alles in große Bangigkeit. Die Ursache offenbarte sic
bald. Eine Sotnja*) eines Kosakenregiments war in die Stadt ange
sprengt gekommen, hatte mit furchtbarem Geschrei die Canzellei umstell
und gefragt, wem man gehorche. Die neuausgehobene Truppe, in de
Meinung eine Partie Rebellen vor sich zu haben, hatte geantwortet, si
diene dem Usurpator. Der Commandant der Sotnja besetzte die Wach
posten und galopirte nach dem Hause des Wojewoden Bjelokopytow, de
in der Angst sich im Garten versteckte, wo ihn Kosaken zwischen den Erb

*) Abtheilung von 100 Mann

[Ge]müsebeeten fanden. Vor dem Rittmeister, den er für Pugatschew selbst hielt, bekannte er sich als Diener des Usurpators, worauf er einige Ohrfeigen empfing, dann auf dem Markte in Gegenwart einer zahlreichen Volksmenge ausgepeitscht wurde. Ebenso wurde mit dem Gegen-Wojewoden Serdeschew verfahren und beide mit auf den Rücken gebundenen Händen auf Karren geworfen.

Mittlerweile drangen die Kosaken in die Häuser der Einwohner und plünderten. Unsere Wirthin flehte mit bitteren Thränen um Schonung; aber die Kosaken nahmen alle Sachen, die sie fanden und fortschaffen konnten, ohne ein Wort zu erwiedern. Mitleid bemächtigte sich meiner; ohne ein Wort zu sprechen, machte ich mich in einem alten bunten Schlafrock und den Pantoffeln des Wirths nach dem Markte auf. Der Rittmeister zankte sich gerade mit dem abgeprügelten, gefesselt auf dem Karren liegenden Wojewoden. Ich trat zu ihm, stellte mich als einen durch den Aufstand ins Unglück gerathenen Edelmann vor, der mit seiner ganzen übrig gebliebenen Familie bei einem Schreiber Aufnahme gefunden, den die Kosaken seines Commando's jetzt ausgeplündert hätten. Der Rittmeister, obschon betrunken, erbarmte sich meiner und befahl, alles Geraubte mir zurückzugeben. Sofort wurde eine Menge von Kleidungsstücken und andern Effecten vor mich hingelegt und auf meine Bitte den Kosaken befohlen, alles nach dem Hause zurückzutragen.

Ich gefiel dem betrunkenen Rittmeister, er küßte mich, theilte mir mit, daß er die Wojewoden habe abstrafen lassen, und fragte, ob sie mir nicht etwas zu Leide gethan, dann wolle er ihnen noch einige Hiebe zulegen. Darnach ließ er die Tages zuvor durch den Bjelokopytow eingefangenen Rebellen auf den Markt bringen, welche die Kosaken auf ihre Piken nahmen und dann erschossen. Nach Ausführung dieser letzten That sammelte er sein Commando und zog mit beiden Wojewoden zur Stadt hinaus, die ohne alle Obrigkeit gelassen wurde.

Zu Hause wurde ich mit Ehrenbezeugungen von dem Schreiber und seiner Frau empfangen; sie nannten mich ihren Wohlthäter, den Retter ihrer Habe und schenkten mir zur Belohnung meiner Heldenthaten den obenerwähnten Schlafrock und die Pantoffeln. Doch bald sollte ich den guten Leuten viel Unannehmlichkeiten zuziehen.

Am nämlichen Tage gegen Abend rückte ein Garnisonbataillon aus Simbirsk ein und bald nachher kehrte auch der Wojewode Bjelokopytow

zurück, den der Rittmeister um Verzeihung gebeten hatte, nachdem er, nüch-
tern geworden, eingesehen hatte, daß er mit ihm unverständig verfahren war.

Der wiedergekehrte Wojewode schickte einige Soldaten nach einer
Mühle hinaus, die einem reichen Kaufmann gehörte, um dessen Sachen
nach der Stadt zu schaffen und es verbreitete sich die Kunde, daß er da-
für vom Kaufmann 50 Rbl. empfangen habe. Ich war der Meinung, daß
man eben so gut auch nach unserem Dorfe schicken könne, um unseren Leu-
ten anzubefehlen, alles zu unserem Unterhalt Nothwendige zur Stadt zu
bringen.

Am folgenden Morgen ging ich, ohne jemandem meine Absicht mitzu-
theilen, zu dem Wojewoden; ich fand ihn in der Canzellei und erklärte
ihm mein Gesuch. Ohne dieses zu beantworten, ließ er mich hart an: „wie
hast Du Dich unterstanden die Schildwache zu betrügen und Deine Mut-
ter und Geschwister aus der Haft zu entführen?“ Ich antwortete gelassen,
daß wenn er die Lage meiner Mutter gekannt hätte, er selbst Mitleid ge-
habt und befohlen haben würde, sie aus dem Kerker zu entlassen. „So
sollst Du auch kein Commando zum Schicken nach Eurem Hofe haben“,
sagte er finster. „Wohl deswegen, erwiderte ich, weil ich keine 50 Rbl. habe.“
„Ach Du Sarafan-Träger, Du junger Hund!“ schrie der Wojewode. „Ich
bin, entgegnete ich, dazu geboren, einen bessern Rock zu tragen als Du,
denn ich bin ein Edelmann und Du ein Soldatenkind.“ Da sprang er
vom Stuhle auf, stampfte mit dem Fuß und schrie: „Ruthen her! ich werde
Dich durchprügeln!“ Ich aber nahm die langen Zipfel des bunten Schlaf-
rocks, den ich anhatte, zusammen und lief eilends davon, niemandem zu
Hause etwas von meinem mißglückten Unternehmen sagend.

Der Wojewode, voll Bosheit gegen den 14jährigen Knaben, ließ den
alten Schreiber kommen und befahl ihm uns sogleich aus dem Hause zu
treiben. Aber unser guter Wirth erklärte dem Bjelokopytow, daß mein
Vater sein Wohlthäter gewesen sei und er daher seinem Befehl durchaus
nicht nachkommen könne. Der Wojewode zankte, gab seinen Befehlen durch
Stockschläge auf dem Rücken des guten Schreibers allen möglichen Nach-
druck, aber dieser hielt geduldig aus und ließ sich nicht bewegen. Man
trug ihn auf den Armen nach Hause und mußte ihn zur Ader lassen.

Tages darauf ließ der Wojewode, als er erfuhr, daß unser Wirth sich
krank gemeldet hatte und zu Hause geblieben war, ihn gewaltsam nach der
Canzellei schleppen, in Ketten legen und in Haft nehmen, unter dem Vor-
wande, er habe öffentliche Gelder unterschlagen und fälschlich angegeben,

sie seien von den Rebellen geraubt worden; ließ auch seine Habe sequestriren und die strengste Haussuchung anstellen, bei der sich natürlich nichts fand, das seiner böswilligen Beschuldigung zur Bestätigung hätte dienen können.

Diese Vorfälle zerrissen mir das Herz; Reue und Mitgefühl quälte mich, die Vorwürfe unserer Wirthin, der Zorn meiner Mutter und ihre bitteren Thränen erinnerten mich jeden Augenblick an meine Verschuldung und das durch dieselbe herbeigeführte Elend der Leute, die ein Recht auf unsere Dankbarkeit hatten. Einmal warf ich mich auf dem Marktplatz dem Wojewoden zu Füßen und flehte um seine Vergebung. Er war aber so grob und boshaft, daß er nichts erwiederte und mich fast mit dem Fuße ins Gesicht gestoßen hätte. Dennoch wollte ich ihm bis in die Canzellei nachgehen, aber die Schildwachen wiesen mich zurück.

Als ich zu Hause von meinem mißglückten Versuche erzählte, bekam es mir schlecht. Unsere Wirthin faßte einen Haß gegen mich und schalt mich ohne Unterlaß. Am selben Abende ward ihr Mann gepeitscht und ihm nochmals angesagt, uns aus dem Hause zu jagen, aber er hielt auch diese Prüfung aus.

Am folgenden Abende traf einer unserer Hofesleute ein, welchen Papa nach unserem Orenburgschen Landgut geschickt hatte, um zu erfahren, wie es dort stände, und um den fälligen Obrok einzusammeln. Auf dem Rückwege hatte er von dem Aufstande gehört, sofort den ihn begleitenden Menschen entlassen und zu Fuß in zerrissener Kleidung sich aufgemacht, uns aufzusuchen. Die Treue dieses Menschen und seine Freude über unser Wiedersehen war unseren verwaisten Herzen eine rechte Wonne, und das Geld, das er mitbrachte, überhob uns der Furcht vor drückendem Mangel. Er meinte, man bedürfe des Commandos vom Wojewoden nicht, und erbot sich, selbst nach unserem Dorfe zu gehen, um Leute und alles zu unserem Unterhalt Erforderliche herbeizuschaffen. Mama wollte ihn nicht lassen, fürchtend, auch er könnte ums Leben kommen; aber er ließ sich nicht halten und machte sich gleich in der Nacht auf den Weg.

Schon am folgenden Abende kamen 20 unserer Menschen und unter ihnen der Kerl, welcher unser Versteck verrathen, an meiner Mutter und Schwester sich thätlich vergriffen und vor allen bei der Ermordung meines Vaters sich betheiligt hatte. Bei seinem Anblick entsetzte sich meine Mutter und schrie: „um Gottes Willen, laßt ihn nicht zu mir!“ Ich befahl ihm, mit mir zu gehen und begab mich, zwei Menschen mitnehmend, nach der

Canzellei, in welcher ich den Wojewoden nicht antraf. Ich rief den wachthabenden Sergeanten heraus und erklärte ihm das Verbrechen dieses Menschen, den ich seinen Händen überlieferte.

Aus allem dem entnahm der Wojewode, daß wir nicht mehr in bedrängter Lage waren, seine Gnade anrufen zu müssen, und als ich am folgenden Tage im Auftrage meiner Mutter als Ankläger des seiner Haft übergebenen Kerls vor ihn trat, sagte er zwar noch immer boshaft, doch höflicher zu mir: „versündigt euch nicht vor Gott, indem ihr den Gerechten zum Ungerechten macht.“ „Es hängt von Ihnen ab, ihn zu rechtfertigen,“ antwortete ich.

An demselben Tage wurde unser Schneider beauftragt, aus dem Nonnengewand einer Tante, die Vorsteherin eines Klosters war, mir einen Kaftan und was sonst zum Anzug erforderlich zu verfertigen; auch für Fußbekleidung wurde durch unseren Schuster gesorgt. Alles wurde schnell fertig und ich war nun nicht länger der Sarafan-Träger, wie mich Bjelokopytow genannt hatte, als er mich in dem bunten Schlafrock des Schreibers sah. Im neuen Anzug wuchs mir der Muth. Unser Wirth, aus seiner Haft entlassen, genas. Seine Frau, mit ihrer ganzen Familie unsere Vorräthe mitgenießend, wurde wieder freundlicher. Mönche, Nonnen, die frommen alten Weiberchen der Stadt, da sie erfuhren, daß meine Mutter bei Gelde sei, suchten mehr als zuvor sich bei ihr einzuschmeicheln. Sie ordnete an, daß in allen Kirchen Messen für meinen Vater abgehalten wurden, verbrachte ihre ganze Zeit in Gebet und Thränen und vergaß über ihren klösterlichen Beschäftigungen unser ganz und gar. Ich konnte thun, was ich wollte.

Von Stunde zu Stunde kühner werdend, ließ ich bald keine Gelegenheit vorbei, dem Wojewoden bei Begegnungen mit ihm Grobheiten zu machen, wenn nicht mit dem Wort, doch mit der Miene. Dieser seinerseits setzte indirect seine Feindseligkeiten fort, indem er sich fortwährend alle Mühe gab, den standhaften Schreiber zu bewegen, uns vor die Thüre zu setzen. Den frechen Knaben, der um so manche seiner Uebergriffe wußte, glaubte er durchaus aus der Stadt entfernen zu müssen.

Gegen Ausgang des Herbstes erhielt der Wojewode den Befehl, Quartier für ein Infanterieregiment zu besorgen. Er wies dem Hause unseres Wirths zwei Officiere zu, während er viele Häuser ohne Einquartierung ließ, die viel geräumiger waren, als das unsrige, das nur zwei Stuben enthielt, in deren einer wir, in der anderen die ganze Familie des Wirths

zusammengedrängt war. Demnach war es für uns unmöglich, länger in dem Hause zu bleiben. Alles Suchen nach einer neuen Wohnung war vergeblich; kein noch so lockendes Angebot vermochte die Furcht der Einwohner vor dem Zorn des Wojewoden zu überwinden. Der Verdruß über diese Verlegenheit ergoß sich in Scheltworte und Schläge über mich. Fast jeden Tag mußte ich mich zum Wojewoden begeben, ihn um Quartier zu bitten; die Mutter selbst bequemte sich zu ihm, er aber blieb unerbittlich und wiederholte: „ihr könnt in eurem Dorfe leben." Dorthin konnten wir aber nicht, weil meine Mutter einen Widerwillen gegen den Ort empfand, übrigens auch der Aufenthalt daselbst noch immer nicht ohne Gefahr gewesen wäre.

So wurden wir zu dem Entschluß gedrängt, uns nach Pensa aufzumachen, über 200 Werst von Alatyr. Unsere Lage war eine schwierige, wir kannten die Gefahren, die uns auf dem Wege dahin drohten; es war aber nichts zu machen, und wir fuhren am Vorabend des Einmarsches aus, mit Bauerpferden in einfachen Kibitken. Der Schmutz, der strömende Regen, der den ganzen Tag über anhielt, die schlechten Pferde und Fuhrwerke, alles das war Ursache, daß wir, bis auf die Haut durchnäßt, kaum gegen Abend uns bis zu einem 20 Werst von der Stadt entfernten Dorfe geschleppt hatten, in welchem das Regiment sein Nachtlager genommen hatte. Einige Stunden mußten wir im Regen auf der Straße zubringen, bis wir mit genauer Noth ein Quartier fanden. Die Mutter durchweinte die ganze Nacht; sie verfiel in kein Fieber und war ernstlich krank.

Bei Tagesanbruch bereitete sich das Regiment zum Aufbruch und wir unsererseits desgleichen. Da faßte ich mir ein Herz, die Mutter mit der Bitte anzutreten, in die Stadt zurückzukehren, in der Hoffnung, daß der Regiments-Commandeur sich für uns verwenden werde; wo nicht, so schlug ich vor, sollte die Mutter mit den Schwestern und der weiblichen Dienerschaft sich im Kloster bei der Aebtissin einquartieren, ich mit den Brüdern hier den Tag, dort die Nacht zubringen. Nach langer Ueberlegung und auf den Rath eines Menschen, der uns Theilnahme bezeugte, entschloß sich meine Mutter dazu. Im Gefolge des Regiments trafen wir auch in der Stadt ein und fanden auf dem Gehöfte unseres Wirths die Fuhren der Officiere, deren Leute sich schon in unserer früheren Stube einkramten. Unser guter Schreiber wies uns nicht zurück und bot uns an, in einer Stube mit ihm zu leben. Ich zog meinen schwarzen Kaftan an und ging

zu dem Regimentscommandeur, dem Brigadier Pyl, bei welchem eben viele Officiere und auch der Wojewode Bjelokopytow waren. Ich trat vor den Brigadier und erklärte ihm, daß ich ein Edelmann sei, der seinen Vater verloren und alles mögliche Unglück erlitten und durch die Bosheit des Wojewoden kein Obdach für mich und alle die Meinigen habe. Ich erzählte die Ursache dieser Bosheit und verschwieg nicht, daß ich ihn ein Soldatenkind genannt. Der Brigadier war sichtlich sehr gerührt und sagte mit Thränen in den Augen zu dem erbleichenden Wojewoden gewandt: „Mensch, fürchtest Du Gott!" rief den Quartiermeister und befahl, sofort unser Logis von der Einquartierung zu befreien. Als ich mich von ihm verabschiedete und ihm dankte, äußerte er den Wunsch, ich sollte ihn öfters besuchen, erlaubte mir, mit Bitten jeder Art mich an ihn zu wenden und versprach, in allem zu helfen.

Ich traf zu Hause zugleich mit dem Quartiermeister ein. Die Artigkeit dieses Officiers, die schleunige Ausführung der Befehle des Brigadiers und die Ueberzeugung, Schutz gegen den Wojewoden zu haben, gab uns allen neues Leben. Unser Wirth, ein großer Freund des Gläschens, hatte sich zur Unzeit betrunken und erwartete die unvermeidliche Strafe; aber der Wojewode prügelte ihn nicht nur nicht, wie er zu thun pflegte, sondern sparte selbst die Scheltworte. Das machte ihn so zuversichtlich, daß wir oft durch seine Betrunkenheit incommodirt wurden, für die er keine Strafe mehr fürchtete.

Mama befahl mir am folgenden Morgen zu dem Brigadier zu gehen und in ihrem Namen für die uns erwiesene Güte zu danken. Pyl nahm mich sehr gütig auf, fragte nach allen Einzelheiten unseres Unglücks und nach unseren häuslichen Umständen, behielt mich zu Tische, ließ mich neben sich sitzen, war mehr mit mir beschäftigt als mit dem Wojewoden, der wie es schien ihn sehr fürchtete, und machte mich mit den jüngeren unter seinen Officieren bekannt. Seine Einladung, öfter sein Haus zu besuchen, war mir sehr angenehm.

Bald nachher traf in der Stadt der Graf Peter Iwanowitsch Panin mit unbeschränkter Vollmacht zur Regierung des Landes ein. Nachdem er von unseren Erlebnissen gehört hatte, befahl der Graf am zweiten Tage nach seiner Ankunft mir anzusagen, daß ich mich folgenden Tags um 6 Uhr Morgens bei ihm einfinden solle. Den ganzen Abend wurde bei uns darüber hin- und hergeredet, was diese Ladung bedeute und bezwecke; die frommen alten Weibchen unterrichteten mich, jede auf ihre Art, was ich

zu thun und zu reden hätte; aber ich machte mir aus keiner von ihnen so viel, um auf ihren Rath zu achten.

Dem Befehl nachkommend, erschien ich um 6 Uhr und meldete mich im Vorzimmer bei einem Beamteten, der mich an die Thür des Cabinets geleitete, welches in dem Staatszimmer des Wojewodenhauses eingerichtet war. Auf einem großen Tische, der mit Papierhaufen ganz überdeckt war, brannten zwei Lichtstümpfchen, deren matter Schein kaum bis zu der Thür drang, durch welche ich eintrat. Der Graf saß am Tisch, mit Acten beschäftigt; ich sah, wie er die Papiere aufmerksam durchlas und seine Resolutionen auf ihnen anmerkte; endlich kehrte er sich zu mir und fragte: „bist du Merrwago?“ befahl mir an den Tisch zu kommen und sagte mit freundlichem Ton: „erzähle mir, mein Freund, alle deine Erlebnisse der Reihe nach.“ Ich erzählte ihm alles ausführlich, außer was die Verfolgung von Seiten des Bjelokopytow betraf; meine Mutter hatte mir streng untersagt, davon zu sprechen; übrigens hätte ich auch von selbst es unterlassen, da ich wußte, daß der Graf Tages zuvor vor vielen Anwesenden ihn nicht nur heruntergemacht, sondern mit dem Galgen bedroht hatte.

Während meiner Erzählung wurde der Graf ganz warm, weinte, küßte mich mit väterlicher Zärtlichkeit und sagte: „sprich, womit kann ich euer Unglück mildern und der Zerrüttung eures Hauses abhelfen?“ Ich erwiederte, das könne niemand als Gott, und daß wir nichts bedürften. Die Antwort gefiel ihm. Er umarmte und küßte mich wieder. Seine Thränen, die mein Antlitz netzten, waren ein Beweis des Antheils, den er an unserem Leid nahm. Auf einen Actenhaufen weisend sagte er: „da sind die Acten über euren Menschen; er ist ein Bösewicht, was wollt ihr, daß mit ihm geschehe?“ Ich antwortete, daß seine Schuld nicht unserm Urtheile unterliege. Aber der Graf entgegnete: „ich habe Macht zu thun was ich will, also frage deine Mutter und gieb mir Antwort; er soll bestraft werden, wie ihr es verlangt.“ Ich erwiederte darauf, daß auch meine Mutter nichts sagen könne. Hierauf entließ er mich, nachdem er mich eingeladen zum Mittagessen wieder zu kommen.

Zu Mittag fand ich bei dem Grafen eine zahlreiche geladene Gesellschaft, darunter viele Beamtete, die nach Alatyr gekommen waren, um sich dem Grafen vorzustellen, unter ihnen den Brigadier, unseren Wohlthäter, und den Wojewoden Bjelokopytow. Bei meinem Eintritt hörte ich, wie der Graf den Wojewoden wegen der Unordnungen in seiner Verwaltung schalt. Der Graf empfing mich sehr gnädig, hieß mich näher treten, küßte mich

und sagte, zum Brigadier gewendet: „seht da den Helden und das Haupt seiner Familie!“ Bei Tische mußte ich neben ihm sitzen, während an seiner andern Seite der Brigadier Pyl saß. Der Graf sagte diesem, er solle mich in sein Regiment einschreiben lassen. Pyl antwortete, daß er mir das längst angeboten habe, in der Absicht, mich bei einer bald eintretenden Vacanz als seinen Adjutanten anzunehmen; daß aber meine Mutter ohne Berathung mit meinem Großvater ihre Einwilligung dazu nicht ertheilen wolle. Dies wurde nun besprochen. Der Graf setzte auseinander, daß meine Mutter nicht wohl daran thue und befahl, da er sah, daß ich dazu schwieg, meiner Mutter das Gespräch mitzutheilen. Am folgenden Tage reiste der Graf ab. Ich besuchte seitdem den Brigadier häufiger; Dank seiner gütigen Behandlung und den Freundlichkeiten der Officiere brachte ich die Zeit angenehm hin; der mittlerweile eingetretene Winter brachte mich mit den Straßenjungen, meinen früheren Genossen, in deren Gesellschaft ich fast verwildert war, auseinander und meine Lebensweise ward eine gänzlich veränderte.

Die Gemeinden als Arbeitgeber.

Als Gegengewicht gegen die unbedingte und solidarische Verpflichtung der Gemeinden zur Steuerzahlung, als das selbstverständliche und überall anwendbare Mittel zur Erleichterung jener rigorosen Pflicht gilt in der russischen Gesetzgebung das entsprechende Recht der Verwendung der säumigen Zahler zur Arbeit. Es scheint daher natürlich, daß, wenigstens von Seiten der Administration, dies Verhältniß als ein sich annähernd ausgleichendes betrachtet und die Anforderungen an die Gemeinden in ihrer ganzen Ausdehnung unausgesetzt gestellt und realisirt werden, ohne Rücksicht darauf, ob in der That und in wie weit die vom Gesetze gegebene Berechtigung als praktischer und ausreichender Regulator jener Gesammtverpflichtung sich bethätige. Heißt es doch in den bezüglichen Vorschriften ausdrücklich, daß die böswillig säumigen Steuerzahler zu Arbeit und Erwerb angehalten werden sollen. Geschieht dies nun nicht oder nur in unzulänglichem Maße, so hat die Verwaltung eine gewisse Berechtigung zu der Annahme, daß die Gemeinde sich der vollen Ausübung des ihr vom Gesetze gebotenen Rechtes selbst begeben habe und ihr daher durch strenge Eintreibung der Steuern nicht zu nahe getreten werde, abgesehen von den wahrscheinlich häufigeren Fällen, wo nicht einmal eine solche Erwägung eintritt, sondern die eigene Pflicht nachsichtsloser Steuereintreibung einfach erfüllt wird, weil eben eine Rücksichtnahme, wie die erwähnte, nicht vorgeschrieben ist.

Ebenso unbedingt, wie die Pflicht der Steuerzahlung, ist wie bekannt die Verantwortlichkeit der Gemeinden für ihre Bettler und Landstreicher:

man schickt sie, wo sie angetroffen werden, an ihre Heimathgemeinden zurück, oft ohne ausgesprochenen Zweck, immer jedoch mit der stillschweigenden Voraussetzung, daß die Gemeinde ihr Recht wider dieselben geltend machen werde. Dies Recht umfaßt nun wiederum in erster Linie die Verwendung zur Arbeit; auch hier wird überall die Möglichkeit angenommen, daß die Gemeinde dies Aequivalent ihrer Verpflichtung unbehindert zur Geltung bringen könne, ja es wird die thatsächliche Ausführung dessen in die Hand der mit der Polizeigewalt bekleideten Gemeinde-Obrigkeit gelegt. Besonders aus dem letzteren Grunde darf es daher nicht Wunder nehmen, wenn auch hier die höhere Verwaltung sich auf eine Berücksichtigung des jeweiligen factischen Verhältnisses selten einläßt, sondern ihrerseits in der Regel die eigene Sicherung einfach in der Auferlegung der erwähnten unbedingten Verantwortlichkeit auf die Gemeinde und deren Vorstand sucht und findet.

Es muß dies vielmehr um so natürlicher und unbedenklicher erscheinen, als das Gesetz noch weiter geht, indem es die Folgen ausdrücklich angiebt, welche eintreten sollen, sobald die Verwendung des Schuldners oder Landstreichers zur Arbeit fruchtlos bleibt und zu keiner Aenderung und Besserung der Lebensweise führt. Für den Fall des ersten Recidivs soll ein neuer Versuch gemacht, bleibt aber auch dieser und ein dritter fruchtlos, dann soll der Unverbesserliche dem Urtheil eines Gemeinde-Ausschusses übergeben und diesem überlassen werden, ihn „der Krone zur Disposition zu stellen", eine Disposition, welche in der Regel — in der Verschickung nach den Colonien Sibiriens besteht.

Die Frage liegt hiernach nicht fern, wie es geschehen mag, daß bei klaren und präcisen Vorschriften, welche den Gemeinden, scheint es, das vollste discretionäre Verfügungsrecht über ihre gewissenlosen Steuerrestanten und Vagabunden geben, die Verwendung derselben zur Arbeit doch nur selten und in ungenügendem Maße eintritt, ja daß die Gemeinden in den allermeisten Fällen die vorausgesetzte Möglichkeit zur Realisirung ihres gesetzlichen Rechts in der That nicht besitzen, während, wie natürlich, von einer Verzichtleistung auf dieses Recht wohl nur höchst selten die Rede sein kann. An diese Frage knüpft sich nothwendig eine andere, nämlich, wie es habe geschehen können, daß die Gesetzgebung den Gemeinden das mehrerwähnte Recht gewährleistet, ihnen aber gleichzeitig die Mittel zur Realisirung desselben nicht gegeben hat?

Es scheint nun auf den ersten Blick allerdings, als nehme die Gesetzgebung keine Rücksicht auf die bedenklichen Folgen, die sich aus dem er-

wähnten Verhältniß entwickeln müssen und in der That entwickeln, als beruhige sie sich vollkommen bei dem Erlaß ihrer formellen Vorschriften und finde in den factischen Mißständen, die aus der mangelhaften Ausführung derselben entspringen, keine genügende Veranlassung zu abhülflichen Maßnahmen. Und doch springt die Nothwendigkeit der letzteren in die Augen. Bei der Unzulänglichkeit oder gänzlichen Abwesenheit der Mittel, die Verwendung zur Arbeit und mit ihr die Nöthigung und Gewöhnung zur Ordnung und Regelung der Lebensart in ausreichender und angemessener Weise thatsächlich zu verwirklichen, kann selbstredend auch das zu erstrebende Ziel nicht erreicht werden; die Zahl der Arbeitsscheuen und Verdienstlosen muß stetig zu nehmen; mit ihr muß die Steuerlast der „ordentlichen Leute" in bedenklicher Progression wachsen; es muß aus dem Zuschuß an Bettlern und Landstreichern eine drückende Vermehrung der Ausgaben für Armenpflege, Transportkosten u. dgl. entstehen; es müssen, was das Wichtigste sein möchte, die Elemente der Unordnung und des Leichtsinns sich fortgehend steigern und vermehren. Freilich bleibt der Gemeinde am Ende immer noch ein letztes Mittel, die Abgabe der Unverbesserlichen an die Krone, oder, was in der Regel gleichbedeutend ist, die Verschickung derselben nach Sibirien. Allein dies Mittel soll, wie bemerkt, ein letztes, äußerstes, daher seltenes sein; es wird mithin unter den gegebenen Verhältnissen, wo der vorausgängige wiederholte Versuch der Nöthigung zur Arbeit fast überall nicht in nachdrücklicher und erfolgverbürgender Weise gemacht werden kann, in der Regel erst dann eintreten, wenn eine Reihe von Recidiven oder eine sehr bedeutende Summe von Rückständen vorliegt, wenn also einerseits der Gemeinde weit größere Uebel zugefügt worden sind, als dies bei organisirter Nöthigung zur Arbeit und Besserung der Fall gewesen sein würde, andererseits aber die Unmöglichkeit der Besserung immerhin praktisch noch nicht erprobt ist. Damit Letzteres in genügender Ausdehnung und Nachhaltigkeit geschehe, damit es den Gemeinden möglich werde, ihr Recht als Arbeitgeber auszuüben, fehlt es — das drängt sich Jedem auf — an wohleingerichteten öffentlichen Arbeitsanstalten, über deren Zwecke, Organisation und Verwaltung wir seit einer Reihe von Jahren in der Tagesliteratur Vorschlag auf Vorschlag zu lesen gewohnt sind.

Warum — wir wiederholen die obigen Fragen — existiren nun so gut wie gar keine Anstalten der erwähnten Art? Warum geschieht in dieser Beziehung nichts von Seiten der Gesetzgebung und Verwaltung?

Der Vorwurf, welcher in dieser letzteren Frage zu liegen scheint,

möchte sich bei näherer Betrachtung nicht aufrecht erhalten lassen. Schon in der Instruction für die Gesetzes-Commission vom Jahre 1770 stellte eine erleuchtete Herrscherin, eingedenk ihres Grundsatzes, daß „es ungleich besser sei den Verbrechen vorzubeugen, als sie zu bestrafen", unter Anderm als Competenzen der Polizei-Verwaltung auf: 1) „Landstreicher und Heimathlose" und 2) „Bettler, welche den Gebrauch ihrer Hände und Füße haben, an die Arbeit zu stellen" (§§. 557, 560). Die praktische Durchführung dieser Principien war der Gouvernements-Verordnung vom 7. November 1775 vorbehalten, wo es im §. 390 heißt: „In Betracht der Anordnung und Aufsicht der Arbeitshäuser für Leute beiderlei Geschlechts hat das Collegium allgemeiner Fürsorge streng und genau darauf zu achten, daß eine solche Einrichtung völlig der Absicht entspreche, in welcher es solche Häuser zu stiften verordnet wird, nämlich, daß arme Leute durch ihre Arbeit ihren Unterhalt verdienen können. — — Man nimmt auch in die Arbeitshäuser solche Leute auf, die keine andere Zuflucht haben und solche, die entweder auf einige Zeit oder auf immer von denjenigen Autoritäten, die in dem Gouvernement dazu befugt sind, dahin geschickt werden." Ferner heißt es in dem ergänzenden Ukas vom 20. April 1781 (Vollst. Gesetz-Samml. 15,152) daß in das, nach § 390 der Gouvernements-Verordnung zu stiftende Arbeitshaus von der Ortspolizei „Bettler und Landstreicher, die arbeitsfähig sind", geschickt werden sollen. Diese Bestimmungen sind in der Folge in alle drei Ausgaben des Swod der Reichsgesetze aufgenommen worden (s. die neueste Ausgabe von 1857 B. XIII., Verordnung über die Collegien der allgemeinen Fürsorge Art. 690 ff.) und haben noch gegenwärtig ihre volle Geltung und Anwendbarkeit; es kommen nur noch diejenigen hinzu, welche, späteren Ursprungs, sich auf das eingangs gedachte Recht der Gemeinden und ihrer Ausschüsse beziehen, säumige Steuernzahler und liederliche Personen zu Arbeiten zu verwenden, und welche in den bezüglichen Paragraphen des Provinzialrechtes, der Rekruten- und Bauern-Verordnungen, sowie der Verordnung über Prävention der Verbrechen enthalten sind. Das Provinzialrecht der Ostseegouvernements sagt in dieser Beziehung Folgendes (B. II., Art. 1502): „Auch können sie (die Bürgergemeinden) in Gemäßheit der in dem allgemeinen Reichsgesetzbuche enthaltenen Bestimmungen diejenigen von den Bürgern der Stadt, welche sich eine liederliche Aufführung zu Schulden kommen lassen, sowie auch diejenigen, welche ihrer Sorglosigkeit und ihres unordentlichen

lebens wegen, nicht aber in Folge irgend eines Unglücksfalles außer Stand erscheinen, die Abgaben zu bezahlen, nach den in dem Reichsgesetzbuch enthaltenen Vorschriften zu Recruten abliefern und auf Ansiedelung verschicken oder auch zur Abarbeitung abgeben. Ebenso heißt es in der Livl. Agrar- und Bauern-Verordnung v. J. 1849 § 627 u. 631, daß das Gemeindegericht die Individuen ohne festes Dienstverhältniß entweder von sich aus in Dienst zu verdingen oder ihnen in- oder außerhalb der Gemeinde Lohn-Arbeit anzuweisen habe, wohin beispielsweise die Arbeiten bei Unternehmern öffentlicher Bauten, beim Chausséebau, Fabriken u. s. w. gerechnet werden.

Diese wenigen Anführungen aus den bestehenden Vorschriften werden genügen, um darzuthun, daß von Seiten der Gesetzgebung weiteres als das Gegebene nicht füglich beansprucht werden kann. Denn hat es die Staatsregierung bei der Erhebung der Steuern gesetzlich nicht mit dem einzelnen Bürger, sondern mit der steuerpflichtigen Corporation zu thun, ruht daher auf dieser die materielle Garantie für ihre Steuer-Restanten, Erwerblosen, Bettler und Vagabunden, so folgt, daß alle Maßregeln, welche die Gewöhnung solcher Individuen an Arbeit und Erwerb, mithin, abgesehen von dem Besserungszwecke, die Wiederherstellung ihrer Zahlungsfähigkeit erzielen, vornehmlich das Gemeinde-Interesse angehen, daß also die Ergreifung der Initiative in dieser Beziehung in erster Reihe so Recht als Pflicht der Gemeinden und ihrer Vorstände ist, während der Staatsregierung nur die Aufgabe zufällt, die Erfüllung dieser Pflicht den Gemeinden möglich zu machen und zu erleichtern, nicht aber dieselbe allein und ganz auf sich zu nehmen.

Mit diesem Gesichtspunkte scheint aber auch eine richtige Beantwortung der beiden obigen Fragen gewonnen. Dieselbe würde nämlich wesentlich darauf zurückzuführen sein, daß die Gemeinden selbst sich ihrer Eigenschaft als verpflichteter Arbeitgeber überall noch nicht recht bewußt geworden sind, vielmehr diese Eigenschaft bisher vor allem der Staatsregierung zugeschrieben haben. Besondere concurrirende Verhältnisse dürften übrigens dazu beigetragen haben, es bei den Gemeinden zu einer klaren Erkenntniß in der angedeuteten Beziehung nicht kommen zu lassen, wohin zum Theil die vorgeschriebenen hohen Steuer-Cautionen, die Benutzung zufälliger Gelegenheiten zur Arbeit (wie sich solche z. B. in den cit. §§ der A. und B. V. angegeben finden), dann aber auch Indolenz und Gewohnheits-Cultus

zu rechnen wären. Allein daß hier Palliative und Zufälligkeiten nic
ausreichen, daß das Bedürfniß ständiger und planmäßig organisirter Arbeit
anstalten sich praktisch immer mehr zu einer brennenden Frage gestalte
zeigen nicht allein die oben angedeuteten, tief eingreifenden und von intell
genten Gemeinde-Vorständen in ihrer Gefährlichkeit längst gewürdigt
Mißstände, sondern auch die unausgesetzt an die Oeffentlichkeit gelangende
bezüglichen Organisationsvorschläge, endlich die in dieser Beziehung d
localen Administration von Seiten der Reichsgesetzgebung zur Richtschn
gegebenen älteren und neueren Vorschriften. Was namentlich die letzter
betrifft, so bestimmt schon die Gouvernements-Verordnung vom J. 177
daß zu den Verpflichtungen der neu errichteten Collegien allgemeiner Fü
sorge die Stiftung von „Arbeitshäusern für arme Leute" gehören soll
allein sie stellte (§ 380) diese Verpflichtung fast ans äußerste Ende d
jenem Collegio zugewiesenen verschiedenen Competenzen. Es mochten dah
andere, dringendere Gegenstände um so mehr in den Vordergrund trete
als einerseits mit Entwickelung der Strafgesetzgebung die lediglich de
Staate als dem Vollzieher der Strafen zufallende Einrichtung von Zuch
häusern unabweisbar wurde, andererseits aber schon dieselbe Gouvernement
Verordnung voraussetzte (§ 392) daß auch die Gemeinden selbs
ständig mit der Gründung von Arbeitsanstalten vorgehe
würden. Die gleiche Voraussetzung findet sich auch in der neueren G
setzgebung mehrfach ausgesprochen und ordnet namentlich die Instructi
für die Civil-Gouverneure vom 3. Juli 1837, §§ 185—87 unter Ande
an, daß die Gouverneure, auf Grundlage der Vorstellungen der örtlich
Obrigkeiten, ihre Vorschläge über neu zu errichtende wohlthätige Anstalt
und unter diesen namentlich auch „über die von Gemeinden
gründenden Arbeitsanstalten für Mittellose" dem Minis
rium des Innern zur Genehmigung einzureichen haben.

Man sieht, die Administration und Gesetzgebung entzieht sich ih
Mitwirkung keineswegs; nur hat sie die Initiative bisher den Gemeind
überlassen und den Weg angegeben, den die letzteren einzuschlagen, so
die Autorität bezeichnet, an welche sie sich zu wenden haben. Somit würde
bei richtiger Erkenntniß dieser Verhältnisse von Seiten der Gemeinden,
Schwierigkeiten allein zu beseitigen übrig bleiben, welche zum Theil in d
geringen Umfang und der Unzulänglichkeit der Mittel der meisten unse
Gemeinden, dann aber auch in der Neuheit der Sache liegen.

Diese Schwierigkeiten sind nun ohne Zweifel nur secundairer Na

und könnten mit Hülfe der Vereinigung, der Inangriffnahme der Sache durch verfassungsmäßige Gemeinde-Complexe, wie Kirchspiele und Kreise, unschwer überwunden werden, sind überdies in den größeren Städten kaum vorhanden, während zur Information und Erleichterung für die Stifter und die prüfenden Autoritäten die Statuten schon bestehender, zu gleichen Zwecken eingerichteter Arbeits-Anstalten mit Nutzen verglichen, beziehungsweise adoptirt werden könnten*).

Vorläufig dürfte es indessen immerhin besonders darauf ankommen, in den Gemeinden und ihren Vorständen das Bewußtsein zu wecken und zu kräftigen, daß sie gesetzlich verpflichtete Arbeitgeber sind und daß, abgesehen von dem moralischen Besserungszweck, ihr eigenes Wohl und Interesse es erfordert, die Arbeiten, die sie anweisen sollen, zu organisiren, daß endlich das gesetzliche Mittel hiezu vornehmlich in der Gründung von Arbeitshäusern gegeben ist.

*) Hieher gehört insbesondere das Statut des Moskauschen Comités der Fürsorge für Bettler vom 5. Sept. 1838 (vollst. Ges. Samml. Nr. 11,514) und das Verwaltungs-Reglement des dortigen Arbeitshauses.

Die Maßregeln gegen die Rinderpest im Königreich Polen.

Unser Jahrhundert hat das Eigenthümliche, daß es den Forschergeist i hohem Grade erweckt, daß der Mensch mit besonnenen und tausendfach ge schärften Blicken die Dinge um sich her betrachtet und so von Tag zu Ta in aller Stille die wichtigsten und folgenreichsten Entdeckungen in Bezu auf ihre Zusammensetzung, ihre Eigenschaften und die Resultate ihres Au einanderwirkens macht, von denen sich frühere Zeiten nichts träumen ließe Daher der großartige Aufschwung in den Naturwissenschaften, welcher nic ohne Einfluß auf die übrigen Wissenschaften bleiben kann und Veränd rungen in ihren gegenseitigen Beziehungen hervorrufen muß, die nur z oft Veranlassung zu einer unrichtigen Auffassung der gegenwärtigen Zeitric tung geben und derselben wohl gar als einer rein materialistischen das Ve dammungsurtheil sprechen lassen.

Und doch hat es im Gegentheil nimmer eine spiritualistischere Zeit ge geben und es ist auf Erden niemals so viel gedacht worden als heut aus dem einfachen Grunde: weil so viel Denkstoff vorhanden ist, von de unsere Väter und Vorväter keine Ahnung hatten. Der Beweis wäre leic zu führen; ein jedes beliebige Compendium kann ihn liefern. So ist z. B über die Zelle, den ersten Entwickelungsanfang des pflanzlichen und thie schen Körpers, schon mehr gedacht und geschrieben, als früher über de ganzen Organismus!

Und so könnten wir aus jedem Bereiche des menschlichen Wissens Belege dafür herbeiholen, daß unsere Zeit sich die riesige Aufgabe gestellt hat, Alles, was bisher noch auf Routine, Empirie und Schlendrian basirt war, zu durchgeistigen und einer rationellen Behandlung zu unterwerfen, d. h. ihm die wissenschaftlichen Grundlagen zu geben, die allein sein künftiges, wahres Fortschreiten ermöglichen und bedingen können.

Dieses eifrige Streben nun kommt auch einigen Fächern, die, wenngleich wichtig genug für den Staatshaushalt der civilisirten Völker, doch bisher zu keiner rechten Entwickelung und Anerkennung gelangen konnten, zu Statten, und unter ihnen erhebt namentlich auch die Veterinairmedicin ihr Haupt. Sie war bisher in manchen Staaten von ihrer älteren und angeseheneren Schwester, der Medicin, bevormundet und beherrscht; weil man sich nun einmal von ihrer Nothwendigkeit und Nützlichkeit überzeugt hatte, so mußte sie allerdings einigermaßen berücksichtigt werden, nährte sich indessen oft kümmerlich von den Brosamen, die von der Reichen Tische fielen. Nur zu lange glaubte Jeder, der es oberflächlich kannte, das Recht zu haben, modelnd und umgestaltend in das Veterinairwesen einzugreifen, wenn er die Macht dazu besaß. So wurde es nie in die richtige Bahn gelenkt und von einem stetigen, freudigen Fortschreiten konnte nicht die Rede sein. Auch gegenwärtig, wo es bei uns in dieser Beziehung besser zu werden anfängt, begreifen Viele noch nicht, warum der Staat die Lehranstalten zur Ausbildung von Veterinairen so freigebig ausstattet, indem sie von der Existenz einer *wissenschaftlichen* Veterinairmedicin keine Idee haben.

Dennoch fängt diese an, wiewohl von der dauernden Unterdrückung eingeschüchtert, langsamen Schrittes sich ihr Terrain zu erobern und durch exacte Forschungen sich immer mehr und mehr in den Reihen der angewandten Naturwissenschaften geltend zu machen. Um so mehr muß es ihre Vertreter schmerzen, wenn man sie ungeachtet dieses unermüdlichen Strebens, nach wie vor geringschätzend behandelt und die wichtigsten praktischen Fragen, *deren Entscheidung nur ihr allein zusteht*, ohne ihr Zuthun und in einer Weise erledigt, der sie ihre Zustimmung unmöglich geben könnte.

Daß solches geschieht, kann der nachstehende Aufsatz bewahrheiten. Er wird auch für die baltischen Provinzen von Interesse sein, da namentlich in Kurland nicht selten die Rinderpest über die polnische Gränze eingeschleppt wird.

Die Annalen der Veterinairmedicin haben eines der für sie merkwürdigsten Ereignisse des Jahrhunderts zu verzeichnen. Während man in Deutschland gegen den „Stock- und Galgencontagionismus"*) zu Felde zog und die Leute zu der Meinung bekehren wollte, daß die Rinderpest als eine dem Menschentyphus analoge Krankheit unter gegebenen Umständen sich überall selbst entwickeln könne; während es in Rußland noch sehr viele Anhänger dieser Meinung giebt und die Gegner derselben darauf dringen: sie müsse an der Quelle, in den Steppenländern, bekämpft und ausgerottet werden; sperrt man sich in Preußen hermetisch gegen das von der Seuche verheerte Polen ab und schont selbst Menschenleben nicht, um diese Absperrung in ihrer ganzen Strenge aufrecht zu erhalten. Und in dem letztgenannten Königreiche sucht man, um den mit der Sperre verbundenen Unbequemlichkeiten und Benachtheiligungen zu entgehen, den gordischen Knoten zu durchhauen; man opfert gegen eine halbe Million Silberrubel und läßt über 16,000 gesunde und seuchenkranke Rinder niederschlagen!

Zwar hörten wir schon früher von dieser Maßregel, und hieß es, daß die Vergütungen für das erschlagene Vieh sich viel höher und nahezu auf 1 Million Silberrubel erstreckten. Nicht eingeweiht in die näheren Details der Sache durften wir uns jedoch kein Urtheil darüber anmaßen; seit aber in Gurlts und Hertwigs „Magazin für die gesammte Thierheilkunde" (Jahrgang 23, Heft 2, S. 666 u. ff.) von dem preußischen Kreisthierarzt Müller ein Aufsatz darüber erschienen, die Sache also vor das Forum der Oeffentlichkeit gezogen ist, steht sowohl uns, wie jedem andern Fachgenossen das Recht zu, seine Meinung über das „Experiment" — denn anders darf es wohl füglich nicht bezeichnet werden — zu äußern.

Wir schrieben daher die nachstehenden Erörterungen auch sofort nach Lesung des Müllerschen Aufsatzes nieder, hofften indessen, daß sich Stimmen aus dem Lande selbst, worin die Maßregel executirt wurde, über den Werth derselben vernehmen lassen würden. Vielleicht ist dies auch in der uns unzugänglichen polnischen Sprache geschehen; in andern Sprachen ist uns nichts darüber bekannt geworden und so halten wir es für gerechtfertigt, auch jetzt noch unsere vor bereits mehr als 2 Jahren niedergeschriebene Meinung mitzutheilen und möglicherweise dadurch eine vielseitigere Besprechung des hochwichtigen Gegenstandes anzuregen.

*) S. Die Reform der Lehre von den Contagionen, Epidemieen und Epizootien, von Dr. C. F. Rieck. Quedlinburg 1854.

Wenn wir es versuchen, die im Königreiche Polen neuerdings gegen die Rinderpest ergriffenen Maßregeln einer Prüfung zu unterwerfen, so kann dies nicht geschehen, ohne einen kurzen Rückblick in die Geschichte der Seuche zu thun und die Motive hervorzuheben, welche dazu führten, sie in gewissen Fällen durch das Tödten der kranken und anscheinend noch gesunden, aber schon verdächtigen Thiere zu bekämpfen.

Manchem wird es bekannt sein, daß erst seit dem Jahre 1711 wissenschaftlich gebildete Männer ihre Aufmerksamkeit dieser verderblichen Seuche zugewandt haben. Sehr lange aber währte es noch, bevor man sich über die richtigen und wirksamsten Maaßregeln zu ihrer Tilgung in den verschiedenen Ländern, welche von ihr zu leiden hatten, einigen konnte. Ja, in denjenigen Ländern, wo das Studium der Seuche hätte beginnen müssen, weil sie es sind, aus denen sie, selbst nach jahrelangen Pausen, immer wieder neu hervorbrach, in den Steppengebieten des südlichen Rußlands, kennt man sie in wissenschaftlicher Beziehung erst seit 1853, wo die Impfversuche ihren Anfang nahmen, etwas näher.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde die Rinderpest noch oft mit andern Seuchen verwechselt, was in Rußland und Polen bei dem Mangel an rationellen Veterinairen auch heute noch vielfältig geschieht. Man brauchte — und braucht in den genannten Ländern noch gegenwärtig — nicht selten die abergläubigsten Mittel dagegen. Wo sie sich weit verbreitet hatte, Jahre lang grassirte und großartige Einbußen veranlaßte, da hielt man sie wohl für eine von Gott gesandte Geißel für die Sünden des Volkes und die dänische Regierung u. a. ordnete öffentliche Buß- und Bettage an, um das Strafgericht abzuwenden. Später, als sich durch die öftere Beobachtung der Krankheit auch die Kenntniß derselben erweiterte, hoffte man durch ihrer Natur entsprechende Heilmittel dem Uebel zu steuern und viele derselben, z. B. die eisenhaltige Salzsäure standen lange Zeit in großem Rufe, bis die Zeit auch ihre Trüglichkeit documentirte. Auch die Impfung ward außerhalb der Steppenländer mit größerem oder geringerem Glücke in Anwendung gebracht, um den Verlust zu mindern, bis man für jene Länder in dem Erschlagen der kranken und verdächtigen Rinder und der Absperrung gegen das Einschleppen der Seuche sicherere Mittel fand.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts machte sich nämlich die Ansicht mehr geltend: daß die Rinderpest eine dem ganzen Europa fremdartige Seuche sei und daher überall durch streng ausgeführte polizeiliche

Maßregeln abgehalten oder, wenn sie schon eingebrochen wäre, wieder getilgt werden könne.

Erst später gelangte man zu der Ueberzeugung, daß sie sich auch in den Steppenländern Europas von selbst erzeugen könne, und daher die Schutzmaßregeln vorzugsweise gegen diese und das wandernde Rindvieh derselben gerichtet sein müßten. Nun erließen auch die Regierungen außerhalb Rußlands Verordnungen, die gegen das Verschleppen der Krankheit aus den Steppen, durch Quarantainen für das Vieh derselben, welches die Gränze überschritt, zeitweiliges gänzliches Einfuhrverbot desselben und der als Träger für den Ansteckungsstoff geltenden Gegenstände wirken sollten. Solange diesen Verordnungen, namentlich in Friedenszeiten, pünktlich nachgelebt wurde, sahen sich auch alle Länder, die mit den Steppen nicht gränzten, von der Geißel der Rinderpest befreit, und nur Kriegszustände, welche die Kraft der Gesetze lähmten, ließen sie wieder erscheinen. Sobald aber der Frieden wiederkehrte, nahm man sich dann auch des Ausrottungswerkes der Seuche mit der größten Energie an, ließ alle erkrankten und verdächtigen Rinder tödten und sorgte durch die strengste Gränzbewachung dafür, daß sie nicht wieder aufs neue eingeschleppt wurde.

In den Gränzländern der Steppen war aber auch in Friedenszeiten das Einschleppen der Rinderpest nicht immer zu verhüten und die erwähnten strengen Maßregeln mußten wiederholt executirt werden, um den eingedrungenen Feind nicht weiter kommen zu lassen.

Damit sind wir nun auf den Standpunkt gelangt, von welchem aus die Beurtheilung der jüngst in Polen ergriffenen Maßregel unternommen werden kann, wobei wir die Abhandlung von Müller zu Grunde legen wollen.

Müller rechnet mit Recht das Königreich Polen zu den Ländern, in welchen die Rinderpest nicht heimisch ist und wohin sie immer durch das Steppenvieh eingeschleppt wird, unter günstigeren oder ungünstigeren Umständen sich mehr oder weniger verbreitend. In dem von ihm gegebenen Abrisse der neuern Geschichte der Rinderpest in Polen führt er ganz besonders die vielen Hin- und Herzüge der Truppen als Ursache dessen an, daß sie in den letztern Jahren eine so außerordentliche Verbreitung erlangt hat, zu einer schrecklichen Calamität für das Land geworden und auch, trotz der Maßregeln an der Gränze, wiederholt auf preußisches Gebiet übergetreten ist, so daß hier endlich permanente, absolute Grenzsperre angeordnet werden mußte, die indessen seiner Beschreibung nach weit hinter den Anforderungen, welche die Veterinärpolizei an eine solche

zu stellen hat, zurückgeblieben ist, obgleich sie mehreren Menschen das Leben gekostet hat. Der Schmuggelhandel wird als ganz besonderes Moment hervorgehoben, wodurch die Sperre jezuweilen ihren Zweck verfehlen mußte. Obgleich er zugesteht, daß die in dem Königreiche Polen gültigen Verordnungen gegen die Rinderpest zweckmäßig sind und den in Preußen geltenden an Strenge fast nichts nachgeben, so entwirft er doch das düsterste Bild von der Ausführung derselben. Unwissenheit, Aberglauben bei dem gemeinen Mann, Apathie der Gebildeteren und Vornehmen, die sich an das Herrschen der Seuche als an ein nothwendiges Uebel schon gewöhnt haben, Unkenntniß, Ungeschicklichkeit, Gewissenlosigkeit und Bestechlichkeit derjenigen, welche die Verordnungen zu executiren hatten, bewirkten, daß diese so gut wie gar nicht gegeben waren und die Seuche immer mehr und mehr um sich griff.

Da traten denn die neuen Bestimmungen ins Leben, deren Grundzüge im Wesentlichen folgende sind:

In jedem Kreise wird von den Gutsbesitzern eine nach der Größe des Kreises und der von der Rinderpest drohenden Gefahr verschiedene Zahl von Comitémitgliedern und eine gleiche Anzahl von Stellvertretern derselben gewählt, welche in Gemeinschaft mit dem Kreisvorstande den Kreiscomité zur Tilgung der Rinderpest bilden. Jeder Kreis wird in so viel Bezirke eingetheilt, als Comitémitglieder vorhanden sind, von denen jedes einem besondern Comité vorsteht. So wie ein verdächtiger Krankheitsfall unter dem Rindvieh sich zeigt, wird dieses, bei Vermeidung schwerer und auch in solchen Falle wirklich ausgeführter Strafen, dem betreffenden Comitémitgliede des Bezirks angezeigt, welches sich sogleich mit dem benachbarten Comitémitgliede, unter Zuziehung eines Polizeibeamten als Stellvertreters des Kreisvorstandes (gewöhnlich des Bürgermeisters der nächsten kleinen Stadt), des Polizeiverwalters (Woyt) der betreffenden Gemeinde und eines Sachverständigen (Thierarztes oder Arztes) an Ort und Stelle begiebt und die Krankheit constatirt. Ist wirklich Rinderpest vorhanden, so wird sogleich das sämmtliche Rindvieh der Ortschaft, gleichviel ob krank oder noch gesund, getödtet und mindestens sechs Fuß tief vergraben, nachdem zuvor die Haut auf den Thieren zerschnitten und der ganze Cadaver mit Aexten in eine unförmliche Masse verwandelt ist.

Nun folgen noch Maßregeln, die gegen das Wiederausgraben der Cadaver gerichtet und zum Theil sehr originell sind, z. B. das Bepflastern der Begräbnißstellen mit musivisch geordneten Steinchen &c. Selbst Aerzte,

Messer und Stricke, die bei der Tödtung gebraucht sind, werden mit vergraben.

Das getödtete Vieh wird mit einem Pauschquantum von 30 — 35 Rubel Silber für den Ochsen, 20 — 25 Rubel für die Kuh, 10 — 15 Rubel für ein Stück Jungvieh bezahlt, gleichviel ob es schon krank oder noch gesund ist. Die Bezahlung erfolgt sofort nach dem Erschlagen der Thiere.

Bis zum 22. November 1856 (wann die Maßregel ins Leben getreten, ist nicht gesagt) sind in den von der Rinderpest inficirten Ortschaften getödtet und bezahlt worden:

4401 Ochsen mit	145,782 Rubel	5 Kopeken	Silber.	
9418 Kühe mit	221,268 „	35 „	„	
2653 Stück Jungvieh	34,422 „	20 „	„	
Summa 16,472 Rinder, bezahlt mit	401,472 Rubel	60 Kopeken.		
Kosten der Tödtung	4224 „	66½ „		
Diäten für zugezogene Aerzte und Thierärzte	1611 „	60 „		
	407,308 „	86½ Kopeken.		

Dazu kommen noch 4213 Rinder, die vor der Untersuchung durch die Commission crepirt und daher nicht vergütet sind, sowie 434 Kälber, die nicht bezahlt wurden. In den letzten 6—7 Monaten (1856) gingen also 21,119 Stück Vieh verloren und die Rinderpest soll damit gänzlich getilgt sein.

Herr Müller spricht die Ueberzeugung aus: daß dies Verfahren für Polen ein ganz passendes und Preußen jetzt gegen die Einschleppung der Rinderpest gesichert ist.

Beide diese Voraussetzungen können indessen vor der wissenschaftlichen Kritik nicht bestehen.

Polen gränzt unmittelbar an die Steppenländer, bedarf des Steppenviehes, und kann daher durch dieses jeden Augenblick die Seuche wieder zugeführt bekommen. Es ist aber eine sichere Erfahrung: daß ohne Schutz vor dem Wiedereinbringen der Rinderpest die Keule nur die Kranken, nicht aber die Krankheit todtschlägt. Solange also nicht erwiesen werden kann, daß die polnische Gränze gegen die Steppen sorgfältig gesichert und abgesperrt ist, bleibt auch der Erfolg des Niederschlagens problematisch.

Nun hat zwar das Königreich in der Zwischenzeit eine neue, sehr strenge Verordnung gegen die Rinderpest erhalten, die auch Quarantainen

für das aus den Steppen eintretende Hornvieh vorschreibt, und zwar eine kürzere von nur 4 Tagen für Schlachtvieh, das den großen Städten unumgänglich nothwendig ist und daher in seinem Marsche nicht lange aufgehalten werden darf, und dann eine längere nach dem Muster der preußischen, von 21 Tagen. Wird nicht durch diese Verordnung ein zuverlässiger Schutz gegen neue Ausbrüche der Rinderpest in Polen gewährt? Wir antworten: nein! Denn:

1) ist es schon erwiesen, daß Steppenvieh in so leichtem Grade von der Krankheit befallen sein kann, daß selbst der sachkundige Beobachter sie übersieht. Dadurch wird also der Nutzen der Quarantainen überhaupt in Frage gestellt und hat auch die Erfahrung gelehrt, wie das oben von Preußen gesagt wurde, daß sie zuweilen das Uebertreten der Rinderpest nicht zu verhindern vermögen und trotz ihrer doch noch ein gänzliches Einfuhrverbot für Hornvieh und giftfangende Sachen verhängt werden muß.

2) Die 21tägige Frist für die Quarantaine ist hauptsächlich deswegen anberaumt, weil man dadurch dem zu begegnen hoffte, daß in Heerden, die gesund und unangesteckt die Gränzen der Steppen überschritten, bei einzelnen Häuptern, die eine besondere Anlage zur Selbstentwickelung der Krankheit hätten, diese noch in der Quarantaine und nicht später weiter im Lande auf dem Marsche zum Ausbruch käme.

Selbst der Laie sieht ein wie trügerisch diese Hoffnung ist!

Die Erfahrung hat gelehrt, daß diese 21tägige Quarantaine fast wie eine Prohibitivmaßregel wirkt und dem Schmuggel Thür und Thor öffnet.

3) Eine 4tägige Quarantaine giebt gar keine Garantie, indem die Thiere, welche etwa erst am 6., 7., 8. Tage nach ihrem Eintritt in die Quarantaine sichtbar erkranken, am 4. dieselbe anscheinend gesund verlassen können. Endlich

4) läßt es sich gewiß nicht annehmen, daß wie mit einem Zauberschlage alle Uebelstände, alle Mißbräuche, die Müller als so schreiend in Polen hervortretend bezeichnet, durch die neuen Maßregeln verschwunden sein sollten, selbst wenn sich auch die Edelleute in ihrem eignen Interesse an der Abstellung betheiligten.

Sind sie aber nicht gänzlich beseitigt, so ist auch weder Polen noch Preußen gesichert und die Seuche kann durch Schmuggler &c. nicht nur in Polen eingeführt, sondern auch wieder bis zur preußischen Gränze verschleppt werden.

Es wird Jeder freilich zugestehen müssen: daß das in Polen neuer-

dings beobachtete Verfahren summarisch und bequem ist; denn was wäre leichter, als nach Constatirung der Rinderpest alles Rindvieh eines Ortes zu tödten und zu vergraben? So viel ist aber auch gewiß, daß selbst dann, wenn die größte Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit bei der Ausführung der Maßregel vorauszusetzen wäre, diese doch schon aus dem Grunde keinen bleibenden Bestand haben könnte, weil sie dem Lande viel zu theuer zu stehen kommt. Nach zuverlässigen Nachrichten hat sich 1857 die Auflage zur Aufbringung der Vergütungssumme auf 45 Copeken pr. Kopf von dem gehaltenen Hornvieh erstreckt!

Die allerstrengsten Verordnungen gegen die Rinderpest schrieben bisher nur in sehr seltenen Ausnahmsfällen die Tödtung des Viehbestandes einer ganzen Ortschaft vor.

E. Viborg hemmte 1813 und 1814 die Rinderpest welche sich in Holstein in 2 Städten, 4 Flecken, auf 7 adligen Gütern und in 38 Dörfern verbreitet hatte, durch Niederschlagen und Stallsperre, unter Umständen auch Ortssperre, in weniger als 6 Monaten. An der Krankheit waren gestorben (größtentheils vor der Anwendung der Keule!) 1132 Häupter; erschlagen wurden: 486 Stück und 263 Rinder seuchten durch. Nirgends war es nöthig, den ganzen Viehstamm eines Ortes zu vertilgen. In den meisten Fällen genügte schon das Erschlagen der ersten kranken und verdächtigen Thiere. Selten brauchte dies in einem Orte wiederholt zu werden und noch seltener kam es vor, daß die Commission zu diesem Behufe zum dritten Male in einen Ort zurückzukehren brauchte. Die Gränze war dabei aufs strengste bewacht, damit keine neue Einschleppung stattfände.

Wo das Niederschlagen, die sogenannte Keule, derartig wirkt, da ist der Vortheil offenbar. Dänemark ist seit der Zeit von der Rinderpest nicht wieder betroffen worden.

Wo es sich aber als nothwendig herausstellt, daß sofort alles Vieh eines Ortes niedergeschlagen werde, in dem die Rinderpest ausgebrochen ist, weil man sich, bei der Unzuverlässigkeit der Eigenthümer, auf das Erschlagen und Vergraben des kranken und verdächtigen Viehs allein nicht verlassen und beschränken kann, wo zudem eine neue Invasion nicht mit Sicherheit zu verhüten ist, da ist die Keule nicht angezeigt und ihre Anwendung — wie dies Eingangs schon gesagt — als ein bloßes Experiment zu betrachten, bei dessen Anordnung die wissenschaftliche Veterinairmedicin nicht um Rath gefragt worden ist.

Wie bereits angeführt, stehen mir keine weiteren officiellen Nachrichten über den gegenwärtigen Stand der Rinderpest in Polen zu Gebote; es ist aber bekannt, daß durch das besprochene summarische Verfahren und die neue Gesetzgebung dieselbe dort keineswegs ganz und gar getilgt ist. Denn als ich im Herbst 1858 durch Warschau reiste, theilte mir der Director der dortigen Veterinairschule, Herr Eichler, mit, daß er erst vor wenigen Tagen die Rinderpest in der Nähe der Residenz zu behandeln gehabt habe. In dem diesjährigen dritten Heft der deutschen Mittheilungen der freien ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg, S. 223, wird ein neues Vorbauungsmittel gegen die Rinderpest, von demselben Herrn Eichler empfohlen, bekannt gemacht:

1 Quentchen der Essenz von der Wurzel der Bryonia alba wird mit 53 Loth Wasser verdünnt, und davon Morgens und Abends zu 2 Eßlöffel voll, Kälbern und Stärken zu 1 Eßlöffel, gegeben. Bei eintretendem Durchfall soll die Cur einige Tage ausgesetzt und dann wieder begonnen werden. Nach einem dreimaligen Gebrauch des Mittels — heißt es — wird das Vieh für vollständig sicher vor der Seuche gehalten.

Die Redaction fügt hinzu: „bis zum Eintritt der Impfungsmethode in ihre Rechte greift der Landwirth in seiner Noth nach dem Strohhalm."

Ein solcher trügerischer Strohhalm wird ihm hier wahrscheinlich auch geboten; die Darbietung selbst bezeugt aber, daß die Noth, d. h. die Rinderpest, auch jetzt noch in Polen vorhanden ist.

Wir haben uns nicht die Aufgabe gestellt, zu untersuchen, welche anderen Maßregeln sicherer zum Ziele führen könnten, sondern wollen hier nur noch schließlich bemerken: daß alle Länder, welche das lebendige Steppenvieh nicht entbehren können, erst dann vor der Einschleppung der Rinderpest vollkommen gesichert sind, wenn sie nur geimpfte Rinder importiren.

Professor Staatsrath Jessen.

Literärisches.

— Unter den lebenden russischen Dichtern vielleicht der bedeutendste ist Nekrassow — zwar nicht sehr gestaltungsreich, nicht großartig schöpferisch, aber manche Seite der lyrischen Empfindung mit prägnanter Eigenthümlichkeit anschlagend. Seine Gedichte sind 1856 in Moskau erschienen und haben ihm rasch große Popularität in Rußland erworben. Zu diesem Erfolge haben indessen vorzugsweise die Gedichte beigetragen, die Nekrassow aus reichfließender satirischer Ader gegen Gebrechen der Zeit gerichtet hat; das „Wiegenlied", „der Ehrenmann", „das vergessene Dorf" u. a. m. sind in Jedermanns Munde, wie ihrer Zeit Béranger's Chansons in Frankreich. Nekrassow ist zugleich Redacteur der gediegenen Monatsschrift: der Zeitgenosse (Ssowremennik), deren Miteigenthümer er ist. Von schneidender Schärfe ist das „vergessene Dorf", von dem wir hier eine Uebersetzung geben; die Geißelung der „absentees" ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein sehr beliebtes Thema und sichert dem Gedicht noch „für eine Weile" die Unsterblichkeit. Es lautet:

Das vergessene Dorf.

Holz, die Hütte auszubessern,
Bittet Mütterchen Nenila
Von des Dorfes Aelt'stem Wlaß.
„Habe keines" — sagt er brummend,
„Nun, was stehst du? pack dich fort!" —

„Laß der Herr nur kommen", denket
Still die Alte, „er wird zwischen
„Uns entscheiden; selber sehen
„Wird der Herr, daß schlecht mein Häuschen
„Und befehlen, Holz zu geben".

Wohnt da so ein gier'ger Wuchrer
In der Nähe, der die Bauern
Listig um das Ihre bringt;
Schon ein treffliches Stück Landes
Hat er ihnen abprozeßt.
„Laß der Herr nur kommen", trösten
Sich die Bauern, „lehren wird er
„Schon die schlauen Feldvermesser!
„Wenn der Herr ein Wort nur sagt
„Ist der Acker wieder unser".

Nach Nataścha freit Ignaścha
— Hat sein eigen freies Gütchen —;
Der Verwalter, von Gemüth
Weichgestimmt wie alle Deutschen,
Weigert sie zum Weibe ihm.
„Müssen warten", spricht Nataścha,
„Bis der Herr nach Hause kommt."
Kurz, es schreien Groß' und Kleine
Durch einander, fast mit Zanken:
„Laß der Herr, der Herr nur kommen!"

Längst gestorben ist Nenila;
Hundertfältig hat geerntet
Nachbar Schelm von fremdem Land;
Bärt'ge Männer sind geworden
Aus den Knaben, und Ignaścha
Als Recrut davongezogen;
Selbst Nataścha hat die Hochzeit
Längst sich aus dem Sinn geschlagen;
Doch der Herr ist nicht gekommen,
Immer kam der Herr noch nicht.

Endlich zeigt bespannt mit Sechsen
Auf der Straße sich ein Wagen,
Auf dem hohen Trauerwagen
Steht ein Sarg von Eichenholze,
In dem Sarge liegt der Herr,
Hinterm Sarge folgt der neue.
In die Gruft setzt man den alten,
Seine Thränen trocknend setzet
In die Kutsche sich der neue —
Fährt davon nach Petersburg.

„Zur Revision des Erbrechts vom Standpunkte der Ethik von E. B. v. W.“ (Berlin 1860.)

Um unsern Lesern auch einmal das Vergnügen zu machen, in dieser wunderarmen Zeit etwas Seltenes sich anzusehen und daraus Stoff zur Belehrung zu finden, wie er nicht oft geboten wird, theilen wir ihnen nicht nur — denn das wäre zu wenig für „jahrelang gepflegte“ Gedanken — eine dürftige Kritik der obigen Schrift, sondern lieber gleich die ganze Schrift selbst mit, zumal sie an Länge nicht leidet. Die Einstreuung einiger kleiner Bemerkungen wird hier wol „vom Standpunkte der Ethik“ aus nicht verwerflich sein. Der Herr Verf. beginnt:

„Da vorliegendes Blatt für das allgemeine Publicum geschrieben, dieses aber in unserm Jahrhundert nicht die Muße hat, umfangreiche Abhandlungen zu lesen, so giebt der Verfasser in kürzesten Worten, was er jahrelang gepflegt, und bezeichnet nur den Endzweck seiner Ideen.“

Nun, dafür wird ihm jeder Freund der Kürze dankbar sein, und wer weiß, um wie viel schwieriger es ist, sich kurz zu fassen, als sich eines Breiteren auszulassen, der wird die kunstvolle Kürze des Herrn Verf. bewundern. — Es folgt die erste Prämisse:

„Die Rechts-Institutionen bezwecken nicht nur die Sicherheit der

„Personen und Sachen, sondern sie müssen auch darauf hinzie-
„len, die Menschheit zur vollkommensten Verwirklichung
„der Moral in Familie und Staat hinzuleiten“ —
ein sehr gefährlicher, weil so häufig mißverstandener Satz, der nicht nur auf dem Gebiete des Civilrechts, sondern mehr noch auf dem des öffentlichen Rechts viel Unheil angerichtet hat. Die Juristen brauchen nur an all das Unheil zu denken, das die praktische Ausbeutung der relativen Straftheorien vonjeher über die Welt gebracht hat, und sie werden schwerlich den Satz des Herrn Verf. ohne weiteres unterschreiben. Ein jeder ehrenhafte Jurist wird so gut wie der Herr Verf. die Moral hochschätzen und sicherlich niemals Rechts-Institutionen das Wort reden, die allgemein anerkannten und befolgten Grundsätzen sittlicher Freiheit widerstreiten, aber die große Mehrzahl wird abweichend vom Verf. die im Volke lebenden und durch die Gesetzgebung gepflegten Rechtseinrichtungen eben nicht nach den nothwendig individuellen und deßhalb schwankenden Anschauungen über die Moralität dieser oder jener Bestimmung beurtheilen. Für die Moralität seiner Handlungen sorgt Jeder am besten selbst, sie gehört gar nicht vor das Forum des Richters und darum wäre es mit dem Staate schlimm bestellt, der sich zu einer Erziehungsanstalt machte, aus welcher lauter fertige höchst moralische Familien hervorgingen. Da dem Herrn Verf. ein solcher Zustand wünschenswerth scheint, so kann er natürlich nur klagen wie folgt:

„In wie weit die Principien des fast durchgängig in Europa gleich-
„mäßig geltenden Erbrechts diesen Anforderungen nachkommen, beweist
„der traurige Zustand der Familie in unserm Zeitalter — und nament-
„lich der Eheschließung, die einen Grad der Depravation erreicht,
„welche die Menschheit tief herabwürdigt.“

Ob der Herr Verf. die Satiren Juvenal's, namentlich die zweite, nicht kennt? oder nicht wissen sollte, daß man so häufig beim Nachforschen über die Gründe s. g. „Depravationen“ den Wald vor Bäumen nicht sieht? — Doch weiter!

„Zur Grundlage seiner Deduction nimmt der Verfasser als Bei-
„spiel das Erbrecht seines Vaterlandes, der deutschen Ostseeprovinzen Ruß-
„lands, mit Uebergehung der kritischen Beleuchtung des Instituts der Ma-
„jorate, deren schädlicher Einfluß auf Moral und Volkswirthschaft längst
„von der Wissenschaft zu Tage gelegt worden — dies auch mehr dem
„öffentlichen Rechte zufällt.“

„Das bürgerliche Erbrecht anlangend, soll nach oben angeführtem „Rechte das mütterliche Erbe gleichmäßig unter alle Kinder, Söhne wie „Töchter, getheilt, das väterliche aber den Söhnen zwei Töchter-Antheile „zutheilen, d. h. jeder Sohn gilt gleich zweien Töchtern."

Und nun? — „Daraus folgt — daß es reiche und arme Mädchen giebt"; unbezweifelbares Factum; aber wunderbare Logik!

„Die reichen Mädchen werden ihres Vermögens wegen geheirathet „und sind meistens schlechter daran und unglücklicher als die armen — „was Jedermann aus dem Zugeständnisse derselben erfahren kann."

Doch wohl nicht so ganz. Es giebt zum Glück auch heute noch Mädchen, deren Natur dem sittlich reinen Wesen einer Lisbeth gleich ist und die sich in ihrer reinen, opferungsvollen Liebe bei aller Armuth doch eben so von Gottes Gnaden fühlen als die Reichen ihres Geschlechts. Es heißt das Edle der Frauennatur gar wenig kennen und schätzen, wenn man denkt wie der Herr Verf. Noch mehr:

„Die armen werden um ihre Neigung nicht befragt und ihre Ver„heirathung, wenn sie gelingt, kann nur eine Verkuppelung genannt „werden."

Doch auch wol nicht so ganz, wenigstens nicht in der Welt, die ich gesehen habe. Wäre dem so, dann freilich „kann sich den ethischen Schluß auf solche Verhältnisse jeder selbst ziehen." — Das wären also die Motive zur folgenden Codification — und nun

„gestatte man dem Verf., sofort zu seinem Erbrechts-Entwurfe „überzugehen, welcher, wie er zum Besten der Menschheit hofft, die wohl„thätigsten Folgen auf das ganze sociale Leben ausüben muß."

Daß doch „die Menschheit" niemals für sich selbst sorgen kann! daß doch immer Andre für ihr Bestes sorgen müssen!

§ 1. „Sowohl das väterliche als mütterliche Erbe wird zu ganz „gleichen Theilen unter die Kinder, Söhne wie Töchter, getheilt" —

ein verständiger Grundsatz, den die meisten Civilgesetzgebungen nach dem Vorbilde des römischen Rechts anerkennen und, sobald allein Descendenten die Erbfolger sind, durchführen, dessen Anerkennung und Durchführung aber, wie das römische Recht beweist (der Herr Verf. denke nur an die der Nov. 118 vorhergegangene Entwicklungsgeschichte!) nicht in so kurzer Zeit zu bewirken ist, als der Herr Verf. zu glauben scheint.

§ 2. „Jedoch genießen die Töchter nur die Zinsen ihres Erbtheils, „können über den Stamm des Vermögens nicht disponiren.“

Wie sich das mit jener im § 1 decretirten Gleichstellung beider Geschlechter verträgt, sieht wol nur der Verstand der Verständigen, ich vermag die Consequenz nicht zu entdecken. Die Absicht freilich merkt sich leicht; sie ist im § 3 ausgesprochen:

§ 3. „Sobald eine Tochter heirathet, fällt ihr gesammtes Erbtheil, oder wenn ihre Eltern schon verstorben, „ihr gesammtes Vermögen ihren Geschwistern zu, die sich „zu gleichen Theilen darin theilen.“

Originell jedenfalls! Und wie schön, wenn die junge Frau sich alles irdischen Gutes ganz entkleidet! Sie soll als Mutter ja Moral studiren und auf ihre Kinder, ohne den Bedürfnissen der Außenwelt große Beachtung zu schenken, einen ganzen Reichthum ethischer Schätze vererben. Des Lebens Nothdurft ficht uns ja nicht an.

§ 4. „Stirbt ein Sohn ohne Erben oder stirbt eine unverheirathete „Tochter, so wird ihr Erbe zu gleichen Theilen vertheilt unter die Söhne „und unverheiratheten Töchter.“

§ 5. „Die verheiratheten Töchter haben nie und nimmermehr eine „Erbschaft irgend welcher Art zu erwarten, selbst in dem Falle nicht, „wenn ihre Familie bis in die entferntesten Agnaten-Zweige aussterben „sollte. Das der Art frei gewordene Vermögen wird zum Besten wohlthätiger Zwecke dem Staate zur Disposition gestellt.“

Es giebt manche Bestimmungen, die keines Commentars bedürfen. Zu solchen pflegten die alten Glossatoren ihr „Interpretatione non eget“ zu setzen und waren oft herzlich froh, daß sie so leichten Kaufs über einige Stellen hinwegkamen, die ihrem juristischen Gewissen nicht so recht einwollten. Auch hier „Interpretatione non eget.“ — Nun kommen zum Schluß die gesunden Früchte jener fünfparagraphigen Gesetzgebung.

„Diese Bestimmungen, meint der Verf., würden zur Folge haben:

1) „daß allen habgierigen Motiven bei Schließung einer Ehe vorgebeugt würde, indem alle Mädchen ohne Vermögen in die „Ehe träten,

2) „daß aber auch die Unabhängigkeit und Würde der unverheirathet „bleibenden Töchter gewahrt sei,

3) „daß die Söhne, durch das Erbtheil der verheiratheten Töchter „sowohl, als auch durch das Erbtheil der unverheirathet verstor„benen bereichert, dadurch in den Stand gesetzt würden, heirathen „zu können.

„Die Voraussetzung, daß bei obigem Erbrechte gar keine Ehen mehr „geschlossen werden würden, ist unbegründet, vielmehr ist mit Sicherheit „anzunehmen, daß die Ehen zunehmen würden, indem es keinem Zweifel „unterliegt, daß durch diese Erbrechts-Bestimmungen das gesammte Men„schengeschlecht sich regeneriren, an Kraft und Schönheit zunehmen und „dieser zunehmenden physisch-gesunden Entwicklung die moralische „naturgemäß folgen würde.

„Die Ehe aber ist die Wurzel und die Krone der Moral!

Riga, den 4. Juli 1860."

Möge „die Menschheit" die Hoffnungen des Herrn Verf. nicht zu Schanden werden lassen!

Dr. Beckhaus.

Die Redaction der Baltischen Monatsschrift sieht sich zu der Erklärung veranlaßt, daß sie sich außer Stande befindet, Einsendungen in die Monatsschrift aufzunehmen, deren Verfasser sich der Redaction nicht nennen.

Redacteure:

Theodor Bötticher, Livl. Hofgerichtsrath.

Alexander Faltin, Rigascher Rathsherr.

Das letzte Jahrzehnt deutscher Literatur und deutschen Lebens.

Eine zeitgeschichtliche Skizze.

Unter den Umgestaltungsprocessen, welche das deutsche Leben in den letzten 10—15 Jahren angebahnt hat, tritt die Veränderung der Stellung der allgemeinen Literatur zur Gesammtheit des Volkes als eine der bedeutsamsten Erscheinungen hervor. Um sie mit voller Objectivität würdigen zu können, steht freilich unsere heutige Gegenwart selber noch zu sehr in der Uebergangsperiode, für deren dereinstige Gestaltung ihr sogar großentheils die entscheidenden Maßstäbe fehlen. Man kann sich also bei Betrachtung des Wechselverhältnisses zwischen Literatur und Leben in den jüngstverflossenen Jahren nur an die offen vorliegenden Thatsachen halten. Diese sind im Großen und Ganzen mehr negativen als positiven Charakters.

Im Beginne des Jahres 1848 sagte eine gegen die damals losbrechenden Bewegungen gerichtete Denkschrift: „Keines Volkes Leben bewegt sich in Büchern, es sei denn das Leben des deutschen Volkes.“ Sie fügte dazu die Anklage, daß „die sechszigjährige Herrschaft einer zerstörenden Philosophie den Hochmuth des Geistes, welcher die Elemente der christlichen Religion völlig auflöst,“ nirgends mit solcher Wucherkraft entwickelt habe, als eben in Deutschland, so daß diese offene Wunde unseres Zeitalters ebenfalls hier am tiefsten und weitesten aufklaffe. Der Gang der Dinge seit jener Epoche hat sicherlich gezeigt, wie ungerecht die an eine wenigstens theilweise nicht ganz unrichtige Voraussetzung geknüpfte Anklage war. Die Voraussetzung war nämlich insofern nicht unrichtig, als aller-

dings die deutsche Literatur auf die geistigen Umschwünge ihres Volkes seit dem Beginne unseres Jahrhunderts einen unmittelbareren Einfluß geäußert hatte, als dies bei andern Nationen der Fall war, deren Lebensbewegungen bei gleichem Bildungsgrade durch die politischen Herrschaftssysteme weniger an einer praktischen Durcharbeitung verhindert wurden. Weil das deutsche Volk in seinen Einzelstaaten wie in seiner Bundesgestalt fast in jeder Lebenssphäre an der selbstständigen Entwickelung und Geltendmachung seiner nationalen Kräfte gehemmt blieb, hatte sich ziemlich naturgemäß die gesammte Strömung nach dem literarischen Gebiete hingezogen. Man betrachtete die Vorgänge auf diesem wie wirkich praktische Ereignisse; aus ihnen zog die Weiterarbeit des Geistes wieder ausschließlich ihre Nahrung. Das Aufgehen des deutschen Volkes oder mindestens seiner gebildeten Elemente im Schriftleben war bis zu einem gewissen Grade eine Selbsttäuschung, als ob die literarische That an sich schon dem praktischen Eingreifen in den Organismus des großen Lebens gleichkomme. Man machte allerdings Bücher zu Ereignissen, ohne zu fragen, welche Rückwirkung ihre Ideen auf die nun einmal gegebene praktische Möglichkeit zu äußern vermöchten; man beförderte damit allerdings einen gewissen Hochmuth des Geistes auf Kosten der eigentlichen Thatkraft.

Indessen haben wir uns nicht mit jener Vergangenheit zu beschäftigen, welche wenigstens zum größten Theile kaum eine Nachwirkung auf die gänzlich umgestaltete Gegenwart äußert. Damit ist natürlich nicht gemeint, daß was damals geistig errungen und geschaffen wurde, nicht in tausendfachen Beziehungen auch noch heute fortarbeitet. Was wir meinen, das ist, daß jene Ueberschätzung der schriftstellerischen Production verschwunden ist, welche selbst der dilettantischen Arbeit eine Bedeutung zumaß, wie sie kaum dem tüchtigsten und thatkräftigsten Praktiker — welcher aber natürlich mit der Wirklichkeit der Verhältnisse abrechnen mußte — in ähnlicher Bereitwilligkeit dargebracht wurde. Jene Anmaßlichkeit der ästhetischen Literatur, welche mit belletristischer und dilettantischer Handhabung der größten Lebensfragen „Geschichte machen“ zu können sich einbildete, darf heute wohl als ein überwundener Standpunkt betrachtet werden. Die ästhetische, namentlich die eigentlich poetische Literatur scheint zu der Erkenntniß gelangt zu sein, daß sie bei dem praktischen und positiven Streben der Nation wohl anregen und erregen, jedoch nicht entscheiden soll. Noch heute mag der Sänger mit klingender Mahnung an Völker und Könige herantreten; aber darauf hat er verzichtet, mit seinen Versen die Welt gestalten

zu wollen. Es ist in dieser Beziehung sicherlich von wesentlichstem Gewichte, daß jene sogenannte „politische Lyrik“ — ein Widerspruch im Beiworte — welche einmal eine gewaltige Rolle gespielt hat und manchen Namen aufs Schild hob, der ohne die Tendenz wohl kaum genannt worden wäre, bis auf die letzten Spuren aus dem Meßkatalog und noch mehr aus dem Bewußtsein des Publikums verschwunden ist. Die heutige Poesie ward über alles harmlos und unbedeutend, ja vielleicht allzu resignirt. Würde die Literaturgeschichte in der Zukunft fortwährend so ungerecht bleiben, wie ein großer Theil ihrer Bearbeiter es gegen die Vergangenheit ist, würde sie der poetischen Production den ersten Rang einräumen unter den Zeugen und Vertretern unserer Culturepoche, so würde sich dieselbe in solcher Perspective äußerst schaal, nüchtern, geistesarm, unbewegt und zeugungsschwach ausnehmen. Denn man darf beinahe sagen, daß heute jener Wunsch bereits in Erfüllung gegangen ist, welchen Gervinus in einer seiner früheren Schriften dahin aussprach: für das Beste des deutschen Volkes sei es nothwendig, das Feld der Poesie eine Zeitlang unangebaut zu lassen, weil es früher von seinen Kräften zu viel daran ausgegeben habe. Man kann es sich nicht verhehlen, daß die deutsche Poesie seit etwa zehn Jahren nicht bloß immer harmloser, ja fast immer dilettantischer geworden ist, sondern auch, wenigstens in den letzten zwei Jahren, relativ weniger Erzeugnisse als früher auf den Buchmarkt geworfen hat.

Dabei sind zeitbezügliche Stoffe im eigentlichen Gedicht und namentlich auf dramatischem Gebiete ebenfalls nicht mehr von hervorragender Beliebtheit. Wenn man die eigentlichen Repertoire-Poeten abzieht, deren Zurechnung zu den Dichtern doch mindestens bescheidenen Zweifeln unterliegt, so sehen wir dagegen seit mehreren Jahren in wachsender Zahl Stoffe des antiken Heldenthums zum dramatischen Vorwurfe genommen. Darin glauben wir allerdings keinen bloßen Zufall erkennen zu dürfen. Indem der dichterische Geist den psychologischen Entwickelungen und Kundgebungen gewaltiger Charaktere unter minder complicirten Lebensverhältnissen als die unsrigen nachgeht und sie nach den verschiedensten Seiten zur Erscheinung bringt, offenbart sich auf der einen Seite eine Reaction der Idealität gegen die Künstlichkeit unseres socialpolitischen Materialismus, auf der andern Seite das Sehnen des dichterischen Geistes nach einer eigengearteten vollen Kraft, deren Eingriffe in die Welt, ihrer Zeit und Umgebung vom blanken Utilitätsprincip ebenso wenig als von „des Gedankens Blässe angekränkelt“ ist. Das sind, wenn man so will, allerdings auch Rückgriffe

auf die geistige Exclusivität unserer klassischen Literaturepoche. Aber weit entfernt, gleich jener damit die Geisteswelt des Publicums von der trocknen Nothwendigkeit der Lebensarbeit ablenken zu wollen, haben diese dichterischen Gestaltungen, was auch ihr ästhetischer Werth sei, culturgeschichtlich kaum eine andere Bedeutung als die eines poetischen Sichzurückziehens von der unschönen Wirklichkeit. Das große Publicum sieht in der ästhetischen Literatur unserer Gegenwart kaum etwas anderes, als ein Unterhaltungsmittel für ruhige Mußestunden, und jeder Einzelne hat deren in seiner Sphäre heut viel weniger noch als unsere Väter.

Der gewohnte Gang unserer klassischen Bildung, die Entwickelung unseres Geistes und Gemüthes unter dem vorherrschenden Eindrucke der Werke unserer größten Dichter, das specifisch deutsche Bedürfniß, Herz und Hirn aus dem Qualme des alltäglichen Lebens hinauszutragen in die klareren Sphären poetischer Anschauung, lassen uns in einer solchen Auffassung des Verhältnisses zwischen Welt und Dichtung beinahe fraglos den Beginn einer gewissen Verwilderung erblicken. Doch legt man auch diesen mehr idealen Maßstab nicht an den Geist unserer Zeit, so bleibt noch die Frage berechtigt, ob eine derartige relative Geringschätzung der eigentlichen Poesie für die Weiterentwickelung unseres nationalen Lebens Vortheil oder Nachtheil bringt? Als Thatsache muß man jedoch die geänderte Werthschätzung der poetischen Production im öffentlichen Leben jedenfalls anerkennen. Und erklärlich ist sie wahrlich! Wenn unsere Heimath ringsum von Feinden bedroht ist, denken wir wenig daran, Dasjenige zu schätzen, was sie bloß schmückt, ob es auch unserem Geiste in glücklicheren Stunden reiche Anregungen gewährte. Wenn der Boden unter unsern Füßen dröhnend schwankt, ist nicht die erste Frage nach den Kunstschätzen unseres Hauses, sondern nach dem Inhalte unseres Lebens, unserer Zukunft, nach Weib und Kind. Eine gewisse Entfremdung gegen die mehr idealistischen Gaben des Lebens tritt bei jedem Einzelnen und bei jedem Volke ein, sobald große umgestaltende Epochen noch unentwickelt seine Thätigkeiten in Anspruch nehmen. Unser sociales Leben ist aber seit 1848 in immer neuen Entwickelungswehen umhergeworfen worden, unsere nationale Existenz ist seit der Mitte der fünfziger Jahre fortwährend genöthigt gewesen, gegen mächtige Feinde auf Wacht zu stehen. Der Aesthetiker, der Künstler, der abstracte Culturhistoriker sieht in dieser Entfremdung von den freien Künsten freilich eine Verwilderung; denn ihm ist eben Aesthetik und Kunst des Lebens Inhalt. Dagegen bleiben beide allen andern Menschenkreisen doch immer

mehr nur Schmuck und Zierde, von deren innigem Zusammenhange mit der Praxis einer ausgebildeten Cultur ihnen wohl selbst die Ueberzeugung nicht nach allen Seiten hin klar ist. Wir dürfen dabei auch nicht vergessen, daß jedes Zeitalter, welches sich historisch feststellt, immer die wirkliche oder scheinbare Vernachlässigung irgend einer Bildungsrichtung erkennen läßt. Aber dagegen tritt auch fast mit derselben Gesetzmäßigkeit in der folgenden Epoche jene scheinbar vernachlässigte Richtung in erneuerter Stärke, wenn auch in einer andern Bildungserscheinung, hervor. Sollen wir nun glauben, daß unsere Gegenwart, so gewaltig in Schöpfungen des materiellen und praktischen Lebens, keine neue Bildungswendung der ästhetischen Schöpfung begründen könne? Nicht bloß die ästhetische Literatur, nicht bloß die Poesie auf ihren verschiedenen Gebieten, sondern auch die plastische Kunst in ihren verschiedenen Auszweigungen theilt für jetzt das Schicksal des Zurücktretens aus dem öffentlichen Interesse. Wir können jedoch auf der andern Seite ebenso wenig außer Acht lassen, daß die literarische wie künstlerische Production auch übereinstimmend zu außerordentlich hoher technischer Vollendung gelangt sind. Man darf sogar vielleicht fragen: ob nicht beide in der Technik soweit vorgerückt sind, daß eben darin bis zu einem gewissen Punkte eine Ursache, Erklärung und Nothwendigkeit dafür liegt, daß sich die eigentliche Schöpfungskraft offenbar verminderte, neue Ideen seltener geworden sind, häufig das Absonderliche mit Genialität verwechselt wird, der derbe Materialismus anstatt schöner Wahrheit gilt und sogar die gerade auf der Tagesordnung stehenden Fragen als historische Ideen der Menschheit behandelt werden?

Wir verfolgen diese Fragen nicht weiter. Dagegen läßt sich wohl nicht verkennen, daß andererseits der technische Abschluß, welcher bis zu einem gewissen Punkte in der ästhetischen Literatur und in den Künsten erreicht ist, einen der Haupterklärungsgründe dafür abgiebt, wenn unsere Gegenwart nicht bloß der Literaturgeschichte, sondern überhaupt der Kunstgeschichte im weitesten Sinne eine Ausdehnung gegeben hat, wie sie dieselbe auf historischem Untersuchungsgebiete und dem der ästhetischen Kritik kaum noch jemals besaß. Diese historische wie ästhetische Kritik ist aber wieder im Ganzen den Literatur- und Kunstobjecten selbst weniger zugewendet, als ihrer civilisatorischen Bedeutung. Man fragt relativ weniger nach ihrem ästhetisch-technischen Werthe als nach den Voraussetzungen dieser und jener bestimmten Culturepoche, aus welcher sie hervorgingen. Man behandelt die künstlerische Richtung, die literarische Entwickelung, die ästhe-

tische Schule, welche zu der einen oder der andern Zeit vorherrschte; als Resultate des außerkünstlerischen, des socialen und politischen Lebens. Die Kunst- und Literaturgeschichte unserer Tage ruht auf der Ueberzeugung, daß die ästhetischen Blüthen am Lebensbaume nicht bloß der heitern Schönheit und behaglichen Ruhe ihrer Zeit entsprießen, sondern auch recht eigentlich vom sehnenden Drängen, von bangenden Unzufriedenheiten und ernsten Fragen, von peinlichen Unentschiedenheiten und Kämpfen, vom herbsten Zorne und tiefsten Schmerze ihres Zeitalters geschwellt wurden. Jene früher nicht seltene Illusion, welche wähnte, die schönsten und kraftvollsten Entfaltungen auf dem Gebiete der Kunst seien vorzugsweise Zeugen einer gewissen innern Befriedigung des Lebens durch schwungvolle Thätigkeit oder allgemeine Herrschaft erhebender Ideen — sie ist großentheils verschwunden.

Die heutige Zeit überschätzt im Anschauen großer Kunst- und Literaturepochen die andern Phasen ihres zeitgenössischen Lebens keineswegs mehr in ähnlicher Weise, wie es einer früheren kritisch-historischen Betrachtung nicht ungeläufig war; sie stellt andererseits deshalb den Culturgehalt eines Zeitalters nicht niedriger, weil dasselbe weniger Zeugnisse seiner ästhetischen Productivität hinterließ. Man ist dadurch, wenn man es so nennen will, vielleicht zu einer ziemlich nüchternen Auffassung der Wechselwirkung zwischen ästhetischer und praktischer Lebensarbeit gelangt; hieraus mag es sich großentheils auch erklären, daß unsere große Literaturepoche noch immer und sogar vorzugsweise den Gegenstand kritisch-historischer Betrachtung bildet. Es ist keineswegs eitles Sichsonnen einer vergleichsweise kleinen Nachkommenschaft im strahlenden Glanze der Ahnen. Vielmehr gilt es auf der einen Seite, das Räthsel zu lösen, daß gerade diese der geistigen Production so wenig günstigen Zeitläufe deren vollendetste Werke erzeugten, auf der andern Seite gilt es, jene Epoche als klar abgeschlossenes Geschichtsbild mit der Zeit ihrer Epigonen in Verbindung zu setzen und ihre Nachwirkung auf unsere Gegenwart deutlich zu machen. Die zahlreichen Literaturgeschichten der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, welche gerade im letzten Jahrzehnt veröffentlicht worden sind, erscheinen aus solchem Standpunkte keineswegs als voreilige Bestrebungen. Selbst der Ueberfluß an kritisch-historischen Beiträgen zur Erläuterung bestimmter und einzelner Producte unserer klassischen Literaturepoche giebt sich als ein sehr prägnantes Zeichen der Zeitrichtung, wenn auch unter den Exegeten manche hervortraten, welche geradezu kindisch und ammenhaft wurden, nicht erklärten, sondern verwischten, nicht aufhellten, sondern verfinsterten.

Man hat unser Zeitalter dem byzantinischen verglichen. Diese Parallele hat sicherlich in recht vielen Richtungen keineswegs Unrecht; allein man darf sie doch nicht, wie es eben so häufig geschieht, allzusehr in das Detail fortführen, ohne den Vergleich mit übermäßigem Hinken zu bedrohen. Die Lehre von den historischen Analogien verschiedener Jahrhunderte hat etwas überaus Verführerisches und gerade deshalb wird sie um so vorsichtiger anzuwenden sein, wo die selbstverständlichen materiellen Voraussetzungen des alltäglichen Lebens so gut wie gar keine Analogien mit der geistig verglichenen Vergangenheit zulassen. In diesem Falle befindet sich jedoch unsere Gegenwart. Der Dampf und die Telegraphie haben bis auf sie herab durchaus kein Analogon. Karl Gutzkow ist unter den modernen Schriftstellern vielleicht derjenige, welcher die feinste Sensibilität für das wesentlich Bedingende des Moments besitzt. Wir mögen nicht darüber urtheilen, ob seine Dichterkraft diesem seinen Empfindungsvermögen die Waage hält; aber jedenfalls giebt sich letzteres außerordentlich treffend kund, indem er seinen neuesten Productionen ausdrücklich die Aufgabe zutheilt, den „Roman des Nacheinander" durch die „Darstellung des Nebeneinander" zu ersetzen*). Wir wiederholen, daß wir die selbstgeschaffene Aufgabe nicht für gelöst erachten; allein ihre theoretische Aufstellung bezeichnet allerdings das thatsächlich bedingende Moment im Leben der Gegenwart. Durch die Verkürzung der Räume und das mindestens für das Telegramm entstehende Verschwinden der Zeit hebt sich für jeden einzelnen Menschen mehr oder minder die Aufeinanderfolge der Eindrücke von räumlich weit getrennten Thatsachen auf. Der einzelne Vorgang selber erhält auf solche Weise die Modificationen seiner eigenen Consequenzen schon im Momente seines Entstehens, noch ehe er sie selbstständig entwickelt; er kann nicht mehr isolirt gedacht werden. Das praktische öffentliche Leben zeigt uns nun in jedem Augenblicke, wie dadurch die ganze

*) Wir glauben unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir sie hier auf die mit sehr gesundem Urtheil geschriebene „Deutsche Literatur der Gegenwart (1848 bis 1858)" von Robert Prutz aufmerksam machen. Es heißt daselbst S. 31 Band II.: „Jene neuen Bahnen freilich, welche einzelne enthusiastische Anhänger des Dichters beim Erscheinen der ersten Bände verkündigten, haben die „Ritter vom Geiste" unserer Literatur nicht eröffnet. Auch jener „Roman des Nebeneinander", den der Dichter selbst im Vorwort der „Ritter vom Geiste" etwas gar zu eilig ankündigte, hat sich eben so schnell wieder verlaufen, wie er in Scene gesetzt ward, ohne irgend welche Spuren seines Auftretens zurückzulassen. Allein auch darin können wir keine wirkliche Niederlage des Dichters erblicken; wenn der Wein nur gut ist, was kommt auf den Zettel an, der auf der Flasche klebt? Dieser nicht ganz

Auffassung der Welt und ihrer Ereignisse abgeändert worden ist. Es wird uns heute schon unendlich schwer, uns in den Ideengang unserer Großväter hineinzudenken, und selbst die größte einzelne That damaliger Zeit erscheint uns leicht in ihrer zeitgenössischen Darstellung einseitig und kleinlich behandelt, weil sie nach den damaligen Verkehrsverhältnissen nicht sofort unter dem Eindrucke ihrer weltumfassenden Wechselwirkungen wiedergegeben werden konnte. Man mag nun freilich fragen, ob diese Unmöglichkeit unserer Gegenwart, das einzelne Leben und den einzelnen Gedankenkreis mindestens eine Zeitlang gegen ferne und nahe Wechselwirkungen abzuschließen, für die Geschlossenheit literarischer, künstlerischer, überhaupt geistiger Hervorbringung günstig ist. Man kann diese Frage aufwerfen, aber man kann die Thatsache nicht wegleugnen, daß dieser Umgestaltungsproceß des materiellen Verkehrs nothwendig bedingend wurde. Man kann weiter fragen, ob das Einleben in diese neuen Bedingungen unseres Denkens, Dichtens und Trachtens bereits weit genug gediehen ist, um neue Formen und Gestaltungen der Productivität zu voller und gesunder Blüthe gedeihen zu lassen. Allein es ist ebenso thatsächlich, daß die geistige Production unserer Gegenwart, wenn auch zum Theil unbewußt, unter dem Eindruck einer solchen Nothwendigkeit arbeitet. Jedenfalls hat die gesammte Literatur der Gegenwart den großen Vorzug, ein klarerer Spiegel unseres allgemeinen Interessenlebens zu sein, als selbst jene glänzendsten Schöpfungen, die man als klassische zu bezeichnen pflegt. Aus diesem Standpunkte darf man es geradezu als Ungerechtigkeit mancher unserer größten Literarhistoriker bezeichnen, wenn sie mit Goethe und Schiller unser eigentlich schöpferisches Literaturleben beendet nennen. Die Productivität hat sich nur für jetzt nach andern Gebieten als den gewohnten der Poesie gewendet; sie ist in Sphären getreten, in denen sie früher nicht vorhanden war oder mindestens nur für sehr bestimmte Kreise.

Selbst die Koryphäen unserer Literatur wendeten sich zu der Zeit, da

---

wohl angebrachte Nachdruck, mit welchem Gutzkow in erster Vaterfreude seinen „Roman des Nebeneinander" ankündigte, war noch eine unter den obwaltenden Umständen doppelt verzeihliche Reminiscenz seiner frühesten jungdeutschen Epoche; es war damals noch so Mode, von jeder neuen Novelle und jedem neuen Drama, ja oft nur von einer glänzend geschriebenen Kritik den Anfang einer neuen literarischen Epoche zu datiren, und wenn nun ein Dichter, der übrigens so viele Beweise seines rastlosen Fleißes und seiner unermüdlichen Strebsamkeit gegeben hat, sich von einer solchen veralteten Mode auch einmal zur Unzeit beschleichen läßt, so ist das doch gewiß kein Grund, ihn nun gleich vor ein kritisches Inquisitionstribunal zu schleppen und das Buch zu verdammen um des Vorworts willen." D. Red.

sie schrieben, bewußt und absichtlich an sehr ausschließliche Kreise. Es ist ein Verdienst der nationalen Bildung, ihnen allmählig das Gesammtinteresse der Nation zugeführt zu haben. Im Augenblicke ihres Auftretens waren sie nicht populär und war ihnen selber ihre nationale Popularität ein ziemlich fernliegendes Ziel. Dies ist heute anders, der Schriftsteller wendet sich direct an die Nation. Darum tritt die Literatur der Gegenwart, so subjectiv sie sich auch in der einzelnen Arbeit ausprägt, nirgends aus dem Rahmen der Interessen, die in That und Wahrheit unser Culturleben beherrschen.

Diese Aenderung ist überdies noch speciell die naturgemäße Reaction gegen literarische Zeitverirrungen, die noch keineswegs weit hinter uns liegen. Aus der Geringschätzung, welche die sogenannte romantische Periode für die praktischen und materiellen Bedingungen des Lebens zur Schau trug, und aus der Rücksichtslosigkeit, womit sie die Logik des Lebens übersprang, hatte sich in der daraus hervorgegangenen Literaturepoche, welche nur durch ihre Widersacherei gegen die Sentimentalität der romantischen Gefühlswelt den Anschein einer kräftigen Reaction erhielt, in der allgemeinen Schriftwelt eine Behandlung der Lebensfragen entwickelt, deren Weitergestaltung die Gefahr sehr nahe rückte, daß das ethische Princip den flüchtigen Reizen pikanter Formen und brillanter Einfälle geopfert werde. Man vergaß, daß nur Einfachheit, Würde und Wahrheit bleibenden Werth und treibende Kraft besitzen. Namentlich die belletristische Literatur stand außerhalb der Gedankenwelt und darum außerhalb des Herzschlages ihrer Zeit. Nicht darum sowohl, daß sie nicht auch diesen berührt hätte, sondern darum, daß sie ihn ebenso belletristisch behandelte, als ob es nur wieder ein ästhetisches Gedankenspiel betreffe. Dabei maßte sich aber die Belletristik an, „Geschichte machen" zu können und vergaß dabei ihren Beruf, die höchsten bleibenden Interessen der Menschheit, zu vertreten, die Zeitinteressen mit dem allgemeinen Culturleben zu vermitteln, die materiellen Richtungen zu vergeistigen. So stand die eigentlich productive Literatur wurzellos im großen Publicum; ein guter Theil ihrer Bücher wurde geradezu für die Zunftgenossen, die „Literaten" geschrieben. Dies prägte sich sogar äußerlich in einem gewissen Modestil aus, welcher flitternden, sprunghaften und blendenden Verzierungen der Schreibart den Vorrang vor dem kernhaften und treffenden Ausdrucke des Gedankens einräumte. Wir wollen gar nicht leugnen, daß jene Uebergangsepoche, welche gesellschaftliche, politische, nationale Ergebnisse so außerordentlich leichten Kaufs erlangen zu

können wähnte, für eine leichte und elegante Handhabung des Gedankenausdrucks wesentlich förderlsam gewesen ist. Denn jegliche Culturbewegung, selbst eine irrthümliche, hinterläßt der nachfolgenden Epoche verwendbare Resultate. Dagegen läßt sich ebenso wenig leugnen, daß gerade jene „jungdeutsche" Literaturrichtung, weil sie von falschen Voraussetzungen ausging und mißverständliche Consequenzen zog, mit ihren blendenden Erfolgen recht viel zur Verwirrung der Begriffe beigetragen hat, welche in den nachfolgenden Bewegungsjahren die socialen und politischen Bestände bis in ihre Grundfesten erschütterten, aber nichts Probehaltiges erschufen. Trotzdem möchten wir in jener Herrschaftsepoche des „jungen Deutschland" die ersten, wenn auch theilweise noch ziemlich unklaren, namentlich in frivole Geringschätzung aller Autorität überschlagenden Anfänge der wichtigsten unsere Zeit bedingenden Anschauungen nicht verkennen. Der Gesammt-Charakter unserer Gegenwart geht mehr und mehr dahin, bis zu einem gewissen Punkte die Individualität der Gesammtheit zum Opfer zu bringen. Dieser Ausdruck ist nicht mißzuverstehen. Die Individualität als solche hat vielleicht kaum jemals so lebhaft nach unbeschränkter Entfaltung ihrer Kräfte gestrebt, wie eben jetzt; allein die Berechtigung dazu wird von der Welt eben auch nur so weit anerkannt, als die entsprechenden Kräfte der Individualität in ihren Kreisen ausreichen. Es ist ganz natürlich, daß sie diesen Kreis zu erweitern vermag, wenn sie eine große bewegende Idee vertritt. Aber sie wird auch sofort ihre Grenze außerordentlich scharf gezogen finden, so wie sie sich egoistisch geltend machen und ihre specifischen Interessen denen der Allgemeinheit entgegenstellen möchte. Scheinbar mögen freilich manche der heutigen politischen Erscheinungen einer solchen Auffassung der Wechselbeziehungen zwischen Individualität und Allgemeinheit entgegenstehen. Doch ist dies unseres Erachtens eben auch nur scheinbar und jedenfalls vorübergehend. Auch die thatsächlich machtvollste Persönlichkeit unserer Gegenwart würde nicht zu solcher Herrschaftskraft gelangt sein, wenn sie nicht ein allgemeines Civilisationsmoment auf ihr Banner geschrieben hätte und sie wird über Nacht zusammenbrechen, so wie sie ihre egoistischen Interessen nicht mehr mit denen des europäischen Bedürfnisses zu vermitteln weiß. Wenden wir uns aber auf das geistige Gebiet zurück, so würde es, um mit einem Beispiel zu sprechen, heute geradezu undenkbar sein, daß selbst eine gleich große Begabung, wie die der Koryphäen unserer klassischen Literaturepoche, eine außerhalb der Nation stehende ideale Weltanschauung nicht bloß in der Dichtung, sondern als allgemeine geistige

Richtung zu bedingender Herrschaft zu bringen vermöchte. Denn damals konnte sich die productive Literatur mit Ausschließlichkeit an eine geistig herrschende Aristokratie wenden, welche durch ihre glücklichen Lebensverhältnisse dennoch außerhalb der brandenden Wogen der Weltbewegung gestellt blieb; heute ist sie dagegen auf die Gesammtheit des Volkes gerichtet, auf eine Gesammtheit, deren geistige Bildung und materielle Interessen nach riesenhaften Maßstäben erweitert und gewachsen sind, die jedoch eben darum ihre Existenz auch theoretisch durchaus nicht von den praktischen Bedingungen des Lebens abzuscheiden vermag. Auch für die literarische Production giebt es heute keine „Gesellschaft“ mehr, sondern nur ein Publicum.

Dieses Moment ist oft sehr ungerechter Weise bei der Beurtheilung unserer literarischen Gegenwart außer Acht gelassen. Die Vertreter der deutschen Schriftwelt sind heute nicht durch Ungunst der Zeit oder Verwilderung der Bildung genöthigt, herabzusteigen in Sphären, die ihrer nicht würdig, sondern die Allgemeinbildung kommt ihrem Verständniß so vielfach entgegen, daß es eine falsche Auffassung sein würde, wenn man annehmen möchte, die weiterbildende und bedingende Schriftwelt schwebe eigentlich in einer Sphäre, welche nur außerhalb des Gedanken- und Interessenorganismus der praktischen Welt ihre Befriedigung finden könne. Damit ist durchaus nicht bedingt, daß nicht auch heute noch die besten und bleibendsten Erzeugnisse der Literatur außerhalb des eigentlichen Tagesereignisses ihre Wirkung suchen und finden. Noch weniger ist jedoch anzunehmen, daß darin eine Gleichgültigkeit ihrer Autoren gegen das Vaterland, gegen die allgemeine europäische Lage ihren mindestens passiven Ausdruck finde. Indifferenz gegen die wirkliche Welt ist bei geistigen Productionen unserer Gegenwart eine undenkbare Voraussetzung geworden. Im Gegentheil, überall tritt auch bei ihren davon scheinbar abgewendeten Erzeugnissen der gute Eifer, über die Tagesereignisse und selbst über die Schicksale des lebenden Geschlechts hinaus dem strengen Drange der Civilisation, den erhabensten Ideen der Menschheit zu dienen, lebhafter und nachdrücklicher hervor, als es zu andern Zeiten geschah. Die Frucht, welche dabei reift, kommt der Gegenwart von selber zu Gute. Denn dieses Ringen erfolgt unter dem nachhaltigen Eindrucke der harten Erfahrungen, welche die nächstgelegene Vergangenheit zu Wege gebracht hat. Je allgemeiner Bildung und Erkennen geworden, jemehr die Entfernungen der Zeit und des Orts verschwunden sind, desto klarer und unbedingter herrscht dieses Gesetz. Kein Mann kann heute eine welthistorische That vollführen, sobald ihre Noth-

wendigkeit nicht dem allgemeinen Bewußtsein innewohnt, und welterschütternd wirkt auch keine Idee, wenn sie nicht ein allgemeines Bedürfniß zum Ausdruck bringt, wenn ihr Streben, ihr Ziel, ihre Schöpfung dem Geistesdrange der Zeit und der Verhältnisse, in deren Atmosphäre sie tritt, nicht entspricht. Octroyiren läßt sich heute auf geistigem Gebiete die Welt nichts. Jede Zeit trägt ihr Recht in sich, so auch die unsere. Nur mit Anerkennung dieses Rechts wird man ihren Erzeugnissen gerecht sein, es giebt den Maßstab ab. — — —

Die heutige Literatur arbeitet mit gesteigertem Fleiße, weil mit dem Bewußtsein, unter den gegenwärtigen Verhältnissen mehr oder minder auf äußerlichen Glanz ihres Erfolges verzichten zu müssen. Und indem wir diese Steigerung des Fleißes und der Sorgsamkeit bei den einzelnen Productionen beobachten, erhellt daraus eine Zuversicht, wie sie nur eine bereits gewonnene Geistesklarheit zu bewähren vermag. Auf Erkenntniß und Durchdringung des wirklichen Lebensinhaltes, des gesammten Lebensorganismus richten sich in strenger Concentration die Bestrebungen aller hauptsächlichen Gebiete. Theorie und Idealistik erscheinen zurückgetreten, mit ihnen Phantasterei und Bizarrerie. Nicht bloß die Literatur der allgemeinen Wissenschaften, welche mit ihrer weiten Herrschaft eben für jenen strengen Sinn der Stimmung zeugt, der in allen Regionen deutscher Bildung waltet, sondern auch die Aesthetik ist heute vielleicht minder amüsant als noch vor wenigen Jahren, so wie auch minder das, was man damals geistreich zu nennen beliebte. Sie ist dafür einfacher geworden, gehaltener, tüchtiger; und dies deshalb, weil sie unmittelbarer, logischer, klarer wurde. Klänge es nicht überhebend, so könnte man sagen, die deutsche Literatur ist würdebewußter geworden und darum wieder deutsch. Dies wenigstens gilt sicherlich von den Erzeugnissen, die an der Spitze ihrer Richtungen stehen; sie aber sind maßgebend für den Geist, der herrscht, nicht der große Troß, welcher handwerkert und dient. Darin finden wir die eigentliche Culturcharakteristik unserer zeitgenössischen Schriftwelt.

Diese Umwandlung ist übrigens weder von neuestem Datum noch unplötzlich gekommen, sondern seit länger als einem Jahrzehnt in stetiger, oftmals auch abirrender Entwickelung. Man mag sich gar nicht verleugnen, daß die Neigung des allgemeinen Interesses für die positiven und historischen Bildungsfächer, welche unsere Gegenwart ohne Frage bezeichnet, in vielen Schichten des Publicums recht eigentlich erst zum Bewußtsein

kam, nachdem durch die praktische Zerrüttung der Weltverhältnisse in den Revolutionsjahren das Bedürfniß nach einem gesetzlichen Halt und festen Normen außerhalb der Wirrungen des praktischen Lebens empfunden wurde. In diesem Sinne könnte man vielleicht sagen, die Vorherrschaft der historischen und naturwissenschaftlichen Literatur sei ebenfalls das Ergebniß eines Flüchtens der geistigen Interessen aus der Wirklichkeit des alltäglichen Lebens. Zu einem solchen Paradoxon wird sich jedoch schwerlich Jemand erheben, außer jenen anmaßlichen kleinen Geistern, welche die Wirkungslosigkeit ihrer etwaigen Erzeugnisse mit dem Mangel an Empfänglichkeit der Welt zu beschönigen pflegen. Man darf vielmehr nicht vergessen, daß es gerade die historischen Wissenschaften im weitesten Sinne, die Erfahrungswissenschaften waren, welche schon vor den Bewegungsjahren mit vollstem Bewußtsein dahin strebten, aus dem früher sehr eng gezogenen Kreise der Berechnung ihrer Werke auf die Fachgenossen hervorzutreten und sich an die Allgemeinbildung zu wenden. Es ist auch nicht zufällig, sondern hängt mit dieser Strömung innig zusammen, daß gerade zu derselben Zeit in der belletristisch-erzählenden Literatur die sogenannten Volks- und Dorfgeschichten eine wichtige Stellung sich eroberten.

Auffällig mag es freilich klingen, wenn diese beiden Richtungen so heterogener Literatursphären in einen intellectuellen Zusammenhang gebracht werden. Dennoch ist er ebenso vorhanden wie die Gemeinschaftlichkeit der Ziele beider. Beide strebten mit mehr oder weniger Bewußtsein, doch jedenfalls nicht ohne ein solches, nach einer Aussöhnung von Gesellschaftsschichten, welche unter den damaligen Bildungsverhältnissen viel entschiedenere Gegensätze bildeten, als sie das seitdem gewordene Leben aufweist. In den gebildeteren Ständen hatte die lange Herrschaft philosophischer Doctrinen nicht nur den Blick für das praktische Leben getrübt, sondern auch allmählig die Kenntniß der thatsächlichen Zustände der außerhalb der speculativen Lebensauffassung stehenden Massen leicht als etwas Bedeutungsloses erscheinen lassen. Der große Einfluß, welchen unverkennbar noch wenige Jahre zuvor die Ritter'sche Weltanschauung geübt hatte, indem sie Geschichte und Culturentwickelung recht eigentlich als nothwendige Ergebnisse des irdischen Lebens d. h. der in der Erdgestaltung und der Erdoberfläche gegebenen Bildungen darstellte — diese Anschauung, welche freilich eine sehr genaue Kenntniß der Geographie und Geschichte voraussetzt, sie war im größten Theile der herrschenden Literaturströmungen von der bequemen Anwendung halb oder gar nicht verstandener Sätze aus der Hegel-

schen Philosophie verdrängt, welche nach ihrem Character dem positiv Gegebenen nur sehr wenig Recht zugestand. Die leichtsinnige und fri vole Behandlung, welche überdies alles Bestehende von der eigentlichen Modeliteratur erfuhr, die belletristische Abthuung der schwersten Lebensfra gen mit leicht hingeworfenen Sätzen, und endlich der vollständige Radica lismus, welchen die sociale Doctrin, von Frankreich ausgehend, in den socialistischen und communistischen Systemen zur Anwendung brachte — dies alles ließ den staatlich vorherrschenden Mittelklassen das Volk beinahe bloß wie eine gefährliche Maschine erscheinen, welche man immer unter der Voraussetzung ihrer möglichen Explosion zu behandeln habe. Dabei waren aber diese Mittelklassen selber bis zu einem gewissen Punkte radical, nur in einer andern, nämlich vorwiegend politischen Richtung. Die Leitung und Führung der Staaten ruhte jedoch theils in den Händen der Geburts aristokratie, theils einer vollkommen exclusiven Büreaukratie. Diesen bei den fehlte das wesentliche Verständniß für die nothwendigen Consequenzen, welche der in jeder Beziehung begünstigte Industrialismus für die freie Bewegung des Einzelnen auch außerhalb der eigentlichen Geschäftskreise in Anspruch nahm. So stand der Mittelstand und damit die Mittelbildung zwei Gegnern gegenüber: nach oben den Trägern und Vertretern der re actionären politischen Praxis, nach unten den dumpf aufgeregten Massen. Dieser Mittelstand fühlte sich zugleich dem Staate gegenüber als dessen Er halter und als Träger der großen praktischen Interessen, materiellen Bewe gungen, industriellen Erfindungen u. s. w. Den Massen gegenüber fühlte er sich, mit Unterschätzung ihrer unentbehrlichen Arbeitskräfte, als deren Ernährer und in tausendfachen Beziehungen als Herr einer dienenden Classe.

In dieses Durcheinanderwogen allseitiger unzufriedener Factoren war nun das sogenannte „jung-deutsche" Element der Literatur als noch mehr verwirrender Gährungsstoff eingetreten und hatte selbst die positiven Grund lagen, auf welchen die philosophische Negation beruhte, in den Hinter grund gedrängt. Mehr oder minder war aber auch die Geschichtschreibung, soweit sie populär, von diesem bloß verneinenden Geiste gegen das Beste hende angesteckt. Sie war bloß liberal, d. h. sie wies eigentlich immer bloß nach, was von je zum vollen Glücke und zur gedeihlichen Entwickelung aller Kräfte gefehlt; aber sie deutete nirgends darauf hin, welche Keime einer praktischen Zukunft aus der Vergangenheit weiter zu entwickeln seien. Die Theorie forderte also auf allen Gebieten etwas radical Neues, und

nicht Dagewesenes; ihre stillschweigende Voraussetzung war ein vollkommener Bruch mit der Vergangenheit, eine vollständige Umprägung des Bestehenden, damit auf diesem Ackerboden die neue Welt erwachse. Was aber war diese neue Welt? Das wußte weder der philosophische Nihilismus noch der sociale und politische Radicalismus. Eigentlich fragten auch beide gar nicht danach, sondern faßten die abgedrungene Antwort nur immer wieder in dem Gemeinplatze zusammen: die Freiheit. — Dem gegenüber stand die gouvernementale Ordnung der Dinge, der praktische Staat. Seine Leiter konnten sich nicht verhehlen, daß die ganze neue Gedankenwelt ihren gewohnten Gedankenkreisen durchaus feindlich gegenüberstehe. Beide hatten durchaus keine Beziehung zu einander. So stellte sich auch die gouvernementale Anschauung ihrerseits auf einen radicalen Standpunkt, nämlich jegliche Lebensbewegung, welche nicht von ihr ausgiltg, galt ihr von vornherein als revolutionär. Um jedoch auch nicht die geringste Anerkennung der Nothwendigkeit eingreifender Aenderungen im praktischen Staate zu machen, verzichtete sie sogar auf den Versuch, die von ihr selber erkannten Mißstände organisch zu ändern und zu heilen; mit Palliativen allein wurde die Unerträglichkeit bestimmter Zustände hier und da gemildert, während man sonst überall die offenen Wunden des Staates und der Gesellschaft eben nur bepflasterte.

Diese Zustände, welche man als die „vormärzlichen“ in unsere zeitgenössische Sprache eingeführt hat, sind hier natürlich nicht weiter zu schildern. Will man eine Formel für sie aufstellen, so darf man ihr wesentliches Moment wohl darein legen, daß die einzelnen Potenzen der Gesellschaft und des Staates einer gegenseitigen Kenntniß entbehrten, jede die Fortführung ihrer eigenen Gegenwart als Unmöglichkeit fühlte, jede aber auch über die zu wünschende Zukunft eine wirkliche Klarheit noch nicht gefunden hatte. Mit dem Worte „Epigonenthum“ machte man die Vergangenheit für die Gegenwart verantwortlich, mit „Propaganda des Umsturzes“ die vorwärts drängenden geistigen Elemente zu absoluten Feinden des Bestehenden, mit „Communismus und Socialismus“ das Volk zur Verkörperung einer chaotischen Zukunft.

Halten wir diese tagesläufigen Anschauungen jener vormärzlichen Zeit fest, so lag in der Erzählungsliteratur, indem sie sich gerade damals von den vornehmeren Ständen abwendete, um ihnen durch Volks- und Dorfgeschichten die unteren Classen näher zu führen, nicht bloß eine volksfreundliche Reaction gegen die erschreckenden Wirkungen (und beabsichtigten

Schrecken) der vorausgegangenen Mysterienliteratur, sondern es hatte dieselbe offenbar von vornherein eine tiefere und edlere Bedeutung. Sie wollte die höherstehenden Gesellschaftsschichten mit den tiefer stehenden Volksschichten zunächst gemüthlich versöhnen, sie wollte zugleich, was unter den damaligen Verhältnissen von größter Wichtigkeit war, im Volke selber die wohlthuenden Gegensätze zu dem herben Charakterbilde finden, welches die Mysterienliteratur aus dem Proletariat der Städte zusammengetragen hatte. Eben darum war auch nicht bloß das große und specifische Talent, womit die Begründer dieser Richtung ihre Erzählungen in das Leben einführten, der Grund der lebhaften Wirkung, welche diese Literatur in jener Zeit äußerte, deren äußerliche Bedingungen ihr von vornherein keineswegs besonders günstig entgegen kamen. Man hat vielmehr die Ursache dafür theils in ihrer Naturwahrheit, theils darin zu suchen, daß sich im Vorschreiten der Zeit und der Verkehrsbewegungen wirklich auch das Bedürfniß einer bessern Kenntniß und wahreren Anschauung von den außerhalb des städtischen Proletariats stehenden Bevölkerungsschichten kundgab.

Wir haben hier natürlich nicht weiter darauf einzugehen, wie im weitern Verfolge der Zeiten auch diese Literatur theils von geistloser Nachahmung und Büchermacherei, theils von bestimmten socialpolitischen Tendenzen verfärbt, verflacht und verkrüppelt wurde. Während die Nachahmer allmählig dahin gelangten, aus den geschilderten Volksgestalten sentimentale Gefühlsjäger zu machen, deren angebliche Empfindungen schon nach ihren Bildungsständen vollkommen unmöglich sind, stand neben solcher poetasternden Lüge andererseits die Lüge der demokratischen Tendenz, welche nur im „Volke" die eigentlichen Märtyrer und Heroen aller edeln Größe, die eigentliche bürgerliche und staatsbürgerliche Tugend findet. Daß aber trotz dieser widerlichen Schönfärberei das bessere Moment dieser Richtung der ästhetischen Literatur auch noch heute productiv fortwirkt, zeugt für dessen gesunde Kraft. Der Name Volks- und Dorfgeschichten ist allerdings schon wieder altmodisch. Aber dagegen hat die ganze Novellistik und Romanschreibung unserer unmittelbaren Gegenwart das Volkselement in sich aufgenommen und man darf sagen, es ist ihr heute geradezu unentbehrlich, während in der Zeit vor der Dorfgeschichte, wenn man von der durchweg tendenziösen Mysterienliteratur absieht, das Volkselement aus den romantischen Darstellungen geradezu verbannt war. Damals bewegte man sich in recht eigentlichen Gesellschaftsfragen, in den raffinirtesten socialen und psychologischen Conflicten, in sorgsam erdachten Problemen einer überfei-

nerten Lebenskünstelei, kurz in Menschen- und Interessenkreisen, welche im Leben der Gesammtheit nur eine sehr untergeordnete Bedeutung zu beanspruchen vermögen, weil sie zu dessen Fortentwickelungen nichts Wesentliches beitragen. In diesem Sinne wurde die erzählende Literatur freilich demokratischer, aber man darf es nur nicht mißverstehen; denn sie war in jener Zeit, da sie sich nur mit exclusiven Zirkeln beschäftigte und auch von aristokratischen Händen (namentlich Damen) mit Vorliebe gepflegt wurde, in historischer und socialer Hinsicht selbst weit radicaler als heute. Wir glauben nicht vorzugreifen, wenn wir hier die Bemerkung einfügen, daß auch in dieser Erscheinung jedenfalls kein unwichtiges Symptom der gewonnenen Klarheit über die Möglichkeiten politisch-gesellschaftlicher Entwickelung, sogar eine sehr entschiedene Anerkennung ihrer absoluten Abhängigkeit vom historisch und positiv Gegebenen liegt.

Indem wir jedoch der Volksgeschichte und ihren weiteren Ausbildungen wie Fortwirkungen nachblickten, haben wir die geschichtliche Literatur in ihrer vormärzlichen Entwickelung aus den Augen gelassen. Als die Vorbewegungen des Jahres 1848 begannen, gehörte die Popularität der liberalen Geschichtschreibung eigentlich schon der Vergangenheit an. Sie hatte die Frage unbeantwortet gelassen: was nun? Dagegen hatte sich der Roman und das Drama derjenigen Schriftsteller aus der Schule des „jungen Deutschland“, welche durch dichterische Befähigung und positives Wissen hervorragten, des anregenden Culturmomentes aus der Geschichtschreibung bemächtigt. Mit nicht gewöhnlicher Kraft und technischer Gewandtheit wählten sie entscheidende Wendepunkte aus der Historie, um an diesen die Herauspuppung des Neuen aus dem Alten zu künstlerischer Anschauung zu bringen. Besonders waren es die letzten Momente des absoluten Königthums, der eigentlichen Seigneurie, der allmächtigen Hierarchie u. s. w. in irgend einem Lande, welche den Vorwurf ihrer romantischen und dramatischen Darstellungen bildeten. Bei einer derartigen Verwendung des historischen Stoffes mußten aber natürlich die Cultur- und Localverhältnisse, die individuellen Besonderheiten der auftretenden Personen, Familienbeziehungen, Reichthum, Armuth, kurz alles Detail, welches dem Kunstgebilde Wärme, Unmittelbarkeit, Farbe, pulsirendes Leben einzuhauchen vermag, zum künstlerischen Zwecke in den Vordergrund gedrängt werden. Dagegen stand freilich die historische Kritik oftmals erschrocken genug vor der Zusammenlegung des historischen Materials für den künstlerischen Zweck. Ihr unwilliges Erstaunen war aber um so größer, als die Strömung der

gelehrten Geschichtsarbeiter mit einem gewissen Bewußtsein gegen die nihi-listische Gesinnungsmacherei der populären Historiographie gerade damals vorzugsweise auf eine kritische Revision vieler bisher mit großer Autorität umkleideten Geschichtswerke gerichtet war. Man konnte aber den modernen Dichtern kaum einen ästhetischen Vorwurf aus der Willkührlichkeit machen, womit sie historische Thatsachen technisch verarbeiten, ohne zugleich anzuerkennen, daß sie trotzdem der eigentlichen Geschichtschreibung vorangeeilt waren in Hervorhebung der culturlichen Bedeutung ihrer dramatisch oder romantisch behandelten Thatsachen und Persönlichkeiten. Daß jedoch eben hierin, abgesehen von den sonstigen Verdiensten, ein wesentliches Moment der Popularität dieser ästhetischen Literatur zu suchen sei, konnte sich auch die ernste Geschichtschreibung durchaus nicht verhehlen. Wollte sie aus den rein gelehrten Kreisen als Lehrerin eintreten in die lebendige Welt, so mußte sie diese von ihr mehr oder minder vernachlässigten Umgebungen der geschichtlichen Thatsachen ebenfalls in schöner Form und anschaulicher Behandlung mit ihrem Darstellungskreis organisch verflechten. Dies zu thun ward nun offenbar das Bestreben der Jüngeren unter den Geschicht-schreibern in den letzten Jahren vor 1848 und Jeder, der die zeitgenössische Literatur kennt, weiß auch, daß schon damals nach dieser Richtung hin (doch meistens nur in Monographien) sehr schöne Ergebnisse erreicht wurden.

Man würde übrigens diese Wendung der damaligen Geschichtschreibung zu schönerer künstlerischer Gestaltung nur sehr oberflächlich auffassen, wenn man darin weiter nichts sehen wollte, als eine Art von Rivalität mit der gleichzeitigen ästhetischen Verwendung des historischen Stoffes. Sie begründete sich weit tiefer, und wir möchten nicht einmal die Behauptung wagen, daß die neue Entwickelung der Belletristik auf historischem Boden die entscheidende Gelegenheitsursache gewesen sei, um das längst gefühlte Bedürfniß der eigentlichen Historiographie zu einem entsprechenden Ausdruck zu zwingen. Vielmehr regte es sich schon damals auf allen Gebieten, um die Wissenschaft in unmittelbarere Beziehung mit dem Leben zu setzen. „Popularisirung der Wissenschaft" war schon damals ein allgemeines Schlagwort; aber sie war es nach den damaligen Stimmungen mehr aus einem unklaren demokratischen Gefühle heraus, als in klarer Erkenntniß ihrer Culturnothwendigkeit. Es lag in der noch immer nachwirkenden mehr belletristischen und dilettantischen Behandlung der ernstesten Lebensfragen, daß ein großer Theil der Vertreter der Literatur, namentlich jener, welche sich recht eigentlich der Zeitdienerei widmete, die noch man-

gelnde Popularisirung der allgemeinen Wissenschaften nicht sowohl der großen Schwierigkeit einer solchen Behandlung, sondern vielmehr einem sich abschließenden Gelehrtenhochmuthe zur Last legte.

Ganz läßt es sich auch nicht wegläugnen, daß letzterer bei vielen Fachgelehrten vorhanden war, so daß gerade die hervorragendsten Männer der Wissenschaft sich damals nur schwer entschlossen, unmittelbar zum Volke zu sprechen. Es lag jedoch darin sogar eine gewiße Analogie zwischen ihnen und den bedeutenderen Kräften der allgemeinen belletristischen Literatur. Wenn letztere sich ihren Namen und ihre Carrière durch die Zeitschriften gemacht hatten, so verschmähten auch sie es gewöhnlich, wahrhaft thätige Mitarbeiter der Tagesliteratur zu bleiben. Diese brauchte ihre Namen nur als Lockvögel bei ihren Abonnementseinladungen und das Publikum erhielt zum Dank für sein Vertrauen darauf meistens bloß die sonst nicht verwendbaren Papierschnitzel und Gedankenspäne aus der geistigen Werkstätte der Berühmtheiten. Freilich versteht sich von selbst, daß von diesem gewöhnlichen Gange der Dinge auch damals schon rühmenswerthe Ausnahmen vorkamen, doch blieben sie im Ganzen selten genug. Dagegen brüstete sich die allgemeine Literatur mit ihrer Aufgabe, das Wissen zu popularisiren, fast niemals gleichermaßen, als eben in den letzten Jahren vor 1848. Es war dies auch eine Zeitdienerei und gewißermaßen eine Liebedienerei für denjenigen Socialdemokratismus, welcher das Fernstehen der Wissenschaft vom Leben nicht wie eine sehr erklärbare Consequenz der bisherigen Lebensverhältnisse, sondern wie die absichtliche Vorenthaltung eines Genusses behandelte, auf welchen das Volk ein Recht habe. Dies Recht ist allerdings theoretisch ganz begründet und praktisch ließ sich auch nicht verkennen, daß in England und Frankreich die Wissenschaft schon viel lebhaftere Anstrengungen gemacht hatte, um sich in allgemeinere Wechselbeziehungen mit den praktischen Bedürfnissen des Publikums zu setzen, als in Deutschland. Allein eben weil der deutschen Gelehrsamkeit großentheils noch die Gefälligkeit der Darstellungsformen abging, war ihr auch das Publikum nirgends mit besonderer Lebhaftigkeit entgegen gekommen.

Nun hatte seit einiger Zeit die Strömung der belehrenden Unterhaltungen und unterhaltenden Belehrungen in Frankreich und England das Illustrationswesen auf ihre Oberfläche gehoben. Die leidige Manie der Deutschen, jede fremdländische Mode zu übertreiben, folgte dem gegebenen Anstoße um so lebhafter, als er zugleich der buchhändlerischen Speculation ein einträgliches Geschäft verhieß. Die Xylographie stand jedoch damals

in Deutschland noch (oder richtiger gesprochen: wieder) auf sehr niedere Stufe. Die Buchhändler kauften also die in England und Frankreich scho benutzten Holzstöcke (Abklatsche) und die literarische Handwerkerei mußt den Text dazu machen. Wenn man nun auch annehmen mochte, daß di illustrirten Gegenstände den momentanen französischen und englischen Interessen, Bedürfnissen, Bildungsständen mehr oder minder entsprachen, s war doch ihre unmittelbare Uebertragung in die deutsche Welt eine rein Willkührlichkeit. Die buchhändlerische Speculation und literarische Handwerkerei benutzte überdies bei der Textfabrikation meistens nicht einmal di ausländischen Originalquellen, sondern nahm das Bild als Thema un paßte ihm etwa bezügliche Artikel der Conversationslexika und encyklopädischen Wörterbücher übel und böse an. Die dort schon höchst fragmentarische Unwissenschaftlichkeit wurde durch den Jargon alltäglichen Gespräch oder feuilletonistischer Abthuung vollends verwässert, so daß von allen ernsterem Wissen und aller praktischen Belehrung meistens keine Spur blieb Natürlich verschwand auch hinter der Buntheit der Bilder ein solchermaße fabricirter Text vollkommen, und kein irgend anständiger Schriftsteller lie seine Feder diesem Treiben. Die buchhändlerische Speculation und di literarische Handwerkerei schleuderte dagegen in reiner Zufälligkeit und gänzlicher Systemlosigkeit, aber alleinherrschend, eine unendliche Masse vo großentheils falschen Vorstellungen in das Publicum. Die Frivolität de Leichtsinns und die Gewissenlosigkeit der Unwissenheit, womit dies geschehe konnte, ist schon heute beinahe unbegreiflich. Hatte nun vorher der Mange von Vorstellungen in der allgemeinen Bildung eine gewiße Berechtigun auf vermehrte Zuführung von Gegenständen der Belehrung gehabt, s mußte jetzt die unendliche Menge von falschen Vorstellungen der Cultu fast noch gefährlicher sein als jener Mangel, weil das beigefügte Bild si doch immer wie ein Zeuge für die Wahrheit und Richtigkeit des Texte ausnahm. Indem aber dieser außerdem noch so erschreckend unbedeuten und gehaltlos war, gewöhnte sich die Durchschnittsbildung immer meh daran, ihn gar nicht zu beachten, das Bild als genügend anzunehmen das Lesen sich abzugewöhnen oder durch Anschauung des Bildes das Denke über das Gelesene, die eigene Thätigkeit des Verstandes und Vorstellungs vermögens für unnöthig zu halten.

Diese Verwilderung der Illustrationsliteratur war sicherlich ein höch gefährlicher Abweg; allein culturgeschichtlich betrachtet erscheint er doch nu als eine momentane Abirrung theils des allgemeinen encyklopädische

Bildungsdranges, theils als ein Nachklang jener vorhergegangenen Literaturepoche, welche überhaupt das positive Wissen durch eine gewiße geistreiche Oberflächlichkeit ersetzen zu können meinte. Dem gegenüber hatte nun die Wissenschaftlichkeit die dringendste Veranlassung sich nicht bloß wirksam zu popularisiren, sondern sich, so zu sagen, in der öffentlichen Meinung gebührend zu Ehren zu bringen. Gerade der falschen Popularisirung gegenüber, welche durch die Illustrationsmode betrieben ward und alle Gegenstände des alltäglichen Lebens wie der weiteren Welt in großer Buntheit, doch ohne jegliche Entwickelung ihrer Wechselbezüge und gegenseitigen Bedingungen in das Publicum einführte, mußte sich in den wahrhaftig berufenen Vertretern der allgemeinen Wissenschaften die Ueberzeugung begründen, daß es jetzt ihre Aufgabe sei, nicht bloß den eigentlichen Fachgelehrten, sondern überhaupt der höheren Bildung zunächst den organischen Zusammenhang der gesammten Erscheinungswelt zum Bewußtsein zu bringen. Diese Aufgabe mußte freilich selbst Demjenigen, der sich ihrer culturgeschichtlichen Nothwendigkeit aufs klarste bewußt war, so ungeheuer und unlösbar erscheinen, daß es ganz natürlich blieb, wenn die Versuche dazu entweder gar nicht gemacht wurden oder sich selber von vorn herein wieder nur auf bestimmte Gruppen des Geschaffenen beschränkten. Indessen waren allerdings auf dem Berührungsgebiete zwischen Naturwissenschaft und Geschichte schon seit den dreißiger Jahren einzelne mehr populär gehaltene Werke hervorgetreten, welche ein derartiges Ziel mit Glück und Geschick verfolgten. Als nun in der Mitte der vierziger Jahre (1845) der erste Band des „Kosmos" von Humboldt erschien und mit seiner ausführlichen Einleitung die ungeheure Aufgabe eben so scharf als großartig, eben so edel als allgemeinverständlich feststellte, da konnte auch die geistige Rückwirkung zunächst auf die naturwissenschaftliche Literatur, außerdem aber auch auf die Geschichtschreibung nicht ausbleiben. Man darf wohl sagen, daß der „Kosmos" nicht bloß formell das Räthselwort löste, wie die edlere Wissenschaft sich dem allgemeinen Verständnisse zu nähern habe, sondern daß derselbe noch in höherem Maße für die Erkenntniß bedingend wurde, wie jegliche Popularisirung der Wissenschaft im guten Sinne des Wortes nicht den untergeordneteren Arbeitern des Gelehrtenstandes überlassen bleiben dürfe, sondern gerade die höchste Pflichterfüllung der erhabensten Fürsten der Wissenschaft sei.

Mit Wenn und Aber ist keine Geschichte zu schreiben. Dennoch glauben wir, auf das Dargelegte gestützt, die Behauptung wagen zu dürfen,

daß „wenn" die Revolution von 1848 nicht gekommen wäre und nicht beinahe der gesammten, außerhalb der Tagesfragen stehenden Literatur ein mehrjähriges Stillschweigen auferlegt hätte, jedenfalls auch auf die belletristische Schriftwelt in ihren höheren Gebieten die kosmische Anschauung denselben erweiternden Einfluß *sofort* geäußert hätte, welcher sich, trotz der Revolution, seit dem Erscheinen des Kosmos in der Gestaltung der allgemeinwissenschaftlichen Literatur kundgegeben hat. Indessen mag es auf der andern Seite auch für die schwungvolle Entwickelung der populärwissenschaftlichen Schriftwelt keineswegs ungünstig gewesen sein, daß sie durch die Revolutionsjahre und den unmittelbar nachher eingetretenen Niederdruck der Reaction zu einer längeren Pause ihrer größeren Productivität veranlaßt wurde. Denn die Jahre, wo äußerlich Niemand auf ihre Stimme zu hören geneigt war, zeigen auf den verschiedensten Gebieten derselben ein höchst fördersames Insichgehen, um sich und ihre Darstellungen mit der kosmischen Weltanschauung zu vermitteln.

Am deutlichsten prägt sich dies natürlich auf naturwissenschaftlichem Gebiete aus. Ein paar Jahre lang, darf man sagen, ging ihre edlere Popularisirung vollkommen in einer Literatur auf, deren ausschließliches Streben dahin gerichtet war, die großen Gedanken und Thatsachen des Humboldtschen Kosmos den verschiedenen Bildungsschichten mundgerecht zu machen. Damit wurde einerseits eine Periode des Vorstudiums für selbständige Hervorbringungen durchmessen, andererseits eine formelle Gewandtheit für populäre Darstellungsweisen gewonnen, zugleich aber auch einer offenbaren Nothwendigkeit entsprochen. Denn der „Kosmos" selbst, so sehr er auch eine Zeitlang Modelectüre war, ist doch nicht entfernt ein Werk, welches an sich in allen seinen Theilen der Durchschnittsbildung zugänglich ist. Es erfordert vielmehr eine sehr entschiedene gelehrte Allgemeinbildung und auf naturwissenschaftlichem Boden sogar eine specifische Fachbildung. Aber dagegen begründete sich sein unermeßlicher Einfluß wesentlich darauf, daß er dem Leser, selbst wenn diesem einzelne specifische Voraussetzungen des positiven Wissens mangelten, die Ahnung vom Zusammenhange alles Geschaffenen und Geschehenden (Schöpfung und Geschichte) zur unumstößlichen Ueberzeugung befestigt. Indem er nun diese Anschauung in die höhere Allgemeinbildung organisch verflocht, indem die ihn umflatternde, großentheils mit formeller Geschicklichkeit erläuternde Literatur dieselbe Anschauung auch den anderen Bildungsschichten zugänglich machte, ergab sich die natürliche Grundlage für die Empfänglichkeit, welche seit jener Zeit

die deutsche Lesewelt der schönen Popularisirung der allgemeinen Wissenschaften entgegen bringt. Seitdem aber die Fachgelehrten der Naturwissenschaften, wie der Geschichte, sich dessen bewußt sind, mit allgemeinverständlichen Darstellungen nicht erst mühsam ein Interesse für ihren Gegenstand erobern zu müssen, sondern auf dessen Vorhandensein fußen zu dürfen, ist es auch natürlich, daß sich in ihnen der Drang nach immer unmittelbarerer Wechselwirkung mit dem großen Publicum lebendig und kraftvoll erhält. Ebenso natürlich muß aber auch die Schriftstellerei, welche sich auf den Grenzgebieten zwischen Wissenschaftlichkeit und Belletristik bewegt, den ernsteren Anschauungen und den veränderten Weltverhältnissen gewissenhafter Rechnung tragen, als noch vor etwa einem Jahrzehnt. Seitdem die Geschichtschreibung nicht bloß mehr die kritische Correctur früherer Forschungen für ihr Ziel hält, seitdem sie nicht mehr blos das politische Element als wesentlich bedingend in sich aufgenommen hat, sondern auch lernte, mit Freiheit und Sicherheit der Zeichnung die einzelnen Persönlichkeiten und den Gang der Ereignisse als Ausdruck und Nothwendigkeit der intellectuellen und moralischen Bildung ihrer Zeit zu lebendiger Erscheinung zu bringen, ohne doch die Wahrheit der Thatsachen dem anregenden, zeitbezüglichen, fortbildenden Beiwerk zu opfern — seit diesem Fortschritte der Geschichtschreibung ist namentlich die Lösung der ästhetischen Aufgaben des historischen Romans eine weit schwierigere als früher geworden.

Sollte man es nun als bloße Zufälligkeit betrachten, daß die wirklichen Künstler unter unseren zeitgenössischen Erzählern neuerdings dem großen historischen Romane beinahe entsagt haben? Gewiß nicht, vielmehr erscheint diese Thatsache ebenfalls als wesentliches Symptom der gewonnenen größern Klarheit über die außerordentlich erhöhten Ansprüche, welche die ästhetische Kritik mit vollem Rechte an derartige Hervorbringungen stellen muß. Man wird entgegnen: die belletristischen Kataloge sind fast niemals so reich an historischen Romanen gewesen, als eben jetzt. Das ist vollkommen eben so wahr, wie daß das belletristische Lesebedürfniß der Mittelbildung sich dem historischen Romane mit Vorneigung zugewendet hat. Allein wenn man bei einiger Kenntniß der literarischen Kräfte die Namenreihe der Verfasser dieser historischen Romane durchgeht, so findet man darin fast ausschließlich jene Schriftsteller vertreten, welche keinen weiteren Anspruch erheben, als eben das belletristische Tagesbedürfniß zu befriedigen. Es befinden sich darunter namentlich auffallend viel Frauen. Auf der einen Seite mag man es freudig begrüßen, daß ihr productiver

Dilettantismus sich von den sogenannten Emancipationsfragen abgewende hat, die doch eben nur mit einer gewissen Hintansetzung der Weiblichkei zu erörtern waren; auf der andern Seite ergiebt sich dagegen die Hinwen dung der weiblichen Romantik zum historischen Gebiete immerhin als Unter stützung der gestellten Aufgabe und Ueberschätzung der Möglichkeit de weiblichen Naturells. Dafür zeugen auch die Hervorbringungen auf diesen Boden. Viele derselben sind mit kaum geringerer Virtuosität der Techni gemacht, als die Saisondramen der Birch-Pfeiferschen Fabrik; aber wenig zeugen auch für größere innere Kraft und dichterische Begabung.

Auf eine Kritik haben wir uns indessen hier nicht einzulassen. Ma auch der historische Roman gerade gegenwärtig durchaus keine vollgültig Blüthe und Frucht treiben, so zeugt immerhin seine lebhafte Bearbeitun von Seiten derer, die auf das große Romanpublicum speculiren, für ein gewisse historische Neigung in diesem selber. Darin offenbart sich abermal ein allgemeines Symptom der Zeit. Sie will selbst in der bloßen Unter haltungsliteratur nicht nur das Mögliche vermischt mit Unmöglichem, Wahr scheinliches verbunden mit Phantastischem, sondern Wirklichkeit, Thatsache, Leben. Sie späht nach dem Vorhandengewesenen, wie und ob es Bestand habendes erzeugte; sie fragt, wie die hervorragenden Persönlichkeiten und Geschlechter entschwundener Jahrhunderte das Leben nahmen und begriffen, um daraus die Lehre für die Neugestaltungen unseres eigenen Daseins zu ziehen. In dieser Richtung des Bedürfnisses unserer Gegenwart liegt es zugleich begründet, daß manche derjenigen Schriftsteller, welche sich früher der ästhetischen Production ausschließlich gewidmet hatten, theils nunmehr ausschließlich der Culturgeschichte sich zugewendet haben, theils ihre ästheti schen Productionen auf realen Boden stellen. Indem der Roman, die Erzählung, die Novelle, welche sich mit der Gegenwart beschäftigt, nicht bloß die geistige oder gesellschaftliche Aristokratie belauscht, sondern das Publicum zugleich bei seiner Arbeit aufsucht, ist es ein beträchtlicher Fort schritt auf der schwierigen Bahn der Vermittlung zwischen Poesie und Leben, sich aus den idealistischen, abstracten und formalistischen Sphären loszuarbeiten, um Realität für Alles, auch für eine freiere Nationalpolitik zu gewinnen. Der Schwerpunkt des heutigen Romans liegt weniger in der Leidenschaft der handelnden Personen, als in der Darstellung des ge sunden und hellen Menschenverstandes, welcher in der Freude hinreichende Selbstbeherrschung mit Humor ausübt, aber auch in Gefahr und Noth bis aufs Aeußerste Auskunft und Auswege sucht und findet. Man mag ga

nicht verkennen, daß sich auch hierin der Materialismus unserer Zeitstimmung wirksam erweist. Allein jedenfalls sind die unvermerkt einfließenden Lebensaufschlüsse und Anregungen des Nachdenkens, außerdem ein überall sichtbarer, thätiger Unternehmungsgeist und eine patriotische Gesinnung, welche durchschlägt, ohne Vaterland und Freiheit viel im Munde zu führen, als überaus wohlthuende Erscheinungen unserer zeitgenössischen Romantik zu begrüßen. Jedenfalls besitzt sie eben dadurch Inhalt genug, um auch in die Zukunft fortzeugend einzugreifen.

Würden wir hier mehr als allgemeine Andeutungen geben wollen, so wäre freilich außerdem auf eine Menge von Mittelgut einzugehen, welches von allen diesen Vorzügen kaum einen repräsentirt. Würde nicht in Deutschland, um es materiell auszudrücken, an Romanzeug so viel verbraucht, so wäre z. B. eine Erscheinung vollkommen unerklärlich, welche ebenfalls der unmittelbaren Gegenwart angehört und buchhändlerisch den entsprechenden Anklang findet. Wir meinen damit die „Romanbibliotheken“, welche einige Buchhandlungen unternommen haben und wovon sie bereits eine lange Reihe von Producten veröffentlichten. An sich sind diese Plane sicherlich für Literatur und Nationalbildung gefährlich; denn sie führen unmittelbar zu massenhafter Fabrikation, zum Arbeiten auf Bestellung und nach Stückzahl. Daß es dabei von der obersten Leitung des Unternehmens abhängt, die Verwilderung zu fördern oder die Würde zu wahren, versteht sich von selbst. Sind nun auch viele Werke dieser Romanbibliotheken von sehr untergeordnetem ästhetischem Werthe, so ist doch bisher keine eigentlich verwerfliche Richtung in ihnen vertreten worden. Einzelnen Nachtseitenmalern und Foltermeistern im altromantischen deutschen und neuromantischen französischen Sinne entgeht man allerdings nicht; im Ganzen bewährt sich jedoch ein ziemlich solides, auf Beobachtung gestütztes Streben nach Naturtreue neben sittlicher Würde und formeller Anmuth. Wenigstens wird fast durchgängig eine gewiße Höhe der Schilderung und Betrachtung behauptet und im Gegensatze zu spielend gehegten Tendenzen eine Theilnahme an den Aufgaben der Nation, welche wir direct als Wiederspiegelung und Resultat der Bildung unserer Gegenwart ansehen dürfen. Zugleich verminderte sich durch diese Unternehmungen jene unselige Uebersetzungsmanie, welche von allen fremden Nationen nicht etwa das Beste, sondern gerade vorzugsweise das Excentrischste jeglicher frappanten Richtung zusammenborgte und dem Heißhunger der Halbbildung als Lesefutter vorwarf. Als man einem Franzosen gegenüber die Popularität eines Balzac,

E. Sue, P. de Kock ꝛc. als Symptom der moralischen Zerfahrenheit der französischen Nation geltend machte, konnte er mit vollem Rechte antworten: „Frankreich hat von jeder Sorte dieser Schriftsteller blos ein Exemplar verbraucht, aber die deutschen Uebersetzer haben jedes ihrer Bücher zehn und zwölfmal wiedergeschrieben, und Deutschland hat es verbraucht.“

Hatten wir im Vorstehenden speciell den historischen Roman und weitergreifend die Erzählungsliteratur im allgemeinen (nicht sowohl vom ästhetischen, sondern mehr vom culturhistorischen Standpunkte aus) als Bewohner des Grenzgebietes zwischen Wissenschaftlichkeit und Belletristik aufgefaßt, um den Einfluß der vervollkommneten Geschichtschreibung, wie der kosmischen Naturanschauung auf sie anzudeuten, so ist nunmehr eine Sphäre der Schriftwelt zu berühren, welche in ihren vollendetsten Erzeugnissen jedenfalls die nächsten Bezüge zu den Naturwissenschaften im allgemeinen — namentlich als Geographie und Ethnographie — doch kaum eine entferntere zu den Geschichtswissenschaften — namentlich Publizistik und Politik — besitzt. Man braucht kaum zu sagen, daß damit die Reisebeschreibung gemeint ist. Seitdem der Wechselverkehr der Nationen sich erleichterte und vervielfachte, mußte nothwendig die Reisebeschreibung ihren früheren Charakter ändern. Es kam in der Hauptsache nicht mehr vorzugsweise darauf an, die entfernten Länder und Völker eben als etwas durchaus Fremdes zu schildern, sondern darauf, das dort angeschaute Leben mit der europäischen Cultur in Verbindung zu setzen. Wer nicht bloß zu Vergnügungszwecken durch die Welt gefahren ist, sondern ernsteren Beobachtungen nachging, weiß jedoch aus eigener Erfahrung, wie unendlich schwierig die Verfolgung dieses Zweckes ist. Wenn man dagegen an die sogenannte Touristenliteratur erinnert, welche im Beginne der vierziger Jahre ihren massenhaftesten Blüthen trieb, so bedarf es eben nur der Nennung dieses Namens, um die Vorstellung von einem Literaturzweige wach zu rufen, der in seiner alltäglichen Behandlung alles eher brachte, als belehrende Unterhaltung. Je weiter und zielloser der Tourist umhergeschweift war, je absprechender und decidirter er Menschen und Verhältnisse abthat, je rücksichtsloser und subjectiver er seine Urtheile zusammenfaßte, desto schwunghafter ging das buchhändlerische Geschäft mit dem Buch. Die Sache ward schon etwas schwieriger, als die Naturwissenschaften die Neigung des Publicums zu erobern begannen. Nachdem vollends die Eisenbahnen und Dampfschiffe mit ihren Rauchflaggen immer weitere Kreise der Erde erobert hatten, nachdem für jeden Einzelnen die bequeme und

wohlfeile Möglichkeit zur Durchmessung weiter Strecken gegeben war, verschwand zunächst der Nimbus der Entfernungen, die sich in den Touristenbüchern bisher imponirend zusammengedrängt hatten. Je mehr sich der erweiterte und beschleunigte Verkehr geschäftlich einlebte, desto mehr empfand sich auch die flüchtige Oberflächlichkeit des Touristenwesens. Jede positive, praktische Frage, welche man an seine Bücher richtete, blieb unbeantwortet; wo man Land, Leute, Verhältnisse suchte, fand man immer bloß den Reisenden selbst. Ausnahmen davon waren äußerst selten. Denn wirklich hatten die früheren Touristen den Vortheil gehabt, ihre eigene werthe Persönlichkeit in der verschiedenen Beleuchtung der tropischen Sonne und des arktischen Nordlichtes oder auch nur in den verschiedenartigen Umgebungen der europäischen Culturländer zu einem interessanten Gegenstand machen zu dürfen. Dieser Genugthuung der Eitelkeit opferten jedoch namentlich die „Reisendinnen" allmählig in einem Uebermaß, daß sich ihre Schriften bereits in der letzten Hälfte der vierziger Jahre in ein Abschreckungsmittel verwandelten. Die Touristenliteratur begann auch wirklich schon damals insofern eine günstige Reaction zu erleiden, als in den bessern Erzeugnissen mindestens die bloße Zufälligkeit der Reisebegegnungen nicht mehr den Hauptinhalt bildete. Sie fing wenigstens an, nach den ernsteren Seiten der Beobachtung hinüber zu blicken, wenn auch vorerst noch sehr beiläufig. Es kam ihr eine Ahnung davon, daß man ohne tüchtiges Allgemeinwissen, specielle Vorstudien und persönliche Accommodation an Land und Leute nicht zu beobachten und beurtheilen, noch viel weniger der Heimath ein gedeihliches Ergebniß der Erfahrungen zuzuführen vermag. Es gehört auch schon in jene Zeit, daß die Touristen nicht mehr blos reisten um zu reisen und zu schreiben; sondern daß sie ihre Touren speciell nach Ländern lenkten, welche eben dem öffentlichen Interesse näher getreten waren.

Natürlich schnitt jedoch das Jahr 1848 auch das Interesse an diesen Schriften ab. Als die Bewegung von der Reaction überholt war, fühlte sich dagegen allerwärts, daß man über den Beschäftigungen in der Ferne der eigenen Heimath in tausendfachen Beziehungen fremd geblieben war. Je ungelöster beinahe alle von der Bewegungszeit empor getriebenen Fragen geblieben waren, desto lebhafter empfand sich nun das Bedürfniß, über die wirklichen Bestände der Dinge nach bestimmten Richtungen hin klar zu werden. Das ästhetische und belletristische Element der Reiseliteratur trat jetzt wesentlich zurück und wir sehen die erste Hälfte der fünfziger Jahre sehr charakteristisch durch ziemlich viele Reisewerke ernster Wissenschafts-

männer bezeichnet, welche speciell darauf ausgehen, bestimmte sociale, politische, geschäftliche, wissenschaftliche Zustände und Einrichtungen der verschiedenen Culturvölker nicht blos zu schildern, sondern mit directer Rückbeziehung auf die gleichnamigen Verhältnisse der Heimath zu erörtern.

Diese Literatur der publicistischen Tendenzreisen konnte jedoch natürlich bloß bis zu einem gewissen Grade populär werden. Dagegen begann ein lebhaftes Streben, Deutschland selber durch Schilderungen seiner Natur und seiner Localentwickelungen, durch populäre Behandlung seines geologischen Baues und seiner historischen Gestaltungen den Deutschen näher zu bringen und somit den nationalen Gedanken zu kräftigen. Daraus entwickelte sich wieder eine äußerst specialisirende Schilderung bestimmter Landschaften, Orte, Gebirgs- und Flußgebiete u. s. w., hinter deren Sorgfalt der anmuthigen Form immer wieder der Gedanke hervortrat, die unauflösliche Beziehung des einzelnen Theiles zum Ganzen in das öffentliche Bewußtsein einzuführen. Mit welcher ungeheueren Wucht zugleich die unterdessen zur Herrschaft gelangte kosmische Anschauung, die naturwissenschaftliche Neigung und die Formvollendung in der Geschichtschreibung auf derartige Hervorbringungen der Reiseliteratur wirken mußten, bedarf kaum der Bemerkung. Auch ist die Entwickelung dieses Literaturzweiges bis heute noch zu keinem abschließenden Ergebnisse gekommen, während erfreulicherweise fortwährend der Ernst ihres Strebens mit der Sorgfalt in der Form gleichen Schritt hält. Wenn Schriftsteller trotzdem jetzt schon versuchen wollen, einzelne halb wahre, halb künstliche culturhistorische Abschlüsse als „Naturgeschichte des Volks“ geltend zu machen, so zeigt sich darin nur, daß sie, trotz aller zur Schau getragenen Verachtung der Belletristen, mit ihrer Bildung in der Belletristik wurzeln. Gelungene einzelne Partien und Genrebilder können nicht die Selbsttäuschung verdecken, welche aus relativ sparsamen Beobachtungen für die Fortbildung der Nationalökonomie, der Pädagogik, der Rechtsverhältnisse, des häuslichen und Familienlebens u. s. w. mehr als gute Anekdoten darzubieten meint. Wenn vollends die Zukunftsberechtigung der verschiedenen Stände von der Umkehr zur überlebten Vergangenheit ausschließlich ihre Hoffnungen schöpfen soll, so mag dies bei manchen politischen und hierarchischen Parteien viel Wohlgefallen einbringen, doch wird damit für die Lebenspraxis durchaus kein Resultat erreicht.

Zeigt sich trotz solcher verfrühten und abirrenden Versuche, selbst in ihnen, nach welchen Richtungen hin die moderne Entwickelung der Reiseliteratur für die Fortschritte der Civilisation fruchtbar zu werden vermag, so

ist auf der andern Seite eine andere Entwickelung derselben nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen, weil auch sie jedenfalls eine civilisatorische Mission verfolgt. Die sogenannten „Reisebibliotheken," „Eisenbahnbücher" u. s. w. haben eine entfernte Aehnlichkeit mit den früher erwähnten „Romanbibliotheken." Nur sind sie eine ganz unmittelbar aus unserer Locomotivenzeit hervorgegangene Büchermode. Sammlungen unter gemeinsamem Titel von meistens dünnen Bändchen, deren jedes sein Thema in sich abschließt, befinden sie sich — wie auch die Thatsachen bezeugen — auf dem abschüßigsten Wege, Ethnographisches, Historisches, Belletristisches in höchst zweifelhaften Erzeugnissen und handwerksmäßigen Uebersetzungen ganz gedanken- und principlos durcheinander zu würfeln, sobald ihr Thema nicht unmittelbar mit Reisen, Länder- und Völkerkunde zusammenhängt. Dagegen erscheint eine andere Richtung der Reisebibliotheken ein wirkliches Culturmoment in sich zu tragen, indem ihre einzelnen Bände Originalarbeiten anerkannter Schriftsteller über bestimmte Reiserouten bieten, auf denen sie dem Reisenden eine belehrend unterhaltende Lectüre gewähren sollen. Sie sind ursprünglich eine Weiterentwickelung der sogenannten „Führer," welche, trotz der formellen Vollendung im „Bädecker," und „Förster," trotz der Illustrationen im „Weber" und „Lange" u. s. w. dem wirklich gebildeten Reisenden selbst nicht mehr für die Unterrichtung über die flüchtigst durcheilten Strecken genügen können. Ortsnamen, Gasthäuser, Merkwürdigkeitskataloge, Situationspläne entsprechen auch nicht einmal mehr dem Vergnügungstouristen; und Charakteristik des Landes, wie der Bevölkerung, Symptomatik der Geschichte und Lebensentwickelung, Andeutungen über die Außenbezüge eines Landstriches lassen sich einmal nicht in Tabellen bringen. Indem aber die bessern Reisebibliotheken diesen höheren Bedürfnissen zu genügen streben, führen sie die Resultate der höhern Reiseliteratur in Kreise ein, welche zu Hause schwerlich Zeit und Gelegenheit fänden, sich mit derartigen Werken zu beschäftigen.

Wenden wir uns nach diesen weiten Abschweifungen auf Nebengebieten zu den Naturwissenschaften zurück, so sehen wir auch in deren populärer Form eine mehrfache Auszweigung ihrer literarischen Entwickelung. Um klar zu sein, muß man abermals auf Humboldts „Kosmos" zurückgehen. Die unmittelbar daran geknüpfte, weiter oben charakterisirte Erläuterungsliteratur erhielt nicht blos durch das Fortschreiten des Urwerkes, sondern auch durch die politisch-socialen Enttäuschungen Zuwachs an Lesenden und

Schreibenden. Von dem Allgemeinen wandte sich die productive Literatur dieses Genres, unter Festhaltung der kosmischen Auffassung, sehr bald den einzelnen naturwissenschaftlichen Disciplinen und Gegenständen zu. „Naturstudien,“ „Vegetationsbilder,“ „die Jahreszeiten,“ „die Pflanze und ihr Leben,“ „das Meer,“ „die Atmosphäre,“ „der gestirnte Himmel“ u. s. w. sind lauter Titel solcher Werke, oftmals von den ersten Größen der betreffenden Wissenschaft getragen. Sie bezeichnen eine itio in partes. Im allgemeinen gingen aber die meisten dahin, in anmuthigen Formen das wissenschaftlich Festgestellte gewissermaßen einzuschmeicheln und gleichzeitig die Aufmerksamkeit darauf hinzulenken, in wie enger Beziehung alle verschiedenen Naturgebiete mit dem Ernste und der Schönheit des alltäglichen Lebens stehen. Vergeistigung desselben, Veredlung seiner Erscheinungen durch engere Verknüpfung mit der Natur ist ihr Culturziel. Doch gerade dadurch drohte der populären Literatur der Naturwissenschaften eine nicht unbedeutende Gefahr, welche auch noch heute keineswegs überwunden ist. Weil es Mode wurde, sich mit dem Mikroskop zu beschäftigen und naturwissenschaftliche Bücher zur Hand zu nehmen, drängte sich sofort auch die Büchermacherei hinzu, um das flüchtige Bedürfniß flüchtig zu befriedigen. Denn bald nach den Enttäuschungen des Beginns der fünfziger Jahre suchte eine Menge Irregewordener nicht mehr in der Natur bloß nach festeren Grundlagen der Gesetzlichkeit für Leben und Dasein, als sie schwankende Staatstheorien und Staatsmänner gewährten, sondern eine weichliche Mißstimmung wollte in der Naturbeschäftigung geradezu die Wirklichkeit vergessen. Für Dilettanten und schreibsüchtige Zeitdiener konnte nun nichts willkommener sein, als auf ein paar halbverstandene und ungenaue Beobachtungen die wundersamsten Theorien zu begründen, oder auch die Naturbetrachtung in ästhetisirende Schönthuerei, unwahre Sentimentalität, verschwimmende Mystik überzuführen.

Diese Gefühlstendenzler stumpften wenigstens die von der bessern populären Naturwissenschaft geschärfte Bobachtung unserer Umgebungen ab. Direct verderblich suchte dagegen der außer Beschäftigung gerathene politische und sociale Radicalismus die naturwissenschaftliche Popularität auszubeuten. Indem er alles Leben des Körpers und Geistes ausschließlich auf chemische Reactionen und physikalische Experimente zurück führte, würdigte er den Organismus des Menschen, ja der gesammten Natur zur Maschine oder zum Destillirkolben herab, um solchermaßen einen neuen Nihilismus zu predigen. Die Ereiferung für solchen krassen Materialismus und die

Ablängnung alles geistigen Gehaltes war aber natürlich eben auch nur ein Fanatismus des Läugnens, welcher bloß mit geschickten Sophismen zu verhüllen sucht, daß dieses Läugnen doch nothwendig wieder auf ein unterweisliches Glauben hinausläuft. Man kann es beinah als ein Glück bezeichnen, daß der orthodoxe Zelotismus und auch die politische Reaction ihren Eifer genugsam entflammt fühlten, um sich dagegen in Harnisch zu werfen. Denn die Polemik gestaltete sich bald auf beiden Seiten so abschreckend widerlich, daß die Materialisten und Antimaterialisten von der Lesewelt gleichsam geflohen wurden und endlich beiden ziemlich gleichermaßen die Stimme in der eigenen Verfahrenheit erstickte.

Kürzer kann man die andere Abzweigung der populären naturwissenschaftlichen Literatur bezeichnen: sie ist rein auf das praktische Bedürfniß gerichtet und wendet sich dem zufolge mit ihrer Behandlung der einzelnen Disciplinen an die betreffenden Industrien, Gewerbe, Künste, kurz Geschäftskreise. Ihr Hauptstreben ist immer und überall die unmittelbare Anwendung der neuesten Wissenschaftsergebnisse auf das alltägliche Leben. Ihr allgemeiner Vorzug besteht darin, daß sie mit Nachdruck auf die unzweifelhaften Ergebnisse der Wissenschaft hält, da wo die Forscher selbst im Ungewissen tappen, es offen und unbefangen ausspricht, um den Künsten der Charlatane die Gläubigen zu entziehen, und aller Orts den noch reichlich verbreiteten Irrthum, Aberglauben und Schwindel bekämpft.

An verschiedenen Stellen der vorstehenden Betrachtungen sind wir immer von Neuem auf die moderne Geschichtschreibung gestoßen und haben nicht nur ihre formelle Vervollkommnung zu rühmen, sondern dieselbe geradezu als Resultat der erweiterten und geklärten Weltanschauung hervorzuheben gehabt. In der That existirt kaum eine Periode der Geschichte, welche nicht in neuester Zeit mit sorgsamster Thätigkeit bearbeitet wurde. Man darf sagen, die Geschichtschreibung bildet den Schwerpunct der neuesten Literaturepoche. Dies aber wäre selbst beim besten Eifer der Producirenden geradezu unmöglich, wenn ihnen das Publicum apathisch gegenüber stünde. Dies ist nicht der Fall, es beachtet die Erfolge der Wissenschaft mit lebhafter Theilnahme und das wahrhaft Gediegene findet eine rasche Bahn. Es klingt vielleicht banal, allein der beste Beweis für das historische Interesse unserer Gegenwart sind die wiederholten Auflagen, welche selbst schwere geschichtliche Werke erfahren. Der innere Grund dafür liegt darin, daß die moderne Geschichtschreibung das culturgeschichtliche Element

nicht bloß in sich aufnahm, sondern zur Grundbedingung ihrer gesammten Darstellungen machte. Dabei hat sie nicht jenes Streben früherer Epochen, vollkommen kalt über den dargestellten Personen und Verhältnissen zu stehen. In der Virtuosität der Darstellung und in der Vertiefung in die Gegenstände gingen die früheren Historiker oftmals völlig auf, verloren jedoch darüber nur allzuhäufig jenes feste politisch-sittliche Urtheil, welches das eigentlich erhebende und bildende Element der Geschichtsdarstellung ist, allein eben darum auch in den Punkten, auf die es ankommt, unerbittlich sein muß. Die moderne Geschichtschreibung steht nicht außerhalb der Begebenheiten, es gibt für sie in der höhern Auffassung der Geschichte keine Vergangenheit. Wir wollen damit nicht sagen, daß die geistvolleren und gebildeteren unter unsern früheren Geschichtschreibern diese Wahrheit immer verkannt haben; aber die große Menge hat es gethan, und weil gerade sie auf das Publicum wirkt, wurden die Kenntnisse und der Ideenkreis des Volkes nicht entsprechend bereichert, so daß auch hierin einer der Gründe liegt, weshalb die nationale Politik Deutschlands noch so grenzenlos vernachlässigt dasteht.

Dazu kam früher freilich noch ein anderer Umstand, die Geschichtschreibung wußte sich nicht mundgerecht zu machen. Ihren Vertretern entging jene Gestaltungskraft, die nur aus der Anschauung des wirklichen Lebens kommen kann; die frühere Geschichtschreibung lebte zu ausschließlich in der Studirstube. Es ist auch eine künstlerische Fähigkeit, jedem verständlich das zu sagen, was man weiß; und namentlich die englischen Geschichtschreiber waren uns stets darin unendlich überlegen, weil sie stets gleichzeitig das größere Publicum und den Gelehrten im Auge hielten, weil sie trotzdem dabei der eindringlichen Form die Wahrheit nicht opferten und namentlich nicht — nach französischer Manier — die Geschichtsdarstellung nach der Romanhaftigkeit hinüber gespielt haben. Indem die modernste Geschichtschreibung jenen englischen Vorzügen nachstrebte, mag sie vielleicht hier und da am strengen Ernste der Forschung gesündigt haben, allein ihr allgemeiner Charakter ist es nicht. Im Gegentheil darf man es beinahe als symptomatisch bezeichnen, daß die Geschichtschreibung der Gegenwart, je näher sie unserer Zeitgeschichte tritt, mit desto größerem Muth, Geduld und Ruhe die niederschlagendsten Ereignisse stets sich selber richten läßt. Sie giebt kein Urtheil, sie gruppirt nur die Thatsachen und jenes bildet sich selber. In solcher Weise hat gerade die Geschichtschreibung der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts an Gründlichkeit, Durchsichtigkeit und Lebenswahrheit in den allerletzten Jahren außerordentlich gewonnen.

Unbefangenste Einsicht in die damaligen Zustände ist aber endlich nothwendig. Erkennen wir die Gewalt des vom Nachbar beleidigten Nationalgeistes, so verstehen wir auch, was der im Innern gedemüthigte zu leisten vermag. Man mag es aus diesem Gesichtspunkte vielleicht ebenfalls als ein Symptom der Zeit ansehen, daß gerade auch die persönliche Geschichtschreibung, Biographie und Lebensdenkwürdigkeiten, in der neuesten historischen Literatur auffallend zahlreich hervortritt. Wir begegnen dabei auch in diesem Arbeiten großentheils jenem Charakterzuge unserer Zeit, welcher die Persönlichkeit vorzugsweise insofern würdigt, als sie eine bestimmte allgemeine Idee zu besonders kraftvollem Ausdrucke bringt oder die Unklarheit sich kreuzender Strebungen durch die Macht ihrer Individualität in bestimmte Brennpunkte zusammenführt. Selbst die Memoiren der neuesten Zeit unterscheiden sich von den Aufzeichnungen früherer Epochen (namentlich zu Ende des vorigen Jahrhunderts) im Allgemeinen aufs Vortheilhafteste dadurch, daß die Verfasser nicht ihre Person zum Mittelpunkte machen, sondern nur insofern in den Vordergrund stellen, als sich darin bestimmte Richtungen oder allgemeine Zeitläufe ihres Lebens reflectiren. Mitunter mag wohl auch persönliche Eitelkeit oder das Bedürfniß nach individuellen Rechtfertigungen heute wie ehemals solche Denkwürdigkeiten dictiren; immerhin ist aber diese egoistische Richtung nicht die vorherrschende und bezeichnende für das ganze Genre in seiner neuesten Gestaltung.

Schlägt in der gesammten modernen Behandlung der Geschichte das culturhistorische Moment mit Bedeutsamkeit vor, so ist es natürlich, daß auch die Culturgeschichte als solche mit lebhaftem Eifer angebaut wurde. Ja ihr Einfluß erweist sich bereits so stark, daß nicht nur besondere Organe und Vereine dafür entstanden, sondern auch in den zahl- und einflußreichen Zeitschriften für Belehrung und Unterhaltung des großen Publicums, deren Leser nach tausenden und zehntausenden zählen, die culturgeschichtlichen Abhandlungen, Bilder und Skizzen eine stehende Rubrik geworden sind. Sogar in der Roman- und Novellenliteratur grenzt sich ein besonders culturgeschichtliches Gebiet ab, und in dem reformirten Schulunterricht hat die Culturgeschichte als solche Eingang gesucht und gefunden. Mit diesen raschen und fast überraschenden äußern Erfolgen dieser beinahe ganz neuen Wissenschaft hat ihre innere Entwickelung kaum Schritt zu halten vermocht. Jedenfalls bedarf es der ernsten und unablässigsten Anstrengungen ihrer Jünger, damit ihre fruchtbare Entwickelung nicht hinter den erregten Erwartungen und wachgerufenen Sympathieen zurückbleibe.

Der Mangel einer festbegründeten culturgeschichtlichen Schule und Methode könnte es sonst leicht geschehen lassen, daß die hierher gewendeten Bestrebungen sich verzetteln und versplittern, oder daß der Dilettantismus Platz griffe, welcher nirgends verlockender, doch auch nirgends gefährlicher ist, als auf diesem Gebiete. Ein ausgesprochenes Verständniß und Einverständniß muß die junge Wissenschaft in ihrem Weiterschreiten leiten, damit Ziel und Weg gesichert werde, damit sie sich selber als selbstständige Wissenschaft legitimire.

Ueberblickten wir im Vorstehenden, wenn auch nur andeutungsweise, die neuesten Gestaltungen und Wendungen der allgemeinen Literatur, so geschah es doch immer aus dem Gesichtspunkte, welcher die mit dem Tagesereignisse unmittelbar zusammenhängende Schriftwelt absichtlich ausscheidet. Nicht aus Gleichgiltigkeit geschah es oder aus Unterschätzung ihres Einflusses wie ihrer Entwickelungen, sondern darum, weil es ihr gegenüber beinahe unmöglich ist, eine volle Objectivität zu bewahren, wie sie doch nöthig wäre, um ihrem literarischen Werthe gerecht zu sein. Seit etwa anderthalben Jahren, seit 1859 ist aber, die eigentliche Fachliteratur abgerechnet, neben ihr fast jede andere literarische Bewegung zum Stillstand gekommen. Es mag schwer zu sagen sein, ob daraus eine innerliche Sammlung der in den anderen Gebieten der Schriftwelt angebrochenen Richtungen hervorgehen wird oder nicht. Nach dem Schweigen zu Ende der vierziger Jahre trat der Culturfortschritt in der Verallgemeinerung und vielseitigen Anwendung der kosmischen Anschauung zu Tage. Die Unterbrechung der Productivität währte übrigens damals kaum länger als ein Jahr und war kaum so absolut wie heute. Ob die heutigen Weltverhältnisse der von ihr nicht unmittelbar bedingten literarischen Production ein ebenso baldiges Wiederhervortreten gestatten — wer wagt es zu entscheiden? Dies Eine darf man jedoch wohl als Resultat der im letzten Jahrzehnt beobachteten Wechselwirkung zwischen der allgemeinen Literatur und dem praktischen Leben ansprechen, daß sich nunmehr der eigentlichen Geschichte und namentlich der Culturgeschichte jene Rolle zutheilt, welche im abgelaufenen Jahrzehnt die Naturwissenschaft eingenommen hat. Geschieht so, so ist dies kein launischer Modewechsel des Interesses, sondern es geschieht eben als Weiterentwickelung der kosmischen Anschauung, welche ja schon bisher eine wundersam erweiternde und fortgestaltende Kraft auf allen Gebieten der allgemeinen Wissenschaften äußerte.

Ao. Bs.

Zur Beleuchtung der agrarischen Verhältnisse in den Ostseeprovinzen.

Unter dem Titel „Der Proletarier-Charakter der bäuerlichen Ackerbau-Industrie in Liv- und Esthland“ ist uns in dem Juni-Heft der Baltischen Monatsschrift ein Artikel gebracht worden, der um des Gegenstandes willen, welchen er behandelt, in hohem Grade von Interesse ist, und können wir nicht anders als dem Verfasser dafür Dank wissen, daß er die Erörterung einer der wichtigsten Zeitfragen mit Beziehung auf die Verhältnisse unserer Provinzen der Oeffentlichkeit übergeben hat. Die Ansichten gehen hierin noch so weit auseinander, als es verschiedene, nicht immer parteilose Standpunkte der Beurtheilung giebt; sie sind aber auch noch so wenig gereift, daß es in der That des wechselseitigen Austausches bedarf, damit das Wahre von dem Falschen oder nur Scheinbaren sich sondere. Es werden oft gewisse Axiome festgehalten, gleichviel, ob die Erfahrung im Leben des Volkes ihnen widerspricht oder nicht; man nennt Dieses und Jenes eine „Forderung der Zeit“ und dies genügt oft, um die Zustimmung der großen Menge zu gewinnen. Letzteres beweist zwar, daß die Mehrzahl Gott Lob! den Fortschritt will, es beweist aber nicht, daß sie ihn auch immer richtig versteht.

Der Kern des erwähnten Aufsatzes ist die aus der Darstellung der liv- und esthländischen Agrarverhältnisse gezogene Schlußfolgerung, daß nur der erbliche Grundbesitz die Bauern dieser beiden Provinzen dem Proletariat, welchem sie verfallen seien, entziehen könne, und daß es kein mo-

ralischeres, den Grundsätzen der Humanität entsprechenderes Mittel zur Beseitigung eines angeblichen Auswanderungstriebes gebe, als die Uebertragung der Bauerländereien zum erblichen Eigenthum gegen einen möglichst niedrigen, nach gewissen Normen zu bestimmenden Kaufpreis.

Was nun die vorausgehende Darstellung der Agrarverhältnisse jener beiden Provinzen betrifft, so wollen wir auf die Einzelnheiten derselben nicht eingehen, indem wir dies für eine Aufgabe derjenigen halten, welche diesen Verhältnissen näher stehen. Wir können aber nicht umhin, einige Stellen allgemeinen Interesses hervorzuheben, weil dieselben als Prämissen dienen sollen, deren Richtigkeit wir nicht anzuerkennen vermögen.

Der Verfasser sagt S. 106, daß zwischen einem gewöhnlichen Lohnarbeiter oder Dienstknecht einerseits und dem temporairen Pächter eines Bauernhofes andererseits kein wesentlicher Unterschied bestehe und daß es daher in Liv- und Esthland keinen eigentlichen ehrenwerthen Bauernstand, sondern nur eine dem Bauerstande beizählende Arbeiterklasse gebe, deren sämmtliche Angehörige als solche in einem allgemeineren Sinne des Wortes Proletarier seien.

Die Gesetzgebung scheidet indessen den Dienstvertrag vom Pachtvertrag, weil beide vollständig verschiedene Rechtsverhältnisse begründen. Während nämlich der Dienstbote oder Lohnarbeiter sich für einen Lohn persönlich in ein Abhängigkeitsverhältniß zu seinem Dienstherrn oder Arbeitgeber begiebt, bleibt der Pächter persönlich ganz unabhängig und hat nur Leistungen oder Zahlungen für den Genuß eines ihm verpachteten Grundstücks. Ferner unterscheiden sich Dienst- und Pachtverhältniß darin, daß das erstere nur einen gewissen Lohn gegen meist unbestimmte Dienste, das letztere dagegen einen mehr oder weniger von eigenem Fleiß und eigener Intelligenz abhängigen Gewinn aus dem Grundstück gegen im voraus bestimmte Pachtzahlung in Aussicht stellt. Es sind endlich auch die rechtlichen Folgen beider Verhältnisse sehr verschieden. Das Gesetz gewährt dem Dienstherrn eine gewisse disciplinarische Gewalt über seine Dienstboten, dem Verpächter dagegen steht nur der Weg der Klage gegen den Pächter seines Grundstücks offen. Diese vielfachen Unterscheidungsmerkmale der beiden Rechtsverhältnisse begründen die zwei factisch und gesetzlich getrennten Classen von Landbewohnern, welche, beide vollkommen ehrenwerth, zusammen den als solchen anerkannten und mehrfach berechtigten Bauerstand bilden.

Der Verfasser sagt S. 102, daß nicht eben die Geringfügigkeit einer

nützlichen Beschäftigung, mit der Jemand sein ehrliches Brod verdient, und wäre es auch nur die eines Holzhauers, zum Proletarier stempele, und daß die Arbeiten und Dienste der niedersten Volksklasse ebenso nothwendig und wichtig und die sie Verrichtenden eben so nützliche Mitglieder der Gesellschafts-Oekonomie seien, als jene, die ein einträglicheres vornehmeres Gewerbe treiben. Mit dieser Ansicht, welche wir vollkommen theilen, steht aber die weiter entwickelte, daß die ganze Classe der liv- und esthländischen Bauern, mit einziger Ausnahme der wenigen Bauer-Grundeigenthümer, dem Proletariat angehöre, im Widerspruch. Der Mangel ländlichen oder städtischen Grundvermögens ist keineswegs ein Merkmal des Proletariats. Niemand wird den Gelehrten, den Arzt, den Advokaten oder den Kaufmann und Künstler um deshalb dem Proletariat zuzählen wollen, weil sie vielleicht kein Grundvermögen besitzen. Es handelt sich nur darum, ob Jemand die seinem Beruf entsprechenden Subsistenzmittel sicher und dauernd findet oder ob ihm, wie der Verfasser sich ausdrückt, zur Ausübung eines festen, seine Subsistenz sichernden Lebensberufs die nothwendigen Bedingungen fehlen. Nur im letztern Falle ist er Proletarier, gleichviel welchem Stande er angehören mag. Der Arbeiter als solcher ist es also keineswegs, wenn er ausreichende Beschäftigung findet und eine Löhnung bezieht, welche ihm und seiner Familie die landüblichen Subsistenzmittel in genügender Weise sichert. Er unterliegt nicht einmal der Gefahr, dem Proletariat anheimzufallen, wo durch eine weise Gesetzgebung, wie dies in unsern Provinzen der Fall ist, ein fester Gemeindeverband geschaffen ist, der auch den erwerbsunfähigen Arbeiter vor äußerster Noth schützt.

Untersuchen wir nun, ob in unsern Provinzen überhaupt ein Proletariat für die ländliche Bevölkerung im Augenblick zu fürchten wäre. Der Herr Verfasser erwähnt in seiner Schilderung der Agrarverhältnisse, daß einestheils noch so unendlich viel Eroberungen im Gebiete der Landwirthschaft zu machen seien und daß anderntheils, wo ein Uebergang zur Knechtswirthschaft erfolgt, die Klage über Mangel an Arbeitern laut werde (S. 112). Letzteres ist die nothwendige Folge des erstern Umstandes und dient zur Bewahrheitung desselben. Liegt hier aber nicht der Beweis auf der Hand, daß es der ländlichen Arbeiterklasse noch für sehr lange Zeit an Arbeit nicht fehlen kann? und bedingt dies nicht gerade die Sicherung der nöthigen Subsistenzmittel für diese Arbeiterclasse? Wo liegt also die Gefahr eines ländlichen Proletariats? Der Verfasser sagt indessen, daß die Ar-

beit an dem eigenen Grundstück mit mehr Eifer und Liebe betrieben werde und daher größere Resultate schaffen würde. Wir zweifeln keineswegs an der Richtigkeit dieses Satzes unter gewissen Umständen, können aber nicht die daraus gefolgerte Nothwendigkeit einer zwangsweisen Ablösung des Eigenthums zugeben. Vor Allem glauben wir nicht, daß die angestrebten Verhältnisse, denen zufolge jeder Bauer sich im Erbbesitze von Land befinden solle, dauernd möglich sind. Wir brauchen nur an die Ackervertheilungen der Römer zu erinnern, um darzuthun, daß nach geringem Zeitverlauf immer wieder eine Classe besitzloser Arbeiter auftauchen wird, weil einestheils der Boden nicht ohne große Nachtheile zersplittert werden kann, anderntheils aber auch nicht Jeder sich unter allen Umständen im Besitze zu erhalten vermag.

Es würde sich also immer die ländliche Bevölkerung in die zwei Classen der besitzlichen und der dienenden Bauern spalten. Wenn aber die dienende Classe eine durch die Natur der Dinge bestehende ist und für die Dauer selbst mit den gewaltsamsten Mitteln nicht abgeschafft werden kann, so hat sie auch ein Recht darauf, eine ehrenwerthe genannt zu werden und gewiß auch die Befähigung, dem Stande anzugehören, welcher durch die ländliche Production seine Aufgabe im Staate erfüllt.

Sehen wir aber von der dienenden Classe des Bauernstandes ab, so fragt es sich, ob ein höheres Interesse etwa fordert, daß die Classe der Gesinde-Inhaber Eigenthum an den ihnen zur Benutzung übergebenen Ländereien erwerbe. Hier möchten wir die Worte wiederholen, welche der Verfasser so richtig S. 100 in Bezug auf die ländliche Industrie sagt: „Man „hüte sich wohl vor zu argen Sprüngen, wolle nicht sogleich das Höchste „und Aeußerste erreichen, sondern durch das Einfachere und Näherliegende „zu dem Entfernten und Vollkommenen übergehn.“ Die raschen Sprünge sind in der That sehr gefährlich, weil der wahre Fortschritt nur ein naturgemäßer sein darf, um ein bleibender sein zu können; übereilt er sich selbst, so verliert er die durch die Natur der Dinge ihm gewiesene Spur und es sind dann oft bedeutende Rückschritte unvermeidlich, um den verlassenen Weg wieder aufzufinden. Bekümmert über die augenblicklichen Zustände, will der Verfasser nach radicalen Heilmitteln greifen. Die zunächstliegenden liv- und esthländischen Verhältnisse befinden sich aber in einer Entwickelungsperiode, welche das Sammeln genügender Erfahrungen über die Wirksamkeit der Mittel bisher nicht hat möglich werden lassen. Hieraus erklären sich die innern Widersprüche, in welche der Verfasser verfällt, wie

z. B. daß die Zeitpacht ein äußerst nachtheiliges Verhältniß sei (S. 107), und dennoch, wo solche eingeführt ist, das Steigen des Wohlstandes ebenso unverkennbar als erfreulich sich darstelle (S. 108); oder aber, daß zugleich Mangel und Ueberfluß an arbeitenden Kräften vorhanden sei, und endlich, daß alles Gesindeland den Bauern käuflich überlassen werden müsse (S. 133), obgleich trotz großer Erleichterungen durch die Rentenbank bisher nur in beschränktem Umfange von Bauern Ländereien gekauft sind (S. 106).

Uns ist dies begreiflich, weil wir uns in gleicher Lage befunden, in ähnlicher Weise nach Heilmitteln gesucht haben und erst nach vollständiger Entwickelung des Pachtsystems in Kurland und durch die im langjährigen Leben mit dem Landvolk gemachten Erfahrungen unsere Ansichten haben berichtigen können. Möge der Verfasser hieraus nicht einen Grund herleiten, uns den Vorwurf der Anmaßung zu machen oder gar zu glauben, daß uns der Fortschritt und das Wohl des Bauernstandes weniger am Herzen liege als ihm. Wir stützen nur unsere Ansicht nicht ausschließlich auf Theorie, sondern nehmen die sichere Erfahrung zu Hülfe und diese hat sich uns in Kurland gewissermaßen selbst aufgedrängt, weil hier die Entwickelung in raschem Schritt den liv- und esthländischen Verhältnissen vorangeeilt ist.

Auch wir haben ehedem geglaubt, daß zur Hebung der landwirthschaftlichen Industrie der bäuerliche Grundbesitz eine Nothwendigkeit sei, daß nur der Eigenthümer als solcher ein Interesse habe, den Boden zu cultiviren und daß der Bauer nur auf diesem Wege die Wohlhabenheit und Gesittung erreichen könne, welche wir noch vor 20 Jahren sehr allgemein vermißten. Allein alle diese Sätze der Theorie werden zu Boden geworfen durch die Erfahrung, daß es in Kurland nur der allmähligen Aufhebung der Frohne bedurfte, damit ein ebenso wohlhabender als ehrenwerther Bauernstand sich entwickele. Nicht trotz, sondern gerade in Folge Einführung des Geldpachtsystems ist der Culturzustand der Bauerwirthschaften überall gestiegen und unerachtet der vielfachen Arbeitsersparnisse, welche durch Aufhebung der Frohne möglich geworden, hat überall die Nachfrage nach Arbeitern und in gleichem Verhältnisse die Löhnung zugenommen. Die Frohne war es, welche den Fortschritt hemmte, nicht aber der Mangel eigenthümlichen Besitzes; die Zeit war es, welche dem Bauern mangelte, nicht der Boden. Letzterer ist ihm in seiner zur Bevölkerung unverhältnißmäßigen Ausdehnung überall zugänglich, während die im Ackerbau so kostbare Zeit ihm durch die Versäumnisse einer lästigen Frohne stets verkürzt ward.

Wenn nur die Frohne aufgehoben wird, so ist schon der wesentlichste Schritt zu freier und selbstständiger Entwickelung der Agrar-Verhältnisse gethan und es wird dann Nebenfrage, ob der eigenthümliche oder der auf freie Uebereinkunft beruhende Pachtbesitz vorzüglicher sei. Die Lösung dieser letztern Frage ist mehr abhängig von den Vermögens-Verhältnissen und der Intelligenz der einzelnen Gesinde-Inhaber, welche so verschieden sein können, daß sich eine gleiche Maßregel für Alle nicht wohl denken läßt. Besitzt ein Bauer genügendes Vermögen, um den Werth eines Bauernhofes zu bezahlen und verbindet er damit die erforderliche Intelligenz, so scheint, vom Standpunkt der Ackerbau-Interessen geurtheilt, auf den ersten Blick der eigenthümliche Besitz sehr günstige Resultate zu versprechen. Allein wäre dies in Betracht der armen Bevölkerung und der geringen Entwickelung ihrer Industrie, wie sie uns der Verfasser schildert, nicht ein arger Sprung, um sogleich das Höchste und Aeußerste zu erreichen? Bietet sich nicht das Pachtsystem vielmehr als das Einfachere und Näherliegende, um auf diesem Wege in einer weitern Entwickelungsperiode zu dem Entferntern und Vollkommenern überzugehn? Die Pachtung erfordert keine großen Mittel, sie ist daher fast allen Bauern zugänglich und auch der wenig Bemittelte kann auf diesem Wege Vermögen erwerben. Sie bietet ferner in Bezug auf den Ertrag der Ländereien dieselben Vortheile der Unternehmung, wie sie der eigenthümliche Besitz gewähren würde.

Man fürchtet übermäßige Forderungen des Grundherrn in Bezug auf die Pachthöhe; die Erfahrung hat aber herausgestellt, daß fast überall die Pachtsätze weit unter dem Bodenwerth vereinbart sind und in keinem Verhältniß zu andern Werthen stehn. Als Beleg hiefür braucht nur angeführt zu werden, daß das Material und der Aufbau der zu einem Gesinde erforderlichen Gebäude sowie die Rodung der dazu gehörenden Ländereien oft ein größeres Capital absorbiren würden, als dasjenige ist, welches durch die Pacht verrentet wird, oder mit andern Worten, daß eine neue Anlage auf abgeholztem Boden nicht immer die Zinsen des Anlagecapitals einbringen könnte. Hierin liegt aber nichts Auffälliges, weil die Concurrenz bei den Pachtstellen eine sehr große ist. Erfahrungsmäßig können viele kleine selbstständig bestehende Höfe, wie sie unsere Gesinde bilden, nicht von einem Centralpunkt aus mit Vortheil bewirthschaftet werden: ihre fast durchweg zerstreute Lage macht auch das sogenannte Zusammenziehen meist unausführbar; sie werden daher vortheilhafter an einzelne Wirthe verpachtet, und dies macht, daß der Grundbesitzer nur billige Bedingungen

stellen kann, indem er ebensoviel intelligente und vermögende Pächter braucht, als er verschiedene Gesindehöfe besitzt.

Man könnte bei der Zeitpacht fürchten, daß sie nicht zu Meliorationen auffordere, weil sie keinen für die Dauer gesicherten Besitz gewähre. Allein hier tritt wieder die Erfahrung entschieden entgegen. Der kurländische Pächter hat nur Zeitpacht, gewöhnlich auf eine gewisse Reihe von Jahren; dennoch verbessert er seine Wirthschaft, weil dies ihm unmittelbare Vortheile bringt und er sehr wohl weiß, daß er mit seinen Betriebsmitteln dem Grundherrn ebenso unentbehrlich, als ihm selbst der Boden es ist, daß daher am Schlusse der Pachtjahre die im beiderseitigen Interesse liegende billige Verständigung über Fortsetzung derselben nicht ausbleiben kann.

Je mehr die Cultur des Bodens und die Vervielfältigung der Betriebsmittel steigt, desto mehr wird die Auflösung des Pachtverhältnisses erschwert. Dies sehen wir in Ländern, wo ähnliche Verhältnisse schon länger bestanden haben, z. B. in England und im nördlichen Deutschland. Der englische Farmer welcher in neuerer Zeit meist nur Jahrespacht erhält, hat an Maschinen, Vieh &c. in dem Betriebe eines landwirthschaftlichen Grundstücks ein Capital stecken, dessen Höhe oft den Werth des Grundstückes selbst erreicht. Er wird daher dem Grundbesitzer immer unentbehrlicher, je abhängiger der Culturzustand des Grundstückes von seinen Mitteln ist. Wird man das Schicksal dieses Farmers auch beklagen wollen, weil er nicht, wie der würtembergische Bauer, zugleich Eigenthümer des Bodens ist, obgleich ihm aus seiner Unternehmung oft größere Revenüen zufließen, als vielen unserer Gutsbesitzer, während der würtembergische Bauer trotz seines Eigenthums am Boden auswandert? Oder wollte man unter jenen Verhältnissen auch für den gedeihlichen Fortgang der landwirthschaftlichen Industrie fürchten? Dies würde wenigstens in England Niemand begreifen. Man könnte uns vielleicht die irländischen Zustände entgegenhalten; man darf aber nicht vergessen, daß dort Wiederverpachtung getheilter Grundstücke als Wuchergeschäft betrieben wird, was hier gesetzlich verboten ist.

Es liegt für Jeden, der unsere ländlichen Verhältnisse etwas genauer kennt, auf der Hand, daß der allgemeine Fortschritt in dem Gebiete unserer Landwirthschaft gerade durch die Zeitpacht vorzüglich begünstigt wird, was bei dem bäuerlichen Eigenthumsbesitz in demselben Maße unerreichbar wäre. Bei der großen Menge noch uncultivirten Bodens in unsern Provinzen wird

Wenn nur die Frohne aufgehoben wird, so ist schon der wesentlichst Schritt zu freier und selbstständiger Entwickelung der Agrar-Verhältniss gethan und es wird dann Nebenfrage, ob der eigenthümliche oder der au freie Uebereinkunft beruhende Pachtbesitz vorzüglicher sei. Die Lösun dieser letztern Frage ist mehr abhängig von den Vermögens-Verhältnisse und der Intelligenz der einzelnen Gesinde-Inhaber, welche so verschieden sei können, daß sich eine gleiche Maßregel für Alle nicht wohl denken läßt. Besitz ein Bauer genügendes Vermögen, um den Werth eines Bauernhofes zu bezahle und verbindet er damit die erforderliche Intelligenz, so scheint, vom Standpunk der Ackerbau-Interessen geurtheilt, auf den ersten Blick der eigenthümlich Besitz sehr günstige Resultate zu versprechen. Allein wäre dies in Betrach der armen Bevölkerung und der geringen Entwickelung ihrer Industrie wie sie uns der Verfasser schildert, nicht ein arger Sprung, um sogleic das Höchste und Aeußerste zu erreichen? Bietet sich nicht das Pachtsystem vielmehr als das Einfachere und Näherliegende, um auf diesem Wege i einer weitern Entwickelungsperiode zu dem Entferntern und Vollkommener überzugehn? Die Pachtung erfordert keine großen Mittel, sie ist daher fa allen Bauern zugänglich und auch der wenig Bemittelte kann auf diese Wege Vermögen erwerben. Sie bietet ferner in Bezug auf den Extra der Ländereien dieselben Vortheile der Unternehmung, wie sie der eigen thümliche Besitz gewähren würde.

Man fürchtet übermäßige Forderungen des Grundherrn in Bezug au die Pachthöhe; die Erfahrung hat aber herausgestellt, daß fast überall di Pachtsätze weit unter dem Bodenwerth vereinbart sind und in keinem Ver hältniß zu andern Werthen stehn. Als Beleg hiefür braucht nur ange führt zu werden, daß das Material und der Aufbau der zu einem Gesind erforderlichen Gebäude sowie die Rodung der dazu gehörenden Ländereie oft ein größeres Capital absorbiren würden, als dasjenige ist, welches durc die Pacht verrentet wird, oder mit andern Worten, daß eine neue Anlag auf abgehölztem Boden nicht immer die Zinsen des Anlagecapitals ein bringen könnte. Hierin liegt aber nichts Auffälliges, weil die Concurren bei den Pachtstellen eine sehr große ist. Erfahrungsmäßig können viel kleine selbstständig bestehende Höfe, wie sie unsere Gesinde bilden, nic von einem Centralpunkt aus mit Vortheil bewirthschaftet werden: ihre fa durchweg zerstreute Lage macht auch das sogenannte Zusammenziehen mei unausführbar; sie werden daher vortheilhafter an einzelne Wirthe ve pachtet, und dies macht, daß der Grundbesitzer nur billige Bedingunge

halten kann, indem er ebensoviel intelligente und vermögende Pächter braucht, als er verschiedene Gesindehöfe besitzt.

Man könnte bei der Zeitpacht fürchten, daß sie nicht zu Meliorationen auffordere, weil sie keinen für die Dauer gesicherten Besitz gewähre. Allein hier tritt wieder die Erfahrung entschieden entgegen. Der kurländische Pächter hat nur Zeitpacht, gewöhnlich auf eine gewisse Reihe von Jahren; dennoch verbessert er seine Wirthschaft, weil dies ihm unmittelbare Vortheile bringt und er sehr wohl weiß, daß er mit seinen Betriebsmitteln dem Grundherrn ebenso unentbehrlich, als ihm selbst der Boden es ist, daß daher am Schlusse der Pachtjahre die im beiderseitigen Interesse liegende billige Verständigung über Fortsetzung derselben nicht ausbleiben kann.

Je mehr die Cultur des Bodens und die Vervielfältigung der Betriebsmittel steigt, desto mehr wird die Auflösung des Pachtverhältnisses erschwert. Dies sehen wir in Ländern, wo ähnliche Verhältnisse schon länger bestanden haben, z. B. in England und im nördlichen Deutschland. Der englische Farmer welcher in neuerer Zeit meist nur Jahrespacht erhält, hat an Maschinen, Vieh &c. in dem Betriebe eines landwirthschaftlichen Grundstücks ein Capital stecken, dessen Höhe oft den Werth des Grundstückes selbst erreicht. Er wird daher dem Grundbesitzer immer unentbehrlicher, je abhängiger der Culturzustand des Grundstückes von seinen Mitteln ist. Wird man das Schicksal dieses Farmers auch beklagen wollen, weil er nicht, wie der würtembergische Bauer, zugleich Eigenthümer des Bodens ist, obgleich ihm aus seiner Unternehmung oft größere Revenüen zufließen, als vielen unserer Gutsbesitzer, während der würtembergische Bauer trotz seines Eigenthums am Boden auswandert? Oder wollte man unter jenen Verhältnissen auch für den gedeihlichen Fortgang der landwirthschaftlichen Industrie fürchten? Dies würde wenigstens in England Niemand begreifen. Man könnte uns vielleicht die irländischen Zustände entgegenhalten; man darf aber nicht vergessen, daß dort Wiederverpachtung getheilter Grundstücke als Wuchergeschäft betrieben wird, was hier gesetzlich verboten ist.

Es liegt für Jeden, der unsere ländlichen Verhältnisse etwas genauer kennt, auf der Hand, daß der allgemeine Fortschritt in dem Gebiete unserer Landwirthschaft gerade durch die Zeitpacht vorzüglich begünstigt wird, was bei dem bäuerlichen Eigenthumsbesitz in demselben Maße unerreichbar wäre. Bei der großen Menge noch uncultivirten Bodens in unsern Provinzen wird

der extensive Wirthschaftsbetrieb noch lange das vorzüglichste Mittel de Fortschritts sein. Nun wurde aber schon angeführt, daß die Etablirun neuer Anlagen mit unverhältnißmäßigen Kosten verbunden ist und auf diese Wege nur selten eine Bodenrente erzielt werden kann; dagegen ist di allmählige Arrondirung und Erweiterung der Ackerflur bei jeder scho bestehenden Anlage ungleich billiger: erstlich weil dies gewöhnlich nicht de Anbau neuer Gebäude nothwendig macht, und dann, weil sich zu solche Rodungen die in mancher Jahreszeit entbehrliche Kraft aus den scho vorhandenen Mitteln verwenden läßt. Würde dagegen der Pachtbesitz i Eigenthum verwandelt, so umgeben ihn fest abgeschlossene Grenzen, üb welche der Unternehmungsgeist nicht hinausgehn darf; der extensive Wirth schaftsbetrieb wäre dann gehemmt, obgleich noch ein Ueberfluß uncultivirte Bodens in nächster Nähe vorhanden bliebe. Man muß zugeben, daß die volkswirthschaftlich beurtheilt, eine Anomalie wäre.

Welche Vorzüge bietet dagegen der eigenthümliche Besitz der Bauern höfe in der gegenwärtigen Entwickelungsperiode? Nur in wenigen Fälle besitzt der Bauer ein Vermögen, welches nicht im Betriebe seiner Wirth schaft steckt. Noch seltener wird dies Vermögen die Höhe erreichen, u damit ein Gesinde zu bezahlen. Er ist also auf den Credit angewiese der in den meisten Fällen sich auf den ganzen Umfang der Kaufsumm wird erstrecken müssen. Wir zweifeln nicht, daß der Bauer Neigung zu Kauf hat, besonders wenn er dadurch der Frohne entgehen kann; w würde nicht das Eigenthum dem zeitlichen Besitze vorziehen? Wir seh auch unter andern Verhältnissen leichtsinnige Unternehmungen machen. U wieviel begreiflicher ist es daher, wenn der Bauer in seiner beschränkt Auffassung nach Vortheilen strebt, welche erst in der Folge sich als n scheinbare erweisen. Wir glauben auch, daß er in einzelnen Fällen e kleines Anzahlungs-Capital beschaffen würde; wir wissen aber, daß es me zusammengeborgt sein wird, ganz so wie zum Zweck eines Recrutenloskau und daß diese Gläubiger geringer Summen gerade die allerdrückendsten sin Angenommen nun aber, daß dem Käufer der Credit für den ganzen We zu so vortheilhaften Bedingungen wie sie eine öffentliche Creditanstalt biet könnte, offen stände, so würde er doch unter allen Umständen außer d Zinsen auch eine jährliche Tilgungsquote zahlen müssen. Heißt dies al nicht, ebensoviel der Cultur des Bodens entziehen und dem Fortgang d bäuerlichen Wirthschaft Abbruch thun, welche beide noch so viel Mittel z Unterstützung bedürfen? Der Verfasser liefert uns S. 114 ein traurig

Bild von dem bäuerlichen Ackerbau in Liv- und Esthland, von den mangelhaften Ackerwerkzeugen, den kleinen Pferden u. s. w. Dieser sogenannte sechshundertjährige Stillstand darf doch nicht perpetuirt werden? Aber dann fordere man nicht, daß der Bauer seinen Reingewinn hergebe, um das Grundstück zu bezahlen, daß er, um Ackerbau zu treiben, sich der nothwendigsten Mittel dazu entäußere; der Mittel, welche ihm zu vortheilhafterer Benutzung des Grundstücks hätten dienen und dadurch viel höhere Zinsen tragen können, als er an Zinsen-Reduction gewinnt. Wer kann in der Landwirthschaft genau berechnen, wie hoch in jedem Falle sich das Exploitations-Capital verrente? Gewiß ist aber, daß es, mit Verständniß gebraucht, viel höhere Zinsen trägt, als irgend eine Creditanstalt bieten kann. Wie viel Arbeitskosten erspart ein gutes Ackerwerkzeug oder eine Maschine, wie viel billiger ist die reichliche Unterhaltung vollkommener Pferde, einer gut erzogenen Viehheerde, im Verhältniß zu ihren Leistungen und ihrer Production, als die spärliche Fütterung schlechter Thiere! Soll der Bauer von den Fortschritten der Agronomie und des landwirthschaftlichen Maschinenwesens nicht Vortheil ziehen? Unsere kurländischen Pächter arbeiten schon längst mit verbesserten Ackerwerkzeugen, halten schon hie und da ausländische Vieh-Racen im Stall, bezahlen ihre Pferde theurer als noch vor funfzehn Jahren ein gutes Wagenpferd galt, und es sind ganz kürzlich sogar Dreschmaschinen für Bauerwirthschaften bestellt worden. Das alles trägt aber mehr ein, als wenn der Bauer dasselbe Geld in Grund und Boden anlegen und dann, wie der Verfasser S. 114 beschreibt, vor den vom Erzvater Adam erfundenen Hakenpflug oder die aus Grähnenstrauch gebundene Egge das kleine verhungerte Pferd spannen soll. Er wäre zwar Eigenthümer, bliebe aber dennoch dem Bettler gleich, während der Pächter, ohne Eigenthum am Boden zu haben — wie die Erfahrung von neuem in Kurland gelehrt hat — so wohlhabend werden kann, daß er nicht Grund hat, verkommene Bauer-Grundeigenthümer zu beneiden. Es giebt solche auch in Kurland; sie haben noch aus herrmeisterlicher Zeit, also seit Jahrhunderten, Erbeigenthum an ihren Gesinden erhalten. Hader und Unfriede unter einander charakterisiren ihre Gemeindeverhältnisse, Armuth und schlechte Wirthschaft ist für ihre Privatverhältnisse sprüchwörtlich geworden. Und doch haben diese Bauern keinen Kaufschilling zu tilgen gehabt: was steht also zu erwarten, wo erst die unermeßlichen Summen, welche den Werth aller liv- und esthländischen Bauerländereien ausmachen, aufgebracht werden sollen, ehe auf die Cultur des Bodens außergewöhnliche Mittel verwendet werden können?

Man muß sich alle Consequenzen des gemachten Vorschlages vergegenwärtigen. Der Verfasser will „einen möglichst niedrigen Kaufschilling nach festen, wohl nicht schwer aufzufindenden Normen." Wir behaupten, daß für die Werthschätzung von Landgütern, gleichviel ob groß oder klein, feste Normen nicht leicht aufzufinden sind, es daher auch nur der freien Vereinbarung überlassen werden könnte, in jedem Falle wegen des Preises überein zu kommen. Wir führen für unsere Ansicht die fruchtlosen Bestrebungen der Land-Credit-Anstalten an, genaue Taxgrundsätze für die Güter festzustellen, und dennoch liegt diesen Anstalten nicht so sehr daran, den absoluten Werth zu finden. So verschieden die Grundstücke unter einander sind, so sehr ihre Ertragsfähigkeit von der Zusammenwirkung der verschiedenartigsten Ursachen abhängig ist, so wenig lassen sich im voraus gewisse Grundsätze der Schätzung aufstellen, welche überall gleich anwendbar wären.

Der Kaufschilling soll ein möglichst niedriger sein. Es wird ganz davon abgesehen, ob der gegenwärtige Grundeigenthümer nicht vielleicht die Ländereien mittelst eines sehr hohen Kaufschillings ganz rechtmäßig erworben hat; sein Interesse ist Nebensache; ihm wird vielleicht ein Theil seines wohlerworbenen Vermögens genommen; das Recht des Eigenthums, welches in jedem Staate geachtet ist, wird ohne weiteres zu Boden geworfen, und es wird dies sogar ein moralisches, den Grundsätzen der Humanität entsprechendes Mittel zur Verbesserung der Bauerverhältnisse genannt. Der möglichst billige Kaufschilling soll dem Bauerwirth aufhelfen. Aber wie lange denkt man sich, daß der Bauerwirth als solcher die Vortheile der billigen Erwerbung genießen werde? Bei der ersten neuen Besitzübertragung, sei es durch Kauf oder Erbgang, muß das Grundstück einen seinem Werthe entsprechenden Preis behaupten. Denke man sich bei Vererbung eines Gesindes noch eine mehr oder weniger große Anzahl Geschwister des neuen Acquirenten. In ihrem Interesse liegt ein möglichst hoher Kaufschilling oder Antrittspreis, und wie wir den Charakter der Bauern zu kennen glauben, wird keine billige Rücksicht für den Gesindeserben diesem Interesse ein Gegengewicht bieten. Der nächste Acquirent also wird sich gleich in bedeutend schwierigerer Lage befinden; er wird außer der Rentenbank, so weit ihre Forderung nicht getilgt ist, noch eine Menge anderer Gläubiger befriedigen müssen — Gläubiger, welche ihm entweder Capital vorgeschossen oder als Miterben Forderungen an ihn zu machen haben. Es wird also in kurzer Frist einmal der Kaufpreis ein sehr hoher und weiter die Schuld eine sehr drückende sein, weil sie jeder

Augenblick dem Schuldner durch erhaltene Kündigung große Verlegenheit bereiten kann. Wer die Bedürfnisse des Bauern kennt, wird einsehn, daß er sein kleines Vermögen für die Dauer nicht binden kann. Erfolgt eine Recrutirung oder bietet sich die Gelegenheit zu irgend einer vortheilhaften Unternehmung, so wird der jüngere Bruder sofort sein Geld flüssig machen wollen. Und welche Unternehmung würde ihm nicht vortheilhaftere Zinsen abwerfen, als Obligationen, welche zu gewöhnlichem Zinsfuß auf einem Bauergut hypothecirt sind? Sehe man doch tiefer hinein in das Treiben der niedern Volksclassen. Ein kleines Capital, dessen landübliche Zinsen nicht genügen, auch nur ein Kind zu ernähren und zu kleiden, dient dem gemeinen Manne zu Unternehmungen, von denen er und seine ganze Familie lebt. Ein Krüger, der damit seine Pränumeration und den Ankauf einiger Handelsgegenstände deckt — ein Handwerker, der Material bei Zeiten einkaufen — ein Landmann, der in seiner Wirthschaft immer in Auslage sein muß, weil er erst säet und nur nach vollendeter Ernte einen Gewinn bezieht — alle diese Leute der niedern Volksclassen benutzen ihr geringes Vermögen unendlich vortheilhafter in ihrem Geschäft, als wenn sie es in Pfand- oder Rentenbriefen oder in Staatspapieren anlegen würden. Kann es daher Wunder nehmen, wenn diese Leute ihr Capital flüssig erhalten wollen? Darum wird aber der Gesindewirth als Eigenthümer, dessen Hypothek von solchen Leuten aus der Erbschaft oder durch Darlehne belastet wäre, nicht minder in sehr precärer Lage sein. Seine Zinsenzahlungen werden eine größere Summe betragen, als unter andern Verhältnissen an Pacht von ihm gefordert wäre, auf die Cultur seiner Grundstücke kann er nichts wenden, und sein Besitz wird unsicherer als je sein, obgleich er nicht der so sehr gefürchteten Willkühr eines Pachtgebers Preis gegeben ist. Wir haben aller der Gefahren nicht erwähnt, denen er unterliegt, von Wucherern mißbraucht zu werden, von Leuten, welche vielleicht darauf speculiren, ihn zum Concurs zu bringen, um dann selbst in den Besitz zu gelangen.

Man hat das Ablösungssystem Preußens so hoch gestellt. Allerdings ist es gelungen, auf Kosten Anderer dem Bauern augenblicklich bedeutende Mittel zuzueignen. Sehe man aber hin nach dem östlichen Preußen: wo ist der zur naturgemäßen Würde gehobene Bauernstand geblieben? Die Bauernhöfe sind vielfach von Personen anderer Stände und andern Gewerbes angekauft und meist zu größern Complexen zusammengeschlagen. Die ehemals selbstständig wirthschaftenden Bauern sind großentheils zu einer

Tagelöhnerclasse herabgedrängt, welche von der Hand in den Mund le
und durch materielle Verhältnisse von den neuen Grundbesitzen abhängig
ist, als ehedem von den Herren des Rittergutes; der Tagelohn i
Preußen ist niedriger als bei uns; der preußische Landmann lebt einfach
und anspruchsloser als der unsrige, ist dabei auch besteuert und findet i
Zeiten der Noth nicht die Hülfe, welche unsere Gemeindeverhältnisse eine
Jeden sichern. Dies sind die ersehnten Zustände, welche vielleicht einze
nen Personen, nicht aber dem Bauernstande zu gute kämen.*)

Carl von der Recke.

---

*) Ohne irgend auf die Frage einzugehn, ob es wünschenswerther, daß der Bauer d
Ostseeprovinzen Eigenthümer oder daß er Pächter des von ihm bebauten Bodens sei, gla
ben wir doch, wenn auf die agrarischen Zustände Englands und Preußens hingewiesen wi
bemerken zu müssen, wie genaue Kenner derselben sich dahin aussprechen: „daß, seit es de
Adel gelungen ist, die Bauerschaften völlig auszukaufen, der Bauernstand in Englar
fehlt; der halben Million freier Grundeigenthümer, die einen Hort und Rückha
Preußens bilden, könne England nur 17,000 Landeigenthümer und 224,000 Pächter en
gegenstellen.“ Man vergleiche den höchst lesenswerthen, an R. Gneist's englisches Verfassung
und Verwaltungsrecht anknüpfenden Artikel: „das Selfgovernment“ im Juli-Heft 1860 d
„Preußischen Jahrbücher.“ D. Red.

Zur Erziehungsfrage*).

Die Leser dieser Zeitschrift erinnern sich ohne Zweifel noch eines Aufsatzes über Mädchenerziehung im December-Hefte des Jahres 1859, welcher, da er manche wunde Seite unserer socialen Zustände berührt, Vielen interessant gewesen und vielleicht von Einigen mit dem besten Willen aufgenommen worden ist, die darin entwickelten Grundsätze im praktischen Leben geltend zu machen. So vollkommen wir auch in der Hauptsache mit dem Verfasser übereinstimmen, so sehr wir mit ihm wünschen, daß in allen Ständen und in allen Lebenskreisen das Weib zunächst für das Haus und die Familie erzogen werde, können wir doch nicht umhin, einigen Vorurtheilen zu begegnen, die, so verbreitet sie auch sein mögen, doch wie alle Vorurtheile ihre Herrschaft für die Dauer nicht behaupten können.

Wenn wir uns erlauben, in einer für unsere Zeit so wichtigen Frage das Wort zu ergreifen, so geschieht es mit dem aufrichtigen Wunsche, das Gedeihen des im Familienleben wurzelnden Gemeinwohls befördern zu helfen, indem wir der Frau einen Standpunkt anweisen, der es ihr möglich macht, mit dem vollen Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit für die Familie zu wirken und unserm Volke Männer und Frauen aus der Pflanzschule ihres Hauses erwachsen zu lassen, wie sie jede Zeit braucht, am meisten wie man sagt die unsrige.

---

*) Diese Einsendung ist der Redaction von einer in Kurland als Erzieherin hochgeach- Dame zugekommen. Unsere Leser werden sich davon überzeugen, daß diese Notiz nicht dem Zwecke gegeben zu werden brauchte, um die Kritik zu entwaffnen. D. Red.

Wir theilen vollständig die in jenem Aufsatze ausgesprochene Ansich
daß die Erziehung der Mädchen im Familienkreise auf jede Weise zu b
fördern sei, und sind überzeugt, daß auch elternlose Kinder Aufnahme i
demselben fänden, wenn erst die häusliche Erziehung für die beste gehalt
würde. Damit diese Ueberzeugung allgemein werden könne, müssen w
aber wünschen und so viel an uns ist dafür wirken, daß das weiblic
Geschlecht auch geistig gekräftigt und befähigt werde, seinem hohen Beru
zu genügen. Wir können also mit dem Verfasser jenes Aufsatzes nicht ga
übereinstimmen, wenn er, sei es auch im Einklange mit Riehls berühmte
Buche über die Familie, aus Besorgniß vor dem verrufenen Gespenst ein
gelehrten Frau die Grenzen ängstlich bestimmen möchte, über welche d
geistige Streben des Weibes sich nicht hinauswagen sollte. Versuchen w
zunächst dieses Gespenst aus dem Halbdunkel der Besorgniß in das Tage
licht der Erfahrung zu führen, es wird uns vielleicht unter Händen sein
gespenstischen Anschein verlieren.

Die Frauen sind bescheiden genug, das Wort gelehrt in dieser B
ziehung nur für einen Spottnamen zu halten, denn Keinem fällt es wo
im Ernste ein, von wirklicher Gelehrsamkeit bei einer Frau zu spreche
wenigstens Keinem, der Kenntnisse genug besitzt, um auch nur eine Ahnu
von dem Umfange der Wissenschaft zu haben. Es ist also mit diesem Spo
namen eine Frau bezeichnet, die mit den Kenntnissen, die sie besitzt od
zu besitzen glaubt, prahlt; oder eine andere, die über der Beschäftigu
mit Büchern ihre häuslichen Pflichten vernachlässigt; oder endlich ei
solche, die ohne jene Eitelkeit und ohne diese Pflichten eine wirklich au
schließliche Neigung für Studien hat. Gegen eine vierte Classe, die d
Schriftstellerinnen, braucht man in unsern Provinzen noch nicht zu Fel
zu ziehen. Fragen wir uns nun, ob bei einer dieser genannten Ersch
nungen wirklich das Wissen oder der Grad der Geistesbildung als verder
lich anzuklagen sei.

Es ist ein ziemlich allgemein anerkannter Erfahrungssatz, daß d
Menschen gerade mit den Dingen am meisten zu prahlen pflegen, in der
Besitz sie sich nicht ganz sicher fühlen. Wie der Halbvornehme am häuf
sten vornehm thut, der Halbgebildete am liebsten gewählte Ausdrü
braucht, wie überhaupt das Wesen der Affectation darin besteht, daß m
den Schein von Eigenschaften anzunehmen sucht, die man nicht hat;
wird auch diese Form der gelehrten Frau die lächerlichste, wenn auch ni
die schädlichste, weil sie eben nur eine Form ohne Inhalt ist. Wenn m

eine solche Erscheinung verspottet, so haben wir nichts dagegen, weil wir den Spott für eine bittere, aber heilsame Arzenei gegen viele Verkehrtheiten halten, besonders aber gegen alle Uebel, die aus der Eitelkeit erwachsen. Wir gönnen ihn also der Prahlerei in jeder Gestalt, weil er ihre verdienteste Strafe ist. Nun wird man aber doch nicht behaupten wollen, eine Frau sei um so eitler, je klüger sie sei, sie wolle um so mehr um ihrer Kenntnisse willen bewundert werden, je mehr sie selbst einsehe, wie unermeßlich weit der Kreis des Wissens sich ausdehnen kann, sie halte sich für um so ausgezeichneter, je mehr sie mit dem Leben und Wirken der großen Geister aller Zeiten vertraut sei, je größer ihr Antheil an allem, was diese erstrebten. Warum sollen wir auf den weiblichen Geist nicht anwenden, was doch für das ganze Menschengeschlecht gelten soll, daß jeder geistige Fortschritt, indem er den Gesichtskreis erweitert, das Errungene kleiner erscheinen läßt? Die gelehrte Frau dieser Classe prahlt also, weil sie eitel ist, und nicht weil sie zu viel, sondern weil sie zu wenig gelernt hat.

Wenn es andere Frauen giebt, die um der sogenannten Gelehrsamkeit willen ihre häuslichen Pflichten vernachlässigen, so giebt es deren noch viel mehr, die derselben Vernachlässigung schuldig sind, weil sie vergnügungssüchtig, klatschsüchtig, putzsüchtig oder träge sind. Wir fordern unsere Leser auf, sich in den Häusern umzusehen, wo verwahrloste Kinder, unordentliche Wirthschaft, unzufriedene Hausgenossen sind; sie werden da die Hausfrau gewöhnlich nicht vor einem wissenschaftlichen Werke sitzen sehen. Viel häufiger liegt sie mit einem „spannenden" Roman auf dem Sopha oder sitzt in Gesellschaft anderer nichtgelehrter Frauen am Theetisch, wo der gute Name des Nächsten zu seinem Schaden, und nicht Humboldt oder Gervinus, Gegenstand der Unterhaltung ist. Es gehört zu jeder Beschäftigung mit den Wissenschaften, habe sie es auch nur mit den ersten Anfängen derselben zu thun, eine gewisse Geisteszucht, die durchaus auch auf den Charakter wirken muß, dem sie um so mehr Ausdauer und Festigkeit geben wird, je ernstlicher, je länger sie fortgesetzt wird. Sollte nun dieselbe Frau, die mit Anstrengung so manche Schwierigkeit auf diesem Wege überwindet, weniger Fleiß und Ausdauer für ihre Familie haben als jene, die, vorzugsweise von Poesie und Musik genährt, wenn sie überhaupt solcher Nahrung bedarf, in weichlicher Gefühlsschwelgerei ihre Nerven schwächt und mit dem beliebten Ausdruck „dem Gefühl folgen" jede Schwäche bemäntelt? — Unter den vielen Hausfrauen, die ihr Haus vernachlässigen, mögen sich nun wohl auch einige sogenannte gelehrte Frauen befinden; doch müssen wir

wieder behaupten: sie vergessen ihre Pflichten, nicht weil sie zu viel Ken
nisse besitzen und sie noch zu vermehren suchen, sondern weil sie leichtsin
und unordentlich sind wie viele andere ungelehrte Frauen.

Die dritte Classe der gelehrten Frauen würde nicht sehr zahlre
vertreten sein, wenn nicht zu derselben viele jener etwas zu strenge be
theilten Gouvernanten — wir nennen sie lieber deutsche Lehrerinnen o
Erzieherinnen — gehörten, deren Sache wir später in ein günstigeres L
zu stellen versuchen werden. Wir zählten zu dieser Classe alle Frau
die ihre Neigung zu ausschließlicher Beschäftigung mit den Wissenschaf
treibt. Abgesehen von der vielfach bestrittenen Fähigkeit der Frau, e
höhere Stufe auf dieser Bahn zu erklimmen, giebt es der Anregung,
Aufmunterung, ja der Erleichterung auf derselben für sie zu wenig,
daß außerhalb der Schule eine solche Neigung sich häufig ausbilden u
erhalten könnte. Wo sie dennoch vorkommt, sollte man sie in den meis
Fällen für ziemlich harmlos und für nicht schädlicher halten als den Di
tantismus in den Künsten. Es ist nun eben eine Liebhaberei, der
freilich Niemand hingeben darf, der durch dieselbe an der Erfüllung irg
eines andern Lebensberufes gehindert wird, die man aber nicht mit R
tadelt, wo die Neigung, wie bei der Lehrerin, mit dem Beruf zusamm
trifft, oder wo sie die in den höheren Classen nicht gerade spärlich zu
messene Zeit einer reichen Dame ausfüllt, bei welcher sie sich ja im
doch mit Mildthätigkeit und Armenpflege verträgt. Da übrigens j
genannte Schrift sich vorzugsweise mit der Mädchen-Erziehung des Mit
standes beschäftigt und weder von den Töchtern der Aristokratie noch
den Töchtern des Volkes im engern Sinne spricht, wollen auch wir
auf dieses Gebiet beschränken, dessen Grenzen freilich nicht genau zu
stimmen sind.

Wenn wir nun gleich anfangs der Erziehung der Mädchen im Fa
lienkreise den Vorzug gaben, wenn wir ferner zu beweisen suchten, daß
Vorurtheil gegen wohlunterrichtete Frauen ein unbegründetes sei, tre
wir damit auch der Behauptung entgegen, daß der Unterricht der Mädc
und Knaben in so gar verschiedener Weise zu ertheilen sei. Ueberall,
Brüder und Schwestern zusammen unterrichtet werden, wie es auf dem La
gewöhnlich geschieht, zeigt sich nicht leicht ein Nachtheil dieses Verfahre
selbst wenn es bis zum fünfzehnten oder sechzehnten Jahre fortgesetzt wi
Für alte Sprachen bleibt natürlich dem Mädchen bei der Uebung in
Musik und in weiblichen Arbeiten keine Zeit; in den andern Schulfäch

aber lehrt die Erfahrung gerade nicht, daß die Mädchen hinter den Knaben gleichen Alters zurückbleiben, ja man wäre versucht an größere Productivität der ersteren zu glauben, wenn man nicht wüßte, daß ihre raschere körperliche Entwickelung auch eine frühere Reife des Geistes mit sich führt. Obgleich wir nun nicht bestreiten wollen, daß in der körperlichen Organisation beider Geschlechter die Bedingungen ihrer weitern geistigen Entwickelung liegen, nach welcher dem Weibe ein engerer Kreis gezogen sein mag als dem Manne, möchten wir doch in der Erziehung des weiblichen Geschlechts das Gefühl nicht so unbedingt vor dem Verstande begünstigen. Gerade weil das Gefühl bei den Frauen so vorherrschend zu sein pflegt, sollten wir ein heilsames Gegengewicht in der harmonischen Ausbildung der andern Geisteskräfte suchen und nicht durch vorherrschend musikalische und poetische Nahrung eine Richtung zum Phantasieleben befördern, welche die sogenannte zarte Weiblichkeit steigern mag, aber gewiß für Haus und Familie weniger tüchtig macht als ernstliches Lernen.

Unmöglich können wir den Unterricht in der Musik, wie er gewöhnlich ertheilt wird, an Wichtigkeit dem Studium der alten Sprachen für die Knaben gleichstellen und ihm einen entsprechenden Einfluß auf weibliche Bildung zugestehen, zumal wenn die Theorie, das mathematische Element in der Musik, übergangen werden soll. Man sage was man wolle, der Genuß an derselben bleibt für die Meisten ein halb sinnlicher, halb in unbestimmte Empfindungen sich verlierender, und wenn wir dagegen die vielen Stunden in Betracht ziehen, die nöthig sind, um nur eine ganz mittelmäßige Fertigkeit auf irgend einem musikalischen Instrument zu erlangen, so bleibt es mindestens sehr zweifelhaft, ob diese Stunden nicht in der Regel besser anzuwenden wären. Am liebsten gestehen wir dem Gesange jenen bildenden Einfluß zu, weil er als Träger der Worte zum deutlichen Ausdruck bestimmter Gefühle und dadurch ein Vermittler der Poesie wird.

Wenn man nun der Poesie in der weiblichen Erziehung eine wichtige Rolle zugesteht und die deutsche poetische Literatur in ihrem ganzen Umfange den Frauen als Gebiet ihrer Geistesthätigkeit eröffnet, sollte man sich doch erinnern, wie ganz anders die Meisterwerke unserer Dichter auf einen gründlich gebildeten Geist wirken und daß das dem halbgebildeten natürliche Wohlgefallen an pomphaften Ausdrücken und überschwänglichem Gedankenfluge gar leicht das Urtheil gefangen nimmt, wenn es sich nicht an trocknem Lehrstoffe schon geübt und gekräftigt hat. Die

Herrschaft der Jean-Paul-Periode und nach ihr so mancher andern poetischen Verirrung wäre nicht so allgemein gewesen, wenn nicht die Leserinnen, in dem Glauben: das Unverständlichste sei gerade das Schönste, jeder Frage nach dem eigentlichen Inhalte der hochpoetischen Redensarten mit der beliebten Formel ausgewichen wären: „das sagt sich nicht, das fühlt sich nur." Wir meinen aber, was sich auf keine Weise sagen lasse, sei auch eine sehr unfruchtbare Empfindung und solche unbestimmte Gemüthszustände seien eher zu vermeiden als herbeizuführen. Mag man die Fähigkeit des Weibes für folgerichtiges Denken noch so gering anschlagen, so wird auch eine geringe Fähigkeit doch in irgend einer Weise auszubilden sein, wenn man sich auch in bescheidener Entfernung von allem Philosophiren hält. Verbannt man aber auch schon aus dem Schulunterrichte alle theoretische Grundlage der einzelnen Fächer, ja sogar die Grammatik der eigenen Sprache, so wird die Mehrzahl der Frauen — ich sage die Mehrzahl, denn die begabteren suchen instinktmäßig die Nahrung auf, deren sie bedürfen — mehr als jemals die Klage hervorrufen, man könne gegen Frauen keine Gründe geltend machen.

Wir haben versucht die Ansprüche des weiblichen Geistes auf Ausbildung etwas mehr auf den allgemein menschlichen Standpunkt zu versetzen und damit der häuslichen Erziehung immer wieder das Wort geredet; denn nur in Mädchenschulen und Pensionsanstalten könnte jene Beschränkung der Geistesthätigkeit wirklich durchgeführt werden — wie wir denn auch eine ganze Literatur von Lehrbüchern haben, in welchen die Wissenschaften für die weibliche Jugend verwässert werden — während in der Familie das Zusammenleben mit Vater und Brüdern solche Schranken nicht zuläßt. Wo nun der Familienvater schon für seinen Beruf wissenschaftlich gebildet sein muß, wäre es zu wünschen, daß auch fremde Töchter im Hause Aufnahme fänden, weil hier aller Widerspruch zwischen den modernen Anforderungen an Bildung und der sehr schätzenswerthen Tüchtigkeit für den Haushalt gelöst werden können. Wir sagen können, denn leider giebt es auch in der Zahl dieser Familien viele, die dem Zeitgeiste zu ihrem Schaden huldigen.

Es ist in dieser Beziehung ein bedeutender Unterschied zwischen der ländlichen und der städtischen Erziehung zu machen. Wir müssen die Geselligkeit, in dem Umfange wie sie jetzt in den Städten herrscht, entschieden für eine Feindin der Entwickelung unserer Jugend halten. So weit entfernt wir auch sind, klösterliche Einsamkeit als eine unerläßliche Bedingung geistigen Gedeihens anzusehen, warnen wir doch ernstlich vor zu häufigen Vergnügungen außer dem Hause.

Man wird nicht läugnen können, daß in unsern Tagen schon in früher Kindheit der Grund gelegt wird zu der Zerstreuungssucht, die das erwachsene Geschlecht in fieberhafter Unruhe umhertreibt. Von der beliebten Geburtstagsfeier der kleinen Kinder bis zu den leidigen Kinderbällen für die heranwachsende Jugend, ist man ängstlich bemüht, die lieben Kinder zu amüsiren und zu diesem Zwecke eine möglichst große Anzahl derselben zusammenzubringen. Obgleich wir nun die Gefahr nicht sehr hoch anschlagen, welche im Umgange mit manchem schlecht erzogenen Kinde liegen mag, fürchten wir doch um so mehr den Uebelstand, daß solche Zerstreuungen Gewohnheit und zuletzt Bedürfniß werden. Wenn wir das ganze Gefolge der Vergnügungssucht ins Auge fassen, von dem flüchtigen, zerstreuten Wesen der Schulkinder an durch alle Versuchungen der Jugend bis zu der Pflichtvergessenheit so mancher Hausväter und Hausmütter, wenn wir alle Nachtheile erwägen, die durch steigenden Luxus, der namentlich im Mittelstande in keinem Verhältnisse mit den Geldmitteln steht, durch Putzsucht und alle Formen der Eitelkeit herbeigeführt werden, so können wir nicht eindringlich genug gegen die heutige Ausartung des Geselligkeitstriebes sprechen und in der Erziehung insbesondere nicht ernstlich genug dagegen steuern.

Auch um dieser Gefahren willen wird die häusliche Erziehung der Mädchen vorzuziehn sein. Sie werden durch keine Nothwendigkeit täglich unter eine große Anzahl anderer Mädchen gebracht, also nicht daran gewöhnt, die Stille des Hauses mit einer Art von Oeffentlichkeit zu vertauschen; es fehlt ihnen die Menge der sogenannten Schulfreundinnen und mit ihnen manche Versuchung zu ausgedehnter Geselligkeit; es bleibt vor allem der Familienkreis ein geschlossener, gegen die Außenwelt mehr abgegrenzter, und manche liebliche Blüthe des weiblichen Gemüthes wird dadurch unverletzt erhalten. Wir möchten jugendliche Schüchternheit nicht gegen den zweifelhaften Vorzug gewandter Sicherheit des Benehmens vertauscht sehen.

Wie aber, wird man vielleicht fragen, ist die häusliche Erziehung ohne zu sehr gesteigerte Kosten durchzuführen und wie läßt sie sich namentlich in der Stadt mit vielen hemmenden Verhältnissen vereinigen? Wir müssen auf die erste Frage die einfache Antwort geben, daß die Aeltern, denen Gott die Kinder gegeben, sie auch selbst zu erziehen, wenigstens alle die Kräfte auf ihre Erziehung zu verwenden haben, welche ihr Beruf in der Welt ihnen übrig läßt, daß also die Mütter vorzugsweise wenig Entschuldigung finden, wenn sie sich derselben entziehen.

Neben manchen Einwürfen der Trägheit, des Leichtsinns oder auch

nur der Gedankenlosigkeit müssen wir auch den gewichtigeren wirklicher Bescheidenheit und mangelnden Selbstvertrauens zu begegnen suchen. Man hört von mancher wohlgebildeten Mutter die Aeußerung: sie habe zu viel vergessen, verstehe den Unterricht nicht recht anzufangen, habe nicht Geduld, nicht Erfahrung genug, um die eigenen Kinder zu unterrichten; oder auch: die Anforderungen an weibliche Bildung seien gesteigert, die Töchter müßten Vieles lernen, wovon sie selbst keine Kenntniß habe u. s. w. In vielen Fällen sind diese Scheingründe nur bequeme Ausflüchte, wo sie aber aufrichtig gemeint sind, leicht zu bekämpfen.

Würde die junge Mutter, selbst wenn sie nach ihrem Austritt aus der Schule sich nicht weiter mit dem Gelernten beschäftigt hätte, nicht im Stande sein, vom ersten Leseunterrichte an, den Kindern immer um einige Schritte voraus, mit Hülfe guter Lehrbücher, mit dem Beistande vernünftiger Rathgeber oder im glücklichen Falle unter der Leitung des Hausvaters den freilich mühevollen Weg durch die Schuljahre zu machen, wenn sie nur den festen Willen und die nöthige Ausdauer hätte? Würde dieselbe Mutter, wo sie die Hülfe eines Lehrers in Anspruch nehmen muß, nicht den lebhaftesten Antheil an dem Unterricht desselben nehmen und dadurch die Kinder mehr fördern als sich berechnen läßt? Und wenn nun die Schuljahre zu Ende sind, wie ganz anders würde sich das Zusammenleben der Mutter mit den erwachsenen Töchtern gestalten, wo sie in ununterbrochenem Fortschritte die Töchter mit sich zöge. Es bleiben zum Ueberfluß noch die vielen Fälle, wo auch der Vater einen bedeutenden Theil an der Erziehung nehmen kann und häufiger als es jetzt geschieht wirklich nähme, wenn nicht auch die Männer es nur zu oft vorzögen, den bequemern Weg einzuschlagen und Fremden die Mühe des Unterrichts zu überlassen, so schwer sie auch oft die dadurch nöthig gewordenen Ausgaben beseufzen mögen.

Wenn man noch behauptet, daß die Hausmutter neben der Beschäftigung mit dem Unterrichte der Kinder schwer Zeit finde, auch für das materielle Wohl derselben, für die Ordnung im Hause, für die eigentliche Wirthschaft zu sorgen, so können wir das nur gelten lassen, wo Kränklichkeit oder eine ungewöhnlich große Kinderschaar den freien Gebrauch der Zeit hindert. Wir erinnern aber daran, daß der Tag doch wenigstens vierzehn Stunden lang ist, in denen sich sehr viel thun läßt, wenn man die Minuten zu nützen versteht. Uebrigens sind bei dem häuslichen Unterricht die etwa vorkommenden Unterbrechungen nicht in dem Grade zu fürch-

ten, wie man gewöhnlich glaubt; ja, sie werden, wenn sie durch häusliche Geschäfte der Mutter herbeigeführt werden, für die Töchter, die man an denselben Theil nehmen läßt, zu eben so vielen Gelegenheiten sich in diesen Geschäften zu üben und helfen außerdem die Gesundheit der jungen Mädchen vor den übeln Folgen zu angestrengter Geistesarbeit behüten. Zählen wir zu diesen Unterbrechungen noch manchen schulfreien Tag, den Besuche, Krankheit oder sonst unvermeidliche Zwischenfälle herbeiführen, so ist die Zeit immer dazu anzuwenden, die außer dem Schulunterrichte liegenden Ansprüche an weibliche Erziehung, wie z. B. die Geschicklichkeit in Handarbeiten, zu befriedigen und giebt immer noch nicht so viele unterrichtslose Tage als die gewöhnlichen Ferien in den öffentlichen Schulen.

Wir gestehen zu, daß die häusliche Erziehung und besonders der Unterricht durch die Aeltern in der Stadt größere Schwierigkeiten als auf dem Lande hat, können diese aber doch nicht für unüberwindlich halten, da sie hauptsächlich in den Störungen bestehen, die das gesellige Leben herbeiführt. Es mag nun allerdings eine scheinbar strenge Forderung an unsere Familienväter und Familienmütter sein, den Freuden der Geselligkeit bis auf ein gewisses Maß zu entsagen; doch wird man nicht leugnen können, daß die Kinder sehr berechtigte Ansprüche auch auf die Zeit ihrer Aeltern und nicht bloß auf deren Geldbeutel haben. Diejenigen, welche diese Ansprüche durch thätigen Antheil an der Ausbildung ihrer Kinder anerkennen, werden gewiß bezeugen, daß sie in dieser Beschäftigung eine Quelle nicht nur der Mühe, sondern auch vielfacher Freuden gefunden haben. Wie die Sachen aber jetzt stehen, geben die Meisten in der Theorie wohl zu, daß die Freuden, die man im Kreise der Familie genießt, die reinsten und schönsten sind, die Wenigsten aber pflegen sie da auch in der Wirklichkeit zu suchen.

Die Betheiligung der Aeltern an dem Unterrichte der Töchter würde endlich neben vielen andern Vortheilen das geeignetste Mittel bieten, die jetzt so unverhältnißmäßig gestiegenen Kosten der Erziehung zu vermindern. Wenn auch der Beistand eines Lehrers oder einer Lehrerin immer noch hier und da nöthig sein dürfte, würde das doch nicht mehr in demselben Umfange und nicht so allgemein der Fall sein.

Wir kommen hier auf die Frage: ob und wodurch die in unsern Tagen so sehr angewachsene Zahl der deutschen Lehrerinnen eine unerfreuliche Erscheinung ist. Gehen wir zunächst auf den Hauptgrund derselben, so finden wir ihn entschieden in dem Mißverhältniß der Ansprüche des Mittel-

standes auf Wohlleben und Luxus zu den nicht angewachsenen Geldmitteln desselben. Nicht als ob wir behaupteten, die jungen Mädchen wären es insbesondere, die solche gesteigerten Ansprüche hätten. Sie haben sie viel häufiger nur zu büßen. Wir möchten vielmehr ein ernstes Wort an alle Familienväter und Mütter richten und sie fragen, warum es in unserer Zeit in dem Stande, von dem wir reden, ein so gar seltener Fall ist, daß Kinder nach dem Ableben des Vaters vor Mangel geschützt sind, wenn sie nicht gleich wieder selbst erwerben können. Es ist ein sehr beliebter Ausspruch: eine gute Erziehung sei eine bessere Mitgabe fürs Leben als Vermögen. Wir entscheiden uns freilich auch für die gute Erziehung, wenn es ein Entweder-Oder gelten soll, sehen aber nicht ein, warum sich diese beiden guten Dinge nicht sollten vereinigen lassen, sobald man unter guter Erziehung nicht gerade eine kostspielige versteht. Für die Söhne ist auch im allgemeinen anzunehmen, daß die Aelternpflicht erfüllt ist, wenn sie zu einem Amte vorbereitet in die Welt treten können; mit den Töchtern aber ist dem nicht so. Da es immer zweifelhaft bleibt, ob und wie bald diese durch Verheirathung eine in den meisten Fällen doch auch an das Leben des Mannes geknüpfte Versorgung finden, steht ihnen kein anderer Weg offen als der in ein fremdes Haus, wenn sie nicht bei gewöhnlich ebenso unbemittelten Verwandten eine Stellung einnehmen wollen, die sie zu entbehrlichen Mitgliedern eines oft schon vollen Hauses macht. Ganz anders würde sich die Sache gestalten, wenn der Unterhalt dieser Mädchen gesichert wäre und sie nur die Sorge hätten sich nützlich zu machen. Da würden sich wenige finden, die es nicht vorzögen, in irgend einem verwandten Hause als Familienglieder zu leben und zu wirken; sie würden dort häufiger als eine Stütze der Hausfrau, ein Segen der Kinder zu finden sein, wenn sie sich nicht als eine Last des Hauses zu fühlen hätten. Es werden sich viele unserer Leser aus ihrer Jugend solcher Hausfreundinnen erinnern, die in unabhängiger und doch segensreicher Stellung in der Familie lebten. Wenn dagegen jetzt eine unverheirathete Verwandte in einem Hause aufgenommen ist, hat sie meist das drückende Gefühl, daß alles was sie annehmen muß, den Kindern des Hauses entzogen wird. Nehmen wir noch dazu, daß Zartgefühl eben keine ganz allgemeine Eigenschaft der Gebenden ist, so werden wir zugestehen, daß neben vielfachen Schattenseiten die Stellung in einem fremden Hause gewöhnlich vorzuziehen ist weil sie nicht nur die Mittel zur gegenwärtigen Existenz, sondern auch noch die Möglichkeit giebt, einen Nothpfennig für die Zukunft bei Seite zu legen

Soll also das wahre Wohl der Töchter des Mittelstandes gefördert werden, so muß mit einer Reform der meisten Haushaltungen angefangen, es müssen die Ausgaben auf das nothwendige Maß zurückgeführt werden und der Unterschied in der Lebensweise der Reichen und der Unbemittelten muß wieder größer werden als er jetzt ist. Man gewöhne schon die Kinder sich genügen zu lassen und gebe ihnen vor allem ein gutes Beispiel, indem man auf Luxus in Wohnung, Hausrath, Kleidung und Nahrung keinen Werth legt. Bei aller bestehenden Ungleichheit der Rechte, des Vermögens, der Erwerbsquellen ist man nur in den Bedürfnissen und in der Lebensweise zu einiger Gleichheit gekommen und das gewiß nicht zum allgemeinen Besten. Wer aber den Muth hat, sich in dieser Beziehung zu beschränken, wird bald finden, daß trotz augenblicklicher Theurung die Möglichkeit noch immer da ist, im Laufe der Jahre, bis eine Kinderschaar heranwächst, eine Summe zu ersparen, die oft hinreichen wird die Töchter vor jener Nothwendigkeit zu schützen, die man so geneigt ist ihnen zum Vorwurf zu machen.

So lange diese heilsamen Veränderungen aber bloße Wünsche bleiben, wird die Zahl der jungen Mädchen, die sich in fremden Familien dem Lehrfache widmen, immer groß genug bleiben. Noch giebt es ja viele Kinder, deren Mütter die schönste Seite ihres Berufes nur für eine Last halten und jede andere Gesellschaft der ihrer Kleinen vorziehen. Da findet die fremde Erzieherin in der kindlichen Liebe junger Herzen manchen schönen Ersatz für die der ernsten Pflicht geopferten Jugendjahre und in dem Bewußtsein eines nützlichen Lebens einen Seelenfrieden, der auch durch manche trübe Erfahrung nicht dauernd gestört werden kann. So wünschen wir denn den jungen Lehrerinnen Gottes Segen in ihrem mühevollen und ehrenwerthen Berufe. Damit sie zu demselben aber Gesundheit und Freudigkeit mitbringen können, sollte der Schulunterricht, den sie genießen, weniger anstrengend sein, als es jetzt bei der Vorbereitung zu dem sogenannten großen Examen, womit gewöhnlich doch im siebzehnten oder achtzehnten Jahre die Erziehung für vollendet angesehen wird, sein kann. Eine gewisse Prüfung der Lehrfähigkeit von Seiten der Schulobrigkeit ist gewiß gerecht, doch sollte der allgemeine Ehrgeiz sich mit dem kleinen Examen begnügen, wo überhaupt ein Examen nöthig ist. Es würde damit der Ueberladung mit Unterrichtsgegenständen abgeholfen und doch der Zweck erreicht, die Unwissenheit auszuschließen. Am meisten lernt sich nach allgemeiner Erfahrung doch durch Lehren, und wer mit dem kleinen Examen

angefangen, wird nach zehn Jahren gewiß zehnmal mehr wissen als beim Beginne der Laufbahn. Gerade indem wir den Frauen ein stetes Fortschreiten in der Ausbildung ihres Geistes, ein beständiges Wachsen ihres Wissens wünschen, müssen wir uns gegen alles Uebereilen erklären.

Wenn wir nach allem Gesagten mit dem Verfasser des oft erwähnten Aufsatzes in dem Wunsche übereinstimmen, die Zahl der Lehrerinnen vermindert zu sehen, so haben wir dafür nicht den Grund, daß wir ihre für den Augenblick unentbehrliche Wirksamkeit verkennen, sondern den in der oben entwickelten Ansicht liegenden, daß die Mütter selbst Lehrerinnen und Erzieherinnen im weitesten Sinne des Wortes sein sollten und daß wir die Nothwendigkeit aufgehoben sehen möchten, welche das junge Mädchen schon in den Jahren von Freunden und Verwandten trennt, da es der liebenden Leitung selbst noch so sehr bedarf. So befriedigend der Beruf einer Erzieherin in spätern Jahren sein kann, so wenig ist er das oft in der Jugend, da die eignen Ansprüche an das Leben und seine Freuden noch in voller Kraft bestehen.

Daß die Lehrerin durch ihre Stellung dem ächt weiblichen Beruf, zu dem doch auch das Erziehungsgeschäft anerkanntermaßen gehört, entfremdet werde, können wir nicht zugeben. Die geringe Zahl der vielgesuchten älteren Lehrerinnen beweist außerdem, daß die meisten früher oder später Hausmütter werden; denn die Scheu der Männer vor gescheidten Mädchen ist im Grunde nicht so groß und nicht so allgemein, als man zuweilen behaupten hört. Unter denen nun, welche, nachdem sie einige Jahre in fremden Familien als Lehrerinnen gewirkt, ein eigenes Haus zu leiten haben, finden wir gerade noch die meisten jener Mütter, welche nicht nur die Fähigkeit, sondern auch den Willen haben, ihre Töchter selbst zu erziehen, und wenn eine Erfüllung unseres Wunsches zu hoffen ist, so haben wir das vielleicht ihrem Beispiele zu danken. Eben so beweist die Erfahrung, daß die Eigenschaften, welche ein geordneter Hausstand von der Hausfrau verlangt, bei diesen Frauen nicht häufiger vermißt werden als bei andern. Im Gegentheil ist die Gewöhnung an regelmäßige Zeiteintheilung und ausdauernde Pflichterfüllung oft sehr heilsam gewesen.

Spricht man nun noch von der Unzulänglichkeit der Erziehung durch Gouvernanten, so geben wir zwar zu, daß der Unterricht eines tüchtigen Lehrers, d. h. eines solchen, der wirklich das Lehren zum Gegenstand seines Studiums gemacht hat, besser sein muß, erinnern aber doch, daß die Erziehung der Mädchen, in so weit die Mutter sie nicht übernehmen kann

dert will, nicht füglich von einem Lehrer geleitet werden kann, zumal in unsern Provinzen, wo außer in den Städten die Lehrer meist ganz junge Leute sind. Will man nun die früher viel allgemeiner herrschende Sitte zurückrufen, nach welcher die weibliche Jugend der Leitung und dem Einflusse einer Französin überlassen wurde, die freilich in den meisten Fällen sich mit dem Unterricht in den Wissenschaften nicht befassen konnte? Wir meinen dagegen, es sei ein Fortschritt, daß in unserer Zeit der französischen Sprache weniger große Opfer gebracht werden und daß man es häufig vorzieht, die Töchter in deutscher Umgebung aufwachsen zu lassen. Mag immerhin an vielen deutschen Erzieherinnen mit Recht manches auszusetzen sein, im allgemeinen haben sie doch den unbestrittenen Ruf der Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit, Eigenschaften, welche ihr Wirken in manchem Hause segensreich gemacht haben, wo man noch lange nach vollendeter Erziehung dankbar ihrer gedenkt. Man will behaupten, diese Fälle seien vereinzelt; die Wirksamkeit der Lehrerin sei nicht bloß durch ihre mangelhafte Befähigung, sondern auch durch ihre Stellung als fremde, in vornehmen Häusern bloß geduldete Hausgenossin gelähmt. Wir überlassen es unsern Lesern die Beispiele zu dieser Behauptung aufzusuchen. Es giebt so viele verschiedene Schattirungen dieses Verhältnisses, als es verschiedene Persönlichkeiten giebt. Wir erinnern nur an den Widerspruch, der darin liegt, daß das Vorurtheil gerade Personen, die lange Zeit diese wie es heißt so demüthigende Stellung eingenommen haben, Herrschsucht und vorlautes Wesen vorwirft, Fehler, die doch wohl nicht aus der Gewohnheit der Unterwürfigkeit entstehen.

Abgesehn von ihrer doch in vielfacher Weise anerkannten Wirksamkeit in ihrem Fache, hat endlich der größere Theil dieser so hart angeklagten Gouvernanten statt des traurigen Gefühls eines verfehlten Lebens vielmehr das wohlthuende Bewußtsein, nicht nur den eigenen Unterhalt auf ehrliche Weise erwerben, sondern auch häufig noch bedürftigen Angehörigen beistehen zu können. Wie manche arme Mutter, wie viele unerzogene Geschwister segnen die Hand, die das mühsam Erworbene mittheilt; ja sogar unter jetzt selbstständigen Männern wird sich mancher dankbare Bruder finden, dessen Studien durch die Hülfe einer Schwester möglich gemacht wurden, die mit weiblicher Handarbeit nie die Mittel zu solcher Unterstützung erworben hätte.

Es bleibt uns jetzt nur noch ein Wort über öffentliche Anstalten für weibliche Erziehung zu sagen, die immer ein Bedürfniß bleiben werden, wenn auch nicht immer in gleichem Grade. Wir wünschen ihnen als Haupt-

verbesserung weniger Zöglinge. Mag immerhin die Zahl der Erziehungs-
anstalten steigen, wenn die einzelnen nur nicht zu viele Schülerinnen auf-
nehmen. Jemehr sich der Umfang derselben dem einer zahlreichen Famili
nähert, desto mehr werden sie Gutes wirken, denn wir sehen nicht ein,
warum eine tüchtige Vorsteherin einer solchen Anstalt nicht eben so erfreu-
liche Resultate erzielen sollte als eine sorgsame Mutter.

Was die eigentlichen Mädchenschulen in der Stadt betrifft, so wären
sie nach den entwickelten Ansichten nur von denen zu besuchen, die au
keine andere Weise Unterricht empfangen können, also vorzugsweise vo
den Töchtern der städtischen ärmeren Bürgerclassen, deren Väter und Müt-
ter zum Theil von ihrer Hände Arbeit leben. Wenn wir diesen bei höhe-
rer Begabung auch durchaus nicht eine höhere Bildung vorenthalten wol-
len, geben wir doch gerne zu, daß es für die Mehrzahl durchaus kei
Glück ist, sich über den Bildungsstand zu erheben, den Väter, Mütter un
Brüder bis jetzt einnehmen, und haben daher nichts gegen eine Beschrän-
kung des Umfangs der in diesen Schulen gelehrten Fächer, wie wir den
überhaupt der Ansicht sind, daß die Schule ein Fertigmachen der Persön-
lichkeit nicht zur Aufgabe habe, sondern nur den Grund legen müsse, au
dem später mit mehr oder weniger Selbstthätigkeit fortgebaut werden kann

Wie weit in solcher Fortbildung das Weib gehen könne, wird sic
nicht leicht bestimmen lassen, und man thut gewiß nicht wohl, irgend einen
geistigen Streben eine Grenze setzen zu wollen, die am Ende ein jede
Einzelne nach seinem Standpunkte ziehen wird und die, von den Begab-
teren doch überschritten, für Viele nur dazu dient, geistiger Trägheit ode
Flachheit den Mantel weiblicher Bescheidenheit umzuhängen. Wir müsse
wiederholen, daß wir keine einzige weibliche Tugend für unverträglich hal-
ten mit dem allgemein menschlichen Streben nach Erweiterung des geisti-
gen Gesichtskreises, an welchem wir keiner unsterblichen Seele ihren An-
theil verkümmern sollten.

Wenn man zugiebt, daß der Mensch durch die möglichst vollkommen
Ausbildung aller seiner Geisteskräfte ein höheres Dasein gewinnt, so gönn
man auch den Frauen ihren Antheil an demselben und suche die Ursach
des unleugbaren Verfalls der Häuslichkeit und des Familienlebens nicht i
den geistigen Bestrebungen der Frauen, sondern in der wachsenden Genuß-
sucht unserer Generation, der sich Männer und Frauen um so mehr hin-
geben, je weniger sie ein Gegengewicht in edleren Freuden zu finden wissen

Ueber den Zusammenhang der antiken Architektur mit dem christlichen Kirchenbau.

Ausgehend von der Wahrheit einer Causalität alles Geschehens und dem darauf beruhenden Glauben an die Erziehung des Menschengeschlechts, habe ich an einem andern Orte [1]) den Einfluß darzulegen versucht, welchen die frühe Cultur des Orients auf das griechische Alterthum übte, dessen Berührung mit jenem durch historische Thatsachen erwiesen ist. Ich nehme diese Voraussetzung wiederum in Anspruch, nicht um den einflußreichen Verkehr aller Völker und Zeiten weiter zu verfolgen, sondern um an einem unserem Gesichtskreise näher liegenden Gegenstande den durch tausend Fäden vermittelten Zusammenhang des Alterthums mit der Gegenwart darzuthun. Wenn ich damals die Philologie eine comparative Wissenschaft nannte, weil sie von Hause aus auf die Vergleichung der beiden classischen Völker begründet ist, verdient sie diesen Namen auch insofern, als sie das Verständniß vieler Erscheinungen erschließt, die mit mächtigen Armen aus dem grauen Alterthum in unsre Gegenwart hinüberreichen. Eine solche, dem Philologen geläufige Auffassung, welche Alterthum und Gegenwart als eine Continuität betrachtet, wird aber auch bei Andern vorläufig einige Berechtigung finden, da auf ihr zum Theil die Nothwendigkeit der philologischen Wissenschaft und deren auf alle Zeiten bewährter erziehender Einfluß beruht. Das Alterthum und die Folgezeit bilden zwar nicht ein so innig verwebtes Ganze, wie Leib und Seele im menschlichen Organismus, aber sie verhalten sich trotz aller Gegensätzlichkeit wie Grund und Folge und es ist die Aufgabe

der Philologie, das allseitige Verständniß des Alterthums so weit zu fördern, daß die verbindenden Glieder und fortleitenden Fäden für die Gegenwart von selbst sich ergeben.

Diese Aufgabe, so vielseitig wie das Alterthum selbst und nicht ohne das Verständniß der folgenden Jahrhunderte lösbar, ist auf vielen Punkten mehr geahnt als entschieden und kann ihrem ganzen Umfange nach am wenigsten ohne Darlegung schwankender Meinungen und unvollendeter Beweise mitgetheilt werden, aber sie wird einmal je weiter entwickelt, desto mehr den Streit zwischen Altem und Neuem versöhnen und die oft ungerechte Vergleichung auf ihr bescheidenes Maß zurückführen. Darum wage ich es nicht zwischen alter und moderner Staatenbildung eine Parallele zu ziehn, oder die abstracteren Gebiete antiker und christlicher Sittlichkeit und Religion zu betreten, oder den Antheil zu erörtern, welchen die alten Sprachen an den lebenden haben, sondern ich wende mich lieber demjenigen Gebiete zu, wo das Alterthum anerkanntermaßen nicht nur hinter der Gegenwart nicht zurückgeblieben ist, sondern noch immer als musterhaft und lehrreich gilt und zugleich sichtbare Spuren zurückgelassen hat, welche die Vergleichung nahe legen und fördern helfen, zu dem Gebiete der bildenden Kunst. Hier aber ist es die verbreitete Thätigkeit des Bauens, die Mutter der bildenden Künste, denen sie die Stätte für ihre Formenwelt bereitet, welche die Cultur der Völker von ihren frühesten Regungen bis zu ihren letzten Athemzügen begleitend, nicht nur die ältesten und dauerndsten Denkmale der Nationalität geschaffen hat, sondern durch sie auch ihr traditionelles Fortleben und Vererben möglich machte. Nur ein einseitiges Verkennen ihrer Eigenthümlichkeit hat die Architektur aus dem Gebiet der Künste verbannen wollen, von denen sie sich viel mehr dadurch unterscheidet, daß sie mehr als andre den dreifachen Charakter des Handwerks, der Kunst und der Wissenschaft in sich schließt. Denn wie wenig sie als ein bloß handwerkmäßiges und zweckerfülltes Thun aufgefaßt werden darf, zeigt sich gleich darin, daß sie eben so sehr von Bedürfniß und Gewohnheit, als auch von der Ideenwelt und geistigen Richtung der Völker ein beredtes Zeugniß ablegt, daß das öffentliche Leben des Staates und der Kirche in ihr sich ausprägt, und daß sie im Dienste dieser den Charakter des Monumentalen und der Kunst erreicht. Wenn sie somit unter den genannten Künsten am meisten geschichtliche Bedeutung hat und ein treuer Wegweiser ist, wo andere historische Zeugnisse fehlen, weil sie das Leben der Völker, dessen Ausdruck sie ist, überdauert und von einem zum andern

wie eine Brücke hinüberreicht, macht sie diesen Vorzug auch nach einer andern Seite hin geltend durch die Leichtigkeit ihres Verständnisses. Denn die Schöpfungen keiner andern Kunst lassen sich so sehr in ihre Elemente zerlegen, in keiner die Formen und deren Bedeutungen so klar erkennen und auf so bestimmte Gesetze zurückführen; in keiner können daher die geschichtlichen Veränderungen, das nationale Eigenthum und das entlehnte Fremde, so sicher nachgewiesen werden. Darum muß alle Kunstkenntniß mit der Architektur beginnen, sie ist unter den bildenden Künsten die lehrbarste und die lehrreichste. Eben daher begreift sich aber auch, daß sie für die Kenntniß des classischen Alterthums von größter Wichtigkeit ist. Denn vermöge der organischen und gesetzmäßigen Beschaffenheit dieser Kunst haben die classischen Völker ihre durchsichtigen Gedanken und Tendenzen vornehmlich in ihren Bauten ausgesprochen und in einem ihrem Charakter entsprechenden Elemente die Kunst zu hoher Entwicklung gebracht. Wer also den Geist der alten Architektur verstehen will, muß eindringen in das Verständniß ihrer Elemente, denn wie man sich über den Charakter einer Sprache kein Urtheil bilden kann ohne die Kenntniß und den Besitz ihrer Formen und Fügungen bis zur geläufigen Reproduction, so muß auch die Beurtheilung des geschichtlichen und ästhetischen Werthes der Baudenkmäler gegründet werden auf das eindringliche Verständniß der Baustücke, ihrer Juncturen und der Verwendung beider zu größeren Ganzen. Denn nur aus solcher Kenntniß des Einzelnen läßt sich ein richtiges Gefühl und eine giltige Auffassung größerer Erscheinungen gestalten und allmälig das Lebensprincip wahrnehmen, welches die Glieder zu einem praktisch und ästhetisch vollkommenen Körper fügt und durchdringt. Vermöge solcher von der Beschaffenheit dieser Kunst geforderten Methode ihres Verständnisses ist dieselbe der Philologie besonders willkommen, als verwandt mit der in ihr herrschenden Methode, ja sollte man meinen, verwandt mit aller Wissenschaft überhaupt.

Mit dieser Verständlichkeit und nöthigen Gründlichkeit des Verständnisses verbindet die Architektur aber endlich eine gewisse Nothwendigkeit und Nähe desselben. Denn was läge allgemeinem Verständniß und menschlichem Interesse näher, als die baulichen Formen, die uns umgeben und in denen wir leben, und was ist zugleich anziehender als diese, wenn sie uns als Kunsterzeugnisse entgegentreten, in denen sich die höchsten Gedanken verkörpern? Wem, der auch nicht im ästhetischen oder baulichen Interesse den Norden Europas mit dem Süden vertauschte, hat die Mannigfaltigkeit

der Bauweisen entgehen können, die jedem Lande eigen sind? und, wer die classischen Länder betrat, wird gewiß bald ein Auge gewonnen haben für die Unterschiede antiker, mittelalterlicher und moderner Architektur, oder wer, dem auch nur München zu erreichen vergönnt war, hat nicht verweilt bei den Mustern kirchlicher Baustile, die dort ein kunstsinniger König zur Schau gestellt hat, bei der antiken Bonifaciusbasilika, der byzantinischen Allerheiligencapelle, der romanischen Ludwigskirche, der gothischen Aukirche, in denen im Kleinen die ganze Geschichte christlicher Baukunst zusammengedrängt ist; oder, wem solche Anschauungen nicht zu Theil wurden und nur für die nächste Umgebung der Sinn nicht erstorben ist, hat sich nicht ein verschiedener Eindruck kund gegeben bei dem Anblick gothischer Dome mit ihren strebenden Thürmen und byzantinischer Bauten mit gewölbten Kuppeln und massenhaften Pfeilern; oder wer auch nur ein christliches Gotteshaus betrat, hat sich nicht über die Vertheilung und den Gebrauch der Räume in Mittel- und Nebenschiffe, in Langhaus und Querschiff, in Altarchor und Emporen von Fragen berührt gefühlt, die sich nicht ohne weiteres aus der bloßen Zweckmäßigkeit beantworten lassen? Es ist freilich noch leichter, alle diese Erscheinungen zu ignoriren oder für zufällig zu erklären, und ebenso pflegen auch die Bezeichnungen des Charakteristischen der verschiedenen Stile nur einseitige und subjective Urtheile ohne Erwägung aller Momente zu sein; aber das gründliche Verständniß derselben und eine darauf ruhende Erkenntniß ihres Gesammtcharakters ist Gegenstand schwieriger Forschung, der scharfsinnige Männer ihre besten Kräfte gewidmet haben. Eine gründliche Einsicht ist auch hier nicht möglich, ohne aus der Gegenwart in die Vorzeit und das Alterthum zurückzugehen und die Philologie hält auch hier den Schlüssel des Verständnisses in der Hand; sie hat ihn gefunden, indem sie mit ihrer Fackel die dunkeln Trümmer und Verhältnisse des Alterthums beleuchtete.

Der Zusammenhang christlicher und antiker Architektur beruht aber nicht bloß auf dem vorausgesetzten Einfluß, welchen überhaupt die Baudenkmale vergangener Jahrhunderte auf die der kommenden üben, sondern auf der thatsächlichen Grundlage eines ernsten und langwierigen Kampfes des Christenthums mit dem Heidenthum, eines Kampfes, der zwar mit dem Falle des letzteren und dem Siege des Christenthums endigte, aber nicht ohne daß dieses einige Wunden empfangen hätte und die Narben noch jetzt aufwiese. „Denn," um in den Worten eines mit heidnischer und christlicher Theologie gleichvertrauten Mannes[a]) fortzufahren, „eine umsichtige historische

Forschung vermag nachzuweisen, daß Vieles was in dem Cultus der europäischen Südländer nicht evangelisch ist, auf Rechnung eben jenes Kampfes gesetzt werden muß und als Munition der heidnischen Mysterien aufzufassen ist, als sie ins feindliche Lager hinüberzogen". Das Verhältniß und die Mittel der streitenden Mächte bedingten den Sieg durch eine kluge Accommodation von christlicher Seite und in Folge dessen lassen sich heidnische Feste, Riten und Tempel in den christlichen noch heute wiedererkennen. Aber auch dieser Uebergang heidnischer Tempel in christliche Gotteshäuser ist es nicht, um den es sich bei dem erwähnten Zusammenhang handelt, denn er ist hinlänglich beglaubigt und könnte nicht zu verwickelten Streitfragen Anlaß geben. Die ältesten christlichen Kirchen haben nicht nur den Namen der Basilika mit griechischen und römischen Gebäuden gemein, sondern es giebt sich auch trotz aller Mannigfaltigkeit ihrer Entwicklung sehr deutlich eine Uebereinstimmung derselben unter sich und mit den Ueberresten und Beschreibungen jener heidnischen gleichnamigen Bauten kund. Darum stand in der traditionellen Geschichte der Baukunst der ursprüngliche Zusammenhang der christlichen Kirchen mit der antiken Basilika fest. Aber diese Ueberzeugung ist aus denselben Motiven wie der Glaube an den Zusammenhang des Orients mit dem griechischen Alterthum verlassen worden. Es war auch hier die ganz unhistorische Ansicht von der Möglichkeit einer gänzlichen Isolirung und unberührten Selbstständigkeit geschichtlicher Ereignisse und Verhältnisse, es war die an sich richtige, aber übertriebene Wahrnehmung des Unterschiedes heidnischer und christlicher Religion, es war der in jedem einzelnen Falle anders zu modificirende Glaube, daß sich jedes Princip auch ganz organisch und rationell verkörpern müsse, was dazu hintrieb, gegen alle vorangegangene und gleichzeitige Architektur zu verblenden und dem Christenthum wegen der Befähigung, für seine Bedürfnisse die entsprechenden Formen zu finden, die vorhandenen als eigenthümlich und originell zuzusprechen. Wie es unangemessen schien, die Griechen einen guten Theil ihrer Cultur vom Orient empfangen zu lassen, so glaubte man sich auch am Christenthum zu versündigen, wenn man zugestand, daß seine Kirchenbauten ihrer Grundlage nach auf dem heidnischen Alterthum fußten. Dazu kam, daß die Studien über die mittelalterlichen Baustile, angestellt um die streitige Erfindung des Spitzbogens zu entscheiden, immer weiter vom Alterthum abführten und daß die Eigenthümlichkeit dieses Deckungsprincips, das zuletzt den ganzen Bau durchdrang, die im heidnischen Alterthum wurzelnden Fundamente desselben übersehen ließ. Nur daß man hier

wissenschaftlicher als in jener Streitfrage verfuhr und darum wie es schei
wider Willen die Wahrheit förderte. Die von der belgischen Akadem
gekrönte Preisschrift Zestermanns: Die antiken und die christlich
Basiliken, nach ihrer Entstehung, Ausbildung und Beziehung zu einande
dargestellt, (Leipzig 1847)" hat den Zusammenhang beider geläugnet un
jede für sich als den selbstständigen Ausdruck eines verschiedenen Princip
dargestellt. Die sorgfältige Beachtung schriftlicher Zeugnisse macht da
Verdienst dieser Schrift aus, deren Resultat aber trotz der übertrieben
Anerkennung von katholischer Seite[3]) nicht durchzudringen[4]) vermocht ha
da sich gegen Einzelnes gewichtige und mit der Anschauung des Alterthum
vertraute Stimmen erhoben haben. Indem ich diese Gegengründe zusam
menfassend und nach Kräften verstärkend zu der hergebrachten Ansicht zurück
zukehren mich anschicke, scheint es angemessen, die Acten dieses Streite
gleich nach den drei wesentlichen Gesichtspuncten vorzulegen, so daß zuers
die Aehnlichkeit und Differenz der antiken und der christlichen Basilike
vor Augen trete, sodann einleuchte, warum dem Christenthum die Bau
form heidnischer Tempel nicht genügte, sondern warum es eine andere den
Alterthum eigenthümliche Bauform auch zu der seinigen machte, und drittens
sich ergebe, ob dies als Nachahmung oder freie Schöpfung anzusehen is

Dem griechischen Namen der Basilika begegnen wir nachweislich zuers
im perikleischen Athen, wo uns an der Agora eine βασίλειος στοά, d. h. ein
Königshalle, genannt wird, in welcher der aus der Königszeit stammend
und den Namen des Königs bewahrende Archon des Freistaats seinen amt
lichen Sitz hatte. Weder sichtbare Spuren noch eine Beschreibung derselbe
sind uns erhalten, so daß wir über die bauliche Einrichtung nichts meh
erfahren, als was der Name einer Stoa, einer Säulenhalle aussagt. Abe
so vereinzelt, als es scheinen möchte, steht dies Gebäude nicht, denn di
Marktplätze der hellenischen Städte pflegten mit Hallen umgeben zu sei
und unter diesen dürfen auch anderswo solche Königshallen angenomme
werden, wie z. B. jene an der Agora zu Elis, wo die olympischen Kamp
richter, die Hellenodiken, den Tag verbrachten[5]). Da sie diese Functio
von den alten Königen Pisas geerbt hatten, unter denen der mythisch
Oxylos und Iphitos als die ältesten Kampfrichter genannt werden, habe
sie wahrscheinlich auch das alte Königshaus inne gehabt, und hier ist
nun von großer Bedeutung, daß uns Pausanias[6]), der Zeitgenosse de
Antonine, welcher diesen ältesten Markt in seiner Anlage ausdrücklich vo
den neueren ionischen unterscheidet, als Augenzeuge meldet, daß diese Sto

im Innern durch Säulenstellung in drei Räume oder Schiffe geschieden war. Derselbe Schriftsteller[7]) beschreibt uns das Phokikon bei Delphi, wo die Abgeordneten der phokischen Städte ihre Zusammenkünfte hielten, als ein von Mauern umschlossenes durch Säulen im Innern dreifach getheiltes Local. Es gab also noch im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Griechenland Gebäude, welche theils den Namen der Basilika führten, theils in ihrer baulichen Structur den Königshallen entsprachen. Besser unterrichtet sind wir dagegen über die gleichnamigen Gebäude bei den Römern. Der Censor Cato erbaute die erste Basilika, nach seinem Gentilnamen Porcia zubenannt, am Forum in einer Zeit, wo sich Rom zur Hauptstadt der damaligen civilisirten Welt zu erheben begann. Den Censoren lag es nämlich ob, dafür zu sorgen, daß es dieser Bestimmung entspräche und daß der Schauplatz des politischen und gewerblichen Verkehrs, das Forum, dem Fremden sowohl wie dem Einheimischen genügte. Seinem Beispiel folgten bald andre in rühmlichem Wetteifer nach, so daß man am Ende der Republik schon 7 zählte, welche das Forum zu beiden Langseiten umgaben und den hallenreichen griechischen Agoren ähnlich machten. Die Localität also, der Name und was wir sonst von diesen römischen Bauten erfahren, stimmt so sehr mit den griechischen überein, daß wir sie von diesen abzuleiten geneigt sein müssen. Wenn man ihnen dagegen lieber den griechischen Hypäthraltempel zum Vorbild gab, hat man gerade den wesentlichen Unterschied beider, die Bedachung der Basilika, an der nicht zu zweifeln ist, übersehen; oder wenn Andre, um auch die Römer, die Erben griechischer Cultur, sich selbstständig entwickeln zu lassen, die Basiliken gewissermaßen als ins Enge gezogene und für besondre Einzelzwecke bestimmte Fora ansehen, so verträgt sich diese Ansicht recht wohl mit der für diese Bedürfnisse aus Griechenland entlehnten Form, wo die Hallen der Agoren eine gleiche Function gehabt haben mögen. In beiden Fällen aber bleibt der griechische Name der römischen Bauten unerklärt und weist uns, auch wenn wir kein Gewicht auf die Uebereinstimmung der Localität und Einrichtung legen, immer wieder auf Griechenland zurück. Daß die Römer den Catonischen Bau bloß wegen der Pracht mit einem damals gebräuchlichen Fremdworte die königliche, d. h. die Prachthalle genannt hätten[8]), läßt zunächst dunkel, wie dieser Name, der das innere Wesen des Baues gar nicht berührt, auf alle ähnliche ohne Weiteres übertragen werden konnte. Im Alterthum aber sind die Namen keine Phrasen, sondern Bezeichnungen der Dinge nach ihrer Eigenthümlichkeit. So tritt

auch dieser Name, der stets als Substantivum gebraucht wird, gleich anfan
als terminus technicus auf, ist also nicht in Rom erst mit Cato's B
entstanden, sondern aus seiner Heimath, aus Griechenland oder griechisch
Landen mit dem Plan und Entwurf des Gebäudes eingewandert. Ei
Uebersetzung aber durch das Lateinische regia wird wohl absichtlich gemied
um dem alten gleichfalls am Forum belegenen Königshause des Numa, d
hochheiligen regia, auch nicht einmal zum Scheine eine junge Nebenbuhler
zur Seite zu stellen. Und nur einmal hat ein Dichter der Kaiserzeit
die basilica Aemilia regia Pauli zu nennen gewagt. Wer aber dar
Anstoß nimmt, daß der eingefleischte Römer Cato die griechische Bauwe
in Rom eingeführt haben soll, mag sich erinnern, daß derselbe noch i
Alter griechisch lernte und sich griechischer Vorbilder bei seinen Schrift
bediente. Wenn nun die griechische Ableitung unabweisbar scheint, so i
doch insofern vielleicht eine Vermittlung eingetreten, daß die Römer nic
direct aus Griechenland, sondern aus den hellenisirten Reichen der Diadoche
mit denen sie frühzeitig in Berührung kamen, an den im Gegensatz d
öffentlichen Porticus bedeckten Hallen der Königspaläste Vorbild und Name
ihrer Basiliken gewannen [19]). Jedenfalls aber erklärt erst die Uebertragun
von einem ausländischen Muster hier genügend die auffällige Benennung.
Der gemeinsame Zweck kaufmännischen Verkehrs und bürgerlicher Rechts-
pflege bedingte die Einrichtung dieser Gebäude. Sie bestanden demgemä
aus zwei Haupttheilen, aus dem Raum für das Publicum, der eine oblong
Grundfläche hatte, und einem damit zusammenhängenden halbkreisförmig
als Gerichtsstätte. Die Größe und Verbindungsweise dieser nothwendige
Theile konnte natürlich wechseln und es ist eine übertriebene Forderung
wenn man von einer Bauweise, die sich über das ganze römische Reich ver-
breitete und Jahrhunderte lang geübt ward, überall dieselben Verhältniss
und Dimensionen verlangt und auf seltenen Abweichungen die Differen
der christlichen Kirchen begründet. Hier aber handelt es sich zunächst nu
um das Typische, beiden Gemeinsame, auf welcher Grundlage später ihr
Verschiedenheit zu erkennen ist. Dahin gehört bei allen entwickelten Baute
dieser Art und zwar denen des kaiserlichen Rom, denn nur diese könne
einen Maßstab für die christlichen Kirchen abgeben, die Umschließung de
ganzen Räumlichkeit durch Mauern, die Theilung des oblongen Raume
durch Säulenstellungen in ein breiteres Mittelschiff und schmälere Seiten-
schiffe, der Eingang auf der einen Schmalseite des Gebäudes und ih
gegenüber an der andern der halbrunde Ausbau (Apsis, Concha). Alle

Weitere ergiebt sich aus dem bei der structiven Verbindung eines Bauwerks für die ganze Anordnung und Gliederung wichtigen Elemente der Deckung. Die Räume der Basilika hatten eine solche und zwar der oblonge Raum eine flache, der Ausbau eine Kuppeldecke. Daraus folgte zum Zweck der Beleuchtung, daß sowohl die Wände der Seitenschiffe von Fenstern durchbrochen wurden, als auch, daß über die Architrave, welche die Säulenreihen des Mittelschiffs verbanden, wiederum Säulen und über ihnen Wandflächen mit Fenstern gesetzt wurden, um auch dem Mittelraum von obenher Licht zu schaffen. Auf ihnen ruhte die Deckung und zwar eine dreifache, indem sich über den Seitenschiffen Gallerien befanden, aus denen man sowohl in das Mittelschiff als die Gerichtsstätte blicken konnte. Während der oblonge Raum zu ebner Erde zu sein pflegte, war die Gerichtsstätte, das Tribunal, erhöht und durch Stufen mit ihm verbunden, um die gerichtliche Verhandlung sichtbar zu machen, gleichwie die Kreisform derselben akustischen Zwecken diente. Trotz der Mannigfaltigkeit ihrer Theile und deren verschiedener Bestimmung gewährten diese Bauten doch ein wohlgefügtes Ganze und eine befriedigende Einheit. Die erhöhte Nische des Tribunals zeigte sich gleich beim Eintritt als die Spitze des Ganzen, die perspectivische Bewegung, in welche das Auge durch die Säulenreihen eingeführt wird, leitet dasselbe an den dazwischenliegenden Räumen vorüber und findet in der runden Nische ihre Beruhigung.

So ist es zunächst zwar der Standpunkt der Zweckmäßigkeit, welcher in dieser Kunst der ruhenden Ordnung, wo nichts ohne Zweck sein darf, das Gefühl des Schönen vorbereitet, aber wie es schon für jeden Zweck mehre Mittel giebt und vollends die Verbindung mehrer noch größere Freiheit bedingt, so liegt der letzte Zweck dieser Kunst außerhalb jener Sphäre im Gebiete der Schönheit und Freiheit. Als das Christenthum im römischen Reiche nach wechselvollem Schicksal dauernde Geltung und Freiheit gewann, hatte es sich für seine Gotteshäuser bereits der vom Alterthum gegebenen Formen bemächtigt. Im Orient wurden die verbreiteten Rundtempel die Vorbilder der christlichen Kuppelbauten, im Abendlande finden wir für die ältesten Kirchen Namen und Gestalt der römischen Basilika wieder. Es blieb nämlich hier die ursprüngliche, oblonge Grundform, die Dreitheilung im Innern, der Abschluß durch eine halbrunde oder vier- oder vielseitige Apsis. Die Differenzen entstanden durch die veränderte Art der Bedachung. Die auf dem geradlinigen Gebälk der Säulen emporgeführten Mauern des Mittelschiffs,

wenn auch von Fenstern durchbrochen, lasteten zu schwer. Man half diesem Drucke dadurch ab, daß man statt der horizontalen Architrave Bögen von Säule zu Säule führte, daß man statt der Säulen stärkere Pfeiler eintreten ließ, oder Säulen und Pfeiler sinnreich mit einander verband. Das nun häufiger erscheinende Querschiff, welches strenger den dreitheiligen Raum der Gemeinde von dem erhöhten, der Geistlichkeit und heiligen Handlung vorbehaltenen Altarchor schied und indem es der Grundfläche die geheiligte Form des Kreuzes verlieh, zugleich der über der Vierung sich erhebenden Kuppel oder dem Thurme eine feste Stelle anwies, kann aber nicht als ein wesentlicher Unterschied betrachtet werden, weil es theils nicht allen christlichen Basiliken gemeinsam ist, theils schon in der basilica Ulpia oder Aemilia auf dem capitolinischen Plane und der von dem Diktator Cäsar zu Antiochia gegründeten sich vorgebildet zeigt. Mit allen diesen Modificationen bestand noch die flache Deckung. Von der Einführung und consequenten Anwendung des Bogens gelangte man aber zum Gewölbe, das die viereckigen Pfeilerstützen nach allen Seiten hin verband, die lastenden Wände kürzte und elastisch auseinander spannte, freilich aber auch massivere Pfeiler bedingte und Strebepfeiler an den Außenwänden. Diese im eilften und zwölften Jahrhundert herrschende Bauweise nennt man wegen der principiellen Anwendung des Bogenelements den Rundbogenstil, oder wegen seiner Pflege bei den romanischen Stämmen den romanischen, oder nach dem Ausgangspunkt dieser Richtung, namentlich wenn sich mit ihr der Kuppelbau verbindet, den byzantinischen Stil. Von ihm schritt man bei den germanischen Stämmen im dreizehnten Jahrhundert fort zum Spitzbogenstil, dessen Element, den spitzen Bogen, man schon früher wohl nach dem Vorgange der Araber in Sicilien bei der flachgedeckten Basilika angewandt hatte. Indem man ihn überall in der gewölbten eintreten ließ, schuf man ein reicheres, dem vegetativen Organismus ähnliches Leben, indem aus den gegliederten Pfeilern eine Springflut strebender Curven emporschoß und in der Bewegung paralleler Gegensätze ihren nothwendigen und doch scheinbar freien Abschluß fand. Das einfache Gesetz des Tragens und Lastens war dadurch bis zu einer dem Alterthum unbekannten Freiheit vergeistigt, indem statt horizontaler und verticaler Flächen überall die mannichfachsten Segmente der Wölbung, statt der massiven Wände die in die Rippen und Strahlen der Pfeiler eingespannten Kappen sich zeigten und die an die ruhende Ordnung gebundene Kunst über ihr Grundgesetz erhoben schien, da sich mit diesen Mitteln jedes beliebige Planschema über-

[illegible], jede bauliche Spannweite und Höhe erreichen ließ. Wer diese Entwicklung der Architektur in ihren größten Monumenten mit dem unscheinbaren Original der alten Basilika vergleicht, wird beide auf den ersten Blick vielleicht nicht einmal für zusammengehörig ansehn, und doch läßt sich der historische Faden dazwischen streng verfolgen. Es ist nur das architektonische Netz einer neuen Zeit über den alten Grund gespannt, gewebt aus Elementen, welche vereinzelt schon das graue Alterthum kannte, aber verwendet nach neuen Normen. Es sind die Gegensätze des Alterthums und Mittelalters überhaupt, die hier hervortreten, dort das strenge Maß, das seines Gesetzes sich bewußt ist, hier das unermeßliche Sehnen, die romantische Sentimentalität, dort Harmonie des Aeußern, hier die vollendete Innerlichkeit und ihr Reflex im Aeußern, dort das Schöne und Zweckmäßige der Architektur vereint, hier die Freiheit und Kühnheit einer neuen Culturepoche junger Völker, selbstgefällig im Streben und Ueberbieten ihrer Kräfte.

Aber einen so entschiedenen Gang der Entwicklung, als ich ihn eben zu zeichnen versuchte, hat die christliche Baukunst, wenigstens in ihren Anfängen, nicht verfolgt. Wenn sie auch allmälig die Form der Basilika bevorzugte, hat sie doch daneben auch heidnische Tempel sich anzueignen nicht verschmäht. In Rom allein sollen 39 Kirchen auf alten Tempeln erbaut sein, eine Angabe, die um so weniger Mißtrauen verdient, als ihr Gewährsmann ein katholischer Schriftsteller ist[11]), dem es darauf ankam, die protestantischer Seits wegen solcher Accommodation erhobenen Vorwürfe zu entkräften. Namen, wie Maria sopra Minerva, und S. Andrea in barbara patricia, S. Martina in tribus fatis sagen es uns zum Ueberfluß selbst, und noch heute hat die armenische Kirche Maria Egiziaca, hat das Pantheon, 608 zur christlichen Kirche geweiht, die alte Tempelform bewahrt. In derselben Stadt erscheinen aber auch christliche Neubauten in Form von Rundtempeln, wie S. Costanza und S. Stefano rotondo. Es giebt sich also mehre Jahrhunderte lang kein entschiedener kirchlicher Typus kund, sondern ein Schwanken zwischen den gegebenen Formen, aus dem sich aber die Gründe für das Vertauschen der alten Tempel mit dem Basilikenstil erkennen lassen. Diese Gründe liegen sowohl auf der Seite des Heidenthums wie des Christenthums. Die christliche Religion war lange eine unterdrückte, verfolgte, höchstens geduldete, welche sich vor ihren Feinden in die Stille der Häuser und das Dunkel der Katakomben flüchten mußte. Als sie endlich an das Licht der Oeffentlichkeit treten durfte, war sie sich zwar des Gegensatzes zum Heidenthum bewußt, hatte aber auch ihren Cultus noch nicht zu festen

Formen ausgebildet. Die heidnischen Tempel wurden theils verlassen, theils im Kampf vernichtet, und die erhaltenen theils als verhaßte Stätten gemieden, theils zum Zeichen des Sieges, oder aus Connivenz und Accommodation, oder aus Mangel und Noth mit geringer Modification in christliche Gotteshäuser verwandelt. Aber sie genügten den sich entwickelnden Bedürfnissen des Cultus nicht und erweisen sich, wo sie bestehen, noch heute als unpraktisch. Denn die Tempel des Alterthums, ursprünglich nur schützende Stätten für das Götterbild und daher von mäßiger Ausdehnung, waren nicht Versammlungsörter der Gemeinde, sondern ihr Inneres als ein unnahbares Heiligthum nur den Priestern zugänglich, und gerade die größten, wie das Parthenon und der olympische Zeustempel, von Weihgeschenken angefüllt nur an wenigen Tagen des Jahres geöffnet. Der Altar stand nicht in ihnen, sondern vor dem Eingange im geräumigen Vorhof, der die Menge aufzunehmen bestimmt war, welcher den Tempel in der Würde und Schönheit seines Aeußeren die Götterwohnung ankündigen sollte. Daß solche Bauten dem christlichen Cultus nicht genügten, ist einleuchtend; dagegen konnte keine Bauform des Alterthums seinen Anforderungen besser entsprechen, als die Basilika. Gegen die Außenwelt durch Mauern abgeschlossen, bot sie größere, bereits zu Versammlungen bestimmte Räume dar, im Innern gewährte die erhöhte Apsis dem Altar eine würdige Stätte und der Geistlichkeit einen gesonderten Sitz, während die Schiffe des Langhauses die Scheidung der Geschlechter begünstigten, ja selbst der Name dieser Königshäuser ließ sich mit der christlichen Anschauung vereinigen. So hatte das Alterthum, dessen Zustände gereift waren für die Aufnahme des neuen Glaubens, ihm auch mit seinen baulichen Formen gewissermaßen vorgearbeitet.

Wenn es nun sicher ist, daß ein Theil der ältesten christlichen Kirchenbauten, von denen wir mehr durch Tradition als durch Anschauung wissen, die Form der römischen Basilika hatte und das ganze Mittelalter auf dieser Grundlage weiterbaute, so ist damit freilich noch nicht bewiesen, daß das Christenthum diese seinen Bedürfnissen und Tendenzen entsprechende Bauform von dem Alterthum herübernahm, sondern es entsteht noch die Frage, ob es dieselbe selbstständig und organisch aus sich erschuf oder abhängig bloß nachahmte und anwandte? Diejenigen, welche im falschen Eifer für die Ehre des Christenthums zu sorgen Alles in ihm originell und ursprünglich haben möchten, werden freilich, da sie die Uebereinstimmung der heidnischen und christlichen Basilika nicht wegzuräumen vermögen —

nun den von Zestermann aufgestellten Unterschied beider, den Mangel der Apsis bei den alten, hat Urlichs[12]) beseitigt — sie werden diese Uebereinstimmung für eine zufällige erklären und es lieber unerklärt lassen, wie es gekommen, daß die Zwecke des christlichen Cultus und des antiken Markt- und Gerichtverkehrs sich durch dieselben baulichen Formen befriedigten, als aller vernünftigen Analogie gemäß hier einen natürlichen Zusammenhang zuzugeben. Aber sie werden damit bei der Wissenschaft wohl ebensowenig Anklang finden, als jene hartnäckigen Verfechter hellenischer Originalität gegenüber den Anhängern des orientalischen Einflusses. Denn so wenig es unerhört ist, daß derselbe Gedanke in der Weltgeschichte sich mehrmals in denselben Formen verkörpert, ebensowenig ist es möglich, daß das Nebeneinanderbestehende nicht auch auf einander einwirke. Das Gegentheil annehmen, hieße die Bedeutung des Wirklichen läugnen, hieße die Continuität der Geschichte, die Natur des Geschehens aufheben, welche nichts anders ist, als die fortwährende Kette von Ursachen und Wirkungen, die selbst wieder Ursachen werden. Eine rationelle ebensowohl wie religiöse Weltanschauung muß zu dem Glauben führen, daß in dem großen Entwicklungsgange der Menschheit nichts verloren gehe, daß auch die vertilgte Kultur nicht die Mutter der Barbarei, sondern der fruchtbare Humus neuen Lebens werde. Glücklicherweise aber sind wir bei der vorliegenden Frage nicht bloß auf diese allgemeine Argumentation angewiesen. Wir müssen sie nur nicht als eine isolirte Einzelheit, sondern als ein integrirendes Glied des großen Schauspiels betrachten, welches uns die Auflösung des Heidenthums in das Christenthum darstellt. Da finden wir denn, wenn wir nur sehen wollen, daß ein Einfluß der antiken Formen auf die Anfänge des Christenthums überhaupt stattfindet, wir finden das Gebiet, welchem die christlichen Kirchenbauten angehören, die christliche Kunst, bis in das achte Jahrhundert hin erfüllt von heidnischen Motiven und Elementen. Die Beweise dafür enthält Piper's christliche Mythologie und Symbolik, die sich die Aufgabe gestellt hat, die antiken Fäden nachzuweisen, welche in das Gewebe christlicher Kunstthätigkeit verflochten sind. Was dort für die bildenden Künste der Malerei und Plastik geleistet ist, das ist für die Architektur in gleicher Weise noch nicht gewonnen und nur ein Theil dieser Leistung wird von der angeregten Frage ausgefüllt[13]). Wenn nun in bildlicher Darstellung noch Gestalten der alten Götter- und Heroenwelt auf christlichen Denkmalen erscheinen, wenn in ihr Gewand und ihre Attribute biblische Stoffe und Personen sich kleiden, wenn diese Stoffe neben jenen

verhältnißmäßig erst spät auftreten und erst allmälig sich von jenen Zutha-
scheiden, was hat es Unwahrscheinliches, oder vielmehr, war es nicht noth-
wendig, daß auch die Baukunst, eine vielweniger freie Kunst, an der je-
beiden Künste zur Erscheinung kommen, bei dem heidnischen Alterthum in
die Lehre ging, zumal wenn sie dort was sie brauchte vorfand, und in
einer Vollendung vorfand, daß ihr während ihrer ganzen Periode der
Selbstständigkeit doch nur eine Erweiterung jener Grundlagen gelungen ist.
Dazu vergegenwärtige man sich noch die besonderen Umstände, denen die
Architektur mehr als jene individuellen Künste unterliegt. Ein neuer Baustil
ist nicht die Arbeit eines Individuums, ist nicht das Resultat eines glück-
lichen Augenblicks, sondern die Schöpfung einer ganzen Nation und einer
ganzen Zeitrichtung. Die Architektur bedarf der Oeffentlichkeit und Freiheit zu
ihrer selbstständigen Entwicklung, denn sie ist nichts als der aus den Steinen
redende Geist eines Volkes, welcher nichts verschweigen darf, ohne sich
untreu zu werden. Während dem ältesten Christenthum diese Bedingungen
zu einem eigenen Baustil fehlten, stand es inmitten des heidnischen Staates
und umgeben von den vollendeten Formen der alten Kunst. Daher er-
scheinen die Anfänge seiner Baukunst als ein Ringen und Suchen nach
dem entsprechenden Typus. Weit entfernt davon, eine Nation zu umfassen,
zählte der christliche Glaube seine Bekenner unter vielen Völkern, und so
treten seine Gotteshäuser nach Ländern und Zeiten geschieden, aber auch
an demselben Orte zu gleicher Zeit in verschiedenen Formen auf. Wäre die
Basilika der ursprüngliche und aus dem Christenthum selbst entsprungene
bauliche Typus gewesen, wie läßt es sich damit vereinigen, daß auch die
peristylen und die Rundtempel des Alterthums zu Gotteshäusern wurden,
und daß die christliche Kunst neben der Basilika auch Kuppel- und Cen-
tralbauten errichtete und beide mit einander verband? Wie der Rundbogen-
und der Spitzbogenstil mit Recht auch der romanische und germanische
heißen, so giebt sich auch in jenen Erscheinungen vielmehr ein Einfluß der
Nationalität und Sitte auf die Baukunst, als des Christenthums auf beide
zu erkennen. Daraus kann nur der Unverstand einen Vorwurf für das
Christenthum ableiten wollen. Wie sich dieses frei von nationaler Begrän-
zung zu allen Völkern verbreitete, so bewährte es auch den universalen
Charakter einer Weltreligion dadurch, daß es nicht gebunden an das Aeußere,
unter allen Formen sein Wesen zu bewahren, alle Formen mit seinem In-
halte zu erfüllen verstand. Das vorausgesetzte Verhältniß der christlichen
Architektur zu der antiken ist somit ein natürliches und erklärliches, denn

es beruht auf der Eigenthümlichkeit dieser Kunst und steht im Einklange mit historischen Thatsachen. Es ist derselbe Fall wie mit der griechischen Kunst, deren Zusammenhang mit der ägyptischen und orientalischen immer mehr zu Tage tritt, die dadurch immer verständlicher wird, deren Werthschätzung dadurch nur gewinnen kann, denn das Unbegreifliche verleiht keinem Dinge Werth, außer etwa in den Augen derer, die nur staunen wollen! In dem von uns eingeschlagenen Beweisgange aber ist zum Abschluß noch zweierlei nöthig. Es wäre auffallend, wenn sich nicht nachweisen ließe, daß in ältester Zeit nicht bloß alte Tempel zu christlichen wurden, sondern daß auch heidnische Basiliken in christliche übergingen und wenn nicht an der christlichen Basilika Spuren ihrer früheren Bestimmung hafteten und auf ihren antiken Ursprung zurückwiesen. Eben so wenig jedoch wie alle heidnischen Tempel christliche Kirchen wurden, läßt sich verlangen, daß alle Basiliken des Alterthums in christliche sich verwandelten und zwar dieses noch weniger als jenes, schon deshalb, weil die Zahl der Basiliken geringer war als die der Tempel. Ferner blieben sie auch nach dem Falle des Heidenthums als Räume des Verkehrs und des Gerichts im Gebrauch. Aber wo die Städte verödeten und die Mittel zu Neubauten fehlten, läßt sich ihre Verwandlung in christliche voraussetzen. Wohin anders als nach Rom soll man blicken, um dafür Belege zu finden? Dort an der östlichen Langseite des Forums, wo die republicanischen Basiliken standen, an die sich die prächtigen Fora und Basiliken der Kaiser anreihten, nimmt die Kirche S. Adriano wenigstens die Stelle der alten bas. Aemilia ein. Sicherer aber, trotz aller Einreden, ist es, daß die benachbarte unter dem Namen des Friedenstempels bekannte Ruine eine Basilika des heidnischen Maxentius ist, von Konstantin beendet und später zur christlichen Kirche geweiht. Ebenso wird berichtet, daß derselbe Kaiser den Christen die alte bas. Siciniana[14]) übergab, wo sich später die stattliche Maria maggiore erhob. Die Kirche S. Croce in Gerusalemme, auch basilica Sessoriana genannt, ist wahrscheinlich aus einem alten Gerichtssaal entstanden, und endlich scheint auch die zu Trier wiedererkannte Basilika kirchlichem Gebrauch gedient zu haben[15]). Aber selbst wenn alle diese Beispiele so unsicher wären, als sie gewöhnlich bei der mangelhaften Tradition erscheinen, würden die christlichen Basiliken ihre Abstammung von den alten ausweisen. Denn für den erhöhten Altarchor wird der seiner ursprünglichen Bestimmung entsprechende Name des Tribunals fortgepflanzt, und der Raum unter dieser Erhöhung, aus dem sich die Krypten oder Gruftkirchen entwickeln,

verhältnißmäßig erst spät auftreten und erst allmälig sich von jenen Zuthaten scheiden, was hat es Unwahrscheinliches, oder vielmehr, war es nicht nothwendig, daß auch die Baukunst, eine vielweniger freie Kunst, an der jene beiden Künste zur Erscheinung kommen, bei dem heidnischen Alterthum in die Lehre ging, zumal wenn sie dort was sie brauchte vorfand, und in einer Vollendung vorfand, daß ihr während ihrer ganzen Periode der Selbstständigkeit doch nur eine Erweiterung jener Grundlagen gelungen ist? Dazu vergegenwärtige man sich noch die besonderen Umstände, denen die Architektur mehr als jene individuellen Künste unterliegt. Ein neuer Baustil ist nicht die Arbeit eines Individuums, ist nicht das Resultat eines glücklichen Augenblicks, sondern die Schöpfung einer ganzen Nation und einer ganzen Zeitrichtung. Die Architektur bedarf der Oeffentlichkeit und Freiheit zu ihrer selbstständigen Entwicklung, denn sie ist nichts als der aus den Steinen redende Geist eines Volkes, welcher nichts verschweigen darf, ohne sich untreu zu werden. Während dem ältesten Christenthum diese Bedingungen zu einem eigenen Baustil fehlten, stand es inmitten des heidnischen Staats und umgeben von den vollendeten Formen der alten Kunst. Daher erscheinen die Anfänge seiner Baukunst als ein Ringen und Suchen nach dem entsprechenden Typus. Weit entfernt davon, eine Nation zu umfassen, zählte der christliche Glaube seine Bekenner unter vielen Völkern, und so treten seine Gotteshäuser nach Ländern und Zeiten geschieden, aber auch an demselben Orte zu gleicher Zeit in verschiedenen Formen auf. Wäre die Basilika der ursprüngliche und aus dem Christenthum selbst entsprungene bauliche Typus gewesen, wie läßt es sich damit vereinigen, daß auch die peristylen und die Rundtempel des Alterthums zu Gotteshäusern wurden und daß die christliche Kunst neben der Basilika auch Kuppel- und Centralbauten errichtete und beide mit einander verband? Wie der Rundbogen- und der Spitzbogenstil mit Recht auch der romanische und germanische heißen, so giebt sich auch in jenen Erscheinungen vielmehr ein Einfluß der Nationalität und Sitte auf die Baukunst, als des Christenthums auf beide zu erkennen. Daraus kann nur der Unverstand einen Vorwurf für das Christenthum ableiten wollen. Wie sich dieses frei von nationaler Begränzung zu allen Völkern verbreitete, so bewährte es auch den universalen Charakter einer Weltreligion dadurch, daß es nicht gebunden an das Aeußere, unter allen Formen sein Wesen zu bewahren, alle Formen mit seinem Inhalte zu erfüllen verstand. Das vorausgesetzte Verhältniß der christlichen Architektur zu der antiken ist somit ein natürliches und erklärliches, denn

es beruht auf der Eigenthümlichkeit dieser Kunst und steht im Einklange mit historischen Thatsachen. Es ist derselbe Fall wie mit der griechischen Kunst, deren Zusammenhang mit der ägyptischen und orientalischen immer mehr zu Tage tritt, die dadurch immer verständlicher wird, deren Werthschätzung dadurch nur gewinnen kann, denn das Unbegreifliche verleiht keinem Dinge Werth, außer etwa in den Augen derer, die nur staunen wollen! In dem von uns eingeschlagenen Beweisgange aber ist zum Abschluß noch zweierlei nöthig. Es wäre auffallend, wenn sich nicht nachweisen ließe, daß in ältester Zeit nicht bloß alte Tempel zu christlichen wurden, sondern daß auch heidnische Basiliken in christliche übergingen und wenn nicht an der christlichen Basilika Spuren ihrer früheren Bestimmung hafteten und auf ihren antiken Ursprung zurückwiesen. Eben so wenig jedoch wie alle heidnischen Tempel christliche Kirchen wurden, läßt sich verlangen, daß alle Basiliken des Alterthums in christliche sich verwandelten und zwar dieses noch weniger als jenes, schon deshalb, weil die Zahl der Basiliken geringer war als die der Tempel. Ferner blieben sie auch nach dem Falle des Heidenthums als Räume des Verkehrs und des Gerichts im Gebrauch. Aber wo die Städte verödeten und die Mittel zu Neubauten fehlten, läßt sich ihre Verwandlung in christliche voraussetzen. Wohin anders als nach Rom soll man blicken, um dafür Belege zu finden? Dort an der östlichen Langseite des Forums, wo die republicanischen Basiliken standen, an die sich die prächtigen Fora und Basiliken der Kaiser anreihten, nimmt die Kirche S. Adriano wenigstens die Stelle der alten bas. Aemilia ein. Sicherer aber, trotz aller Einreden, ist es, daß die benachbarte unter dem Namen des Friedenstempels bekannte Ruine eine Basilika des heidnischen Maxentius ist, von Konstantin beendet und später zur christlichen Kirche geweiht. Ebenso wird berichtet, daß derselbe Kaiser den Christen die alte bas. Siciniana [14]) übergab, wo sich später die stattliche Maria maggiore erhob. Die Kirche S. Croce in Gerusalemme, auch basilica Sessoriana genannt, ist wahrscheinlich aus einem alten Gerichtssaal entstanden, und endlich scheint auch die zu Trier wiedererkannte Basilika kirchlichem Gebrauch gedient zu haben [15]). Aber selbst wenn alle diese Beispiele so unsicher wären, als sie gewöhnlich bei der mangelhaften Tradition erscheinen, würden die christlichen Basiliken ihre Abstammung von den alten ausweisen. Denn für den erhöhten Altarchor wird der seiner ursprünglichen Bestimmung entsprechende Name des Tribunals fortgepflanzt, und der Raum unter dieser Erhöhung, aus dem sich die Krypten oder Gruftkirchen entwickeln,

gewöhnlich auf eine Reminiscenz an die Katakomben und die unter den Altären bestatteten Märtyrer zurückgeführt, hat schon in der Basilika zu Pompeji[16]) sein Vorbild und scheint ursprünglich als Gewahrsam der zu Verhörenden oder Verurtheilten gedient zu haben.

Das Resultat unserer Betrachtung, die Abhängigkeit der christlichen Basilika und der aus ihr entwickelten Baustile von der des Alterthums, hat nicht nur den Werth einer kunstgeschichtlichen Thatsache, sondern gewinnt auch praktische Bedeutung in der vielbesprochenen Frage nach dem Kirchenbaustil der Gegenwart. Es ist ein schlechter Trost, wenn man sich wegen des Mangels eines solchen von der Geschichte antworten läßt, man solle nur das endliche Ziel der Bewegungen, welche die Geister der neueren Zeit erfüllen, abwarten; die Form werde sich dann schon von selber finden[17]). Wie die Völker was sie zu thun und zu lassen haben, am besten aus der Weltgeschichte lernen können, so weist auch die Kunstgeschichte den Künsten ihre Entwicklung an. Hat der christliche Kirchenbau seine Grundlagen im Alterthum, so kann ein neuer unsrer Zeit entsprechender Baustil nur eine Regeneration, eine Wiedergeburt des alten sein. Das verlegene Suchen nach einem solchen sagt uns deutlich, daß auch der gothische Stil, in dem der romantische Idealismus des Mittelalters seinen Ausdruck fand, unserer Zeit nicht mehr genügt. Und diese Abneigung ist eine vollkommen berechtigte. So hoch auch die gothischen Dome zum Himmel emporstreben und Blick und Herz mit sich erheben, wir können darin weder das specifisch Christliche noch das wahrhaft Schöne finden. Denn warum sollte der Kuppelbau der Sophia zu Konstantinopel, warum das flache Säulenhaus der Basilika S Paolo bei Rom, die doch dem Ursprunge des Christenthums noch näher stehen, weniger christlich sein[18])? Das einseitige Aufstreben aber verticaler Linien verletzt das Grundgesetz architektonischer Schönheit, die in dem harmonischen Wechsel tragender und getragener Glieder und ihrer geometrischen Lineamente besteht. Wollen wir auch nicht mit Göthe[19]) den Mailänder Dom ein marmornes Ungeheuer nennen, so liegt doch dieser Benennung die ganz richtige Ansicht zu Grunde, daß ein Werk der Baukunst nicht hinter der Unendlichkeit vegetabiler Ornamentik verschwinden darf, und daß eine Kirche, deren Dach man besteigen muß, um einen Theil ihrer Wunder zu schauen, ihre Aufgabe überschritten hat. Es ist derselbe dem Mittelalter eigene, aber in der Architektur unschöne Zug zu dem Unermeßlichen, wenn die weitgespannten Kuppeln der Ravennatischen Bauten dadurch ermöglicht wurden, daß man statt der soliden Baustücke hohle

Gefäße zu Hilfe nahm. Die Architektur besitzt schon in ihrem Material einfache und unverletzliche Grundgesetze. Auch sind diese Mängel nicht erst heute empfunden worden, man hat ihnen nicht erst jetzt abzuhelfen gesucht. Dieselben Wahrnehmungen führten schon im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts von Italien her, wo der Sinn für die antike Kunst sich neu belebte, zu dem über religiöse und nationale Einflüsse sich erhebenden Renaissancestil[20]). Was damals unvollkommen zu Stande kam, eine Aussöhnung zwischen den Ansprüchen künstlerischer Form und religiösen Inhalts, das wird ein neuer Kirchenbaustil durch das Verschmelzen der antiken Grundlagen mit den Grundideen des Christenthums zu vollbringen haben. Das Alterthum hat uns seine reiche Formenwelt hinterlassen, es hat aber die Disharmonie zwischen dem Innern und Aeußern in der Architektur noch nicht gelöst, und hier liegt das Problem, welches der christlichen Baukunst vorbehalten bleibt.

L. Merklin.

---

[1]) Ueber den Einfluß des Orients auf das griechische Alterthum. Rede am Krönungstage. Dorpat, 1851.

[2]) Preller b. Pauly Realenc. Bd. 5. S. 336.

[3]) Kreuser, d. christl. Kirchenbau. Bonn, 1851. S. 26, fg. Auch der neueste Schriftsteller über diesen Gegenstand, Weingärtner, (Ursprung und Entwickelung des christlichen Kirchengebäudes, Leipzig, 1858) stimmt mit Zestermann in der Verneinung des Ursprungs der christlichen Basilika aus dem gleichnamigen antiken Gebäude überein, leitet aber „eine gewisse äußere Aehnlichkeit beider" (S. 23, fg) ganz anders ab. Da nämlich die gottesdienstlichen Versammlungen der Christen anfangs im Privathause stattfanden, läßt er die altchristlichen Kirchen aus den ägyptischen Sälen, deren Aehnlichkeit mit den Basiliken Vitruv VI., 3, 9 ausspricht hervorgehen und giebt für eine kurze Zeit auch den Einfluß des jüdischen Tempels zu. Wenn nun die öffentlichen für Handel und Gericht bestimmten Basiliken in ihrer Construction den Sälen des Privathauses glichen, ohne daß diese ihren Namen trugen, behält es immer noch größere Wahrscheinlichkeit, daß die Christen, als sie öffentliche Versammlungsörter bauten, auch die ihren Zwecken entsprechenden bereits vorhandenen öffentlichen Basiliken als Muster ansahen und zugleich deren Namen recipirten, als jene Privatsäle nachahmten und einen ihnen fremden Namen auf sie übertrugen.

[4]) Kugler, Hdbch. d. Kunstgesch. 2te Aufl. S. 898. — F. v. Quast, Ueber Form, Einrichtung und Ausschmückung der ältesten christlichen Kirchen, in der Evangelischen Kirchenztg. 1853. n 21 - 23. Sonderabdruck. Berlin, 1853.

[5]) Leere Einwände bei Zestermann S. 32.

[6]) VI. 24. cf. VII, 22. Curtius über d. Märkte hellen. Städte in d. archäol Ztg. 1848. n. 19. p. 295.

[7]) Paus. X. 5, 1.

[8]) Zestermann a. a. O. S. 112.

[9]) Stat. Silv. I, 1, 29.

[10]) Gersdorf's Repertor. 1847. Bd. 19. S. 431. K. F. Hermann in Gött. G. A. 1849. S. 1607.

[11]) Marangoni, Delle cose gentilesche e profane trasportate ad uso e ad ornamento delle chiese. Roma, 1744. p. 256—268.

[12]) Die Apsis der alten Basiliken. Greifswald, 1847. Dagegen Zestermann in Gersdorfs Repertor. VI. Bd. 2. (1848) S. 27—33.

[13]) Die größere Hälfte der oben genannten Schrift von Weingärtner (S. 58—137) sucht den Einfluß des griechisch-römischen Cultus auf den der altchristlichen Kirche an zahlreichen Einzelheiten nachzuweisen und so verdienstlich dieser Beitrag ist, wird durch denselben doch weder die Ansicht des Vrfs. von dem Ursprunge des christlichen Kirchengebäudes aus dem antiken Privathause wesentlich unterstützt, noch die hier vertretene geschmälert.

[14]) Urlichs, a. a. O. S. 17.

[15]) Kinkel, Gesch. d. bild. Künste. Bonn, 1845. S. 59.

[16]) Wackernagel, Pompeji. Kinkel, S. 56.

[17]) Kugler, Vorlesung über die Systeme des Kirchenbaues. 2te Aufl. Berlin, 1852. S. 3.

[18]) Bötticher, Tektonik der Hellenen. Bd. 1. Excurse. S. 16. A. 2.

[19]) Nachgel. Werke. Bd. 31. S. 28.

[20]) Ulrici, über den Gegensatz der antiken, mittelalterlichen und neueren Kunst in Allg. Monatsschrf. W. u. L. Halle 1852. S. 507 fg.

Die Physiologie der russischen Droschke.

Eine baltische Humoreske.

Unsere echte kleine russische Droschke fährt so zu sagen ihrem Untergange entgegen. Schon ist sie so in der öffentlichen Meinung gesunken, daß z. B. eine Dame sich lieber von unten auf rädern lassen als sie besteigen würde. Eine Menge von andern modern-übermüthigen und eleganten Equipagen haben sie überall überflügelt und in Schatten gestellt. Man zählt sie den Todten zu oder den aussterbenden Erscheinungen, die wie Auerochsen, Dodos, Jukagiren u. a. durch ihr herandrängendes Ende noch einmal die Aufmerksamkeit der Beobachter auf sich ziehn.

Die russische Droschke ist eine schmale und längliche Erscheinung, die offenbar zum Reiten eingerichtet ist und viel mehr einem phantastischen Geschöpf gleicht als einer bürgerlichen Equipage. Eine langjährige vertrautere Bekanntschaft mit ihr giebt mir das Recht nach Augenmaß zu behaupten, daß der Sitz drei Fuß lang und einen Fuß breit ist und constant die Höhe von drei Fuß erreicht. Sie zeigt zu beiden Seiten zwei eiserne Tritte von dem Flächenraum eines Quartbandes. Von diesem Tritte steigen zum Sitze schräge Flächen empor, Sasstenka genannt, gleichsam die Flanken des eisernen Reitpferdes. Nach vorn und nach hinten aber steigen vom Tritt aus zwei schwarzpolirte, oft mit Silber eingekantete glänzende und gefällig gebogene Bretter, Flügel — Krülü genannt — hinauf, biegen sich etwas über die Räder weg und enden stumpfrund.

Sie bilden eine höchst nothwendige Schutzwehr gegen den Schmutz, der von den rollenden Rädern emporgeschleudert, ein fortdauerndes Kleingewehrfeuer gegen diese Flügel unterhält. Man hat hauptsächlich dieser 4 Flügel wegen die russische Droschke mit jenem putzigen schwarzblauen, auf allen Landstraßen und Pferdewiesen sich redlich nährenden Käfer verglichen, scarabaeus stercorarius, der eben Flügel und Flügeldecken ausspreizt und — davonbrummt.

Dieser Vergleich ist aber mehr poetisch als tief; richtiger kann die Droschke mit einem Sattel verglichen werden, der vermittelst Riemen und vier Cförmiger eiserner Federn-Ressorts — Lessorü — auf einem vierrädrigen eisernen Untergestell schwebt. So definirt und als eine höhere Entwickelung des Sattels betrachtet, steht die Droschke, hier lange Droschke genannt, und in Moskau aus mir unbekannten Gründen Kalibernaja —, unter allem Gefährt einzig da; denn die sogenante runde Droschke, die Lineika oder Proliodka, eine Erfindung der Neuzeit, hat ihr nur die Flügel abgeborgt und ist wenn einsitzig — Egoistka — nur ein schwebender und fahrender Stuhl, wenn aber zweisitzig, ein kleines Sopha und im Grunde nichts weiter als eine verdecklose kleine Kalesche und somit eine jüngere Cousine sämmtlicher rein europäischer Kutschen, Wagen, Kaleschen, Gigs, Phaëtons, Corricolos, Diligencen, Berlinen, Stuhl- und Korbwagen, Trotschken und „langen Würste". In der That sind alle Fuhrwerke Europas durch die Bank nur Variationen des nämlichen Themas, nämlich des — Stuhls. Man möge alle möglichen Carriolen, Dresinen und Schlitten in Gedanken durchgehen: sie sind alle auf den Stuhl zurückzuführen, vielleicht mit Ausnahme eines einzigen Fuhrwerks, das ich das „fahrende Seil" nennen möchte und dessen Bekanntschaft ich das Unglück hatte, in Finnland zu machen. Es war vor vielen Jahren in der alten Gästgifvaregård (Gastgeberei, Station) bei Imatra, der berühmten Strompresse. Alle Postequipagen, Rospusken, Ratkas, Tarataikas und Britschken waren fort und ich wünschte doch sogleich befördert zu werden. Der Stationshalter, der schon seit 3 Jahren am Säuferwahnsinn litt, aber gerade einen lichtvollen Moment hatte, sagte mir mit patriarchalisch-vorhomerischer Einfalt und Goethescher Ruhe, es wäre (quelle chance!) noch eine Vorderachse vorhanden, die er zu meiner Disposition stellte.

Aus dem Titelblatt des Freimüthigen, jenes Kotzebueschen Blattes für die elegante Welt, wußte ich zwar, daß geflügelte Genien auf Achsen balancirend mit geflügelten Greifen ganz gut kutschiren können, in der Wirk-

lichkeit glaubte ich aber nie einem so fabelhaften Fuhrwerk je zu begegnen. Der Merkwürdigkeit wegen ging ich auf den Vorschlag ein und in einem Nu war die Achse mit einem Pferde bespannt und mit zwei horizontalen und zwei verticalen Pflöcken versehen, die mit Stricken verbunden wurden und sowohl Platz für mein Gepäck wie für mich selbst und einen Postknecht darboten. Auf einem Strick, einem gespannten Seil eine ganze Station lang Finnlands Naturschönheiten zu bewundern wurde mir zugemuthet! Ja der Postknecht gab mir mit vollkommner Heiterkeit und Unbefangenheit das Zeichen, mich zu ihm auf den Strick zu setzen. In dieser Position, die vielleicht Seiltänzern, Affen mit einem Wickelschwanz, erfahrenen Matrosen, Kakadus, nasser Wäsche und Finnen bequem erscheinen mag, fuhr ich wirklich — oder besser gesagt, ich wurde von Imatra bis Bentilä, 22 Werst weit gegen eine Vergütung von 140 Kop. Bco. geschunden, von unten auf gerädert und gehängt.

Ich kam indeß glücklich mit dem Leben davon und gelangte nach Rußland, diesem sechsten Welttheil, wo mir denn auch gleich drei neue Ideen im Fuhrwesen entgegenkamen. Diese drei waren: die Telegge, eine mit Rädern versehene Wiege, der Tarantaß, die asiatische Sänfte auf Rädern — ein auf elastischen Holzstangen schwebendes Bett, und die Droschke — der fahrende Sattel. Alle drei Erfindungen weisen nach Asien hin, wo man gern liegt und reitet, aber nie sitzt. Während nun der europäische Stuhl, wie oben gezeigt, tausenderlei Formen annehmen kann, steht die russische Droschke einsam und einzig in ihrer Art da und bildet wie das Pferd, das sie zieht, eine ganze Classe für sich. Naturforscher werden mir freilich hier Halt! zurufen und sagen: der Esel rangirt ja auch unter die Einhufer! Aber dagegen kann ich als Pendant des Esels die kleine livländische zweirädrige Träberdroschke anführen, die sich zur russischen Droschke verhält, wie der kleine asinus zum Pferde. Ja selbst die Vergleiche mit Maulthier und Maulesel finden sich wieder in der großen und kleinen vierrädrigen Jagddroschke. Weitere Variationen auf den fahrenden Sattel kenne ich nicht und halte diese Classe damit für erschöpft.

Mit der Erfindung der Droschke, dieses höchstpotenzirten Sattels, war eine Reihe von Erscheinungen abgeschlossen. Die Erfindung war in ihrer Art vollkommen und daher unverbesserlich Dies ist mit dem Stuhl nicht der Fall, der eben so der mannigfaltigsten Ausbildung wie der Verbildung unterworfen erscheint. Als Beweis für letztere führe ich jene abscheulichen Fuhrwerke an, die man bedeckte Linien getauft hatte; das

Publicum aber zog es vor, sie Affenkasten zu nennen. Wahrscheinlich sind sie bereits ausgestorben; zuletzt sahen wir sie auf der Chaussée zwischen Gatschina und dem Eisenbahnhof von Zarskoje einherhumpeln, watscheln und stolpern. Es waren bedeckte Fuhrwerke mit staubigen, steifledernen einäugigen Vorhängen von allen vier Seiten umhängt. Man konnte sie von allen Seiten besteigen, es waren eigentlich vier mit dem Rücken aneinander gewachsene Sophas. Die fahrende Gesellschaft mußte durch sie einen ganz guten Begriff von dem amerikanischen System der einsamen Absperrung erhalten, aber nur einen höchst einseitigen vom eigenen Lande. Es konnte Reisenden in einem solchen Affenkasten ergehen, wie einst einer Esthin in Dorpat, die seit zwanzig Jahren die Stadt gern sehen wollte, regelmäßig Sonntags hinfuhr und sie dennoch nie sah. Dies ging aber so zu:

Die Esthen haben eine ganz besondere Nationalequipage, Wanker genannt, einen Leiterwagen, bei dessen Definition einem fast der Verstand still steht. Wenn auch die plumpen Holzräder rund sind und nicht viereckig, wie im südlichen Finnland spottweise von den Rädern bei Cajaneborg behauptet wird, so ist doch außer dieser runden und also vollkommenen Form der Räder wenig an einem Wanker zu bewundern. Zwei hölzerne Achsen sind mit einander plump beweglich verbunden; ein langes schmales Brett bildet den Boden des Fahrzeuges; zwei schräge nach außen geneigte, liegende Leitern bilden die Seiten; zwei Bretter schließen vorn und hinten den Raum ab; das Ganze erscheint als ein fahrender Sarg ohne Deckel, nur breit genug für einen Menschen. Deshalb sitzt der kutschende Mann nach vorn gewandt auf einem Bündel Heu, sein Weib aber sitzt ihm Rücken an Rücken auf dem nämlichen Bündel und sieht nach Hause hin. So fahren sie zur Stadt, das vollkommene Symbol einer guten Ehe: der Mann ins Leben schauend und strebend, die Frau in die Häuslichkeit sehnsuchtsvoll rückblickend und beide einander den Rücken deckend. Kam nun jene Esthin zur Stadt, so erblickte sie sie natürlicher Weise nie, vertröstete sich indeß bis auf die Rückfahrt. In der Stadt aber betrank sich der Mann regelmäßig und sie mußte ihn nach Hause kutschen, also vorn sitzen und sah also wieder nichts von der schönen Stadt Dorpat.

Nach diesem Seitenblick auf den Wanker, der sich aber übrigens in neuester Zeit sehr veredelt und bis zu eisenbereiften Rädern hinaufpotenzirt hat, kehren wir wieder zu unserem Thema zurück.

Ein Engländer kam im vorigen Jahrhundert nach St. Petersburg

und erzählte in seiner Reisebeschreibung: die Petersburger seien passionirte, aber auch vorsichtige Reiter, darum hätten sie sich künstliche Pferde mit Rädern gebaut, vor welche ein wirkliches Pferd vorgespannt würde, solche Pferde hießen dort Droschken, und sie glichen dem guten Pferde der vier Haymonskinder, dem Beyart, denn auf diesem hölzernen Pferde ritten sowohl der Kutscher als die fahrenden Herren ohne Lebensgefahr. In Folge dieser Beschreibung war es, daß frischausgeschiffte Engländer sich immer capricirten, zu ganzen Gesellschaften auf den Droschken reiten zu wollen. So sah ich zwei, die fest entschlossen waren zu reiten, aber ohne die Regeln der Höflichkeit zu verletzen. Sie ritten also auf einer kleinen Droschke, zwischen der Lehne und des Kutschers Rücken eingepreßt, mit dem Gesicht zu einander gekehrt. Sie waren aber in größter Ungewißheit über die richtige Methode, ihre vier Beine zu placiren. Der vorn Sitzende hob sie endlich über die des andern, stemmte die Füße gegen die hinteren Flügel und sah nun aus wie ein Mann auf dem Operationstisch, der eben gefährlich von Leroi d'Etiolles operirt werden soll. Sie schienen indeß ganz zufrieden, blickten unbefangen um sich und suchten mit den Augen den Gegenstand, über den das Volk so herzlich lachte.

Für Ausländer ist die Droschke ein Instrument, das sie anfänglich eben so mißtrauisch betrachten, wie wir eine scharfe Hechselmaschine oder irgend eine gefährliche Mühle, Oelpresse oder einen Eisenhammer, bei dem man in einem Nu seine Finger oder andere wichtige Körpertheile einbüßen kann. Wenn solche Ausländer ihre erste Fahrt auf einer Droschke glücklich überstanden haben, so sind sie mit innigem Dank gegen die Vorsehung erfüllt und wundern sich über diese kleinen Fuhrwerke, die so wenig versprechen und doch so viel halten. Im Jahr 1852 sahen wir eine dicke und nicht ganz junge Französin ankommen. Sie wollte vom englischen Quai in die sogenannte französische Colonie auf Krestowski hin. Sie miethete eine kleine Droschke und bestieg sie, wie Damen Pferde besteigen, seitlich; aber nicht drei Schritte hielt sie es aus; sie konnte nicht balanciren und hätte fast aus Angst herunterzufallen den kleinen Fuhrmann mit ihren Umarmungen erdrosselt. Sie sah ein, daß es so nicht ging, merkte auf, wie die Herren es machten und setzte sich schrittlings reitend auf die Droschke. Nun ging es vortrefflich und sie rief aus: mais c'est assez commode!

Im Ganzen genommen betrachten schon vornehme Handwerker-Frauen und Töchter von Beamten die Besteigung einer Droschke mit der des

Montblanc für gleich gefährlich. Die reichsten und vornehmsten Damen machen im Sommer auf dem Lande ganz gern mitunter abenteuerliche Ausfahrten in großer Gesellschaft auf Teleggen, dieser russischen Wiege, in der man fast eben so gestoßen wird, wie in einem Apothekermörser und die man nicht anders besteigen kann als auf einer Feuerleiter; aber sie würden eher das Schaffot besteigen als eine russische kleine Droschke. Und freilich, wer wollte sich auch gern auf so eine arme, elende, jämmerliche Droschke setzen, die seit unvordenklichen Zeiten in allen möglichen und unmöglichen Straßen von St. Petersburg herumgeschleudert, endlich in der allerkläglichsten Verfassung von Hand zu Hand bis in den Besitz eines zerlumpten, nach altgewordenem Hanföl und Knoblauch duftenden Droschkenkerls gerathen ist, der kaum je auf bessere Sädaki (Fahrgäste) rechnen kann, als todtbleiche hin und herschwankende Betrunkene der allerletzten Classe. Die Flügel der Droschke sind geknickt und schleifen mit kläglichem Ton an den Rädern hin, die Sasstènki (Flanken) von Eisenblech sind rostzerfressen, durchlöchert wie alte Kneipenfenster und der Wind fährt durch die Löcher. Der Sitzpolster ist nicht mit blauem Tuch bedeckt wie vor Zeiten, sondern mit blau und weiß gestreifter Matratzenleinwand. Im beständigen Umgang mit alten Pferden hat die Droschke gerade wie diese einen Sandrücken bekommen und der Sitzpolster ist so rauh wie ein abgenutztes Straßenparket. Nichts ist blank an ihr als die Tritte, auf denen der Fuß in unangenehmer Weise beständig ausgleitet. Die Räder starren von dem verschiedenen Schmutz der letzten neun Herbste und zehn Frühjahre. Man könnte eine Prämie aussetzen für den Riemen, der an dem Pferdegeschirr ungeflickt wäre, die Federn haben ihre elastische Jugend eingebüßt und, vor Alter hart und unbeugsam geworden, stoßen sie einem bei jedem Schritt fast die Seele aus dem Leibe. Und das klappert, klirrt, ächzt, winselt und scheuert sich so furchtbar, die Räder wanken wie betrunken auf das bedenklichste hin und her und beschreiben neue, unerhörte und selbst in Laplace's mécanique céleste unbeschriebene Curven, Aberrationen und Spiralen, und das Pferd selbst, häufig ein Scheck, ist ein altes Gespenst, verdammt wie Sisyphus oder Ixion zur kläglichsten Strafe der Unterwelt, zu den Schatten ewiger Nacht. Aber betrachten wir dagegen eine neue Droschke.

Auf einem zierlichen, schwarzlackirten Eisengestell erhebt sich der schwellende, schwebende Sattelsitz, mit blauem, feinen Tuch überzogen, mit bunten Troddeln quincunx gepolstert. Man sitzt aufs bequemste, indem die

lehne; Sadinka, nur gerade bis zur Taille reicht und sie fest umschließt. Wäre sie höher, so würde jeder Stoß den Rücken treffen. Die hellpolirten Flügel zittern vor Elasticität und Feinheit. Die buntgestreiften Radspeichen sind glänzend polirt und lackirt und durch die schnellen Umdrehungen erscheint neben dem Rade ein lustiger schöner Regenbogen, gerade wie bei berühmten Wasserfällen. Unhörbar rollt das zierliche Fuhrwerk über das impertinenteste Pflaster; es scheint die Erde nur im Fluge zu berühren und durch zwei ausgeschweifte Femerstangen — Oglobli, „Scheere" in Deutschland — und die von der Spitze der Vorderachse zu ihnen führenden Seitenstränge, Täshü, ist sie mit dem edlen Spiegelrappen von Orloffscher Zucht wie zu einem Wesen verschmolzen. Ganz vorn aber, dicht an den kleinen Schtschetók gedrängt — den vorderen senkrechten Widerhalt, der sowohl den Kutscher wie das Sitzpolster am Herabgleiten verhindert — den grünen Handschuh auf den messingnen Pristók oder die Knópka gestemmt — sitzt der schlanke hübsche Iswostschick schrittlings, die Beine sorgfältig mit einem blautuchenen Kaftan umwunden, die Stiefel auf die kleine Kolotka, gestützt und fliegt mit seinem blitzähnlichen Gespann wie ein Vogel zwischen dem ärgsten Gewühl von eiligen hinsausenden Wagen aller Art glücklich hindurch. Dazu kommt die Zierlichkeit des russischen Anspanns, das niedliche schlanke Krummholz, der Chomutt aus Leder und Holz mit grünen und goldenen Zierrathen; der mit Ringen versehene Zaum, durch welchen die Leinen laufen; der Leibgurt und der sattelartige Polster, der den Druck des Tragriemens der Femerstangen mildert u. s. w.

So betrachtet läßt sich nichts einwenden gegen die Schönheit der Erscheinung, die von der Zeit Kaiser Peter des Ersten an bis jetzt hundert und fünfzig Jahre unwandelbar sich behauptet hat.

Aber, wirft man mir ein, trotz alledem sitzt man auf einer langen Droschke nicht so sicher und so bequem wie auf der runden. — Ich bitte um Verzeihung, wenn ich das Gegentheil behaupten muß. Man frage die Chirurgen, man forsche der Entstehung von Verletzungen und Beinbrüchen nach und man wird bald erfahren, daß die — obwohl bei uns immer seltenen — Unglücksfälle beim Fahren sich doch fast immer mit runden Droschken, Lineiken, begeben haben. Eine aufmerksame Betrachtung des menschlichen Baues und die Regeln der Physik müssen uns bei dieser Frage leiten und gerade in Beziehung auf mögliche Unfälle ist die genauere Untersuchung dieses Gegenstandes um so mehr geboten, je rascher die alte ehrliche Droschke durch die moderne Lineika überall verdrängt wird.

Durch die Bewegung nach vorn beim Fahren wird unserem Körper eine Bewegung nach derselben Richtung mitgetheilt. Jedem ist es bekannt, daß man sich sehr gefährlich beschädigen kann und immer zur Erde stürzt, wenn man im Fahren abspringt und zwar gerade seitwärts. Die dem Körper mitgetheilte Bewegung dauert noch fort und reißt ihn um; man kann sich nicht auf den Füßen halten und fällt heftig zu Boden. Hat man aber Geistesgegenwart, so springt man nach vorn, nach derselben Richtung also, der zu folgen unser Körper bereits gezwungen ist. Man wird jetzt gerade nach vorn gerissen und ist gezwungen, noch einige Schritte zu laufen d. h. die Beine müssen so machen, als ob sie liefen, denn die Last des Körpers ist in Bewegung und um nicht auf die Nase zu fallen, muß man seine Beine so lange brauchen, bis die Kraft der mitgetheilten Bewegung sich erschöpft hat. Wenden wir diese physikalischen Gesetze auf das Fahren auf der runden und langen Droschke an, so ergiebt sich, daß man von der runden viel leichter und gefährlicher herunterfliegen kann als von der langen. Auf der runden sitzt man, selbst zu zwei Personen, weniger fest als auf der langen Droschke und kann auch nicht so gut beobachten, was ringsum vorgeht.

Das Geheimniß, wie zwei Personen auf einer russischen Droschke bequem und fest sitzen können, ist folgendes. Gehen wir von der Grundidee der Droschke, dem Sattel, aus und bedenken wir, daß die Tritte nur größere Steigbügel sind, so stellt sich als erste Bedingung dar, daß auf einem Tritt nicht mehr als zwei Füße bequem Platz finden können. Jeder muß also einseitig aufsitzen, damit nur zwei Füße auf den Tritt kommen. Die zweite Bedingung ist die, daß die Füße den Tritt vollständig erreichen und sich auf ihn stemmen können. Sehr häufig stecken die Fuhrleute Heu- und Hafersäcke unter den Sitzpolster und erhöhen dadurch den Abstand vom Tritt übermäßig, welcher Abstand aber nach anatomischen Verhältnissen für die mittlere Länge des Unterschenkels berechnet ist. Solchen Unfug mit Hafersäcken muß man aber nicht gestatten, weil die Fahrt dadurch gefährlich werden kann. Die dritte Bedingung, damit außer dem Kutscher noch zwei Personen bequem auf einer Droschke sitzen können, ist die, daß sie ihre Querdurchmesser sämmtlich nach verschiedenen Himmelsgegenden richten müssen. Der Kutscher sitzt schrittlings vorn, sein Querdurchmesser — Breite — ist also quergestellt und er nimmt von der Droschke nur soviel fort als sein Tiefdurchmesser beträgt, mithin etwa nur einen halben Fuß. Die dem Kutscher zunächst, also in der Mitte

sitzende Person, muß sich einseitig aufsetzen, sich an den Rücken des Kutschers lehnen und sich mit Gesicht und Brust etwas nach hinten wenden. Die dritte hintensitzende Person steigt an der andern Seite auf, sitzt ebenfalls einseitig, dicht an der Lehne, und schaut etwas nach vorn und zur Seite. Die drei Durchmesser von drei erwachsenen Personen, die unmöglich auf drei Quadratfuß Platz zu haben scheinen, geniren sich auf diese Art nicht im mindesten. Man sitzt so fest wie eingekeilt und doch bei weitem nicht so unbequem wie auf den runden Droschken, wo bei zwei Personen die Rollbecher der Schenkel (gemeiniglich auch wohl zu den Hüftknochen gezählt) in fortwährender Collision sind. Bei der alten russischen Droschke dagegen und in der Art, wie wir sie zu besetzen rathen, berühren sich nur die elastischen äußeren Schenkelmuskeln. Auch kann man sich sehr angenehm und ohne Anstrengung mit seinem Nachbar unterhalten, indem das Ohr des einen stets dicht beim Munde des andern ist, und Gefahren, die von hinten drohen, werden sogleich von der Person bemerkt, die in der Mitte sitzt.

Es giebt noch eine andere Manier zu fahren, aber sie ist unbequem und unfein; hierbei sitzt die erste Person schrittlings und die zweite, mittlere, einseitig. Dadurch kommen auf einen Tritt ein Fuß und auf den andern drei, was höchst unbequem ist. Der Vorsicht halber ist diese Methode gut, wenn man mit Kindern fährt, die man so besser im Auge hat und festhält.

Von der Physiologie der Droschken ist der Uebergang zu ihren Lenkern geboten und ein gewisser geistiger Zusammenhang wie zwischen „Land und Leuten" nicht zu verkennen. Man theilt die russischen Miethkutscher in drei große Kategorien und mehrere Spielarten.

Erstlich der Jswostschik, von wasitt — führen; der ächte Fiaker, Stadtfuhrmann, er mag nun eine Kutsche oder eine Droschke haben.

Zweitens der Lomovoi, von lomattj — zerbrechen, der städtische Frachtfuhrmann. Eine Abart ist der Wasserführer mit der tatarischen Pudelmütze; übrigens bald im Erlöschen begriffen, indem die Ausführung der allgemeinen Wasserleitung durch Röhren nahe bevorsteht.

Drittens der Jämstschik, von Jama — Loch, Station, der russische vetturino und postillione. Er fährt stets von Station zu Station oder von Stadt zu Stadt.

Der Lomovoi hat seinen wohlklingenden Namen vielleicht der Ironie zu verdanken, weil er mit seinen markigen Fäusten alles Zarte zu zerbrechen pflegt, wie das die in die Sommerwohnungen hinüber- und zurückgebrach-

ten Möbel zweimal jährlich seufzend bezeugen können, oder davon, daß er ursprünglich im Steinbruch Bruchsteine zu Tage förderte und sie selbst dann zum Bau herbeifuhr.

Der Lomovoi ist das Adagio in dem Trio, der Iswostschik das Allegro, dieses aber zerfällt in ein Allegro con brio und ein Allegro quasi andante.

Das Allegro con brio wird repräsentirt durch den eleganten Lichojöd, Lichatsch, (Liho — böse, jesditt — fahren) ein sehr sauberer Iswostschik mit funkelnagelneuer Equipage und einem Paradör von Pferd, das an der Kolóda auf der Birsha sorgfältig mit bunter Decke verhüllt, beständig dasteht, die Vorderfüße auf ein Brett gestellt, damit sie rein und gesund bleiben, und dessen Bestimmung keine andere scheint als von sehnsüchtigen Blicken armer, aber ehrsüchtiger Beamten umschwärmt, mit mehreren Tauben gemeinschaftlich goldgelben Hafer zu fressen. Der Lichatsch hat den Ehrgeiz, für einen Privatkutscher gelten zu wollen, weshalb er das gelbe Blechschildchen, das jeder Iswostschick hinten am Kragen hängen hat, sorgfältig in seinem Busen verbirgt, was den Personen, die ihn miethen, durchaus nicht unangenehm ist. Er rührt sich nicht von der Stelle, wenn er nicht eine bedeutende Summe erhält, das dreifache wenigstens von der Taxe, und die andern Fuhrleute definiren ihn gewöhnlich als einen solchen, der „s'forssom" fährt (mit Force — gewaltig!) Aber das Kennerauge unterscheidet ihn dennoch von dem ächten herrschaftlichen Kutscher durch ein „je ne sais quoi", am sichersten durch die Art den Gurt zu binden, der dem Lichatsch an der richtigen Taille, dicht über der Hüfte sitzt, dem herrschaftlichen Kutscher aber ein paar Handbreit höher, fast mitten auf der Brust, welches bei weitem weniger gefällig aussieht, aber bei der Classe von Privatkutschern einmal reçu ist.

Das Allegro quasi andante wird vom Wanka repräsentirt (Diminutiv von Iwan), dem armseligsten aller Fuhrleute, dem Bönhasen, dem aus der Nachbarschaft großer Städte hereinkommenden kleinen Bauersmann, dessen Rock, Hut, Pferd und Droschke allesammt in so augenscheinlicher Auflösung sich befinden, daß der erste tüchtige Landregen, wenn er wollte, sie eigentlich gänzlich auflösen müßte. Er hat keine Birsha, an der er sein Pferd füttern kann, sucht daher verlassene Birshen des Nachts auf oder füttert sein Pferd aus der Torba, einem ledernen oder Leinwandbeutel, dem Hafersack, der dem Pferde vor Maul und Nase gebunden wird, was ihm ein höchst albernes Aussehen giebt.

Der Lomovoi ist ein ernster, gesetzter, breitschultriger Mann, wie es

jemandem geziemt, der sich eines vertrauten Umgangs mit duftenden Apfelsinenkasten, ächten Roccatonnen und schweren Mehlsäcken rühmen kann. Er erscheint gewöhnlich in Hemdsärmeln und einer rothen Weste, die hinten eine Art Schürze hängen hat, da er die Mehlsäcke auf den Rücken nimmt, mit einem eisernen Haken unten festhält und so sehr rasch die größten Lasten auf- und abladet. Der Lomovoi geht in seinen Hemdsärmeln en voisin durch die längsten Durchmesser der Stadt und nur beim Regenwetter zieht er einen Rock an und hängt eine Rogóshe — Lindenbastmatte — wie einen Burnus um, wo er denn, auf seinem Fuder liegend, nicht ganz leicht von einem Fernambukklotz, Baumwollenpacken oder sonst verzollbaren Gegenstande zu unterscheiden ist. Geht er in diesem Costüm nebenher, so gleicht er dem Neuseeländer in dem alten Bertuchschen Bilderbuch, obgleich der Vergleich für den Neuseeländer nicht schmeichelhaft ist.

Die Rogóshe ist des Fuhrmanns Matratze, Zelt, Bettdecke, Haus, Hof und Paletot. Er breitet sie des Nachts auf den nassen Erdboden und deckt sich mit seinem Armák zu wie Caliban im Sturm. Man begreift Shakespeare erst, wenn man solch einen Haufen Kleider mit zwei Beinen gesehen hat. Auch bei den Laternenmännern ist sie als Almaviva beliebt und als Windschutz beim Anzünden. Nichts ist malerischer als in dunkeln Aequinoctialnächten eine solche hoch auf einer Leiter an einem Laternenpfahl schwebende gespenstische Rogóshe, in der sich der phantastisch beleuchtete Lampenputzer ausnimmt wie eine ungeheure Caretschildkröte, die auf unbegreifliche Weise klettern gelernt hat und eine Cigarre an der Straßenlaterne anbrennen zu wollen scheint.

Der Lomovoi geht gewöhnlich wie ein Peripatetiker in ernstes Sinnen versenkt nicht sowohl neben seinem Pferde als vielmehr so weit ab, als die unmäßig langen Leinen es nur erlauben. Er nimmt dadurch von den breitesten Straßen immer etwas mehr als die Hälfte fort, wodurch er die Galle der Iswoschtschiks in höchstem Grade aufregt. Sie rufen ihm auch die unzweideutigsten Redensarten zu, wie Bolwan, Leschi (Tölpel, Waldteufel), worauf der Lomovoi, der beständig an einem großen Weißbrod kaut, in stoischer Selbstbeherrschung nie anders antwortet, als indem er ruhig weiter kaut und auf die Schimpfreden nicht mehr achtet als der Mond auf bellende Hunde.

Der Jämschtschik ist 1) der Postillon, Schwager, Postknecht, der die Reisenden von Station zu Station fährt und dann wieder nach Hause reitet. Er fährt unglaublich langsam oder blitzschnell, je nachdem man ihn behandelt. Man braucht ihm kein Wort zu sagen; die Hauptsache ist, den

früheren Postknecht gut zu bezahlen, wenn er auch schlecht fuhr. Die Leute haben offenbar Freimaurerzeichen und der gute Leumund des Reisenden geht bei ihnen von Hand zu Hand. Er spricht beständig mit seinen Pferden, giebt ihnen alle ersinnlichen Schmeichelworte und Ehrentitel, wie z. B. Glockenläuter, Feuerbrunstlöscher, Barbaren (?) ꝛc. und im Winter fährt er die ganze Station stehend, vorn im hochempor steigenden Schnabel des Schlittens, mit bloßem Halse bei 25° Kälte immer heiter und liebenswürdig.

2) Der Frachtfuhrmann und Vetturino. Er fährt langsam einher wie das Grave einer alten Motette. Seine Reisen sind so endlos lang wie Adagios von Kozeluch. Er durchzieht das Reich von einem Ende zum andern; was Petersburg für den Iswoschtschik, das sind die 350,000 Quadratmeilen Rußlands für den Jämschtschik. „Die Sprache bringt uns bis Kiew", sagt er und übernimmt dabei alle Frachten in die entferntesten Provinzen, wenn er nur tüchtig dabei gewinnen kann. Sein Costüm ist ein Hut, spitz wie ein Calabreser, und ein kurzer Schafpelz, mit dem er verwachsen zu sein scheint. Wenigstens trägt er ihn Tag und Nacht und in allen vier Jahreszeiten. Er denkt: Hälts das schwache Schaf aus, warum nicht auch ich? Sein braunes Gesicht hat die Farbe seines eben so braunen Hutes, beide sind von Wind und Wetter colorirt. Er ist gewöhnlich sehr lang und auch sein Frachtwagen ist lang wie sein Weg. Alles paßt zusammen. Er fährt immer mit 3 Pferden. Am Krummholz oder vorn an der Kibitke hängt ein kleines kupfernes Heiligenbild. Zwei Tonnenreifen mit Rogóschen überspannt vorn am Wagen gewähren ihm einen nothdürftigen Schutz gegen Wind und Wetter. Zuweilen aber ist der ganze Wagen mit Matten bezogen und ist dann ein warmes festes Zelt, in das man ein ganzes Haus packen kann und wenn auch langsam, aber doch ganz bequem die größten Reisen macht.

Der Stadtfuhrmann, Iswoschtschik, ist ein rühriger, flyer Mensch, eine Art Corsar, auf dem Meere der Hauptstadt umherschweifend oder wie ein irrender Ritter auf Abenteuer fahrend. Niemandem sind seine täglichen Schicksale weniger bekannt als ihm; er hängt ganz von seinem Schicksal ab, ob er nach Ochta oder Catharinenhof fahren wird, in die große Millione oder zur Krachmalnaja Worota (auch Truchmalnaja genannt — Krimpthor; Krachmal heißt Stärkemehl).

Ausländische Reisende haben das Volk sehr häufig nach den Iswoschtschiks beschrieben, weil sie mit diesen am meisten in Berührung kamen; aber diese Classe unterscheidet sich doch stark von dem landbauenden Bauer im Innern des Reiches. Freilich giebt es Iswoschtschiks von jedem Alter

man sieht 12jährige Knaben, die oft wie 7jährige aussehen, auf den Droschken umherreiten, so wie Greise von 70 Jahren mit einem vor Alter schon tricolorem Bart, aus den sonderbaren Farben, gelb, weiß und schwarz bestehend, die ihr ganzes Leben eigentlich mehr durchritten als durchlebt haben. Die Jungen sind immer naseweiser als Bauerknaben von gleichem Alter. Dies macht das Gefühl der Selbstständigkeit, das stolze Bewußtsein, Befehlshaber zu sein, wenn auch nur über ein altes stark hinkendes Pferd und eine eben so hinfällige gichtbrüchige Droschke.

Ein solches Knäbchen, eine muntere Krabbe von der Höhe einer Arschin, verlangte von mir einst einen sehr hohen Fuhrlohn. Damals existirte keine Taxe und der Preis jeder Fahrt wurde vor dem Aufsitzen abgemacht. „Schämst du dich nicht, kleiner Knirps," sagte ich, „du forderst mehr von mir als der Alte dort." Pfiffig lächelnd entgegnete der Naseweis: „Ich bin auch ein ganz anderes Kerlchen (ich koste viel mehr!), der Alte da — der hat schon seinen ganzen Verstand vernutzt (proshil umu)."

Die Unterhaltung mit den Droschkenmännern während der Fahrt ist oft sehr belustigend, doch rechnen sie uns die Unterhaltung recht gern mit an und erwarten ein höheres Trinkgeld. Sie verwerthen alles, sogar die gute Laune des Sſädaks. Ein aufgeweckter Geist ist gar nichts ungewöhnliches bei ihnen und ihr beständiger guter Umgang, ihre fortwährende Berührung mit den Personen, die hinter ihnen s i t z e n, jedenfalls aber über ihnen s t e h e n, verleiht ihnen sogar eine Art Bildung, durch die sie sich eben vom Landvolk unterscheiden, dem sie aber an Gutmüthigkeit und Bescheidenheit weit nachstehen. Sie gebrauchen sehr gern Fremdwörter. So sagte einer — ein Lichatsch natürlich — „Meine Tochter besucht die „Classe"! Ein anderer, der in einem Hof stand und aufgefordert wurde, anzuspannen, zeigte auf seine bloßen Füße in Schuhen und sagte: „ja slischkom d e k o l t é! (Ich bin noch zu décolleté.)"

Auf einem großen Platze standen mehrere Generale beisammen, eine bevorstehende Revue erwartend. Mein Droschkenmann, der dicht bei ihnen hätte vorbeifahren müssen, nahm einen großen Umweg.

„Warum fährst du nicht gerade?" —

„Wegen der Generale dort." —

„Kannst du mir sagen, warum sie besser sind als du?" —

„Sie sind reich." —

„Du kannst auch plötzlich reich werden." —

„Sie tragen Epaulettes." —

„Wenn der Kaiser will, kann er dir auch Epaulettes geben.“—

Der Mann dachte nun länger nach und sagte endlich:

„Sie können deutsch! (oni snäjut po nemetzki.)“ —

„Da hast du's getroffen,“ sagte ich, „Bildung kann man nicht plötzlich erhalten.“

Ich sah einst einen Droschkenmann lesen. Es fiel mir auf; ich fuhr mit ihm und befragte ihn um seine Lecture. „Es ist das Leben Kaiser Peter des Großen.“ — „Wie kommt es, daß du zu lesen verstehst?“ — „Ich bin ein Woloshanin!“ (einer aus Wologda) „Wir lernen alle lesen und viele schreiben auch. Fast alle meine Landsleute sind hier Buchdrucker.“

In Rußland hat fast jedes Gouvernement eine Specialität, in der die Mehrzahl seiner Bewohner macht, und durch diese weitgetriebene Theilung der Arbeit wird eben die bewunderungswürdige Rapidität und Virtuosität erreicht, ganz im Gegensatz zu den finnischen Völkerschaften, wo jedermann gern Polyhistor und Tausendkünstler ist, gern alles macht und jedes Stück in seiner Wirthschaft, Flinte, Stiefel, Rock und Wagen, aber auch Uhrenrad selbst anfertigt. Der russische Steinmetz jedoch, der Granit bearbeitet, befaßt sich nicht mit Ziegelsteinen und für das Behauen von Fliesen giebt es eine dritte Classe. Oft ist diese Specialität durch die Oertlichkeit zu erklären. Die Gouvernements, die viele Ströme haben, liefern meist Fische und Bootsleute, so z. B. Wologda, Archangel, Twer, Nowgorod; Olonetz reich an Steinbrüchen, sendet uns Steinmetzen — Kamenstschiki; die westlichen sumpfigen Gouvernements Pskow, Witebsk liefern vortreffliche Grabenschneider, die, ihre eigenthümliche hölzerne Schaufel mit eiserner an das Gebiß der Schildkröte erinnernder Schneide auf dem Rücken das ganze Reich durchziehen; da sie aber ein leichterer Menschenschlag sind, so läuft ihnen der stärkere Woloshanin den Rang ab. Das landarme, aber volkreiche Jaroslaw ist berühmt durch seine Gärtner, Gastwirthe, Krämer und Maurer. Sie gehören ohne Zweifel zu den schlanesten und gewandtesten im Volke.

Die Mehrzahl der Fuhrleute ist aus den Gouvernements Moskau und Petersburg, theils wegen der nahen Zufuhr eigenen Pferdefutters, theils wegen des arbeitsscheueren und unternehmenderen Charakters des Landvolks in der Nähe jeder Hauptstadt. Die beliebtesten, schwarzbärtigsten Privatkutscher aber sind Tataren, wie denn auch die vorzüglichsten Silberdiener und Kammerdiener häufig Muselmanen aus Kasan sind. Tataren in deren Adern altes Türkenblut rollt, ziehen es aber vor, Kutscher zu sein

indem ihnen die Beschäftigung mit Pferden doch anständiger erscheint als das Aufwarten und Bedienen von Giauren.

Man theilt die russischen Fuhrleute noch ein — wie Schmetterlinge — in Tag- und Nachtarbeiter, Dennüje und Notschnüje. Die eleganten Tagfalter flattern von 9 Uhr Morgens bis zur Nacht in der Hauptstadt umher, die Sphinxe und Dämmerungsfalter kriechen mit der Nacht aus ihren Schlupfwinkeln hervor und karren während der Nacht bis etwa um 7 Uhr Morgens durch die öden Straßen, indem sie ihr Pferd und sich selbst durch ein endlos langes Liedchen zu unterhalten suchen und dabei mit gespanntem Ohr auf den Ruf „Iswostschik" horchen, das sie besonders in winterlicher Stille und der geräuschlosen Schlittenzeit außerordentlich weit hören und worauf sie denn allseitig schaarenweise zusammenkommen und sich einander den Fahrgast wie eine Beute mit vielem Geschrei und Witzaufwand streitig machen. Das gewöhnlichste Wort ist: So fahrt doch wenigstens mit einem guten! (po krainei merâ na charóschawo). Es giebt aber einen Ruhepunkt, eine Pause in der großen brausenden Symphonie des Straßengerassels. Alle Morgen von 7 bis 8 oder 9 Uhr ist es sehr schwer, einen Fuhrmann zu finden, die Tagfalter sind noch nicht ausgeflattert und die Nachtfalter sind bereits verschwunden. Höchstens sieht man ihre Droschken oder Schlitten in der Nähe einer Chartschéwnja, eines Traktirs oder einer Restorázia letzten Ranges stehen. Sie selbst laben sich nach den bösen Nebeln der nordischen Nacht an chinesischem Aroma, so viel ihnen der Traktirstschik für fünfzehn Kop. Silber für drei Mann abzulassen beliebt. Heißes Wasser ist à discrétion vorhanden und mancher macht alle Morgen so die Cadet-de-Vaux'sche Gichtkur mit 40 Gläsern kochenden Wassers fröhlich und unbewußt durch.

Die Notschnüje kennen die Residenz nur wenig und durchaus nur von ihrer Schattenseite, obgleich sie alle Straßen und Gassen auswendig wissen, da sie sich ja im Dunkeln zurecht finden. Sie haben aber keinen rechten Begriff von der Farbe der Augen der nordischen Schönen, weil sie diese nur immer im Schlafe schauen. Ich fragte einst einen solchen Nachtfalter, als wir der Bronzestatue des Feldmarschalls Fürsten Barclay de Tolly vorüberfuhren: „Kennst du diesen?" —

„Wahrscheinlich ist es doch Peter der Erste!" —

„Meinst du? Nun und der andere?" fragte ich, auf die Statue des Fürsten Kutusow zeigend.

Der arme Kerl blickte auf den wohlbeleibten, in einen langen Mantel

gehüllten Marschall und sagte: „Gewiß ist es Peters Hausfrau?“ (Wem chasäika jewo?) —

„Aber die Statue hat ja Epaulettes. Kannst du einen General nich erkennen?“ —

„Batjuschka — entgegnete der Mensch — ich kann das nicht wissen denn ich bin ein Rotschnoi und von jenseits Moskau!“ —

Wie viel gebildeter die Tagfuhrleute sind, erhellt aus folgendem Zuge Ich fuhr am Tage bei den Statuen der Marschälle vorbei. „Kennst du den?“ fragte ich.

„Wie denn nicht! Ei freilich! Es ist ein Tolly. Auf der neuen Promenade hat man eben zwei kleine Tollys aufgestellt, die stehen abe auf Säulen und haben Flügel!“

Er meinte die beiden Victorien, ein Geschenk des Königs von Preu ßen und verwechselte T o l l y mit S t a t u e.

Es machte mir Spaß, die Anschauungen des gemeinen Volks übe monumentale Erscheinungen kennen zu lernen und so legte ich dieselbe Frag einige Tage später einem dritten Jswostschik vor. Aber ich kam da a den Rechten! Zu meinem nicht geringen Erstaunen sagte der Mensch mi folgendes: „Die beiden Figuren an der Promenade (Victorien) sind „mio logische“ und nicht religiöse Gestalten — sie sind Göttinnen, so eine A Venéra (Venus). Sie halten Kränze in den Händen zu Rußlands Ruhm.

„Nun aber die Statuen am Kasanschen Platz?“—

„Suworoff — entgegnete der Bartrusse — hatte drei Zöglinge, di alle seine Nachfolger wurden, Kutusow, Barclay de Tolly und Bagration Die Denkmale der beiden ersten stehen hier und Bagration hat ein Denk mal auf dem Schlachtfelde von Moshaisk selbst.“ —

„Kennst du denn auch die Statuen, die an den Außenwänden de Eremitage stehen?“ — „Das sind W e i s e — Mudrezü.“ —

Ich hörte auf ihn zu examiniren, weil ich fürchtete, er würde bal mehr wissen als ich selbst. Dr. B e r t r a m.

Druckfehler im Augustheft.

S. 195. Z. 13 v. o. lies „Krankheitsfälle“ st. „Krankheitsversuche“.

Redacteure:

Theodor Bötticher, Livl. Hofgerichtsrath. Alexander Faltin, Rigascher Rathsherr.

Baltische Monatsschrift.

Zweiten Bandes fünftes Heft.

November 1860.

Riga, 1860.

Den Druck genehmigt
im Namen des General-Gouvernements von Liv-, Esth- und Kurland:
Coll.-Rath Schütze.

Druck der Livländischen Gouvernements-Typographie.

Karl Petersen.

Den drei Ostseeprovinzen hat es an Versemachern nicht gefehlt, viele darunter mit weiten Ansprüchen, einige neuere auch in gepreßtem Einbande und mit goldenem Schnitt; sie thaten sich auch wohl zusammen, z. B. in der Livona oder im baltischen Album; sie fanden mit ihren zarten Gefühlen hin und wieder Beifall, das nächste Jahrzehnt hatte sie wieder vergessen. Ein wirklich populärer Dichter ist in den baltischen Landen nur Karl Petersen. Heitern sich nicht alle Stirnen auf, wenn ein Vers von ihm recitirt wird? Auch wer fernhin verschlagen ist, an die Wolga oder an den Baikal, unter die Juden von Podolien oder die Tartaren von Orenburg, oder weit hinten auf ein Landgut, da wo man sein Vermögen nach Seelen berechnet und die Wassermelonen fuderweise geerntet werden — den heimelt's wunderbar an, wenn er etwa unter seinen Papieren auf ein Blatt stößt, auf dem er einst ein Gedicht von Petersen sich abgeschrieben. Und schamhaft hüten wir diese Gedichte, wir sagen sie nur her, wenn wir unter uns sind, und zeigen sie keinem Fremden — was würde der von ihnen, was von uns halten? Jahrelang auch wurden Petersens Verse nicht gedruckt, bezogen auch nach dem Drucke keine Messe und stehen in keinem Verzeichnisse. Verlegt hat sie der fabelhafte Peter Hammer, der in demselben Jahre nach Cöln kam, wie die heil. drei Könige. Und so gebührt sich's für diese Kinder der Gelegenheit. Tradition hat sie fortgepflanzt, in ihr leben sie. Auch des Verfassers hat sich die Sage bemächtigt und manche Phantasien beigemischt. Wer aber „den Dicken" noch persön-

lich gesehen hat, erzählt gern von ihm und man merkt es dem Erzähle
an, wie er heimlich stolz ist auf jene Bekanntschaft. In Dorpat wa
Petersen geboren, in Dorpat, diesem neutralen Centrum der Ostseeprovinzen,
lebte er; dort hat jeder Gebildete einige Jahre seines Lebens verbracht,
kennt dort Weg und Steg, die Kneipwirthe und die Gelegenheiten, und
hat dort vom Domberge, über die Gärten und Dächer des nordischen
Heidelberg weg, lyrisch und elegisch geschwärmt. Darum ist Keiner, de
es nicht verstände, wenn Petersen im „Wallgraben" das desipere in loco
übte oder „über Stoppel und Wiese" „zu der Plego-Liese" fuhr und sic
„unter Bouteillen und Nachtigallen" gütlich that. Ja, und war sein To
nicht, wie es dem Thoren geziemt, der in Livland zur Welt gekommen ist?
Diese Gegend nämlich — informem terris, asperam coelo, tristem cultu
adspectuque — sucht ein so langer und harter Winter heim, daß di
großen Landseen fest gefrieren und nur zuweilen, wie unwillig, ihre eisig
Decke krachend in langen Spalten auseinanderreißen. Und tief in de
Pelz vermummt, das Kinn und die Stirn umwickelt, die Füße bis z
Knie in zottigen Stiefeln, unter und über Kissen liegend, kam Peterse
über den See gefahren und stürzte mit dem Fuhrwerk in eine solche Spalte
Er ward aufs Eis gerettet, aber in dem unwirthbaren Lande kam Hül
erst nach acht Stunden. Einige Tage darauf starb er auf demselben Dome
den er täglich hinangestiegen war, wo auf dem Wege zur alten bischöfliche
Kathedrale noch lange der Stein gezeigt wurde, auf dem er zu raste
gepflegt und der nun ein wahrer Denkstein geworden war.

Werfen wir, ehe wir von dem Dichter sprechen, einen Blick auf Ge
schichte und Natur des Landes, das ihn hervorgebracht.

Die deutschen Ansiedelungen auf dem Boden Livlands befanden sic
bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts in überaus blühendem Zustande
Ueber das Land zog sich eine Saat von größern und kleinern Städte
und Flecken; jedes adelige Schloß hatte ein Hakelwerk neben sich, d. i
einen Stadtansatz, der, wenn keine gewaltsame Störung kam, sich gedeihli
entwickeln konnte. Der Bischof von Dorpat z. B., der die mächtige Hanse
stadt zu seinen Füßen hatte, war auf seinem Dome von einem weite
Kranze ihm gehörender Burgen und an die Burgen gelehnter Or
schaften umgeben — nach Norden die Abtei Falkenau, den Embach hina
Oldenthurn und Warbeck, nach Westen hin Kawelecht, Randen, Kongot
Ringen, nach Süden Schloß und Stadt Odenpäh, Kagneh, Uelzen, Son
merpahlen, Kirrumpäh, und als äußerster Schutz des gesegneten Stift

Neuhausen. Hätten alle diese Orte sich erhalten, es ist kein Zweifel, daß von diesen zahlreichen Mittelpunkten aus die Germanisirung des Landes unaufhaltsam und auf natürlichem Wege vor sich gegangen wäre — so daß jetzt vielleicht das Esthnische und Lettische, gleich dem Preußischen, aus verborgenen Winkeln und nach spärlichen Resten von dem Sprachforscher wiederhergestellt werden müßte. Auf den Schlössern des Adels und bei den Bürgern der Städte herrschte eine derbe, naturfrische, unersättliche Lebenslust. Man kennt den Spruch von dem Fellinschen Sprung, dem Wittensteinischen Trunk und dem Wesenbergischen Vortanz. Es war Colonialleben in einem fernen Lande, welches, an sich barbarisch und klimatisch roh, den Menschen lehrte, sich wohlthätig zu wärmen, sich weich zu betten, sich künstlich zu steigern. Herrschaft über Wilde gab Raum zu Genuß und Muße; der Handelsgewinn kam wie von selbst; wer sich rühren wollte, erwarb. Auf die Schilderungen Balthasar Rüssows und Timann Brakels von der in Livland herrschenden Unzucht und Völlerei muß man übrigens, wie mich dünkt, nicht allzuviel Gewicht legen: beide waren Strafprediger, die ein großes Landesunglück erlebt hatten und in der typisch-kirchlichen Weise das Zorngericht Gottes aus den Sünden und Lastern der davon betroffenen Menschen ableiteten. Zudem war die ganze Zeit einer groben und unmäßigen Sinnlichkeit zugethan, nicht bloß an der Ostsee, sondern auch an Rhein, Elbe und Donau. Die wahre Sünde, die den Untergang herbeiführte, war vielmehr die streng feudale Gestalt, die der livländische Staat in ein neues Zeitalter mit herüberbrachte. In dieser Sammlung von Privatrechten und Localexistenzen, von Privilegien, Corporationen, Freiheiten, Gerechtigkeiten, Gewohnheiten, Stiftungen u. s. w. konnte von wirklicher Politik, von Zwecken sittlich-politischer Praxis nicht die Rede sein. Der Bürgersmann bedachte sein Gewerbe, der Geistliche die Eintreibung seines Zehnten, der Edelmann freute sich des Schabernacks, den er seinem Nachbar spielte, Alles lebte nur in den Tag hin, gestützt auf das Pergament in der Lade. Die frühere symbolisch-mystische Einheit, die die reell-sittliche ersetzt hatte, war seit der Reformation dahin, die nun geforderte nächste Stufe, die Monarchie auf Grundlage umfassender Säcularisation, blieb aus. Da kam der moskowitische Einbruch und mit ihm die Zeit grausiger Verwüstung. Vor dem Schießpulver, diesem Erstling der Chemie, die einst an der Spitze einer neuen realistischen Epoche stehen sollte, sanken die kindischen Befestigungen des Mittelalters, hinter denen die Stände sich gegenseitig geschützt hatten, in Trümmer zusammen. Merkwürdig

gering war der Widerstand. Wie ein hohler, von außen noch belaubt
Baum stürzte der livländische Staats- und Culturbau beim ersten Sto
um. Aber es war nicht ein gewöhnlicher Krieg, dieser Krieg, der i
Jahre 1558 begann; er glich nicht den Kriegen dieses und des vorige
Jahrhunderts, auch nicht dem dreißigjährigen, so zerstörerisch dieser au
war. Er glich vielmehr den Mongolenzügen durch Vorderasien, die al
uralte Cultur jener Gegend bis auf die letzte Spur vertilgten: eine äh
liche asiatische Kriegführung, Niederbrennen der bewohnten Stätten, We
schleppen der Einwohner, Sengen und Morden verwandelte Livland bal
in eine völlige Wüste. Seit jenen Tagen hat das Land seinen frühe
Stand nicht wieder erreicht. Das 17. Jahrhundert fand nur Trümme
vor, als Einwohner versprengte Bettler und Abenteurer, in weiten Strecke
Wald, Sumpf und Wildniß; die Polen quälten das Land durch Gewissens
druck, die Schweden durch räuberische Reduction. Nachdem dann de
nordische Krieg theilweise die furchtbaren Scenen des 16. Jahrhundert
wiederholt hatte, begann seit dem Nystädter Frieden eine lange Zeit äußere
Ruhe, aber keine innere Wiedergeburt, keine bemerkbare Erstarkung: ei
schleichendes Siechthum ließ das Land lange zu keiner gesunden Blüth
kommen. Die fast ununterbrochenen Kriege unter den Kaiserinnen Anna
Elisabeth und Katharina lockten den Adel unter die Fahnen der Heere; e
war Regel, daß der eben erwachsene Junker ins Regiment trat; selb
wenn er zu Schiff nach Deutschland geschickt worden, dort mehrere Uni
versitäten und unter Anleitung eines Mentors fremde Länder besucht hatt
ging er nach der Heimkehr „in den Dienst", in welchem sich ohnehin sein
Brüder und Vettern schon befanden. Dazu kam die in Folge der Krieg
eintretende Entwerthung des Geldes, die immer zunehmende Theurung
das Steigen aller Preise, was besonders bei den Landgütern auffiel un
wozu der Grund in allem Möglichen gesucht wurde, nur nicht da, wo e
wirklich lag. Bei der Kindheit der damaligen nationalökonomischen Begriff
wurde die Kornausfuhr je nach dem Ertrage des Jahres bald verboten
bald erlaubt, was wieder ein verderbliches Schwanken der Kornpreise her
beiführte und alle gesunde Speculation unmöglich machte. Häufige Con
curse arbeiteten den Advocaten und Rabulisten in die Hände: es gab noc
kein Creditsystem und der fern im Regiment dienende Baron war vielleich
ein Spieler und Schuldenmacher geworden. Zu Hause wohnte die adelig
Familie nach bescheidenem, dürftigem Zuschnitt. Die Häuser hatte de
Krieg niedergebrannt; die Wohnungen, die wieder erstanden, waren klein

[au]s Holz, mit Stroh gedeckt, mit einem Schornstein in der Mitte. Die [z]ahlreichen Kinder liefen mit bloßen Füßen umher, der Hausherr trug im [S]ommer einen linnenen Kittel, im Winter einen grobtuchenen Rock, beide [z]u Hause gesponnen, gewebt und zugeschnitten; nur bei hohen Feierlichkeiten [ka]m das Tressenkleid zum Vorschein, das daher auch lange vorhielt; Aus[fa]hrten machte die Familie in Bauerwagen, wo sichs auf dem Heu nicht [u]nbequem saß; auf den Tisch kamen jene Provinzialgerichte, von denen [H]ippel sagt: ein Weiser nimmt auch sie mit Dank entgegen. Allmälig [f]and sich im Lauf des Jahrhunderts bei Reicheren ein steinernes Haus ein, [e]ine schwere Familienkutsche, mit der in die Stadt gefahren wurde, ein [K]lavier, ein Fäßchen Franzwein im Keller, ein Hauslehrer aus Deutschland, einige Bände französische Klassiker, auch wohl Canitz und Hagedorn, später Gellert und Wieland. Bei den Landpfarrern, auf den sog. Pastoraten, war das Leben ein ähnliches, nur in etwas kleinerem Stil. Die Rohkirchen verwandelten sich in steinerne Gotteshäuser, mit und ohne Thurm; der Herr Pastor, meistens ein gewesener Hauslehrer, lernte, wenn er lange lebte, die Volkssprache oft merkwürdig gut; seine Theologie war Buchstabenglaube. Viel Noth machte die eindringende Herrnhuterei. Das Urtheil über die neue Secte, deren Stifter selbst in Livland gewesen war, blieb unsicher und mißtrauisch; zuweilen wurde ein neugewählter Pfarrer nicht bestätigt, weil er der Hinneigung zur Brüdergemeinde verdächtig war, ja es kamen Fälle vor, wie der im Jahre 1747, wo drei Herrnhuter, der Prediger Hölterhof, der Generalsuperintendent auf Oesel Gutslef und der Doctor Krügelstein zu Dorpat aufgehoben, in die Petersburger Festung geschleppt und nach Kasan verwiesen wurden. Was den Zustand der Bauern betrifft, so hatte die fortgehende Zeit und Bildung dies Fundament der livländischen Gesellschaft ganz unberührt gelassen. Das Elend des Bauernstandes war das natürliche Ergebniß der geschichtlichen Schicksale, wie der Natur und des Klimas dieser Erdgegend. Die schrecklichen Katastrophen der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, dann die Verwüstungen der polnischen und schwedischen, meistens unmenschlich hausenden Soldateska, die „Schieße" und „Podwodden", die erzwungenen Adelsbewilligungen per Haken, der nordische Krieg, die Leibeigenschaft und ihre Geschwister, der Branntwein und die Ruthenstrafe, hatten das Landvolk auf die tiefe Stufe herabgedrückt, auf der wir es noch am Ende des Jahrhunderts erblicken. Regelmäßig im Frühjahr trat Hungersnoth ein, regelmäßig im Herbst herrschte Völlerei. Die dunkle Winterhälfte des Jahres verschlief der

Bauer im eigentlichen Sinne; den Ackerbau trieb er in roher, halb nomadisch[er]
Gestalt d. h. Küttisbrennen war seine Lust, und der Haken, dessen er sich
bediente, auf ausgerodeten, wurzelreichen Waldboden berechnet. Mißwachs,
Vieh- und Pferdeseuchen traten häufig ein, dann schoß ihm der Herr Korn
auf Bath d. h. auf harten Zins vor und der Unglückliche verfiel in immer
tiefere Schulden. Kein Wunder, daß er faul und gleichgültig war: er
rührte sich kaum, wenn er in der Saatzeit Schweine auf dem Acker wühlen
oder Rindvieh mitten im Kornfelde sah. Zahlreiche Wölfe, die in Rudeln
umherstrichen, holten ihm sein Schaf weg, zerrissen ihm Nachts sein Pferd.
So voll unabsehbarer Oede war das Land, daß die Aermsten der länd-
lichen Bevölkerung, die Bettler, die Lostreiber, die Badstüber oft mitten
in den Wäldern, die im Winter der Schnee, im Sommer der Sumpf
undurchdringlich machte, trotz der strengen drauf gesetzten Leibesstrafe eine
höher gelegene Stelle sich heimlich ersahen, sie abtrieben und mit Korn
besäeten — eine Poesie des Elends und der Wildniß, von der schon Olearius
im 17. Jahrhundert gehört hatte, ganz geeignet einen Einblick in die
Natur eines Landes zu gewähren, wo im heißen Sommer der Reisende
weit und breit Rauch mit der Luft athmet und links und rechts die Küttis-
feuer aus der Erde hervorbrechen sieht, wo im Winter der Schnee zwischen
den Zäunen sich aufhäuft und zwei, auch drei Pferde vor einander in
langem Zuge den Schlitten vermummter Menschen ziehen, wo im Frühling
die Wege grundlos werden und jedes kleine Rinnsal zum Strome wird
und die Brücken abreißt. Herrliche Tage aber dennoch, diese Frühlingstage
des nordischen Livlands, wenn das Land voll Seen und gewaltiger Flüsse
braust, ein feuchter Dunst, wie auf der See, die milde Luft verdickt, aus
den unabsehbaren Schneetriften die schwarzen Aecker immer deutlicher her-
vortreten! — Dünn gesäet waren auf diesem weiten Gebiet die aus den
Kriegsgräueln noch übrig gebliebenen Städte. Manche, wie Odenpäh,
Kokenhusen, Ronneburg, Groß-Roop waren spurlos verschwunden; Fellin
war ein hölzernes Nest ohne Magistrat, das weitläuftige Wolmar war fast
zum Nichts zusammengesunken. Daß Dorpat überhaupt noch existirte,
konnte ein Wunder heißen. Nachdem die Stadt schon im Jahr 1704 durch
eine lange und harte Belagerung zu Grunde gerichtet worden, wurden im
Jahr 1708 sämmtliche Einwohner, Alt und Jung, Mann und Weib,
Vornehm und Gering, in die Gefangenschaft nach Wiatka u. s. w. geschleppt,
die Stadt aber an den vier Ecken angezündet und durch Feuer vernichtet.
Als drauf nach dem Nystädter Frieden die Verbannten wieder die Erlaubniß

zur Rückkehr erhalten hatten, fanden diejenigen, die in dem langen Elend nicht umgekommen, ihre Häuser als öde Steinhaufen wieder, die Straßen mit Disteln und Dornen bewachsen, in denen Schlangen und wilde Brut nisteten; sie lehnten ihre Nothhäuschen und strohbedeckten Hütten an alte Mauertrümmer und nährten sich elend und kümmerlich. Die öffentlichen Gebäude waren und blieben Ruinen, so z. B. das Schloß auf dem Dom und das Rathhaus am Markte; an die Mauern und Thore rührte eine menschliche Hand nur, um sie gänzlich einzureißen, wenn sie den Einsturz drohten. Noch um die Mitte des Jahrhunderts waren die Einwohner wahre Bettler und kamen, statt vorwärts zu gehen, immer mehr herunter. Es giebt aus jener Zeit eine Flugschrift, an die Kaiserin Elisabeth gerichtet, unter dem Titel: „Denkmal von Dorpat." (Auf dem zweiten Blatt:) „Die in den letzten Zügen liegende Stadt Dorpat, verstellende 1) ihre gefährliche Krankheit, oder elenden Zustand; 2) ihre Cur, oder die unvorgreiflichen Artzeneymittel, wodurch ihr könnte geholfen werden; 3) den Nutzen, so aus dieser Genesung zu erwarten: von einem dieser Stadt Wohlwollenden verfasset." Ohne Jahr und Ort 4°. Verfasser ist der Dorpater Prediger Staden, das Jahr der Abfassung, wie sich aus dem Inhalt ergiebt, 1747. Als Heilmittel giebt der Autor folgende zwölf an: 1) Befestigung der Stadt, daß sie fürs Erste wenigstens wieder mit einer Ringmauer, „die mehrentheils noch stehet", und mit Thoren versehen werde. (Wozu? um die Marktordnung strenger handhaben zu können? oder damit Dorpat sich wieder als Stadt-Individuum fühle?) 2) Die Oeffnung der in vorigen Zeiten zwischen Dorpat und Pernau versenkten Wasserfahrt; 3) Freiheit von Einquartirung, Zoll, Accise u. s. w. auf gewisse Jahre 4) Geldvorschuß ohne Zins, zum Neubau der Stadt; 5) Wiedererrichtung der Universität; 6) Rückkehr der hohen Collegien, als Hofgericht und Oberconsistorium; 7) Verbot des Landhandels; 8) Befehl, alle Landwaaren auf den Platz Dorpat zu führen; 9) Verbot an die russischen Kaufleute mit deutschen Waaren zu handeln*); 10) Aufhebung des Jahrmarkts zu h. drei Königen; 11) Vermahnung zur Einigkeit; 12) „Die Confirmirung derer Bürger-Privilegien, als wozu sie bis dato, weil sie keine Mittel dran zu wenden gehabt, nicht gelangen können". Diese Vorschläge, von denen einige noch bis auf den heutigen Tag bei den ehrsamen Bürgersleuten der kleinen liv-

*) In dem Exemplar, das wir benutzen, hat ein Leser in alter Zeit die Anmerkung an den Rand geschrieben: „würden die teutsche Kauffleute weniger Wein und mehr Quas sauffen, könnten sie ihre Wahre auch wohlfeiler verkauffen".

ländischen Städte den politischen Katechismus bilden, trafen doch den eigent-
lichen Sitz des Uebels nicht. Die Eröffnung einer kümmerlichen Wasser-
straße nach Pernau*), wenn diese überhaupt möglich war, würde Dorpat
nicht wieder zum Stapelort für das innere Rußland, zum Sitz der Ge-
werbe für weite Gegenden gemacht haben: das neue Alexandrien, das
Peter der Große am Ausfluß der Newa gegründet hatte, drückte die
Städtchen der Ostseeprovinzen von nun an zur Nichtigkeit herab. Und um
so mehr, da diese einst mächtigen Orte im Innern an trostloser Alters-
schwäche litten. Mitten unter zahlreichen Hemmungen, die jeden Aufschwung
hinderten, hielten sich die zaghaften und engherzigen Bürger für immer
noch nicht gedeckt genug, suchten immer neue Grenzlinien zu ziehen und
bettelten um Hülfe. Unter einander zänkisch und neidisch, den Befehlen
ihrer eigenen Obrigkeit widerstrebend, ohne energische Erwerbskraft, klagten
sie in ohnmächtiger Verzweiflung die Einquartierungslast, die Concurrenz
des Landes u. s. w. an. Während die Welt im Großen die neuen Bahnen
zu betreten anfing, die zu der wunderbaren Entfaltung von Reichthum und
Macht im 19. Jahrhundert geführt haben, boten diese kleinen mittelalterlich
zünftigen Inseln das unerfreuliche Bild einer in sich stockenden dumpfen
Gewohnheit. Da sie nicht gut und wohlfeil arbeiten konnten, suchten sie
sich durch alte Vorrechte zu schützen; da immer Einer wider den Andern
war, statt in dem Vortheil des Andern den seinigen zu erblicken, so mußte
die Regierung in Riga oder weiter hinauf in Petersburg immerfort ihre
kleinlichen Händel schlichten. Wie sie sich selbst gegen das feudale und leib-
eigene Land eifersüchtig verwahrten, so hatten ihre Einrichtungen in den
Augen des Adels und der kaiserlichen Oekonomie etwas Altväterisches und
Lächerliches, das zur Neckerei und zum Widerstande reizte. Als mit Ein-
richtung der Statthalterschaftsregierung es sich darum handelte, neue Städte
zu gründen, da tauchte die Frage auf, ob mit oder ohne Zunftverfassung?
Ein politischer Denker in Hupels Nord. Misc., Stück VIII., behandelte
damals diesen Gegenstand und kam nach allerlei Betrachtungen zu dem

*) Auch die Bürgerschaft von Pernau träumte von einer solchen. Bei Anwesenheit der Kaiserin Katharina II. in dieser Stadt, im Jahre 1764, war Abends bei der Illumination am fünften Fenster des Rathhauses der Fluß, der von Pernau über Fellin nach Dorpat führt, und ein Mathematicus, der seine Reinigungs-Instrumenta bei sich hatte, transparent dargestellt und unten stand die Inschrift:

> Ist was hier hindert weggerücken,
> So wird es Stadt und Land beglücken.

schlusse, die Gewerke müßten erhalten bleiben, trotz „der Mode werdenden neugeisterischen Staatswirthschaft, in deren Geiste neuere Schriftsteller wider Zünfte und Innungen declamiren". Ein grelles Licht insbesondere auf die innern Verhältnisse Dorpats fällt durch die Auszüge aus den Rathsprotokollen im letzten Bande von Gadebusch's livländischen Jahrbüchern. Da klagen z. B. die Knochenhauer wiederholt, ihre Collegen aus Reval, Narva und Riga kauften Vieh im dörptschen Kreise; umgekehrt beschweren sich die Gilden, die dörptschen Knochenhauer verkauften ihr Vieh auch nach Riga; dann wieder sträuben sich die Fleischer gegen die vom Rath angesetzte Taxe, die ihnen immer zu niedrig ist. Die Sattler streiten mit den Schneidern, der Streit geht bis ans Hofgericht und dieses spricht das Urtheil, den Sattlern komme alle Arbeit zu, die Kleister, Hammer und Nägel erfordere. Die Bäcker verklagen einen Koch, der Torten gebacken hat; die Schmiede verlangen, der Uhrmacher solle zu ihrer Zunft treten; ein Lohgerbergesell will eine Person heirathen, die nicht amtsfähig ist und zieht sich dadurch den Unwillen der ganzen kleinen Gilde zu: da er von der unfähigen Person abläßt, erhält er das Bürgerrecht; ein Kaufgeselle will in Oberpahlen, 10 bis 11 Meilen von Dorpat, einen Gewürzladen anlegen und beide Gilden treten dawider auf. Vergebens wird gegen die Auf- und Vorkäuferei gestritten: dies Ungeheuer lebt immer wieder auf. Der Statthalter kämpft unausgesetzt mit dem Rath, die Rathsglieder fehden sich unter einander heimlich und öffentlich an, der Bürgermeister wird von den Bürgern und von den Brigadieren und Generalen, die in der Stadt im Quartier liegen, gröblich beleidigt, der Streit zwischen Oberpastor und Diakonus wird im Jahre 1759 so heftig, daß beide von der Kanzel wider einander predigen; die Schneider führen einen Prozeß mit ihren Gesellen, darüber ob diese schuldig seien oder nicht, die bei der Lade sitzenden Meister abzuholen. Nicht immer nahmen die zahlreichen Prozesse ein so glückliches Ende wie in folgendem Fall. Einem Knochenhauer war im Jahre 1740 erlaubt worden, neben der Waage unter dem hölzernen Roth-Rathhause einen Fleischladen anzulegen. Darüber entspann sich ein Rechtshandel, der von Instanz zu Instanz endlich ans Reichsjustizcollegium gelangt war — bis das Objekt des Streites, die Fleischbude, im Jahre 1775, also nach 35 Jahren in der großen Feuersbrunst zu Grunde ging und somit der Rechtshandel von selbst erledigt war.

Je mehr gegen Ende des Jahrhunderts, desto mehr regte sich in beiden Provinzen das Bewußtsein der Versunkenheit, das Streben nach

Verjüngung. Zunächst wirkte die Ermuthigung, die vom Hofe der gro
Katharina, der Freundin d'Alemberts, ausging, dann der allgemeine Ge
des Jahrhunderts der Aufklärung, der sich weit verbreitende französi
Encyklopädismus, der durch die wolfische Philosophie gegebene Rationali
mus, die emancipativen Tendenzen praktischer Staatsmänner in fast all
Monarchien Europas. Früher hatte es in den Ostseeprovinzen keine Bu
laden gegeben: der Buchbinder hielt gewöhnlich einen Vorrath von Bibe
und Gesangbüchern, womit das Bedürfniß gedeckt war. Da kam in de
sechsziger Jahren J. Fr. Hartknoch ins Land und wurde durch seine Buc
handlung einer der größten Wohlthäter desselben. Sein Geschäft in Ri
nahm allmählig einen außerordentlichen Umfang an, seine Versendunge
gingen bis Reval und Petersburg. Die dadurch gewährte Gelegenhe
des Bücherkaufs, die gleichzeitig eingetretene Wiedergeburt der deutsch
Literatur weckten das Interesse an Lectüre und Bildungsfragen. Ba
fanden sich unter der stumpfen Menge orthodoxer Prediger Einzelne, d
im Geiste der neuen Populärphilosophie der Dogmatik den Rücken kehrt
und dem Volkswohl als praktische Menschenfreunde sich widmeten. I
Riga begann Sonntag an der ehrwürdigen Domschule, an der schon Herde
gewirkt hatte, seine segensreiche Laufbahn; in Dorpat dichtete ein fünfzehn
jähriger Jüngling, J. M. Reinhold Lenz, seinen „Versöhnungstod Je
Christi" in klopstockischen Hexametern*), genau um dieselbe Zeit, wo de
junge Göthe, sein nachmaliger Freund und Genosse, seine „poetischen Ge
danken über die Höllenfahrt Jesu Christi" in Reime brachte. In Rev
weckte seit 1783 der junge Kotzebue in anderer Weise ein neues Leben
Er errichtete ein Liebhabertheater, an dem die angesehensten Personen The
nahmen und das im Laufe des Winters regelmäßig öffentliche Vorstellunge
gab. Man muß sich die Enge bürgerlicher Anstandsbegriffe, nach dene
das Schauspielerhandwerk als ein unehrliches galt, so wie den Abschen
mit dem die pietistische Kirchenmoral das Theater betrachtete, vergegen
wärtigen, um die Größe dieses Wagnisses und das Aergerniß, das dadurc

*) Das Gedicht steht in den „Gelehrten Beyträgen zu den Rigischen Anzeigen auf da
Jahr 1766, Stück VII." Der Pastor Th. Oldekop hatte es eingeschickt und begleitete es mi
den Worten: „Ein solches seltenes Genie verdient alle Aufmunterung. Ich hoffe die Les
werden mit mir wünschen, daß die dichterischen Gaben dieses hoffnungsvollen Jünglings sic
immer mehr zur Ehre unseres Vaterlandes entwickeln und erhöhen mögen". Hier fällt un
der Gebrauch des Wortes Genie auf, das einige Jahre später, und gerade mit Bezug au
Lenz und Göthe, in Aller Munde war.

geben ward, zu ermessen. Die Entschuldigung, deren sich die Unternehmer dienten, war der wohlthätige Zweck, aber sie wären damit vielleicht nicht rchgedrungen, wenn sie nicht im entscheidenden Augenblick die Fürsprache ner mächtigen Person, des Generalgouverneurs Browne, den die Petersburger oflust gebildet hatte, für sich gewonnen hätten. Man sehe Fr. Arvelius usführliche Darstellung dieses Kampfes in der von Lenz herausgegebenen vländischen Lesebibliothek, Dorpat 1796. Indeß, wenn auch durch solche Theaterabende eine freiere Humanität geweckt wurde, was diesen Bürgern hinter ihren mittelalterlichen Mauern weit mehr Noth that, als belletristische Bildung, war Mannhaftigkeit, schaffender Muth, Thätigkeit in neuen Bahnen, mit einem Worte Stärkung des Charakters — aber woher sollte diese kommen? zumal, da schon damals eine ununterbrochene Auswanderung gerade die unternehmendsten Köpfe fortführte. Gleichzeitig regte sich die Frage der Bauernemancipation und beschäftigte bald das ganze Land. Nicht bloß war die Leibeigenschaft dem Jahrhundert der Aufklärung an sich ein Gräuel und dem Patrioten eine Beschämung, auch jede landwirthschaftliche Reform, jede neue technische Methode fand an der Stumpfheit und Faulheit der armen Hörigen ein unübersteigliches Hinderniß. Der Bürgersmann in den Städten, der kleine Kaufmann, der auf Rundreisen den Bauern ihren Flachs abnahm, wußte von dem Elend der Unterthanen des Adels Jammergeschichten zu erzählen und die Zuhörer konnten sich ganz dem Gefühl des Mitleids hingeben, da ihre Privilegien nicht ins Spiel kamen. Es waren aber besonders die aus Deutschland gekommenen Hauslehrer, die das durch Gewohnheit abgestumpfte Auge der Landjunker über den Zustand der Sclavenbevölkerung öffneten. Bald kamen dann auch hin und wieder Fälle vor, daß unter dem an den adeligen Hof genommenen Dienstgesinde sich ein Knabe durch Talent für Zeichnen, für Musik u. s. w. hervorthat: einen solchen ließ dann der Herr frei und sorgte für seine Erziehung — darüber allseitige Rührung. Die dem 18. Jahrhundert eigene Schwärmerei für Würde des Menschen, die abstracte Ansicht von der Gleichheit der Menschennatur in Allen erhielt durch solche Beispiele neue Nahrung. Kindlichkeit und Zutrauen waren groß. Die Reformer dachten sich die politischen Aufgaben viel leichter, als sie sind (wie jetzt häufig schwerer). Liest man die damaligen periodischen Schriften, so findet man überall vorstrebende Aufklärung, in Gedanken, Stil und Sprache etwas Abstractes, wasserdünne Allgemeinheit. Die biblischen Redensarten sind verschwunden, man beruft sich auf den weisen Schöpfer und die gütige Vorsehung, preist

die Tugend, strebt nach Vollkommenheit, übt Maß und Billigkeit na allen Seiten, setzt den Nutzen auseinander und hofft das Beste. In de hin und wieder eingerückten Versen hören wir meistens dieselben Tön Eine „Livländerin von Stande" singt in Hupels Nord. Miscellen (178 den Dichter Cronegk an:

Wenn deine Schrift der Tugend Würde lehret,
Dem Laster die geborgte Schminke nimmt:
Dann fühlt man deine Größe und verehret
Dein schönes Herz, das nur für Tugend stimmt —

Daß Herr von Cronegk ein Edelmann war, wird übrigens nicht ohne Ein fluß auf die Begeisterung der Dame von Stande geblieben sein. Unte den Gedichten, „größtentheils durch die glorreiche Regierung der aller durchlauchtigsten Kaiserin, Katharina der Zweiten, veranlasset" (in den ver mischten Aufsätzen und Urtheilen über gelehrte Werke. Ans Licht gestelle von unterschiedenen Verfassern in und um Livland. Band 2. Riga be Hartknoch, 1780—83) finden sich Gegenstände wie folgende: die Ein impfung der Blattern, bei der Genesung J. M. der Kaiserin und S. K. H. des Großfürsten von der Blattercur, die an die entferntern russischen Provinzen versandte physicalische Gesellschaft — Oden, die für die prosai sche, aber in ihrer Naivetät liebenswürdige Bildungs- und Nützlichkeits schwärmerei der damaligen Menschen charakteristisch sind. Schulen einrich ten galt als die Panacee für alle socialen Uebel und die immer näher kom mende Hoffnung, in Dorpat die Universität wieder errichtet zu sehen, be lebte die Gespräche aller Bessern und Gebildetern.

Hier in Dorpat nun war es, wo unser Dichter am 16. (27) Juni (oder Brachmonats, wie man damals sich Mühe gab zu sprechen) des Jah res 1775 geboren ward. Sein Vater, damals Secretär des Rathes, stammte aus Pernau. Wenige Tage nach der Geburt des Knaben, am 25. Juni, brach die furchtbare Feuersbrunst aus, die fast ganz Dorpat in einen rauchenden Schutt- und Aschenhaufen verwandelte. Nach den ersten Monaten eines furchtbaren Elends begannen die Bürger ihre Stadt neu aufzubauen: eine Collecte im Lande hatte über 20,000 Rubel ergeben, die Regierung schoß die Summe von 100,000 Rubeln zinslos auf zehn, dann auf noch zehn Jahre vor. Ein neuer Straßenplan war abgesteckt, in der Stadt durfte nur aus Stein, in den Vorstädten nur mit Ziegeldächern gebaut werden. Wo alles Aeußere seine Gestalt verändert, da befreit sich

[illegible] der Mensch von der Gewohnheit und richtet unwillkührlich seinen Blick [illegible] die Zukunft; glücklich, wenn das alte Philisternest, dessen herrschende [illegible] Zwietracht und Trunk gewesen, in den Flammen aufgegangen war [illegible] die Bürger nur einen Theil der rastlosen Energie in sich fühlten, mit [illegible] amerikanische Ansiedler eine neue Stadt anlegen oder eine abgebrannte [illegible] aufbauen. Aber ein schlimmes Zeichen war es, daß durchgängig [illegible] Handlanger, Zimmerleute und Maurer aus dem Innern des Reiches zum [illegible] gebraucht wurden, die dann auch mit dem erlangten Gewinn wieder [illegible] zogen. Auf die Phantasie des Knaben Petersen aber mußte das geschäftige Treiben in den ersten zehn Jahren nach dem Brande, das Aufsteigen der Häuser, die daliegenden Ruinen, die Erzählungen von der Feuersnoth und den früheren Stätten des Wohnens und Wandelns, die kleinen Nothbehelfe des Lebens und der Einrichtung, die frei daliegenden Gründe der Erde, die in ihren Aschen- und Trümmerschichten von dahingesunkenen Geschlechtern und Wohnungen sprachen — einen unauslöschlichen Eindruck machen. Dorpat ist in seiner Lage, seiner Vergangenheit eine poetische Stadt. Die hohen Ufer des Flusses bilden hier Berg und Thal und gewähren Standpunkte und Aussichten. Auf dem Dome lag ein Schatz vergraben — wie immer an Stätten alter Herrlichkeit —, und so fest und allgemein war dieser Wahn, daß einmal sogar, wie Gadebusch erzählt, im Rathsprotokoll davon die Rede ist. Dort oben lagen die Trümmer des bischöflichen Schlosses, die so schöne Gelegenheit zum Klettern gaben, von dort führte ein unterirdischer Weg irgendwohin, dort oben stand der riesenhafte Rumpf der alten Kathedrale, die einst der herrschende Mittelpunkt des reichen Stiftes gewesen, sichtbar nach Süden bis zu den Gipfeln des Odenpähschen Hochlandes, nach Westen, wie man versicherte, über den großen See bis nach Fellin. Die Thürme hatte vor kurzem der Generalfeldzeugmeister Villebois, der die Binnenstadt Dorpat zur modernen Festung machen wollte, mit frevelhafter Hand abbrechen lassen: oben auf der Plateform sprangen jetzt verwegene Knaben, die sich auf halbzerstörten Stufen hinaufgewunden hatten, warfen mit Steinen, pfiffen und schauten weit ins Land. All' diese Pfade, Bogentrümmer, Verstecke, die daliegenden geborstenen Grabsteine der alten Domherren mit gothischen Umschriften wird der junge Petersen wohl gekannt, durchklettert, auch wohl staunend betrachtet haben. Das Esthnische lernte er, wie in den kleinern Städten von Nordlivland und Esthland gewöhnlich, von früh auf als eine zweite, untergeordnete Muttersprache; vom Russischen wird er schwerlich mehr gekannt

haben, als die Interjectionen und emphatischen Redensarten, wie sie v
den Durchmärschen und der Einquartierung, auch wohl von den einwa
dernden Arbeitern jedem Dorpater geläufig waren. So ruft er in de
Gedicht No. 6 seinem Kutscher zu: „Supai (fahr zu!)“ und in dem Lie
No. 15: „ne boiss (nur nicht ängstlich!)“. Acht Jahre alt kam der Knab
in die dörptsche Stadtschule, die ihre Zöglinge, wenn diese lange gen
aushielten, auf die Universität zu entlassen pflegte. Diese Anstalt, dere
erste Gründung ins Mittelalter hinaufgeht, datirte damals ihren rechtliche
Bestand von 1689, in welchem Jahre Krone und Stadt sich dahin ver
glichen hatten, daß die jetzt so genannte „vereinigte Kron- und Stadtschule
vier Classen und vier Lehrer haben sollte, Rector, Conrector, Subrecto
und Rechenmeister. Der nordische Krieg vernichtete mit der Stadt natür
lich auch die lateinische Schule. Im Jahr 1731 neu eingerichtet, konnt
sie, gleich dem übrigen Gemeinwesen, zu keiner Blüthe gelangen. Der Zu
schnitt war ärmlich, die Gelder waren knapp oder blieben aus, Rath un
Pröpste waren laxe Scholarchen. Die aus Deutschland berufenen Recto
ren suchten baldmöglichst auf eine Pfarre, die ein besseres Auskommen ver
sprach, abzugehen. In Prima war oft gar kein Schüler, auch Secunda
stand im J. 1749 ganz leer. Griechisch wurde aus dem Neuen Testamen
gelernt, lateinische Classiker wurden in der pedantischen Weise der älter
lutherischen Schulen exponirt; doch da Alles in der Schule lateinisch her
ging, so waren die Zöglinge dieser Sprache bei weitem mächtiger als di
Gymnasiasten des 19. Jahrhunderts. Daß der Bakel tüchtig gehandhab
wurde, geht aus einem Vorfall hervor, den Gadebusch unter dem Jah
1751 mit folgenden Worten anmerkt: „Der Rector hatte einen Knabe
von etwa 12 Jahren blutrünstig, braun und blau geschlagen und sich dabe
in Worten wider den Rath vergangen. Dieser nahm sich der Sache a
und klagte beim Generalsuperintendenten.“ Vermuthlich war der Knab
der Sohn eines Rathsverwandten, denn woher sonst die Zärtlichkeit ein
hochedlen Rathes und die begleitende Rede des Rectors? Indeß kam
wie in der Kirche der Rationalismus, so der neue pädagogische Humanis
mus in Livland immer mehr zur Geltung. In Riga hatte der Rector de
Domschule, der treffliche G. Schlegel, der im Jahr 1780 seinem würdigen
Nachfolger Snell das Amt übergab, in einem Aufsatz von Basedows Be
strebungen nicht ohne Anerkennung gesprochen; Rector der dörptschen Schul
wurde der vielverehrte Lorenz Ewers, der mit der Tüchtigkeit der alten
Zeit das liebevollere Verständniß der Kindernatur verband, nach welchem

e neuere Zeit strebte. Daß Petersen sich hier eine bleibende classische
dung erwarb, lehrt fast jede Seite seiner Gedichte. Achtzehn Jahre alt,
J. 1793, nahm er in einem öffentlichen Redeact*) von der Schule
schied, um auf einer deutschen Universität Theologie zu studiren. Er
g erst nach Halle (Nekrolog im Ostseeprovinzenblatt von 1828), dann
ch Jena. Der Sprung von den veralteten Begriffen des stillen Städt-
ns weit hinten jenseits der Ostsee in den literarisch-philosophischen Stru-
l des geistbewegten, gährenden Jena, aus dem Flachlande in die Berge,
n der Schulzucht zu dem Uebermuth akademischer Licenzen, von der mäßigen
hstreinenden Weisheit der provincialen Schul- und Kirchenlichter zu der
eculativen Idealität Schillers und Fichtes — dieser Uebergang konnte
nen Geist wie Petersens wohl berauschen. Als Theologe war er hinge-
mmen, in Goethes Zauberkreisen ward er ein Jünger der neuen ästhe-
chen Ethik, die auf den Trümmern des frühern Dogmatismus sich auf-
baute. Aus den Ostseeprovinzen fand sich damals gerade ein Kreis streb-
ender Jünglinge zusammen, die sich nach den Schilderungen Heinrich
Schmidts (Erinnerungen eines Weimarischen Veteranen, Leipz. 1856) durch
Feinheit und Adel des Benehmens vor den übrigen Musensöhnen auszeich-
neten. Denn roh und renommistisch war das Studentenleben auf diesen
kleinen Universität, die von ihren fürstlichen Protectoren wie eine Macht
gleichen Ranges geschont und gefürchtet wurde. Da zogen die akademi-
schen Bürger zuweilen, wenn sie glaubten, daß ihnen ein Unrecht geschehen,
mit Helmen und Säbeln und Ränzchen auf den Schultern zur Stadt hin-
aus, um die Universität anderswo zu errichten. Dann flogen ihnen Boten
aus Jena nach, der Zug hielt an und nach einigen Verhandlungen und
Bewilligung ihrer Forderungen rückten sie dann wieder, wie einst das rö-
mische Volk, brüllend und mit den Hiebern rasselnd zum Thor hinein. Aus
dieser Zeit (1795) ist uns ein Gedicht Petersens: „der alte Bursch“ erhal-
ten worden, welches mit lebendigen Farben jene Ausschweifungen schildert,
die dennoch, wie man wohl sagen darf, nur die Gegenseite der geistigen
Freiheit waren und wie eine rauhe Schale die innere Unschuld bedeckten.
Gewiß mit demselben Gleichmuth, wie sein alter Bursch,

> Wenn er vor dem versammelten Senate,
> Wie Catilina, schnöde Reden führt,

*) Welcher nach Recke und Napiersky gedruckt wurde. Uns ist das Schriftchen nicht zu Gesicht gekommen. Warum gab aber der Sammler von Petersens Gedichten, wenn er es nicht ganz aufnehmen wollte, nicht wenigstens einen Auszug oder eine Inhaltsanzeige?

Und wenn ihn ein Beschluß vom hohen Rathe
Auf neun und neunzig Jahre relegirt —

kehrte auch Petersen in ähnlichem Falle der Musenstadt den Rücken und fand sich bei den Eltern in Dorpat wieder ein. Die kleine Stadt lebte damals in glänzenden Hoffnungen. Die vorgeschossenen hunderttausend Rubel freilich, die im J. 1795 fällig waren, aufzubringen, schien fast unmöglich und kostete manchem Bürger sein neugebautes Haus — allein die vielen leeren Räume schienen zur Aufnahme einer Universität wie geschaffen, und wie viel Erwerb und Verdienst, wie viel Nahrung und Bildung versprach eine so große Anstalt! Was im Lande, besonders in der Nähe Dorpats, an gebildeten Hauslehrern lebte, machte sich Hoffnung, bei der neuen Universität verwendet zu werden. Das Rathhaus, dessen Grundstein noch Gadebusch gelegt hatte, ging seiner Vollendung entgegen, über den Fluß führte eine schöne steinerne Brücke, der Dom, als Grund und Eigenthum der neuen Corporation, sollte wie in bischöflichen Zeiten mit eigener Immunität an das Territorium der Stadt gränzen. Daß ein frisch von der Akademie Gekommener, wie der junge Petersen, zunächst Hauslehrer wurde, war der Regel gemäß und so hatten die Eltern, die ihn in der Nähe Dorpats und der künftigen Universität behalten mochten, eine Stelle für ihn fertig — im Hause des Geheimeraths v. Vietinghof, der selbst später einen thätigen Antheil an der Gründung der Universität nahm. Als Glied dieser Familie und im Amte eines Hofmeisters verbrachte nun Petersen die nächsten Jahre bald in Dorpat, bald auf Schloß Marienburg, fand auch Gelegenheit nach Riga und St. Petersburg zu reisen und Freunde zu besuchen, die zerstreut im Lande wohnten. Eine uns vorliegende Reihe Briefe aus den Jahren 1798 und 1799, die zwar nicht von Petersen, aber von einem Jugendfreunde an ihn geschrieben wurden, werfen hinreichend Licht auf seine damaligen Meinungen und Beschäftigungen. Man ersieht daraus, daß er alle Resultate der ungeheuren ästhetisch-religiösen Umwälzung, die im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in Deutschland vor sich gegangen war, bereits als persönliche Ueberzeugung in sich trug. Zum Geistlichen im bisherigen Sinne, auch zum rationalistischen Aufklärer im Predigerrocke war er verdorben und es bedurfte keiner hämischen Zungen, ihm diesen Stand zu verleiden. Sein Abgott war Shakespeare; mit dem hellblickenden Naturalismus dieses Dichters beurtheilte er Menschen und Dinge um sich her, traditionelle Einrichtungen, heilige Autoritäten. Hatte er ohne Scheu und Scham mit

er Waffe des Witzes sich Raum geschafft, dann gab er sich den großen Genien mit um so innigerer Huldigung hin. Der Reiz, den auch die Romantiker in Deutschland empfanden, der blöden Menge und ihrem Handwerksverstande mit tieferer Einsicht und feinerem Phantasiegenuß gegenüberzustehen, mußte in einem Lande, wo so vieles, Klima und Volk, unendliche Winter, lange Nächte, gefrorene Fenster, dicke Oefen, Branntwein und Sclaverei, kurz die ganze Gestalt des Lebens unmittelbare Barbarei in sich trug, von besonderer Stärke sein. Es war doppelt süß von Griechenland zu träumen, indeß der Schnee alle Dinge begrub und rohe Pelze die edle Menschenform unkenntlich machten. Daß Petersen an eine Dichterlaufbahn dachte, die ihm beschieden sein könnte, geht z. B. aus seiner Aeußerung hervor: „Freue dich, Brüderchen, im 25. Jahre schrieb Shakespeare sein erstes Stück!" Der Freund nimmt davon Anlaß, Petersens poetische Anlagen zu preisen, fordert ihn dringend zu ästhetischen Versuchen auf und schließt damit: das Feld, zu welchem ihn sein Genie bestimme, sei das der Satire, oder wie wir heutzutage mit einem damals noch wenig gebräuchlichen Ausdruck sagen würden: des Humors. Als dann im Jahre 1802 die „Irrwisch-Universität", wie Petersen sie nennt, „die hier entsteht und dort vergeht" (denn man schwankte anfangs zwischen Dorpat und Mitau, auch wurde Pernau genannt), endlich in Dorpat gegründet und nach den damaligen Umständen reichlich dotirt war, da fand auch der geistreiche junge Hauslehrer an ihr sein Plätzchen: er wurde Censur- und Bibliotheksecretär, zugleich auch Lector der deutschen Sprache (bis zum Jahre 1819). Von nun an lebte er in seiner Vaterstadt ohne großen Schicksalswechsel, von seinen Freunden vergöttert, wegen seines heitern Witzes überall willkommen, schwelgend im Mitgefühl der großen Dichter aller Zeiten, Morgens fleißig in Amtsgeschäften, Abends gern beim Glase Grog, die Seele eines wechselnden Kreises alter und neuer Genossen. Und nicht bloß als geistreichen Gesellschafter und wackeren Trinker (er nennt sich selbst scherzend eine „Cisterne" und einen „kühnen Wahrheitsforscher", weil in vino veritas), sondern auch als humoristischen Dichter kannte ihn bald Stadt und Land. Kleine Gelegenheiten des localen Lebens wußte er zum Entzücken der Philister durch heitere Verse zu adeln und in eine größere Bildungssphäre hinüberzuführen. Die Zunftgelehrten in dem neuen corpus academicum mögen ihn wenig beachtet haben, auch hatte er selbst kein näheres Verhältniß zu der strengen Wissenschaft, doch war Haltung und Sitte der Universität in jenen Jugendjahren leichter und es gab noch manchen Pro-

fessor, der lieber ein Citat verloren gehen ließ, als einen Witz unterdrü[ckte].
Daß Petersen schon frühe den Beinamen „der Dicke" verdiente, lehrt [seine]
Selbstschilderung vom Jahre 1801: „Ein monstrum horrendum et ingen[s]

Ein Bonzenangesicht, das wie der Vollmond glänzte,
Ein Kopf, der geistlos wie ein Kürbis war,
Auf dem ein Restchen dünnes Scheitelhaar
Wie ein Saturnusring die blanke Glatze kränzte —"

und mit der Wohlbeleibtheit wird sich eben so früh ihr Correlat, die lau[n]ige Behaglichkeit eingefunden haben. Für die Enge und Gleichgültigke[it] des prosaischen Lebens in der kleinen Stadt entschädigten die Bacchusfeste, die einer und der andere der Freunde in ihren Häusern veranstalteten, di[e] Abende auf der „Musse", im stillen Hause im Wallgraben, im Winkelclu[b] bei Volkmann und bei Richter, der phantastische Scherz, die tolle Posse, die Traumfreiheit, die aus den Gläsern aufstieg. Da öffneten sich „Goethe's und Shakespeare's Zauberwelten"; da steigerten sich die Eigenheiten der Individuen in gegenseitiger neckender Uebertreibung zur befreienden Komik, die dann von selbst das Band der Liebe noch inniger knüpfte. Bezeichnend für den Geist, der bei diesen Zusammenkünften waltete, ist z. B. folgender Zug: die Genossen sind versammelt, der Hochzeit eines abwesenden Freundes zu gedenken; die Plätze um den großen runden Tisch sind besetzt, die Gläser gefüllt — worin besteht die Hauptfeier des Abends? Einer der Anwesenden, ein Pastor, liest zur Erquickung einen Abschnitt aus Jean Pauls Blumen-, Frucht- und Dornenstücken vor! Herabstimmend aber wirkte später die bei Petersen sich einstellende Harthörigkeit, ein trauriges Uebel bei seinem gerade auf geselligen Verkehr so sehr angelegten Naturell; dann häusliches Unglück, eine geistige Krankheit seiner Frau, einer Französin, mit der er sich im Jahr 1803 verbunden hatte, der Verlust zärtlich geliebter Kinder. Seinen einzigen übrig gebliebenen Sohn hatte er einem Freunde zur Erziehung übergeben müssen, dem Propst Berg in Hallist; diesen zu besuchen fuhr er zu Weihnacht 1822 bei heftiger Kälte über das Eis des Sees, brach mit dem Schlitten in eine offene Spalte, ward halb-erfroren nach Dorpat zurückgebracht und endete in der Neujahrsnacht auf 1823, in der vollen Kraft des Mannesalters, zum Entsetzen der Freunde, weit und breit beklagt, ein erbärmliches Opfer eines tückischen Zufalls und unholden Klimas.

Ueberblicken wir die hinterlassenen Gedichte des Dorpater Humoristen im Zusammenhange, so finden wir Inhalt und Gegenstand mehr ästhetischer

als politischer, mehr persönlicher als allgemeiner Natur. Auch darin sind sie Kinder der Zeit. Denn zwar gingen damals die gewaltigsten Begebenheiten über den Welttheil; Länder wechselten ihre Herren wie Landgüter, wurden zerstückelt oder zusammengeschlagen wie diese; jedes Jahr brachte glänzende Feldzüge, entscheidende Schlachten — dies war für den Bürgersmann, der Abends kannegießerte, ein unerschöpflicher Stoff, aber politisch verhielt er sich dabei nicht. Zwar wirkte zum Sturze Napoleons die Theilnahme des niedersächsischen Volkes mit, aber nur als dumpfer, reagirender Racenwiderwille, nicht im Dienste einer politischen Idee. Für das Deutschthum aber konnte Petersen so wenig, wie Goethe, sich erwärmen; über dies blinde und enge Gefühl (!) hatte ihn die humane Bildung, die aus unsern Klassikern sprach, erhoben; über E. M. Arndt drückt er sich einmal wegwerfend aus, ein andermal verhöhnt er die Siegesfeier eines damaligen Kriegshelden in einem ironischen Gedicht, ja er ergriff, wie man erzählt, förmlich für Napoleon, als seinen Helden, Partei. Unter andern Umständen hätte Petersen, dem es nicht an scharfem Blick, auch nicht an Kühnheit fehlte, wohl ein politischer Satiriker werden mögen. In seinen frühern Gedichten fehlen kleine Züge der Art nicht, z. B. wenn er von einem Hunde rühmt:

Und ließ sich ruhig peitschen wie ein Esth' —

oder einem Hauslehrer, der einen Junker zu erziehen hat, zuruft:

Und wisse, jeder junge Herr von
Wird einst ein alter Herr von Von,
Trotz dem moralischen Geplärr von
Dem ἀγαθόν und dem καλόν —

oder wenn er wünscht, sich auch von Petersen nennen zu dürfen:

Und wollte mir Gott noch das vergönnen,
Daß ich mich könnte von Petersen nennen,
Daß ich dann könnt' im — — —
Den wahren Stein der Weisen finden
Und 's Satans Alchymie ergründen,
So thät' ich von Herzen gern Verzicht
Auf's letzte Fünkchen Seelenlicht —

oder wenn er den faulen Sybaritismus seines Heimathlandes verspottet:

Wohl ist, seit ich wieder frier' im Norden,
Manches davon pur Fett geworden,
Bin doch ein Livländer comme il faut —

aber sein satirischer Kampf ist doch hauptsächlich gegen die veralteten Begriffe in Poesie und Aesthetik gerichtet und seine Feinde sind im kleinen Kreise dieselben, gegen welche die romantische Schule, auch wohl die Xeniendichter selbst im Felde lagen, der phantasielose Alltagsverstand, die hausbackene Trivialität, die vulgäre Plattheit. Denn wie Goethe's Genius nicht allsogleich die große Menge in Preußen unterwarf, sondern Nicolai, Biester, Mendelssohn, Engel, Garve immer noch die ächten Organe des dort herrschenden Volksgeistes blieben, wie dort nicht Wilhelm Meister, sondern Lafontaine's Romane von allen Seiten ein thränenvolles Echo des Entzückens erweckten, ganz so in Livland, welches Merkel erzeugt hatte, und in Esthland, wo der beim Demos weit und breit gewaltige Kotzebue lebte. Wie tief Petersen dies gemeine Urtheil und die Wortführer desselben verachtete, sehen wir aus der „Prinzessin mit dem Schweinerüssel." Da klagt z. B. der kleine hölzerne Nußknacker, der personificirte „Freimüthige", daß sein Rachen nicht weit genug sei, um die beiden ungeschlachten Kokosnüsse, Goethe und Schelling, zerknacken zu können; da schildert der Hanswurst die altväterische Gelegenheitspoesie in der guten Stadt Riga:

> Wie liebt man nicht in Riga die Dichtkunst!
> Zwar nicht als Kunst, doch eben als Nichtkunst,
> Ohn' alle Inspiration und Magie,
> Ganz nüchterne Casualpoesie!
> Da schlägt jeder Bäcker und jeder Bader
> Sich selber die poetische Ader —
> Da fällt kein Sperling vom Rathhausdach,
> So schallt ihm ein Nänie nach.
> Giebt Hans der Grete die rauhe Hand,
> So umflattert sie ein bedrucktes Band
> Und ein Gestöber von weißen Blättern
> Ueberschneit sie von Basen, Muhmen und Vettern.

Petersen selbst lebte und webte so sehr in Schiller und Goethe, daß er nicht bloß Sentenzen beider Dichter häufig im Munde führte und z. B. in den letzten Tagen mit erfrorenen Füßen noch ausrief:

> Das Haupt ist frisch, der Magen ist gesund,
> Die Beine aber wollen nicht mehr tragen —

sondern auch in seinen Gedichten die Parodie Goethescher und Schillerscher Originale besonders gern zu komischem Effekt benutzt. Da wird die Un-

[...]ch bei einer Fahrt vom Lande in die Stadt (Nr. 22) mit den Schmer[...]
[...]rufen der Kindesmörderin ausgedrückt oder die Vorsteher der dörptschen
[...]sse singen nach der Melodie des Reiterliedes:

Auf, auf, Kameraden, zu Tisch, zu Tisch —

[...]d die „Prinzessin" besteht fast ganz aus parodischer Verwendung allbe[...]
[...]nnter Dichterstellen, wie wenn die Zose ausruft: Nach Reval möcht ich!
[...]d der Hanswurst darauf erwiedert:

Zum Kotzebue?
Du ahnungsvoller Engel du!

[...]lmälig aber gewinnen Motive und Gesichtspunkte der romantischen
Schule Herrschaft über Petersen und seine Gedichte tragen den neuen ro[...]
[...]antischen Hochgeschmack an sich. Er befreundet sich mit Hans Sachs
[...]nd Fischart, mit Burkard Waldis und der naiven Thierfabel; er bildet
[...]thnische und finnische Volkslieder nach und führt den alten Owen in
[...]eutschem Kleide vor; er alterthümelt und erzählt christliche Legenden; er
[...]ichtet ein phantastisch-ironisches Märchendrama, in welchem, ganz nach
Weise der Romantiker, literarische Kritik die Maske des Zauberglaubens
[...]ald vornimmt, bald lüftet und die dramatische Kunst sich selbst und ihre
[...]igenen Zwecke verhöhnt. Die „Wiege" und „St. Peter und der Drescher"
[...]ind heitere Schwänke mit dorfmäßiger Lebensmoral, im glücklichsten Knit[...]
[...]elverston, die aber doch wieder durch geflissentliche Häufung von Archais[...]
[...]nen und Fischartischen Wortfratzen ganz romantisch sich selbst ironisiren.
Die „Prinzessin mit dem Schweinerüssel", die übrigens um einige Jahre
[...]u spät kam, enthält Ansätze von Charakteristik, von dramatischer Wahr[...]
[...]eit, die mitten in dem Selbstvernichtungsspiel sich wie unwillkührlich gel[...]
[...]end machen und von des Dichters gesundem, auf das Wirkliche gerichte[...]
[...]en Talent Zeugniß geben, während das gleichnamige Stück von Falk nir[...]
[...]ends die Sphäre des Abgeschmackten verläßt. Auch heller und unter[...]
[...]altender finden wir das Petersensche Drama, als z. B. „Prinz Zerbino"
[...]der den „gestiefelten Kater", Stücke, deren Reichthum an Geist auch nicht so
[...]roß ist, als sie sich die Miene geben möchten. Mehr als in diesen vorneh[...]
[...]neren Producten glänzt nach unserem Urtheil Petersen's Muse in den
Scherzgedichten an Freunde, in den Gelegenheitsversen. Hier ist überall
[...]prudelnder Witz, offene Munterkeit, ohne daß der Hintergrund gediegener
Bildung verschwände, die dem bloßen Lustigmacher fehlt. Selbst wo der
Dichter nur Spaß zu treiben scheint, z. B. in den beiden Traueroden auf
[...]ingeschiedene Hunde, belacht er, gleich dem Dichter des Atta Troll, doch

nur das Menschenleben. Er hat für das Charakteristische mensch-
Persönlichkeiten einen scharfen Blick, darum eine böse Zunge, aber das un-
verkennbar freundliche Gemüth, die gewinnende Herzlichkeit halten auch da,
wo die beißenden Anschuldigungen weit gehen (z. B. Nr. 13), alle Krän-
kung fern. Die Wärme der Freundschaft, die wir überall empfinden, ver-
wandelt und veredelt die muthwilligsten Lästerungen zum ächten poetischen
Humor.

Was Mittel und Stil der Darstellung im Engern betrifft, so spielt unser Humorist aufs übermüthigste in Vergleichungen des Hohen mit dem Gemeinen, in kolossalen Uebertreibungen, in groben Obscönitäten. Ein Wort, das in Goethe's Jugendkreise beliebt war, ist auch bei Petersen nicht selten. Arge Cynismen begegnen auf jeder Seite; daß sie für den Dichter Reiz haben, spricht für die Keuschheit seiner Seele, obgleich wohl für einen ursprünglich dualistischen Sinn. Der Rhythmus fließt mit gefälliger Leichtigkeit dahin; in der Virtuosität, schwere, seltene, zusammengesetzte Reime aufzufinden und komisch zu benutzen, wird Petersen auch von Heine nicht übertroffen, z. B.

> Wer wonniglich dann wie ein Buchfink
> Dich leben so und lieben sieht,
> Wie Cincinnat, der hinterm Pflug ging,
> Und Curius, der Rüben briet —

oder

> Und schläft aus allen Nüstern schnarchend,
> Als wär' er schon Papst und läg' auf Barchent.

Am meisten aber wird der poetische Stil charakteristisch durch Einmengung der localsten Livonismen, die sonst in Schrift und Druck keinen Eingang finden und sich mit pathetischen Reden, lateinischen Floskeln, Dingen von allgemeiner Geltung aufs ergötzlichste stoßen und begegnen. Wer künftig ein livländisches Idiotikon zusammenstellen will, der wird in Petersen's Gedichten zahlreiche und werthvolle Beiträge finden. Ich will nur ein Beispiel anführen. Prinz:

> Drauf reich' ich dir meine fürstliche Hand!
> Und Geld sollst du haben...
> Hanswurst: Wie Meer am Sand!

Dem liv- und esthländischen Dialekt ist es nämlich eigenthümlich, daß das Gesprochene sehr schnell vom Munde geht, der Redende daher häufig strauchelt und Verwechselungen wie im obigen Falle begeht.

Wir sind am Schlusse mit unserer Skizze, deren Gegenstand ohnehin manchem als der Rede nicht werth erschienen sein wird, und fügen nur noch für diejenigen, denen diese Gedichte nie zu Gesicht gekommen sind, eins derselben hinzu, das sich allenfalls mittheilen läßt. Es schildert eine Winterfahrt von Dorpat nach der Gegend von Fellin und zeigt uns den Dichter in seiner ganzen scherzhaften Liebenswürdigkeit. Auch ahnungsvoll sind die schönen Worte von der funkelnden Bahn, auf der der Ton, gleich dem Leben, dumpf verhallt, denn auf demselben Eise war es, wo der Dichter später, wie mehrmals erwähnt, einen frühzeitigen Tod fand.

An Julius Lohmann in Woiseck.

Nach bekannter Melodie.

Bruder brüderlich!
Herz- und liederlich
Drück' ich dich an meine Brust!
An Woiseck denk' ich Nacht und Tag,
An dich, an Arrak und Tabak.
O süßer Wahn!
O Schlittenbahn!
Du bringst mir Lieb' und Lust.

Komm, Winter, bald;
Sei streng und kalt
Wie ein Verstandesmann!
Komm, zieh des Wirzjerws „feuchtem Weib"
Den Eisespanzer auf den Leib,
Und ihr, Moräst',
Seid brückenfest!
Ich leg's aufs Brechen an.

Mel.: Hebe, sieh in sanfter Feier.

Hebe dich zur sanften Feier,
Herbst! und nimm den Muff zur Hand.
Zieh' den weißen Marmorschleier
Ueber See und Land.

Ein wenig ist's Land zwar gepudert,
Ein wenig gefroren der Dreck;
Doch im Wirzjerw wird noch gerudert,
Und die Sonn' leckt den Schnee wieder weg.

Mel.: Bekränzt mit Laub.

Geduld, Geduld! Wer hinkt, kommt auch zu Biere;
Was langsam kommt, wird gut!
Geduld, bald steht der Schlitten vor der Thüre,
Steig ein mit frohem Muth!

Mel.: Freut euch des Lebens.

Bringt mir den Pelz her!
Schlingt mir den Gurt um den Leib!
Setzt mir die Mütz' auf!
Mach fort, mein Weib!
Allein das Weibsvolk nählt und quält;
Bald hier, bald da, bald dort was fehlt;
Sie steht mich an und ruft: „Herr Je!
Erfrier dir nicht den großen Zeh!"

Mel. des Kuhreigens: Ho i nit a schöne gute Wetzstoa.

Ho ich nit a schöne Paar Pelzschua?
Didl dul tua, didl dul tua,
Didl dul tua, didl du! —

Geldners Mel.: Der Schäfer putzte sich zum Tanz.

Und fort nun gehts — der Kutscher pfeift,
Die Peitsche knallt, der Schlitten schleift,
Als hätten Rosse Schwingen.
Die Stadt im Nebelflor entflieht,
Und knisternd pfeift der Schnee sein Lied,
Juchhe, juchhe! juchheissa he!
Und hell die Schellen klingen.

Mel.: Brüder lagert euch im Kreise.

Rechts und links die Dörfchen fliegen,
Ilmazal bleibt ferne liegen,
Porri — so vom Dreck benannt —,
Prangt im silbernen Gewand.

Mel.: Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus.

Bei Werrewa geht's auf den Wirzjerw dann,
Hoho!
Wie strahlet und funkelt die herrliche Bahn,
Halloh!
Es stampfen die Rosse, daß weit es erschallt,
Und dumpf in der Ferne der Ton verhallt:
Hoho! halloh! hoho!
Auch das Leben verhallet also!

Mel.: Wo willst du klares Bächlein hin.

Des Waldhorns Töne hört mein Ohr,
Von wannen?
Ein wirthlich Dach blickt dort hervor
Aus Tannen.
Da wohnt die schöne Försterin
Mit blauem Aug' und Taubensinn.

Mir wird's so schwer, so schwer, vom Ort
Zu scheiden!
Hier lebt' ich gern und immerfort
Mit Freuden!
Ihr Arm und Busen ist so weiß,
„Es wird mir gleich zum Dampfen heiß!"

Mel.: Schöne Minka, ich muß scheiden.

Schöne Jägerin, muß eilen,
Darf nicht mehr in Waibla weilen,
Darf dein — — — —
Doch Dir bleibt mein Herz.
Und auf hochbeschneiten Auen,
Unterm Schnapsen, unterm Kauen
Werd' ich zart nach Dir miauen,
Wie der Hinz im März.

Mel.: God save great George the King.

So geht's wie auf der Flucht
Bei Addra quer die Lucht
Und — nous voilà.
Und von der Treppe spricht
Mit freundlichem Gesicht
Lohmann: „Du dicker Wicht,
Bist endlich da!“

Victor Hehn.

Ueber die geographischen Gränzen und die Nationalität der Wissenschaften.*)

Der Naturforscher im weitesten Sinne des Wortes hat nicht nur die Verpflichtung, Neues zu entdecken und zu erfinden, um seinen Trieb zur Erkenntniß des Wahren zu befriedigen und seinem Nebenmenschen zu nützen, sondern aus demselben Grunde ist er berufen, Irrthümer und althergebrachte Vorurtheile, deren einzige Stütze der Autoritätsglaube ist, aufzudecken und zu vernichten.

Dieser letztere Beruf ist nicht beneidenswerth: denn einmal ist der Gegenstand, welcher vernichtet werden soll, nicht immer so wichtig, daß durch den Umsturz desselben ein wissenschaftlicher Zweig eine bedeutende Vervollkommnung erreicht oder eine vollständige Umwandlung erleidet; das Verdienst des Umstürzenden ist also nur ein sehr geringes. Auf der andern Seite ist ein solch' revolutionäres Beginnen ein undankbares, weil es eben an hergebrachten Vorurtheilen, an der Bequemlichkeit rüttelt und nach verschiedenen Seiten hin die Eitelkeit verletzt, eine Schwäche, deren sich selbst die hervorragendsten Geister nicht immer entschlagen können und deren geringstes Symptom ein selbstzufriedenes Schmunzeln ist.

Wer die Geschichte der exacten Wissenschaften, besonders der ange-

---

*) Diese Rede war zum Vortrage in einer der allgemeinen Sitzungen der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Königsberg bestimmt. Ein unliebsamer Zufall verhinderte den Verfasser dort zu erscheinen.

wandten Heilkunde, nicht ohne ethischen Kriticismus überschaut, wird un-
schwer bemerken, daß manche Erfindungen und Entdeckungen mit dem Na-
men des Landes bezeichnet werden, in welchem sie augenfällig gemacht und
aus welchem sie in andere Länder eingeführt wurden, mochten sie nun eine
große oder geringe Bedeutung für den betreffenden Zweig der Wissenschaft
haben. Man spricht von deutschen, französischen, englischen und anderer
Länder Erfindungen, die Heilkunde besitzt deutsche, französische, englische,
indische, russische, spanische, amerikanische Heil- und Operationsmethoden
und man nimmt gewöhnlich solche Benennungen in gutem Glauben hin,
ohne daran zu denken, ob sie auch eine Berechtigung zu ihrer Existenz be-
sitzen, ob sie nicht vielmehr aus einer schlecht verhehlten Eitelkeit und einer
unrichtig angewendeten Vaterlandsliebe entstanden sind, gleichviel ob die
Entdecker und Erfinder selbst oder Andere eine solche Benennung in Lauf
gebracht haben.

Ich spreche von vorn herein jeder Entdeckung oder Er-
findung die Berechtigung ab, sich den Namen irgend eines
Landes beizulegen; ich halte eine solche Benennung für un-
wissenschaftlich und für das Land, von welchem der Name
genommen wurde, in mancher Beziehung für bedenklich.

Mag diese Behauptung vor der Hand paradox erscheinen, ich werde
dieselbe zu begründen suchen, doch möge es mir nicht verargt werden, wenn
ich die Beispiele, an welche ich meine Beweisführung knüpfe, vorzugsweise
demjenigen Zweige der exacten Wissenschaften entnehme, dessen Bearbei-
tung der Zweck meines Daseins ist.

Alle Völker unseres Erdballs sind bildungsfähig nach der Organisation
ihrer Sinne im Allgemeinen und wir dürfen von diesem Ausspruche selbst
keine Ausnahme für Botokuden, Feuerländer und Neuseeländer machen,
denen bis jetzt noch die geringste Intelligenz zugesprochen wird. Nur äu-
ßere zufällige Verhältnisse, Beschaffenheit des Landes, Zahl der Bevölke-
rung, Regierungsform, Verbindung mit andern Völkern haben auf einige
Völker günstiger als auf andere eingewirkt, weshalb jene sich vorzugsweise
die gebildeten nennen. Würden solche vereinten günstigen Verhältnisse
bei anderen Völkern, die wir wilde zu nennen pflegen, eingewirkt haben,
so wäre die Reihe vielleicht an uns, Barbaren genannt zu werden. Aus
diesem Grunde haben wir kein Recht, uns stolz Nationen gegenüber zu
stellen, die unsere vermeintliche Bildungsstufe noch nicht erreicht haben,

sondern nur die Pflicht, uns diese Bildungsstufe zu erhalten und anderen weniger gebildeten Nationen mitzutheilen.

Der Ausdruck: Bildung ist ein sehr relativer Begriff, weil er sich meistens nur auf eine kleinere Zahl von wahrhaft Gebildeten bezieht, die als solche den Ton angeben und daher in dieser Beziehung als Repräsentanten ihrer Nation gelten. Würden wir z. B. den allein richtigen Maßstab einer geistigen Bildung: das Vermögen, Gedanken durch Zeichen aufzunehmen und durch Zeichen wieder zu geben, kurz Lesen und Schreiben auf Frankreich, England, Belgien und Italien anwenden, so würden wir die Bewohner derselben nicht zu den Gebildeten rechnen dürfen, weil der Mehrzahl derselben dieses Vermögen abgeht. Und doch thun wir dies nicht, weil wir fühlen, daß gleiche geistige Bildung nicht das Gemeingut einer ganzen Nation sein kann, sondern nur einer kleinen Anzahl Begünstigter zugetheilt ist, denen die höhere Erkenntniß nicht von der Masse des Volkes zugetragen, nicht von ihm auf jene aufgehäuft wurde.

So wenig daher eine ganze Nation für die Verbrechen und andern Ausschreitungen eines ihrer Landsleute verantwortlich gemacht werden kann, ebenso wenig kann sie eine Entdeckung oder Erfindung, welche von einem ihrer Mitbürger gemacht wurde, für eine nationale ansehen und derselben ihren Namen aufdrücken, — nur freuen kann sie sich, hervorragende Menschen zu den Ihrigen zu zählen.

Noch ein anderer Grund, welcher die Benennung einer Erfindung nach einem Lande nicht rechtfertigen läßt, liegt in dem Umstande, daß häufig dieselben Entdeckungen und Erfindungen an verschiedenen Orten gleichzeitig gemacht werden, und es erst oft einem Bevorzugten durch Zufall oder Berechnung gelingt, aus den mehr oder weniger unvollkommenen Versuchen seiner Vorgänger diese Entdeckungen für die ganze Menschheit nutzbar zu machen. Verschiedene Nationen haben also dazu beigetragen, ein augenfälliges Resultat hervorzubringen und keine ist somit berechtigt, ihren Namen allein demselben beizulegen. Aus diesem Grunde ist es falsch zu sagen, Amerika sei eine spanische Entdeckung, denn einmal war Columbo kein Spanier und schon vor ihm waren Normannen nach dem sogenannten Weinlande verschlagen worden.

Ebenso wenig ist die Verwendung des Wasserdampfes zur Bewegung von Maschinen eine englische Erfindung, da Versuche zu diesem Zwecke früher schon in andern Ländern angestellt worden waren.

Nur eine Entschuldigung, aber auch nur Entschuldigung für die

Benennung einer Erfindung nach einem Lande liegt in der Unkenntniß üb
den Erfinder selbst. So sagen wir, der Seidenbau sei eine chinesisch
Erfindung, so wie der Anbau der Theestaude, — wir nennen das unte
jährige Bier bairisches, weil uns der Name des würdigen Klosterbrude
abhanden gekommen, der dasselbe zuerst zufällig bereitete; — wir nenne
die Operationsmethode: eine neue Nase aus der Stirnhaut herzustelle
die indische, weil die ostindische Criminaljustiz durch häufiges Nase
abschneiden einen oder mehreren ungenannten indischen Aerzten Gelegen
heit gab, über den Ersatz der verloren gegangenen nachzudenken und Restau
rationsversuche zu machen, was in einem andern Lande unter gleichen Ve
hältnissen sicher ebenfalls geschehen wäre; — wir nennen hingegen ein
neue Nase aus der Armhaut genommen nach der italienischen Me
thode bearbeitet, weil sich dieselbe wahrscheinlich traditionell unter einige
zünftigen Familien Süditaliens entwickelte und erhielt, bis sie das Gemein
gut der Wundärzte wurde. Es ist uns aber bis jetzt nicht gelungen
aus dem Charakter der Indier sowohl als der Italiener und ihrer da
maligen Bildungsstufe zu beweisen, daß nur von einem Mitgliede diese
Völker diese und jene Methode erfunden werden mußte, und so hat di
Benennung indisch und italienisch nur die Erlaubniß in historische
Beziehung angeführt zu werden, darf aber nie als Eintheilungsprincip i
Vorträgen und Lehrbüchern über plastische Chirurgie gelten.

So wie indessen ein einmal begangener Fehler im Verlaufe neue gebiert
so ging es auch der plastischen Chirurgie; die italienische Methode wurde vo
v. Graefe durch theilweise Vereinfachung modificirt und aus diesem Grund
die deutsche genannt; folgerichtig hätte Dieffenbach seine noch viel weite
gehende Vereinfachung die Märkische oder Berliner Methode, Burow sein
Plastik mit dreieckigen Hautausschnitten die ostpreußische Methode nenne
können. Aufgeschreckt durch den Ausdruck: deutsche Methode beeilt
sich Serre in Montpellier eine französische Methode der plastischen Chi
rurgie zur Geltung zu bringen und stempelte dazu ein schon von Celsu
beschriebenes Verfahren, durch horizontale Einschnitte verlängerte Hautlap
pen einander zu nähern, ein Verfahren, welches nach strengen Begriffe
der Plastik gar kein plastisch-chirurgisches Verfahren ist.

So geht eine fehlerhafte Benennung, sich allmählig vergrößernd durc
die Gelehrtenwelt und artet zuletzt in Widersinn aus, denn ihr fehlte de
wissenschaftliche Grund, ihre Mutter war Unwissenheit oder Eitelkeit un

[illegible] Geburt giebt zu Eifersüchteleien und zu Reclamen Veranlassung, welche eine ernste Wissenschaft erniedrigen.

Glaube ich hiermit kurz bewiesen zu haben, daß Benennungen von Erfindungen und Entdeckungen nach einem Lande, sowohl in Beziehung zur Bildung einzelner Individuen als der internationalen Verhältnisse, wissenschaftlich nicht begründet sind, so schließe ich eine Frage über einen Gegenstand an, welche eine Folge des Vorgesagten ist, nämlich:

Giebt es eine nationale Wissenschaft, d. h. dürfen wir dieselbe als deutsche, französische, englische u. d. m. benennen?

Solche Ausdrücke hören wir öfters, aber die Benennung hat, wie mir scheint, eben so wenig Recht der Existenz als die nationalen Erfindungen.

Die Wissenschaft ist der Inbegriff der Gesetze, nach welchen wir den Weg zur Wahrheit einzuschlagen haben; da diese Gesetze aber selbst noch nicht alle festgestellt sind, so ist es erklärlich, warum es auch verschiedene Wege giebt sich dem Endziele eines jeden Forschens, der Wahrheit zu nähern oder sie zu erreichen.

Diese Wege sind entweder speculative oder exacte.

Was die ersteren anbelangt, so kann nicht geläugnet werden, daß der Charakter eines Volkes sich in denselben theilweise abspiegelt, aber auch nur so lange als die internationalen Beziehungen zwischen den Repräsentanten gar nicht bestanden oder nur schwach angebahnt waren. Wir halten einen altgriechischen Philosophen für extravagant in seinem Ideengange, wir erkennen an einem französischen Philosophen als charakteristisch eine graciöse Darstellung der erhabensten Gedanken, wodurch dieselben weniger erklärt als mundgerecht gemacht werden; den deutschen Philosophen erkennen wir an der Tiefe der Gedanken selbst, welche jedoch bald transcendental werden und dem Nichteingeweihten durch Schwerfälligkeit der Darstellung und eine Reihe neuer Wortbildungen unverständlich bleiben.

Solche allgemeine nationale Charakteristiken der Philosophen waren bis vor nicht langer Zeit begründet, haben sich aber neuerdings durch die häufigeren internationalen Beziehungen verwischt; die französische Philosophie hat namentlich durch Cousin viel deutschen Ernst angenommen und deutsche Denker haben schon so viel französische Grazie in ihrer Darstellungsweise gewonnen, daß sie als Salonphilosophen gelten können.

Man konnte also von griechischer, deutscher, französischer, ja englischer Philosophie sprechen.

Ganz anders steht es mit den exacten Wegen; in ihrer Verfolgun
hört jede nationale Eigenthümlichkeit auf, denn es ist jede Gefühlsregun
ausgeschlossen, nur was meßbar und wägbar ist, kann zur Geltung kommen
Diese Wege werden von den Gebildeten aller Nationen gleichmäßig be
treten, manche von ihnen schreiten in einer Richtung rascher vor als andere
die dann unterstützt werden. Hier hört man nichts mehr von nationale
Erfindungen und Entdeckungen, eine jede neu aufgefundene Thatsache wir
sogleich Gemeingut aller Gelehrten ohne Berücksichtigung ihrer Nationalitä
und kirchlichen Anschauung; Dampf und Telegraph verbinden schnell di
Gedanken von einem Orte zum anderen und eine und dieselbe Thatsach
wird zugleich an mehreren Orten aufgedeckt.

Unter solchen Verhältnissen erscheint es kaum gerechtfertigt, bezügli
der Naturwissenschaften im weitesten Sinne von der Nationalität derselbe
zu sprechen, ja ihnen sogar geographische Gränzen aufbürden zu wollen
oder man müßte sich in manche Widersprüche verwickeln. Wenn z. B
vor zwei Jahren ein Redner zu Carlsruhe Königsberg als die Gränz
der deutschen Wissenschaft bezeichnete, so konnte demselben eingewende
werden, daß diese würdige Universitätsstadt in politischer Beziehung nich
zu Deutschland gezählt wird; und gelang es ihm diesen Einwand durc
die Erklärung zu beseitigen, er habe hierbei keineswegs politische Gränze
im Sinne gehabt, sondern die Nationalität der Bewohner Königsbergs
so möge er nicht vergessen, daß es noch jenseits des Memelstromes Ge
genden giebt, in welchen gebildete Bewohner aus deutschem Herzen un
in deutscher Sprache für das Wohl ihres geliebten Kaisers beten,

> wo die deutsche Zunge klingt
> und Gott im Himmel Lieder singt; —

man möge sich erinnern, daß in dieser nördlichen Gegend eine Pflanzstätt
der Wissenschaft besteht, deren Lehrer fast ohne Ausnahme deutscher Ab
stammung sind, an welcher in deutscher Sprache gelehrt wird, eine Hoch
schule, welche den meisten Universitäten des engeren politischen Deutschland
durch wissenschaftlichen Ernst und Eifer würdig zur Seite steht, — welch
fast von allen Hochschulen Deutschlands Gelehrte zu sich berief und solch
den Universitäten Königsberg, Breslau, Berlin, Halle, Rostok, Erlangen
Gießen, Würzburg und Jena zurückgab, — deren Lehrer und Schüler mi
deutscher Emsigkeit die eisigen Gefilde von den Aleuteninseln an bis zu
Mündung des Amur durchwanderten, bis China, Samarkand und Hera

rdrangen und mit deutscher Gründlichkeit Entdeckungen auf Entdeckungen ufften, deren Resultate der ganzen Gelehrtenwelt angehören.

Ich erinnere außerdem daran, daß die ersten Auflagen der Werke on dem Sterne Königsbergs — Kant — in Riga gedruckt wurden.

Ein englischer Tourist stellte einst hinsichtlich der Gränzen Deutsch- nds den Satz auf: Deutschland gränze an sich selbst. In hnographischer Beziehung läßt sich gegen die Richtigkeit desselben nichts nwenden, in wissenschaftlicher Beziehung hingegen ist er zu eng gefaßt, nn hier muß es heißen: Wo Wissenschaft zu Hause, da sind ch Deutsche, und wo Deutsche sind, da gedeiht die Bissenschaft.

Blicken wir nach Frankreich und wir finden dort in Philologie, natomie, Physiologie, Augenheilkunde hervorragende deutsche Namen außer en Stammesgenossen im Elsaß und in Lothringen; — in England finden ir deutsche Koryphäen der Philologie und Chemie, der Künste und des abrikwesens. Amerika besitzt ausgezeichnete Deutsche in jedem Zweige es menschlichen Wissens in Fülle, und wo noch sonst die wahre ropäische Civilisation Fuß zu fassen beginnt, werden Deutsche Pionniere erselben.

Aus diesen Erscheinungen dürfen wir jedoch keineswegs den Schluß iehen, daß jede Wissenschaft vorzugsweise eine deutsche sei. Die eigen- hümlichen Verhältnisse Deutschlands haben zur Folge, daß eine Fülle on Bildungsanstalten besteht, in welchen eine vergleichsweise mit anderen ändern größere Anzahl tüchtiger Köpfe gebildet wird, mehr wenigstens s Deutschland selbst bedarf, und so kann es nur mit Stolz auf eine uswanderung blicken, welche Bildung überallhin verbreitet und hilft, wo fehlt.

Der Deutsche macht nicht die Wissenschaft, sondern wird von ihr zu m gemacht, was er ist: zum eifrigen Träger derselben. Die Wissenschaft st ist aber unbegränzt wie des Menschen Geist, sie ist an keine Scholle bunden und darf daher auch nicht einmal durch den Namen eines lkes beengt werden.

G. Adelmann.

Ganz anders steht es mit den exacten Wegen; in ihrer Verfolgun
hört jede nationale Eigenthümlichkeit auf, denn es ist jede Gefühlsregun
ausgeschlossen, nur was meßbar und wägbar ist, kann zur Geltung kommen
Diese Wege werden von den Gebildeten aller Nationen gleichmäßig be
treten, manche von ihnen schreiten in einer Richtung rascher vor als andere
die dann unterstützt werden. Hier hört man nichts mehr von nationale
Erfindungen und Entdeckungen, eine jede neu aufgefundene Thatsache wir
sogleich Gemeingut aller Gelehrten ohne Berücksichtigung ihrer Nationalitä
und kirchlichen Anschauung; Dampf und Telegraph verbinden schnell di
Gedanken von einem Orte zum anderen und eine und dieselbe Thatsach
wird zugleich an mehreren Orten aufgedeckt.

Unter solchen Verhältnissen erscheint es kaum gerechtfertigt, bezügli
der Naturwissenschaften im weitesten Sinne von der Nationalität derselbe
zu sprechen, ja ihnen sogar geographische Gränzen aufbürden zu wollen
oder man müßte sich in manche Widersprüche verwickeln. Wenn z. B
vor zwei Jahren ein Redner zu Carlsruhe Königsberg als die Gränz
der deutschen Wissenschaft bezeichnete, so konnte demselben eingewende
werden, daß diese würdige Universitätsstadt in politischer Beziehung nich
zu Deutschland gezählt wird; und gelang es ihm diesen Einwand durc
die Erklärung zu beseitigen, er habe hierbei keineswegs politische Gränze
im Sinne gehabt, sondern die Nationalität der Bewohner Königsbergs
so möge er nicht vergessen, daß es noch jenseits des Memelstromes Ge
genden giebt, in welchen gebildete Bewohner aus deutschem Herzen un
in deutscher Sprache für das Wohl ihres geliebten Kaisers beten,

wo die deutsche Zunge klingt
und Gott im Himmel Lieder singt; —

man möge sich erinnern, daß in dieser nördlichen Gegend eine Pflanzstätt
der Wissenschaft besteht, deren Lehrer fast ohne Ausnahme deutscher Ab
stammung sind, an welcher in deutscher Sprache gelehrt wird, eine Hoch
schule, welche den meisten Universitäten des engeren politischen Deutschland
durch wissenschaftlichen Ernst und Eifer würdig zur Seite steht, — welch
fast von allen Hochschulen Deutschlands Gelehrte zu sich berief und solch
den Universitäten Königsberg, Breslau, Berlin, Halle, Rostok, Erlangen
Gießen, Würzburg und Jena zurückgab, — deren Lehrer und Schüler mi
deutscher Emsigkeit die eisigen Gefilde von den Aleuteninseln an bis zu
Mündung des Amur durchwanderten, bis China, Samarkand und Hera

rdrangen und mit deutscher Gründlichkeit Entdeckungen auf Entdeckungen
ufsten, deren Resultate der ganzen Gelehrtenwelt angehören.

Ich erinnere außerdem daran, daß die ersten Auflagen der Werke
on dem Sterne Königsbergs — Kant — in Riga gedruckt wurden.

Ein englischer Tourist stellte einst hinsichtlich der Gränzen Deutsch-
nds den Satz auf: Deutschland gränze an sich selbst. In
hnographischer Beziehung läßt sich gegen die Richtigkeit desselben nichts
nwenden, in wissenschaftlicher Beziehung hingegen ist er zu eng gefaßt,
nn hier muß es heißen: Wo Wissenschaft zu Hause, da sind
ch Deutsche, und wo Deutsche sind, da gedeiht die
Wissenschaft.

Blicken wir nach Frankreich und wir finden dort in Philologie,
natomie, Physiologie, Augenheilkunde hervorragende deutsche Namen außer
en Stammesgenossen im Elsaß und in Lothringen; — in England finden
ir deutsche Koryphäen der Philologie und Chemie, der Künste und des
abrikwesens. Amerika besitzt ausgezeichnete Deutsche in jedem Zweige
es menschlichen Wissens in Fülle, und wo noch sonst die wahre
ropäische Civilisation Fuß zu fassen beginnt, werden Deutsche Pionniere
erselben.

Aus diesen Erscheinungen dürfen wir jedoch keineswegs den Schluß
iehen, daß jede Wissenschaft vorzugsweise eine deutsche sei. Die eigen-
hümlichen Verhältnisse Deutschlands haben zur Folge, daß eine Fülle
on Bildungsanstalten besteht, in welchen eine vergleichsweise mit anderen
ändern größere Anzahl tüchtiger Köpfe gebildet wird, mehr wenigstens
ls Deutschland selbst bedarf, und so kann es nur mit Stolz auf eine
uswanderung blicken, welche Bildung überallhin verbreitet und hilft, wo
s fehlt.

Der Deutsche macht nicht die Wissenschaft, sondern wird von ihr zu
em gemacht, was er ist: zum eifrigen Träger derselben. Die Wissenschaft
lbst ist aber unbegränzt wie des Menschen Geist, sie ist an keine Scholle
bunden und darf daher auch nicht einmal durch den Namen eines
olkes beengt werden.

G. Adelmann.

Die. Schule und das Leben.

Ein Fragment nach dem Russischen N. Pirogow's.

Wir haben uns längst daran gewöhnt, Schule und Leben einand entgegen zu stellen und es ruhig anzusehen, daß Erziehung und Leben u abhängig von einander ihre Wege gehen. Wir sind gewohnt anzunehme die Forderungen des Lebens seien mit denen der Schule nicht in Einkla zu bringen. In der That, je unentwickelter der Culturzustand ein Staates ist, desto unvermittelter stehen sich in ihm die Begriffe Schule u Leben gegenüber.

Allerdings laufen die Bestrebungen aller denkenden Männer in d Neuzeit darauf hinaus, eine Harmonie zwischen beiden herzustellen. B jetzt ist es aber bei diesen Bestrebungen geblieben und über ein Resul werden wir uns sehr bald einigen: daß wir von der Erkenntniß der not wendig unzerreißbaren Verbindung zwischen Leben und Schule noch weit e fernt sind und die Behauptung, daß leben und lernen dasselbe sei, wi wahrscheinlich die Lippen unserer Leser zu keinem verächtlichen Läch zwingen. Ein großer Theil der Gebildetsten unter uns wird überhau nicht mehr zu sagen wissen, als daß das Schulleben für das wirkli Leben vorbereiten solle.

Es kann auch nicht gut anders sein. Gewöhnlich beginnen die Me schen schon im Kindesalter damit, erzogen, belehrt und gebildet zu werd und die Begriffe über Erziehung, Unterricht und Schule fallen mit den über das Kindesalter zusammen. Aber die Kinder leben das Leben n

nicht, das wir par excellence das wirkliche Leben zu nennen gewohnt sind. Das Kindesleben ist unserer gewöhnlichen Ansicht nach noch eine Art von Vorrede und gehört unter die hors d'oeuvre unserer sonstigen Existenz. Mit dem Kindesleben braucht man, der gewöhnlichen Anschauung nach, noch nicht besondere Umstände zu machen, mit ihm kann man noch schalten und walten wie man will; man kann es in jede beliebige Form gießen und daraus ausscheiden, was uns — den Erwachsenen, den wirklich Lebenden — ungehörig dünkt. Nur als officielle Phrase lassen wir den Satz, daß die Erziehung des Menschen mit seiner Geburt beginne und mit seinem Tode aufhöre, daß Bildung Licht, Unbildung Finsterniß sei, stehen, — aber officielle Phrasen sind eben da, um gesprochen, nicht um geglaubt zu werden. Sollen wir den großen Haufen der Aeltern, Anverwandten und Vormünder, die erziehen oder erziehen lassen, in Kategorien bringen, so läßt sich das am geeignetsten thun, wenn wir folgende drei Arten derselben annehmen:

Die Einen erziehen und unterrichten ihre Kinder, weil es so hergebracht ist und bereitwillig und ohne weitere Reflexion gethan werden muß.

Die Andern erziehen ihre Kinder ebenso, aber mit dem Hintergedanken, die Kinder müßten das doch im späteren Leben Alles eigentlich noch einmal lernen.

Die Dritten endlich — und diese sind es, die mit der meisten Ueberlegung zu Werke gehen — schicken ihre Kinder in die Schule, um sie später auf dem Lebenswege in das Leben zu schicken, der ihnen der vertrauteste ist, oder der am nächsten zu dem a priori abgesteckten Ziele zu führen scheint.

Sind wir aber berechtigt, uns über ein solches Resultat zu wundern? Haben sich unsere Verhältnisse nicht vielmehr so gestaltet, daß wir es für ein Wunder halten müßten, wenn die große Menge ein richtigeres Verständniß für die Verbindung von Schule und Leben hätte? Haben nicht Schule und Leben ihrerseits das Mögliche gethan, um der großen Menge den Gedanken nahe zu legen, zwischen ihnen sei keine Vermittelung vorhanden, sie hätten nichts mit einander zu theilen? Die Schule, wie das Leben, beide tragen die Schuld ihrer gegenseitigen Entfremdung, denn beide haben einander nicht berücksichtigen wollen und sind ihre eigenen Wege gegangen.

So ist die Zeit bis heute verstrichen, so verstreicht sie heute noch. Spät oder früh aber werden die Folgen dieser irrthümlichen und verkehrten Anschauungsweise zu einer Ordnung der Dinge führen, die sich gleich-

zeitig als unerträglich und unhaltbar ausweisen muß, weil sie uns mi
uns selbst in beständigen Widerspruch bringen und uns in einem Athem
„Ja und Nein" zu sagen zwingen wird. In einem solchen widerspruchs-
vollen Zustande befinden wir uns aber mit unsern Ansichten über Erziehung
jetzt schon. Von der einen Seite beginnt die Schule schon jetzt einzusehen,
daß sie in ihrer unvermittelten Stellung zum Leben, in ihrer inneren Leb-
losigkeit zur Abgeschmacktheit werden muß, von der andern Seite steht es
unzweifelhaft fest, daß das sociale Leben keine Fortschritte machen kann, so
lange die Schule in ihrem Stillstand beharrt — daß ein Rückwärtsschrei-
ten nach einer ewigen Naturnothwendigkeit aber unmöglich ist; es fühlen
alle Denkenden, daß Leben und Schule ihrem Wesen nach ein einheitliches
Ganze sind, daß das Leben des Schülers seine selbstständige Eigenthüm-
lichkeit, seine organischen Gesetze ebenso gut hat, wie das Leben des Er-
wachsenen und Lehrenden. Haben die Kinder aber weder die Kräfte noch
die Mittel dazu, die Gesetze unseres Lebens umzustürzen und umzuformen,
so haben wir doch auch kein Recht dazu, die Gesetze der Kindeswelt willkühr-
lich und ungestraft über den Haufen zu werfen.

Es steht den Aeltern, ja der ganzen bürgerlichen Gesellschaft ohne
Zweifel das Recht zu, für die Zukunft des heranwachsenden Geschlechts
Sorge zu tragen, dieses Recht beschränkt sich aber auf die Verpflichtung,
das Segensreiche in der natürlichen Begabung der Kinder zu entwickeln.
Weiter geht unser Recht nicht, weiter kann es nicht gehen ohne das
Recht der Persönlichkeit zu verletzen, das im Erwachsenen, wie im Kinde
gleich unantastbar ist.

Allerdings ist jene Begrenzung des Erziehungsrechts der Gesellschaft
vor der Hand eine ideale; ohne logischen Widerspruch ist aber eine Ab-
weichung von ihr in der Praxis nicht denkbar. Ist das Ideal ein richti-
ges, so ist auch das Streben nach dem Ideal gerechtfertigt und die bürger-
liche Gesellschaft ist also auch verpflichtet, die Verwirklichung dieses Ideals
nach Kräften anzustreben.

Wenn die geistige und materielle Beschränktheit und Unbehilflichkeit
der Väter und Mütter einem solchen Fortschritt zum Besseren nicht nach-
zukommen vermag, sind der Staat und die Gesellschaft nicht da verpflich-
tet — vorausgesetzt, daß sie an Erkenntniß und Mitteln reicher sind —
ihrestheils zur gedeihlichen Entwickelung des natürlichen guten Keims, der
in die Kindesbrust gepflanzt ist, mitzuwirken? Und wird diese Verpflich-

tung der Gesellschaft oder des Staates nicht dann eine noch heiligere, wo der Staat das Recht zur Kindererziehung zu seinem Monopol macht?

Wir dürfen uns aber nicht verhehlen, daß das von der Gesellschaft beanspruchte Monopol auf die Kindererziehung, wie jedes Monopol mit einem Hintergedanken übernommen worden ist; die Gesellschaft benutzt dieses Monopol zur Erreichung ihrer Zwecke, macht die Erziehung in den meisten Fällen nicht zu einer allgemein-menschlichen, sondern legt sie auf ein ganz concretes Resultat an. Wird diese Abweichung von dem idealen Zweck der Erziehung nothwendig von dem praktischen Leben mit sich gebracht, so verdient sie eher entschuldigt zu werden, als wenn diese das Resultat einer falschen Erziehung im älterlichen Hause ist. Je vollendeter und complicirter die Organisation der Gesellschaft ist, je höher und reiner darum ihre Zwecke sind, desto gerechtfertigter erscheint auch vor dem Richterstuhl der Geschichte ihr Anspruch darauf, die Kindererziehung ausschließlich in ihre Hand zu nehmen und sie auf concrete, a priori hingestellte Zwecke hinzuleiten. Eine weit mindere Entschuldigung kann von dem Vater beansprucht werden, der trotz seiner Verpflichtungen, die er gegen die Gesellschaft hat und der Vortheile, die sie ihm zuwendet, den Zweck der Erziehung seiner Kinder aus den Augen verliert und dieselbe nur für die Pläne seines egoistischen, einseitigen Utilitarismus ausbeutet. Gerechtfertigt erscheint aber die Gesellschaft, die das Erziehungsmonopol beansprucht und für ihre Zwecke ausbeutet, ebenso wenig wie der Vater, der seine Kinder zur Realisirung egoistischer Pläne erzieht; denn durch das Gebahren beider wird die Vermittelung und Aussöhnung von Schule und Leben nicht gefördert, sondern gewaltsam gestört. Jede einseitige künstliche Erziehung zu vorgesteckten irdischen Zwecken führt früher oder später zu einem Conflict mit dem Leben; denn das Leben in seiner ewigen Bewegung fordert immer wieder eine vielseitige, lebensvolle Entwickelung aller menschlichen Anlagen und nur wenn die Bedingung einer solchen eingehalten wird, kann das durch die Erziehung selbst Gebotene lebendig in Fleisch und Blut übergehen.

Fragen wir nach der ursprünglichen Entstehung der Schule, so finden wir, daß sie aus dem Leben selbst herstammt. Was anders als der dem Menschen angeborene Drang nach Weiterentwickelung hat den Anknüpfungspunkt für die Entstehung der Schule hergegeben? Aber nehmen wir auch an, die Schule stamme aus dem Leben her, so gerathen wir mit diesem Resultat doch sofort in einen neuen Conflict; wie konnte die Schule sich

dem Leben entfremden, aus dem sie herstammte, dessen Bedingungen auch die ihrigen waren? Es scheint, daß diese Entfremdung des ursprünglich Zusammengehörigen sich aus denselben Gründen erklären läßt, die das unvermittelte Verhältniß, in das die Kirche in älterer wie neuerer Zeit so oft zum Leben gerathen ist, herbeigeführt haben. Zwei Möglichkeiten nur giebt es, das scheinbar Unerklärliche zu erklären: entweder sind die in der Schule geläufigen Begriffe vom Leben irrige und rechtfertigen sich vor diesem selbst nicht, oder die Anforderungen, die die Welt und das Leben an die Schule stellen, sind falsche, unerfüllbare.

Mag dem sein, wie ihm wolle, es ist einmal nicht zu leugnen, daß die Meisten in der Schule nicht zu leben, sondern nur zu sterben lernen und daß die Welt, das wirkliche Leben, so weit gekommen ist, den Nutzen und die Nothwendigkeit aller Schulbildung in Frage zu ziehen; und wie eine aus dem Leben hervorgegangene Krankheit oft das Leben zerstört, so drohen auch die krankhaften Elemente der Schule zersetzend auf das Leben einzuwirken.

Jetzt endlich — Dank dem Himmel — begann die Menschheit zur Erkenntniß darüber zu kommen, daß Kirche, Schule und Staat untrennbare Momente des Völkerlebens seien. Aber bis die Menschheit dahin gelangt, allendlich Schule und Leben mit einander zu verschmelzen, wird die Schule noch mancherlei Kämpfe und Umwandlungen zu bestehen haben, denn eine exacte Formel ist für sie noch nicht aufgefunden worden und die moderne Gesellschaft hat sich wie ein Fisch auf dem Eise bis jetzt nur vergeblich bemüht, diese Formel zu entdecken, weil sie ein Modell zu finden bestrebt war, nach dem sich die Heranbildung von Menschen zu verschiedenen socialen Zwecken bewerkstelligen ließe. Die Gesellschaft gab gewissermaßen die Kundschaft ab, für die die Schule ihr Fabrikat je nach Anfrage und Bedarf lieferte. So lange eine solche „Anfrage" da war und es nur darauf ankam dieser zu entsprechen, konnten beide Theile zufrieden sein, denn das sogenannte „schreiende Bedürfniß der Gegenwart" findet immer leichter eine Beachtung, als die Mahnung der anscheinend noch fernabliegenden Zukunft. Man fragte wenig darnach, daß in 25 bis 30 Jahren ein neues Geschlecht das bisherige zu ersetzen und seine Stelle einzunehmen beginnen würde — das Resultat mußte darum auch ein Unbehagen darüber sein, daß man die Zukunft mit der Elle der Gegenwart gemessen und sich nicht dazu erhoben hatte, auch ihren Anforderungen in der Erziehung Rechnung zu tragen. So war die Schule, die selbst mit der Entfremdung vom wirklichen Leben

begonnen hatte, zu der Erkenntniß dessen gelangt, was ihr Noth that — der Verschmelzung mit dem Leben. Aber wie sollte diese vor sich gehen?

Staat und Gesellschaft haben, indem sie das Recht auf die Kindererziehung zum Monopol machten, die Aussöhnung von Schule und Leben dadurch zu vollziehen gesucht, daß sie durch die Schule ausschließlich ihre Anschauungen und Ideen unter dem heranwachsenden Geschlecht verbreiten und durch sie diejenigen Specialisten heranbilden ließen, deren sie nach ihrem augenblicklichen Standpunkt zur Erreichung bestimmter Zwecke bedurften. Die Väter und Mütter schlossen sich dieser Richtung der Gesellschaft an und schickten ihre Kinder mit der Absicht in die Schule, sie für einen künftigen Broderwerb, womöglich auf fremde Kosten, heranzubilden und ihnen die Anschauungen und Vorurtheile ihres künftigen Berufs bei Zeiten einprägen zu lassen.

Ist aber durch diese Art, Schule und Leben in Harmonie zu bringen, direct etwas gewonnen worden? Im Gegentheil, die Erreichung allgemeinmenschlicher Zwecke wurde nicht einmal angestrebt; die Schule war noch einseitiger und beschränkter geworden, als bei ihrem früheren Bestreben, dessen ausschließlich idealer und humaner Charakter sie zu einem Zwiespalt mit dem Leben geführt hatte.

Sollte aber nicht dennoch jede Versöhnung mit dem Leben, welcher Art sie auch sei, mehr werth sein als der Zwiespalt mit ihm? Ich glaube, ja! und darum scheint mir das neue Stadium, in das jetzt die Schule getreten ist, ein Fortschritt gegen ihren früheren Zustand zu sein. Die wahre Versöhnung zwischen Schule und Leben ist bis jetzt aber doch nur zur Hälfte vollzogen und sie wird unvollkommen bleiben, so lange die Schule ohne alle Selbstständigkeit ist und in einer knechtischen Abhängigkeit vom Leben steht, während sie als die Pflanzstätte des Geschlechts der Zukunft wohl ein Recht hätte, die Hegemonie in den wechselseitigen Beziehungen zwischen Leben und Schule zu beanspruchen, denn der Zukunft fällt die Welt der Gegenwart einmal zu.

Wir aber, die wir die hergebrachte Anschauung von dem Gegensatz zwischen Schule und Leben, Theorie und Praxis über Bord geworfen und die Nothwendigkeit einer Einigung dieser bisher getrennten Elemente erkannt haben, wir dürfen nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Der Staat und die Gesellschaft ebenso wie der einzelne Vater müssen alles daran setzen, den Rechten und Ansprüchen der Schule, die aus dem Leben selbst hervorgegangen ist, ihre gebührende Anerkennung zu verschaffen und sie das

werden zu lassen, was sie sein soll — eine Pflanzstätte der Zukunft. Dieser Zweck wird aber nur dann erreicht, wenn eine richtige Organisation der Schule die Mittel giebt, alle der menschlichen Natur geschenkten Anlagen und Fähigkeiten ohne Hintergedanken und verfrühte Berufszwecke frei und continuirlich zu entwickeln. Wenn Unterricht, Schule und Erziehung der Gesellschaft zu ebenso instinctiven Bedürfnissen geworden sind, wie Speise und Trank dem Körper, dann wird den Ansprüchen des einzelnen Berufs ohne besondere Mühe Rechnung getragen. Wir müssen dahin gelangen, unserer Sprache und Ausdrucksweise selbst richtigere Begriffe unterzulegen und wenn wir von Erziehung sprechen, die Begriffe „Unterricht, Welt und Bildung" an die Stelle dessen treten lassen, was wir bisher unter Erziehung verstanden, — die Ernährung, von der nur dem Körper, nicht aber der Seele gegenüber die Rede sein darf.

Nur wenn der Beruf oder die Bestimmung zu einem Beruf sich naturwüchsig aus sich selbst ergiebt, ohne von unreifen Geistern künstlich gemodelt und erzielt worden zu sein, können wir ruhig der Zukunft ins Auge sehen und auf einen wirklichen Fortschritt des socialen Lebens rechnen.

Der menschliche Geist, wenn er wahrhaft vielseitig und allgemein entwickelt ist, wird ohne besondere Zu- und Vorbereitungen das seiner Neigung Entsprechende aufzufinden und zu benutzen wissen, denn er bedarf keines ihm angepaßten Rahmens und keiner Schablone; seiner ewigen Bestimmung bewußt, wird er sich selbst seine Formen zu schaffen wissen.

Muß die Erziehung zu einem bestimmten Beruf auch bei der jetzigen Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft als unentbehrlich beibehalten werden, für mehr als ein nothwendiges Uebel kann sie nicht gelten; daß die Kinder zu einem von vorn herein bestimmten Bernf erzogen werden müssen, ist nur ein Beleg dafür, wie lahm noch unsere Kräfte sind, wie lau unsere Liebe für die Wahrheit, wie schwach noch unsere Begeisterung für das Wohl der Menschen.

Die Gründe, die es in unserer Zeit unmöglich machen, allen Schichten der Gesellschaft eine umfassendere und tiefergehende Bildung angedeihen zu lassen, sind zum größten Theil wenigstens derartig beschaffen, daß sie beseitigt oder mindestens abgeschwächt werden könnten, wenn es uns um die Erreichung des als nothwendig erkannten Zieles Ernst wäre. Begeben wir uns darum an eine unparteiische Prüfung der Ursachen, die eine allgemeinere und tiefere Volksbildung noch nicht haben aufkommen lassen.

Der Hauptgrund ist die angeborene Beschränktheit, Trägheit und Einseitigkeit der Schüler. Nächstdem ist der bedrängten materiellen Lage vieler der Schüler und ihrer Eltern Rechnung zu tragen, die sie dazu nöthigt, möglichst früh einem Erwerbe nachzugehen. Zu diesen Gründen kommt drittens das Bedenken hinzu, das man davor hegt, die niederen Classen ihrer angeborenen Sphäre von Beschäftigungen, Gewohnheiten und Anschauungen zu entrücken. Eine Berücksichtigung wird es viertens auch verlangen, daß die Bedürfnisse der Gesellschaft zu ihrer Befriedigung der begränzten und bloß mechanischen Thätigkeit einer großen Mehrheit von Menschen in Anspruch nimmt; zu diesem Umstande kommt fünftens noch, daß die Beschaffenheit vieler Specialfächer eine ausschließliche Beschäftigung mit ihnen von Jugend auf fordert. Sechstens müssen endlich alle Standes- und Bildungs-Vorurtheile und Rücksichten der Eltern und der Gesellschaft selbst in Betracht gezogen werden.

Fassen wir alle diese Gründe zusammen, so rechtfertigt sich die verfrühte Beschäftigung mit Specialfächern doch nur aus der menschlichen Schwachheit und Einseitigkeit, zu der dann noch die eigenthümliche Beschaffenheit einiger Berufsarten kommt; außer Augen darf dabei nicht gelassen werden daß der allgemeine Fortschritt sowohl, wie die Weiterentwickelung der Wissenschaften im Einzelnen, hierin noch mancherlei Veränderungen und Verbesserungen herbeiführen werden. Wie viele beschränkte und geistlose Individuen würden wir noch jetzt unter unsern Schülern haben, wenn wir die alte Methode, das A B C zu lehren, beibehalten hätten? Wie mancher Schüler wird auf der Schule von seinen Lehrern für beschränkt und unbedeutend gehalten, und weist sich im Leben als tüchtiger wie seine Lehrer aus. Noch weniger läßt sich annehmen, diejenigen Specialfächer, deren Erlernung ihrer jetzigen Beschaffenheit nach die verfrühte Thätigkeit des Kindes in Anspruch nimmt, würden mit der Weiterentwickelung des gesammten Culturzustandes nicht auch vereinfachter und darum zugänglicher und weniger zeitraubend werden. Wenn in dieser Frage auch nur von Sachkennern ein entscheidendes Urtheil gefällt werden kann, so möchte man doch z. B. glauben, das Seewesen könne seit der Erfindung der Dampfschiffe in weit kürzerer Zeit erlernt werden, als früher. Von den übrigen Gründen, die bisher der Bildung aller Volksclassen entgegenstanden, läßt sich noch weniger annehmen, daß sie das gegenwärtige Geschlecht überdauern werden.

Was ist nicht Alles gefördert worden, wo eine wahre Liebe und ein

wirklichen Eifer für die Verbreitung einer allgemeinen und humanen Bildung thätig gewesen sind! Wer hindert uns daran, in größerem Maßstabe Sonntagsschulen und öffentliche Course für die freien Stunden der arbeitenden Classen zu eröffnen und so die Saat allgemeinmenschlicher Bildung in viele Herzen zu streuen? Sollte sich mit Beihülfe von einzelnen Fachmännern nicht eine ausreichende Bildung auf diesem Wege verbreiten lassen? Die Zeitopfer, die auf diese Weise den niederen Classen unsererseits gebracht würden, ließen sich leicht von der Zeit unserer Muße erübrigen.

Die Befürchtung, daß durch die Verbreitung einer allgemeineren Bildung eine große Classe von Menschen der Sphäre ihrer bisherigen Anschauungen, Gewohnheiten und Beschäftigungen entrückt würde, entbehrt allerdings nicht einer gewissen Berechtigung, aber diese ist doch nur eine sehr relative.

Nur eine durch die verschiedenen Bevölkerungsschichten zu ungleichartig vertheilte Bildung kann der Gesellschaft wirklich schädlich sein und nur sie hat zu dem Wahn geführt, die Bildung sei ein Monopol gewisser Kasten; die durch ein so innormales Verhältniß erzeugten Anschauungen lassen dann den massenhaften Uebergang aus einer Classe in die andere wie eine Calamität erscheinen, was er seinem Wesen nach nicht ist. Bedarf es überhaupt eines Beweises dafür, daß die Verbreitung allgemeinmenschlicher Bildung durch alle Gesellschaftsclassen vorzugsweise dazu geeignet ist, dem ganzen innormalen Zustande unserer Gesellschaft ein Ende zu machen und die Schranken einzustürzen, die zwischen den verschiedenen Ständen bestehen.

Das aus einem lebendigen Bedürfniß entstandene, aber über sein natürliches Maß hinausgegangene Begehren nach einseitigen, aber tüchtigen Specialisten ist auch ein schädliches Moment für die Verbreitung allgemeinmenschlicher Bildung gewesen. Wenn nur guter Wille und gesunder Sinn da sind, so läßt sich auch das eine mit dem andern verbinden, fehlen aber diese, so werden wir auch mit den tüchtigsten Specialisten nicht weit kommen und der Specialismus selbst wird ein unverdautes Moment im socialen Leben sein und niemals in dessen Fleisch und Blut übergehen.

Sollen wir endlich auf alle die unzähligen Vorurtheile zu reden kommen, die uns in der Gesellschaft, wie in der Familie begegnen, die bald an einzelnen Personen, bald an ganzen Ständen haften und das künstliche System der Special-Erziehungen vorzugsweise aufrecht erhalten? Diejenigen, die an diesen Vorurtheilen laboriren, sind unheilbar, der Versuch, sie anderer Ansicht zu machen, wäre darum ein vergeblicher.

Der in der vorliegenden Betrachtung verfolgte Zweck wäre aber völlig verkannt, wenn man dem Verfasser den Gedanken unterschöbe, er halte alle Special-Bildung für überflüssig. Die hier aufgezeichneten Gedanken sind nur Variationen über das eine Thema „Schule und Leben", ein gemeinsames Gepräge hat ihnen die feste Ueberzeugung aufgedrückt, daß sich die hier ausgesprochenen Grundsätze nothwendig einmal Anerkennung verschaffen müssen, mag es kosten, was es wolle. Daß diese Ueberzeugung eine idealistische und darum nicht völlig durchführbare ist, kommt nicht in Betracht. Die Aufgabe bestand nur darin, den Weg und die Richtung im Allgemeinen zu bezeichnen, den wir zur Erreichung des hohen, aber fernen Zieles einzuschlagen hätten.

Die Schule kann sich mit dem Leben nur fest und unauflöslich verbinden, wenn sie sich zu gleicher Zeit angelegen sein läßt, die specialistische, wie die allgemeine Bildung zu fördern. In der Jetztzeit beginnen aber die Hauptrepräsentanten wahrhaft humaner Bildung — die Universitäten — sich zu spalten und dadurch zu Special- oder Facultäts-Schulen hinab zu sinken. Die Napoleonischen Reformen haben in Frankreich begonnen, das Band zwischen den verschiedenen Facultäten zu lösen.

Der beständige Zuwachs des allgemeinen wissenschaftlichen Materials bringt es täglich mehr und mehr dahin, daß sich jede wissenschaftliche Branche zu einer selbstständigen Doctrin erhebt. „Kurz ist das Leben, doch lang die Kunst" ist die Klage die sich auf allen wissenschaftlichen Gebieten wiederholt und darum überall die Specialbildung auf Kosten der allgemein-humanen fördert. Dieser Umstand trägt zwar im Allgemeinen dazu bei, das organische Band zwischen den Wissenschaften über alle internationalen Unterscheidungen hinaus zu fördern, er macht es aber dem Einzelnen unmöglich, zwei oder mehrere Wissenschaften gleichzeitig mit Ernst zu betreiben. Die Bestrebungen der umfassendsten Geister früherer Jahrhunderte sind aus eben diesem Grunde für unsere Zeit unbrauchbar geworden.

Dieser Grund also ist es hauptsächlich gewesen, der auch die wissensdurstigsten Geister gegen ihren eigenen Willen dazu gezwungen hat, sich mit ihren wissenschaftlichen Bestrebungen auf ein engeres Gebiet zu beschränken; aber noch andere Gründe haben sich mit diesem zur Beförderung des Specialstudiums vereinigt; für den größeren Theil der geistigen Naturen sind mannigfaltige Kenntnisse nicht nur nicht nützlich, sondern selbst gefährlich, weil sie leicht Oberflächlichkeit mit sich bringen. Viele Dinge muß man gründlich oder gar nicht verstehen und je enger das Feld

einer wissenschaftlichen Thätigkeit ist, desto leichter läßt sich der Gefahr eines oberflächlichen Studiums entgehen. Wie überall, muß denn auch in dieser Frage noch der menschlichen Trägheit und Beschränktheit Rechnung getragen werden.

Alle diese Bedenken müssen auf eine halbreife Gesellschaft, die noch nicht zu logisch-consequentem Denken fähig ist, die es noch nicht versteht, neben den nahe liegenden Folgen auch die ferner liegenden und oft wichtigeren in Betracht zu ziehen, von der stärksten Wirkung sein; bei einer solchen mangelhaften Bildungs- und Entwickelungsstufe der großen Menge sind die ersten Eindrücke die bleibendsten und darum mußten die augenfälligen und unleugbaren Vortheile der specialistischen Berufserziehung die öffentliche Meinung für eine Zeitlang über die Nachtheile, die dieses System im Gefolge hat, täuschen.

Die Anschauungen, an die die Menschen sich ohne zu denken gewöhnt haben, legen sie am schwersten ab, und es giebt eben darum kaum ein schwierigeres und undankbareres Unternehmen als dies, die Vorurtheile der öffentlichen Meinung zu bekämpfen. Wer aber den Beruf dazu einmal fühlt, wem sich diese Pflicht unabweislich aufgedrängt hat, der muß seinem inneren Drange folgen und sich über diese nur allzubegründeten Bedenken erheben.

In Wahrheit dreht sich alle Opposition gegen die Verbreitung einer allgemeinmenschlichen Bildung um die Beantwortung einer für viele Menschen noch ungelösten Frage: Warum soll man etwas lernen, wenn sich daraus kein directer Nutzen ziehen läßt? Diese Frage dürfte aber von denjenigen gar nicht aufgeworfen werden, die die belebende Kraft jeden Zweiges der menschlichen Wissenschaft im Allgemeinen nicht anerkennen oder verstehen; denjenigen, die dieselbe nicht an sich selbst erfahren haben, kann auch gar nicht begreiflich gemacht werden, um was es sich im vorliegenden Falle handelt. Zieht man überhaupt die Nothwendigkeit in Frage, die läuternde Macht geistiger Thätigkeit auf sich wirken zu lassen, so hat man das ganze 19. Jahrhundert auch nicht entfernt verstanden. Von — Wisin hat in seinem „Nedorosl" diesen Zustand ewiger Unmündigkeit trefflich zu schildern gewußt, und dieses Lustspiel verdient in Ehren zu bleiben, wenn es auch vorwiegend auf Verhältnisse des vorigen Jahrhunderts Beziehung hat.

Ließe sich die vorliegende Frage der großen Menge klar machen — und das könnte nur durch die eigene Erfahrung des Individuums geschehen — so bliebe nur noch zweierlei zu beweisen: erstlich, daß auch

für unsere Zeit die allgemeine humane Bildung, trotz des mächtig angewachsenen wissenschaftlichen Materials, insoweit nothwendig geblieben ist, als man ihrer zu einer allseitigen und gleichförmigen Entwickelung der Eigenschaften des menschlichen Geistes bedarf und zweitens, daß bei einer richtigen und zeitgemäßen Fortführung und Entfaltung dieses Systems allgemein-humaner Erziehung und Bildung, die Gefahr der Oberflächlichkeit und Vielwisserei — des bloßen Encyklopädismus — umgangen werden kann. Das kann geschehen und geschieht, wenn man mit der Erziehung und Bildung überhaupt zeitig beginnt und zeitig zum Special-Studium einzulenken weiß und solche Hülfsmittel bei dem Unterricht in Bewegung zu setzen versteht, die für jede wissenschaftliche Branche die entsprechende geistige Fähigkeit des Lernenden weckt; hat doch die geistige Welt ebenso ihr Gesetz der Schwere und der Anziehung, wie die materielle. Es muß endlich durch eine geschickte Anordnung und Auswahl des Lehrstoffs die doppelte Gefahr umgangen werden, die Kräfte des Lernenden durch zu große Mannigfaltigkeit der Lehrgegenstände zu zersplittern und durch Einseitigkeit und Einförmigkeit zu ermüden.

Hat man diese drei Bedingungen inne gehalten, so braucht man nicht mehr zu fürchten, daß die allgemein-humane Bildung zu geistiger Oberflächlichkeit führt. Einem regelmäßig entwickelten Geiste wird die Vertiefung zum Bedürfniß und zwingt ihn, wo erforderlich, zu concentrirter Thätigkeit.

Es ist eine grobe Täuschung anzunehmen, daß die einseitige und ausschließliche Beschäftigung mit einem und demselben Gegenstande zu tieferem Verständniß und zur wahren Gründlichkeit führe. Wo sich ein Geist, ohne allseitige und umfassende Entwickelung seiner seelischen und geistigen Eigenschaften wahrhaft concentrirt, kann das nicht für eine Folge angemessner Erziehung, sondern nur für eine directe Gottesgabe angesehen werden. Mangelt Jemandem die gehörige Vorbildung und Vorbereitung, so mag er das ernsteste Streben haben und die umfassendsten Kenntnisse einsammeln, immer wird er in der richtigen Beurtheilung des wissenschaftlichen Objects zurückbleiben, weil ihm die Fähigkeit abgeht, denselben mit den übrigen, in andere Sphären gehörigen Gegenstände in die entsprechende Verbindung zu bringen. Die Fähigkeit, das Einzelne mit dem Ganzen in den gehörigen Einklang zu bringen und so dem einzelnen Gegenstande seine richtige Stellung anzuweisen, läßt sich eben nur durch die gehörige Bekanntschaft mit allen Zweigen der Wissenschaft und ihrer Bestimmung für die Entwickelung des menschlichen Geistes erwerben.

Eine Hauptschwierigkeit wird dabei immer die richtige Zeiteintheilu
bleiben. Es bedarf eines großen Geschicks dazu, ausfindig zu mache
wann man bei einem Gegenstande länger stehen bleiben muß und wa
man auf einen andern übergehen darf. Diese Schwierigkeiten und Gefahr
sind aber auch dem Special-Studium keineswegs erspart und über
wird es darauf ankommen, ob die geeignete Persönlichkeit mit dem Lehra
betraut ist.

Wer von der hohen Bedeutung, die die Schule für das Leben ha
irgend durchdrungen ist und ein Verständniß für geistige und ideale B
strebungen hat, dem ist die Frage über die Wahl des Erziehungs-Systen
schon beantwortet. Nur drückende Armuth kann den Vater entschuldigen
der sein Kind von vorn herein für einen Special-Beruf bestimmt u
auch nur, wenn dieser besondere Beruf, ohne die besseren geistigen Anlage
zu unterdrücken, eine unabhängige Stellung im Leben früher ermöglich
als diese sonst errungen zu werden pflegt.

Aber auch diejenigen Väter, welche ihre Kinder in allen den Standes
und Corporations-Vorurtheilen zu erziehen wünschen, in denen sie selb
stecken, entgehen darum der Verpflichtung, mit einer allgemein-humane
Erziehung zu beginnen, noch nicht, denn wenn ein Kind in den Windel
schon mit all' den Attributen seines künftigen Berufs umgeben wurde un
den Anschauungen desselben überall begegnet, so wäre die Befürchtung de
Vaters, seine Pläne könnten durch eine allgemein-humane Erziehung g
fährdet werden, gerade zu lächerlich; denn diese vermag allerdings schlum
mernde Anlagen des Kindes zu wecken, aber ihr Einfluß kann unmöglic
so weit gehen, daß sie eingepflanzte und beständig genährte Neigunge
entwurzelte! Man braucht nichts zu übereilen, das Kind wird und mu
zu dem Beruf zurückkehren, für den man es, zuweilen von seiner Gebur
an, vorbereitet hat und man thäte ihm ein Unrecht an, ließe man es d
Segnungen der allgemeinen und humanen Bildungsgrundlage entbehren
Die Nothwendigkeit einer solchen wird eigentlich auch von Niemande
völlig geleugnet; wer wollte noch darüber streiten, daß jeder Gebildete
sei er Specialist oder Nicht-Specialist, Schreiben, Lesen und Rechnen könne
müsse. Es wird also eigentlich nicht das Princip in Frage gestellt, sonder
nur darüber gestritten, welchen Grad der allgemein-humanen Bildung vo
Jedermann zu erreichen sei. Die Einen halten eine höhere Stufe fü
nothwendig und wollen der rein humanen Bildung für den Anfang ein
ausschließliche Herrschaft sichern und erst den völlig entwickelten Mensche

zur Wahl seines speciellen Lebensberufes schreiten lassen, die Andern begnügen sich mit einer niederen allgemeinen Bildungsstufe und wollen auch dieser schon ein realistisches und specialistisches Element beigemischt wissen. Während die Ersteren also die Erziehung, die sie ihren Kindern ertheilen, nach den geltenden socialen Ansprüchen modeln, wollen die Letzteren durch das ideale Moment, das der allgemein-humanen Richtung zu Grunde liegt, auf die gesellschaftliche Ordnung und Entwickelung einwirken und den Ansprüchen des Fortschritts und der Zukunft Rechnung tragen.

In völligem Gegensatz mit dieser Anschauung befinden sich endlich diejenigen, die für jede Classe der bürgerlichen Gesellschaft eine entsprechende Modification der allgemein-humanen Bildung und Erziehung verlangen; aber auch von diesem Standpunkte aus muß zugegeben werden, daß der Bildungsgrad eines bürgerlichen und staatlichen Organismus immer am höchsten sein wird, wo bei der Erziehung der Jugend Stände und Privilegien am wenigsten in Betracht gezogen worden wären.

Die richtige Norm wird in der Mitte liegen und die Extreme aller dieser Richtungen in gleicher Weise scheuen. Der eine Weg wird für die große Menge derer eingeschlagen werden müssen, die jener Bevölkerungsschichte angehören, die durch ihre dürftige Lage gezwungen ist, die Vortheile einer allgemeinen Bildung nur vorübergehend zu benutzen und möglichst direct auf das loszugehen, was materiellen Nutzen gewährt.

Der andere Weg aber bleibt eine feste Norm für alle diejenigen, denen es um die Erlangung des möglichst höchsten Bildungsgrades zu thun ist, einerlei, ob sie bei einer rein humanen Bildung stehen bleiben wollen oder allmälig auf einen speciellen wissenschaftlichen Zweig übergehen.

In allen eigentlichen Volksschulen, mögen sie in der Stadt oder auf dem Lande befindlich sein, muß mit der allgemein humanen Bildungsgrundlage darum möglichst zeitig begonnen werden, damit direct und nicht zu spät zur Real- und Special-Bildung übergegangen werden könne. Was die höheren Stände und den sogenannten Mittelstand anbetrifft, so darf der Grad der humanen Vorbildung dieser bis zum Uebergange zum Special-Studium in nichts von einander verschieden sein. Naturgemäß sollte auf die Bildungsstufe dieser Classen weder ein Standes- noch Kasten-Unterschied einwirken, sondern die materielle Lage, die es dem Einen länger möglich macht als dem Andern, ohne Rücksicht auf die damit verbundenen Kosten, der Wissenschaft obzuliegen.

Wenn sich somit ein verschiedenes Bildungs-System für die zwei Haupt-

schichten der Bevölkerung ergeben hat, so bliebe noch übrig zu untersuchen, welche wissenschaftlichen Zweige in das eine oder das andere aufzunehmen wären. Diese Frage kann aber niemals endgiltig entschieden werden, weil sich die einzelnen wissenschaftlichen Branchen nicht wie mathematische Größen abwägen und abschätzen lassen, sie bleibt ein Problem der Wissenschaft und der Pädagogik, für die Eltern hat sie auch ebenso wenig ein Interesse, wie die Entscheidung darüber, welche Methode bei der Behandlung eines kranken Kindes in Anwendung zu bringen sei, wenn das Kind nur gesund wird!

Warum wollt ihr darüber streiten, ob es für euer Kind nützlicher ist, Griechisch und Latein oder Englich und Französisch zu lernen? Unter den Händen des rechten Pädagogen wird die Erlernung der einen oder der andern Sprache immer von Nutzen für die Entwickelung der geistigen Anlagen des Kindes sein. Den Aeltern liegt eine andere und größere Sorge ob — die Auswahl der geeigneten Persönlichkeit für die Leitung der Kindererziehung. Mag das Kind die alten oder die neuen Sprachen lernen, vorzugsweise mit mathematischen oder historischen Unterrichtsgegenständen in Berührung gebracht werden, — wenn es nur zum Menschen wird. Die Schatten- und Lichtseiten jeder einzelnen der Lehrmethoden und Unterrichtsgegenstände sind in unserer Zeit zu häufig beleuchtet und erörtert worden, als daß sich ein endgiltiges Urtheil darüber fällen ließe, welche die beste ist.

Solange Schule und Leben noch in ausgesprochenem und vollem Gegensatz zu einander standen, erschien die Schule wie ein Grab, man hielt die Erlernung der Buchstaben und der eignen Muttersprache für Ballast und meinte ihrer für das wirkliche Leben entbehren zu können. Man lebte und damit war es gut. Heutzutage handelt es sich bei diesem Streit nur noch um die alten Sprachen und anderen Gegenstände der humanistischen Bildung und darum ist der Kampf zwischen Schule und Leben auch jetzt noch nicht beigelegt. Wie es sich beim Beginne dieses Kampfes auch für die höheren Stände darum handelte, klare Einsicht über den Nutzen der Verbindung von Bildung und Leben zu erhalten, so ist Vielen auch jetzt noch die organische Verbindung des Lebens mit den höheren Stufen des Humanismus unverständlich und sie wollen, nachdem sie sich mit der Wissenschaft im Allgemeinen versöhnt haben, vor den Theilen derselben, die ihnen Kopfbrechen machen, die Flucht ergreifen und sich dem Realismus in die Arme werfen.

Schule und Leben sind durchaus noch nicht versöhnt.

J. E.

Zur Geschichte und zum Verständniß der estnischen Volkspoesie.

Es sind noch nicht drei Jahrzehnte verflossen, seitdem Lönnrot's glänzende Eroberungen für den finnischen Liederschatz anfingen die Aufmerksamkeit aller Sprachforscher und Freunde des innern Volkslebens auf sich zu ziehn. Seine Erfolge blieben nicht ohne Einfluß auf den Geist verwandter Forschungen. Der Versuch lag so nah, auch bei dem estnischen Volksstamm nach ähnlichen Schätzen methodisch zu forschen. Es war im Jahr 1839, als ich bei einer flüchtigen Anwesenheit in Helsingfors das erste Exemplar der Kalewala für Dorpat erwarb und ich erinnere mich lebhaft des Eindrucks, den der staunenswerthe Fund eines uralten und doch von Geschlecht zu Geschlecht treu und frisch überlieferten Gedichts von zwei starken Bänden*) auch auf die damals eben entstandene Gelehrte estnische Gesellschaft machte.

Vertraut mit den Lauten der Esten-Sprache sind wir Nordbaltiker schon von früher Jugend durch unsere aboriginen Wärterinnen, aber wer suchte vor 40 bis 50 Jahren hinter dem verachteten „Undeutsch" irgend etwas der ernsten Aufmerksamkeit gebildeter Menschen würdiges? Wer wußte damals, daß diese Sprache ein Glied der großen ural-altaischen Idiome bildet, daß ein Studium ihres Wesens zum Verständniß der Ungarischen, Mongolischen, Türkischen, ja der Mandschu-Sprache beitragen

*) Die erste Ausgabe zählte 12,000 Verse, die neue 17,000.

könnte? Wer glaubte an eine Poesie im Estenlaul? — Ich kann nicht umhin, ein Wort des alten, übrigens höchst achtungswerthen Sprachforschers Hupel hier anzuführen, indem es am besten einen Begriff giebt von der hausbackenen Ansicht der Gelehrten des 18. Jahrhunderts über Volkspoesie, bevor Herder durch seine „Stimmen der Völker" ein ganz neues Register in der großen Orgel der Dichtkunst aufzog.

Hupel giebt in seiner Sprachlehre eine Probe von einem estnischen Gedicht mit der Entschuldigung: es möge folgen, da es nicht viel Raum einnehme!

Klage eines Verschmähten.

O Marri, kleine Blumenblüthe
Schlankgehobner Halm im Felde!

Warum im verwichnen Winter
Bist Du nicht mein Weib geworden?

Bitten sandt' ich Dir und Boten,
Wein der Werbung, blanke Becher,
Siebenhundert süße Worte!

Hätte Dir gebaut ein Häuschen
Ganz von Gänseeierschalen,
Kammern klein von Hühnereiern,
Kühlen Keller bunt von Kieseln;

Und dabei ein Seidenbette,
Neuverlobter Ruhelager,
Jungen Weibes Schlummerwiege.

Man wird mir zugeben, daß es ein artiges Volksgedicht ist und Hupel sagt hiervon: In andern Liedern ist mehr gesunder Menschenverstand! und zum Beweise führt er ein Bruchstück aus einem andern Liede an, wo einem Krieger von seiner Schwester der Rath ertheilt wird, sich hübsch in der Mitte zur Fahne zu halten, denn die vordern würden getödtet und die letzten umgebracht!

So stand es also bei uns mit der Achtung vor der Volkspoesie; so wenig bemühte man sich sie zu pflegen, ja man verfolgte sie aufs erbittertste, wie wir sehen werden. Kein Wunder, wenn diese Laute der Natur gänzlich verschollen wären! Ich fürchte, jene von Finnland einerseits, von Herder und Jacob Grimm andererseits ausgehende Anregung zur Erfor

lung der Volkspoesie ist bei uns um einige Decennien zu spät gekommen. Wir haben bis jetzt wenig mehr als Trümmer gefunden. Allerdings hat der tüchtiger Sprachkenner Dr. Kreutzwald mit Benutzung von Bruchstücken, Sagen und Liedern ein längeres Gedicht von 14,000 Versen hergestellt und wenn es dahin käme, daß der Este dieses Gedicht als ein ursprüngliches, ihm angehöriges begrüßte und weitersänge, dann wären die Wünsche der Estenfreunde gekrönt. Dies wäre abzuwarten. Es giebt aber zweierlei Arten von Estenfreunden, die zwei Parteien bilden. Die eine besteht aus Freunden der Volkspoesie und Verehrern alles Ursprünglichen. Sie wollen das Volk auf dem natürlichen Entwickelungsgange aus sich selbst einem erhöhten Selbstbewußtsein, einem nationalen Gefühl und dadurch einer höheren Bildung entgegenführen. Sie wollen, der Este solle Este bleiben und als Este sich eine ehrenvolle Stellung in der Reihe gebildeter Völker erwerben. Wir nennen diese Partei die Genuinen. Die andere Partei will aber die Sprache und Nationalität ganz vernichten, weil sie kein Heil für das Volk im Beharren bei seiner Nationalität erblickt. Wir wollen sie die Radicalen nennen. Diese rufen den Genuinen zu: „Wollet nicht estnischer sein als die Esten selber"! Die Radicalen wollen germanisiren, die Genuinen wollen das Nationalgefühl erwecken, und unterdessen gehen die Geschicke des Volkes ihren eisernen Gang. Kleinere Nationalitäten sind den niedrigen Inseln im Meere vergleichbar, die von den Fluthen allmälig vernichtet werden. So wurden die Liven zwischen Esten und Letten allmälig aufgerieben, so drängt auf Esten und Letten jetzt die Bildung zwei großer Nachbarvölker und eine Absorption ist nicht unwahrscheinlich. Möge es denn den Genuinen wenigstens vergönnt sein, das Schwanenlied der sterbenden Nationalität aufzuzeichnen.

Der Todesursachen waren für die estnische Volkspoesie genug vorhanden. Finnland konnte durch seine vereinsamte und geschützte Lage besser seinen Liederschatz hüten als Estland, dessen Geschichte die einer Schlacht ist, die ein halbes Jahrtausend dauerte. Aber Krieg und Brand, Pest und Gefangenschaft haben nicht so die Volkspoesie unterdrückt, wie die von Deutschen und von Esten selbst angebahnte stille Wirkung mystisch-religiöser Richtungen. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, welchen Einfluß diese Richtung auf den materiellen Wohlstand und die sittliche Bildung des Landvolkes gehabt hat; man versichert, daß er wichtig und erfolgreich war; hier ist nur von den Folgen für die Volkspoesie die Rede. Seit einem halben Jahrhundert hat eine Art Brüdergemeinde (Päha oder Seltsirah-

was, Heilige, Gesellschaftliche) in den Baltischen Provinzen Fuß gefaßt und indem sie nur wohlhabende Bauern aufnimmt, eine compacte Aristokratie in der Bauerschaft gebildet. Diese Secte hat vor allem das Anathem über das Volkslied ausgesprochen und das Singen weltlicher Lieder bei der Arbeit wie der Freude ihren Mitgliedern streng verboten. Aber auch Nichtmitgliedern wird das Singen durch mitleidige und Erleuchtung vom Himmel herabflehende Gebärden vergällt. Es ist eben fromme Einfalt! Der noch vor 50 Jahren fröhlich weitschallende Gesang der Schnitterinnen oder der hallende Sangesjubel von den festlich mit Blumen geschmückten Pfingstschaukeln herab war den Stillen im Lande nichts als Teufelslärm und Höllenlockung. Vor der weiteren Verbreitung dieser puritanisch-düstern Richtung verwelkten die Blüthen der Volkspoesie; der Gesang der Laul, zog sich zurück vor dem Choral in einsame Wälder, wie der rothe Mensch vor dem weißen, oder er beschränkte sich auf kleine und arme Gebiete, wo entweder jene Anschauungsweise noch nicht hingedrungen war und wo daher das alte Volksleben noch lebendig blieb, oder wo Gutsherrn und Prediger Luthers Motto: Wein, Weib und Gesang — richtig auffaßten und dem Mysticismus Widerstand leisteten.

Es ist bemerkenswerth, daß die griechische Kirche in dieser Beziehung eine größere Toleranz zeigt, als das ascetisch-einseitige Herrnhuterthum. Von denjenigen Esten, die zur griechischen Religion übergetreten sind, erhält man es sehr leicht, daß sie ihre Lieder und Runen dictiren. „Wir brauchen uns nicht vor dem Pastor zu fürchten, sagen sie; der Pope erlaubt uns bei der Arbeit zu singen nach Herzenslust!" Daher hat man auch die meisten alten Volkslieder bei den Kareliern und in dem Theile von Finnland gefunden, wo der griechische Ritus herrscht. In solchen Kirchspielen Estlands aber, wo die Bauern vorzugsweise zur Brüdergemeinde gehören, ist keine Ueberredungskunst im Stande, den Schlüssel zu dem geheimen Schatzkästlein der Poesie von den Esten herauszubekommen.

Kirrik issand saab sedda kuulda, siis mind kutsutaks musta kambri.

Es ist dies um so bedauerlicher, als die estnische Volkspoesie insbesondere das günstige Urtheil verdient, das einer der ersten und competentesten Richter in dieser Hinsicht, Rosenkranz in seinem Werke: Die Poesie und ihre Geschichte S. 280, über finnisch-slavische Lyrik im allgemeinen ausspricht. Er sagt: „Sittliche Reinheit, fast möchte man sagen jungfräuliche Zartheit ist in der Poesie der slavisch-finnischen Stämme ganz ebenso herrschend wie in den Ossianschen Gesängen. Die Lieder dieser Völker

..d ohne Vergleich tausendmal poetischer als viele Jahrgänge gedruckter ..nstpoesie bei civilisirten Nationen, die in ihr Alexandrinisches Zeitalter ..ten. Sie sind ein strahlendes Zeugniß der Kraft des heiligen Geistes .. wahren Kunst, der auch aus dem Munde des gedrückten mit Noth ..d Sorgen, mit der Härte des Schicksals kämpfenden Menschen siegreich ..ervorgeht."

Wenn nun an der Ausrottung des Volksgesanges die Gesellschaft der ..tillen die meiste Schuld trägt, so darf man doch nicht übersehen, daß ..uch schon früher Verfolgungen stattfanden. Es war mir interessant als ..eleg hierzu unter den mir zugesandten Volksliedern auch eines zu finden, ..orin der Grimm des Sängers sich über diese Verfolgung ausläßt. Da ..ieses Lied auch dazu dienen soll, den estnischen Versbau zu erklären, so ..ebe ich es im Urtext und wortgetreuer Uebersetzung.

Kandle wihha.	Der Harfe Zorn.
..aulakſin lugoda kakſi,	Gerne sänge ich zwei Märchen
..eretakſin wiiſt kuuſt,	Rollte hin sechs Melodien,
..a ep tohin tõſista laulda	Doch ich darf ja dreist nicht singen
..ealt ei hästi kuulutada;	Nicht die Stimme laut erheben!
..p olen ligi külada,	Bin dem Dorfe viel zu nahe,
..igi Leedi moisaada,	Hart an Ledis Herrenhause,
..igi Laiuse rajada.	Dicht an Laïs, des Schlosses Gränzen.
..eal kuulab kuninga poega (¹),	Dort belauscht des Königs Sohn mich (¹),
..eisab serwi saksalane;	Steht verborgen still der Sachse.
..uuleb kulasta kägoda,	Horcht des goldnen Kukkuks Weisen,
..betaſſe one lindo:	Des Gehöftes Silbervogel:
..uho tuland kukkumaie	Sagt, wohin kam er zu rufen
..eie metſa elaimaie?	Hier in unsrem Wald zu hallen?

¹) Saks heißt ein Deutscher, denn die Deutschen, die zuerst nach Livland kamen, waren ..iedersachsen. Der Ausdruck ging über in den allgemeinen Begriff des Herrschenden, Vor..ehmen; daher sagt der Este auch: Wenne Saks — ein russischer Sachse, soll heißen ..n russischer Herr. Saksläne ist zuweilen ein armseliger Deutscher, Diener, Handwerks..ursche, aber auch ein ächter Sachse. Ledis gehörte mit Flemmingshof im 17. Jahrhun..erte dem Minister Grafen Flemming und in Schloß Laïs residirte eine Zeitlang König ..arl XII. Das Gedicht ist aus jener Gegend und ich deute das kuninga poega, vereint ..it dem Rotsi auf Karl XII., so wie das Sakslane auf den Grafen Flemming.

Mina kuulsin kostse wasto:	Ich vernahm's und, ich erwiedert:
Juba mina mulla laulin,	Sang ich doch im letzten Lenz schon
Tunamullo murrin keele,	Uebte mich im vorvergangnen,
Aasta sõnad osatin.	Stammelt' Worte schon ein Jahr lan
Sõnnad pannase tähhele	Worte setzt man fest in Zeichen,
Pistetasse pibelesse	Steckt sie ein in dicke Bibeln,
Ropsitakse ramatusse	Prügelt sie hinein in Bücher,
Homme ette eidetasse.	Morgen wirft man sie uns vor.
Mul on kurri kulessaggi	O ich habe böse Hörer,
Walli wasta pannessaggi	Allzustrenge grimme Gegner
Omma ellida Sõnnoda	Meiner hellen Sangesworte
Lahheda laulasid.	Meiner lieblichen Gesänge!
Ma ep tohhi toosta laulda,	Darf drum eben dreist nicht singen,
Healt ei hästi kulutada.	Nicht die Stimme stark erheben.
Meil on kulajat küllasta,	Horcher haben aus dem Dorf wir,
Sõnna wõtjat wassussa	Wortefänger in dem Wäldchen,
Eale sõjad Oawikusses.	Tönefresser in dem Espwald.
Mina moistsin, kostsin wasto:	Und ich merkt' es und entgegnet:
Oh teie kurama kõerad (1)	O du kurisch Hundsgesindel (1),
Rotsi ruged rebbased	Rothgeschwänzte Schwedenfüchslein!
Erge sõge ealekesta	Eßt mir nicht mein holdes Stimmche
Joge kulla kurpokesta.	Trinkt nicht meine goldne Kehle,
Sõge te sannasta süsst	Eßt der Badestuben Kohlen,
Lawwa alta lehtisida. (2)	Blätter unterm Brettgerüste! (2)
Et lass ütlen ümber jälle	Nein, laßt mich es widerrufen,
Lõön taggast teise korra:	Um es stoßen was ich sagte:

1) Zuweilen heißt es auch Kurrema koerad. Kurresaar ist die Insel Oesel. J wähle kuuramaa, weil die Feindschaft zwischen Letten und Esten bekannt ist und die Oesele dagegen gute Esten sind. Bedenkt man indeß, daß die Oeseler desperate Seeräuber waren die noch vor 15—20 Jahren (!) einen Piratenzug an die Küste der schwedischen Inse Gotland machten, so habe ich auch weiter nichts dagegen, wenn jemand auf dem kurrema koerad insistirt.

2) Der Sänger bietet spöttisch nichtnutzige Dinge den Horchern an, wie erlosche Kohlen und von den Badebüscheln abgefallene Birkenblättchen. Das Brettgerüste ist ein Reihe amphitheatralischer Sitze in den Schwitzbadstuben, die den russischen bekannten Dampf bädern ganz ähnlich sind.

Ma ei anna Saunasta süssi	Nicht die Badestubekohlen
Lawwa alta ei lehtisida,	Nicht die Blätter sollt ihr haben;
Olgo söed tulle piddada,	Kohlen mögen Feuer hüten
Lehhed lapsi leppitada.	Blätter schrei'nde Kinder stillen!

Eine derartig Jahrhunderte lang fortgesetzte methodische Mißgunst konnte nicht ohne nachhaltige Wirkung bleiben. Die alten epischen Gesänge, von denen noch viele Episoden existiren, sind in ihrer Totalität untergegangen. Aber der Geist eines Grimm, der in seinem Werke über deutsche Mythologie gezeigt hat, was Fleiß und Combinationsgabe vermögen, kam über viele Männer in baltischen Landen und auch die Frauen entzogen sich nicht dem Nachforschen. Die älteren Sammlungen von Rosenplänter und Knüpfer wurden hervorgesucht. Fleißige Männer, wie Fählmann, Kreutzwald, Neus und Damen, wie Fr. v. z. Mühlen, Fr. v. Bleski rc. sammelten unermüdlich und zwei gelehrte Gesellschaften bildeten sich mit dem besonderen Zweck der Erhaltung und Erforschung estnischer Sprache und Alterthümer.

Allerlei Polemik mischte sich natürlich mit hinein; denn es ist einmal Eigenheit der Menschen: was andre thun — gleich zu beschwätzen! — Aber alle Wortklaubereien und querelles d'Allemands schadeten dem einmal angefachten Eifer wenig und nützten ohne es zu wollen.

Neue Sammlungen wurden von der gelehrten estnischen Gesellschaft in Reval herausgegeben und von der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg lobend anerkannt, die estnische gelehrte Gesellschaft in Dorpat gab bis jetzt 11 Hefte von Abhandlungen heraus, und zwar jetzt den Kalewipoeg von Kreutzwald, und somit ist die Hoffnung nicht ganz sanguinisch zu nennen, daß die öffentliche Meinung, aufmerksam gemacht auf den Werth und die Verfolgung des Volksgesanges, sich gegen letztere erheben wird oder wenigstens ein allgemeines Sammeln von Volksliedern begünstigen möchte.

Von dem fröhlichen Laut bei der Arbeit und bei Festen ist keinerlei Schaden für das Seelenheil zu befürchten. Selbst das Kameel vergißt seine Müdigkeit, wenn Musik erschallt, und dieses psychische Belebungsmittel hat man dem Arbeiter genommen und ihm die Branntweinsschenken gelassen! Das Schlimmste ist hierdurch für die Volkspoesie zu befürchten; sie wird sich auf die privilegirten Stätten der Völlerei zurückziehen und in dieser verpesteten Atmosphäre das erzeugen, wessen man sie anklagt. Wer nun

das helle, zarte, reine Volkslied zu Ehren bringt, der kräftigt das ganz Volk und das kann niemandem schaden, denn „reiche Bauern, heißt es reiche Herren!"

Wir gelangen jetzt zu Betrachtungen über die metrischen Eigenthümlichkeiten der estnischen Runen und der Sprache überhaupt.

Dehnungen, Sylbenwerth, Tempo.

Die neuere Orthographie verlangt so zu schreiben, wie das Volk spricht; ich gestehe, daß ich ungern einen einfachen Consonanten hinsetze wo ich einen doppelten höre.

In dem Gedicht: „der Harfe Zorn" schreibe ich nach der neuern Orthographie Lugoda, höre aber zwei g. Gewöhnt man sich erst jeden einzelstehenden Vocal kurz zu betonen, so geht es auch mit der neueren Orthographie. Das ganze Geheimniß besteht in den Dehnungen oder besser im Tempo, dem Zeitwerth der Worte. Es gibt deren drei: man nennt sie alle zusammen Dehnung, aber das ist nicht ganz passend, denn was ist eine kurze Dehnung? Ein Mangel an Dehnung ist eben keine Dehnung. Daher ziehe ich das Wort Tempo vor. Die Esten haben in ihrer Betonung ein Adagio, ein Andante und ein Presto.

z. B. Liina (Karoline) wird langgedehnt, etwa Liihna ausgesprochen.
— ◡

Der Ton dauert (Liina) eine halbe Secunde. Es ist das Adagio.

Linna (Stadt) Andante. Drei gehen auf eine Secunde. Lin-na beide Sylben haben gleichen Werth — eine Pause zwischen den Sylben ist deutlich fühlbar.

Lina (Lein) Presto. Es wird fast tonlos und rasch ausgesprochen und braucht kaum ¹/₄ einer Secunde. Lina, durchaus keine Pause zwischen den Sylben.

Alliteration.

Rosenkranz handelt die slavische und finnische Volkspoesie zusammen ab, indem er in beiden als gemeinsame Elemente die Abwesenheit des Reims und dasselbe Metrum, das vierfüßige trochäische Versmaß, annimmt.

Ich sehe mich genöthigt dem durchaus zu widersprechen.

Der Reim als ein Element der christlichen Kirche, aus den lateinischen und deutschen gereimten Mönchsgedichten, Evangelienharmonien und

Hymnen hervorgegangen, steht in allen slavischen Poesien eben so bedingend da, wie die Alliteration in den altdeutschen vorchristlichen und finnischen Runen.

Es ist also ein radicaler Unterschied in prosodischer Beziehung zwischen slavischen und finnischen Volksliedern.

Auch bei den Böhmen, Galliziern, Serben, Polen und Kleinrussen ist der Reim constant. So auch bei den Großrussen in den allermeisten Fällen, und in den weniger regelmäßig gereimten Liedern ist ein Streben nach Consonanz in den Ausgängen erkennbar. Der Reim ist so sehr Bedürfniß der slavischen Volkspoesie, daß er auch in Erzählungen, Räthseln und Märchen, die in Prosa verfaßt sind, dennoch bald an den Enden der Perioden, bald im Anfang von Zeit zu Zeit durchklingt. Nur in den allerältesten Denkmälern der russischen Volkspoesie fehlt Reim und Assonanz. Der Parallelismus kommt in den slavischen Poesien häufig vor, Alliteration ist ihr aber gänzlich unbekannt.

Die Forderung eines trochäischen Rhythmus liegt ganz im Geist der finnischen Sprachen, die keine Präfixe kennen und auch einsilbigen Fremdwörtern einen Vocalauslaut geben, wie Herr-a, Prau-a. Immer und unabänderlich ruht der Accent, die Hebung auf der ersten Sylbe jedes mehrsylbigen Worts, und selbst zweisylbige Fremdwörter, die jambischen Accent haben, erhalten im Estnischen den trochäischen z. B. Madám wird ausgesprochen Mádam. Präfixe aber läßt die Sprache ganz fort wie im Finnischen ebenfalls oder versetzt sie, um die betonte Sylbe vorangehen zu lassen z. B. Rélkata statt tarélka (russ. Teller), statt Equipage — Kippaš. So sagte ein estnischer Rathsdiener einem Untergebenen: Nimmt nu zwei Wisiten u zwei Wáliden un prinkt Geld auf Pósitokasse. (Nehmt zwei Inquisiten und zwei Invaliden und bringt das Geld auf die Depositencasse.)

Die Alliteration, Stabreim, Buchstabenreim ist das ächte Kriterium der Runen, so daß man auf dem ersten Blick estnische, von Deutschen geschriebene Gedichte von Runen unterscheiden kann. Es giebt viele estnische Gedichte von Predigern, Liebhabern der Landessprache oder germanisirten Schulmeistern geschrieben, die sind aber stets gereimt. Die Verse des Kalewipoeg, die Kreutzwald geschrieben, um die älteren Bruchstücke in Verbindung zu bringen, sind in sprachlicher Hinsicht und prosodisch vollkommene Runen und nur insofern unächt als sie nicht Producte des unbewußten Naturtriebes sind, sondern eine im Geiste des Originals von einem gebildeten Manne

versuchte und reflectirte Dichtung. Es ist eine Restauration und gewiß ebe
so berechtigt als die von verstümmelten Statuen.

In einem alten, scherzhaften Gedicht kommt Alliteration mit Rein
verbunden vor. Es fängt so an:

Kuule kilter, Hanso Jaan
Kus mo kallis saksa saan? ꝛc.

Es stammt ohne Zweifel von einem germanisirten Esten oder einem Deut
schen her, der zwar die Alliteration als estnisches Element erkannt hat
aber als Deutscher den Reim hinzufügte.

Was ist nun Alliteration?

Jeder Runenvers*) enthält wenigstens zwei Worte, die mit demselbe
Buchstaben beginnen. Meist sind es Consonanten, aber auch Vocal
und Diphthongen. Die finnischen Sprachen geben Consonanten un
Vocalen dieselbe Geltung und dasselbe Recht: Daß häufiger Consonanten
alliteriren, kommt daher, daß es weniger Vocale als Consonanten gibt
Im Estnischen ist das Verhältniß der mit Consonanten anfangenden Wort
zu den mit Vocalen beginnenden, wie 15 : 3.

Beispiele:

1) Zwei Alliterationen.

Poisid poole saapaasse.
Häält ei häästi kuulutada.
Weretajad ella wennad.
Kiwi suuri alla kike.
Emma kitse kõrwa tais.

Die Alliteration steht bald nebeneinander, bald getrennt.

2) Drei Alliterationen.

Mullikat merre murole.

3) Vier Alliterationen.

Säel saab sikko sarwe tais.

4) Beispiel von fünf Alliterationen.

Part pani paljo pippart peale

---

*) Man möge nicht Runen — alliterirte nordische Verse — mit Runen, altnordische
Charakteren, verwechseln. In Edinburgh sah ich in einem öffentlichen Garten einen große
5½ Fuß hohen Runenstein, der von Schweden als Geschenk herübergebracht war: Er zeigt
ganz wie unsere alten Steinkreuze, eine Kreisschrift um ein Kreuz und enthält in Runen
charakteren folgende Worte:

Ari rasti stain aftir Hialm Fader sin. Guth hialbi ant Hans.
Ari errichtete diesen Stein für Hialm, seinen Vater. Gott helfe seiner Seele.

6) Verschränkte Doppelalliteration (die wohlklingendste).

Seate pöllo förwa peale.

7) Eingeschlossene Doppelalliteration.

Küla alla allikasse.

8) Auf einander folgende Doppelalliteration.

Tassa tömbab ue ukse.

Bei mehrsylbigen Wörtern kann die in der Hebung stehende dritte Sylbe ebenfalls alliteriren:

9) Kullerkuppud, mallernadit.

Kiwwi ei maksa hingekesta.

Bei Dialogen kommt eine Art Kettenalliteration vor. Der Eine alliterirt die Worte des Andern mit neuen Alliterationen.

Der Reim.

Der Reim ist dem Esten etwas ganz Unbekanntes. Man trifft ihn wohl auch in ächten Runen, aber er steht da ungesucht und ungehört als natürliche Folge gleicher Flexionen.

Zuweilen erscheint eine Art Reim bei Onomatopöien, wenn ein Naturlaut nachgeahmt werden soll, z. B.:

Möldri kiwid mürisewad,	Müllers Steine murren,
Kangro kerad kerissewad	Webers Knäule schnurren

oder:

Tute, lute, lehmakenne	Tute, lute, gute Kuh

soll den Ton des Hirtenhorns nachahmen

oder:

Kiigutajad, kullakesed	Schaukelnde, goldene,
Liigutajad linnukesed	Gaukelnde Vögelchen

oder:

Puna wälja pursatas	Heraus das Rothe rauschte
Weri wälja wirsatas.	Und Blut im Strahle spritzte.

In den einzelstehenden Versen (ohne Parallelvers), die hier und da eingeschaltet werden, kommt ein Parallelismus zwischen der ersten und zweiten Vershälfte und auch bisweilen Assonanz oder Reim vor, z. B.:

Emakene, Memmekene,

Kokkakene, Wokkakene.

Während solcher Schaltverse besinnt sich der Sänger gleichsam au
das weitere. Auch wird durch sie ein neuer Abschnitt bezeichnet.

Beispiele von gleichen Endungen. Drei Infinitive auf **a** mit der ange
hängten Silbe **ie**, um den vierten Trochäus zu vervollständigen, also rhyth
mischer Zusatz, euphonischer Laut:

Kui | lähhe | maista | wötte|maie
Pürge|kesta | püüde|maie
Rörga|kesta | noöde|maie

Aija Äeia ukse ette
Aija Ämma aja ette

Tereta siis äijakes**ta**
Tereta siis ämmakes**ta**
— 2 Accus. auf st. Das a ist angehäng als musikalisch metrische Aushülfe. Dies letzte Silbe benutzt der Sänger um Athem zu schöpfen. Er singt sie daher, indem er inspirirt.

Tere Äeia tere ämma
Tere küüd küüslas**ed**
Tere naad nastolas**ed**
— zwei Vocative.

Kas on neioke kodos**ta**
Ei olle neio kodos**ta**
— ta ist rhythmischer Zusatz, athmende Silbe.

Neid läks wirost wette tooma
Arjo külma allikas**ta**
Jerwe paksusta pajus**ta**
— das Suffix ta zeigt im Finni-schen die Bewegung von ir-gendwoher an.

Ajan alliga järele
Soidan süst-musta**elle**
Kihotan ma kimme**lille**
— zwei Adessive; ich reite auf dem kohlschwarzen, Eile auf dem Schimmel.

Mis leidsin heio tegemast
Leidsin wetta wedamast

Neiokene, noorokene! (Schaltvers)
Minna wette weiksel juwa
Sanna küla karja juwa

Süsst mustae maisetada
Kimmelille kibbe kasjatelle.

Ma olen waene teedekäija,
Teedekäija, maade sõitja,
Saksa asja ajaja,
Raeraamato lugeja,
Suue kirja kirjotaja

gerundia auf ja.

Metrum.

In den Poesien der Finnen und Slaven nimmt Rosenkranz als gemeinschaftliches Element das trochäisch vierfüßige Versmaß an. In den serbischen Volksgedichten herrscht allerdings das trochäische Versmaß, aber bald fünf-, bald vier-, bald sieben-, acht- und zehnfüßig. In den estnischen immer nur das vierfüßige und nur in tändelnden Kinder- oder Hirtenliedern das zweifüßige. Da der Este seine Lieder fast immer nach einer Melodie singt, so ist ihm ein festes Metrum nothwendig. Im russischen Volksliede finden dagegen eigentlich nur in jedem Verse 1—3 Hebungen statt, die man den logischen oder rhetorischen Accent nennt und um den herum sich tonlose und ungezählte Silben gruppiren.

Der Russe hat nicht wie der Este eine, sondern tausend Melodien und singt vieles ohne allen Tact, frei phantasirend, oft einen Vocal ins Unendliche variirend in auf- und absteigenden Tonfolgen, bis ihm der Athem ausgeht, worauf nach rascher Inspiration eine neue Silbe an die Reihe kommt und eben so behandelt wird.

Bei den Esten ist der Trochäus als Maß durch den Geist der Sprache geboten, da die accentuirte Wurzelsilbe constant am Anfange des Wortes steht und Präfixe nicht vorkommen. Schwieriger ist es zu erklären, warum der Vers immer aus vier Trochäen besteht. Aus musikalischen Gründen haben die meisten Melodien acht Tacte. (Nur die englische Volkshymne von Händel „God save" hat ausnahmsweise im ersten Theil eine Melodie von 6 Tacten, der zweite aber beruhigt das Ohr wieder durch die verlangten, regelmäßigen acht Tacte.) Allerdings trifft dies allgemeine musikalische Gesetz auch hier zu, da die zwei zusammengehörenden Parallelverse wirklich stets acht Tacte enthalten. Jeder Vers drückt im Estnischen einen vollständigen Satz aus und bei dem großen Reichthum der Sprache an zweisilbigen Worten und dem Ueberfluß an Suffixen, kann in vier Tacten der Este allerdings sehr leicht einen Gedanken zum Abschluß bringen.

Die gewöhnliche Form ist also diese:

1) — ◡ | — ◡ | — ◡ | — ◡

Statt des Trochäus kommen aber auch andere Maße vor, die indessen musikalisch immer wie Tacte von gleichem Zeitwerth behandelt werden:

2) — ∪ | — ∪ | — ∪ ∪ | — ∪
3) — ∪ | — ∪ ∪ | — ∪ | — ∪
4) ∪ | — ∪ | — ∪ | — ∪ | — ∪ ma ollen waine teete kaija
5) — ∪ ∪ | — ∪ ∪ | — ∪ laulasin lugoda kaksi
6) ∪ ∪ ∪ ∪ | — ∪ | — ∪ | — ∪ kimmelille kibo karjatelle.

Nr. 2 und 3 geben Beispiele von untermischten Daktylen, die nur in den drei ersten Tacten vorkommen können, da auf den vierten die Inspiration kommt in doppeltem Sinn. Der Improvisator besinnt sich oft erst am Ende des einen Verses auf das, was er im zweiten sagen soll.

Nr. 4. Beispiel von einem Auftact. Im Gesange um eine Terze tiefer genommen als die erste Hebung.

Nr. 5 hat nur drei Accente. Der Sänger, um der Melodie gerecht zu werden, verdoppelt dann eine Silbe und würde singen:

Laulasin | lugoda | kaak | sie

Er thut also, was in allen Sprachen beim Gesange vorkommt, wo gerade mehr Töne da sind, als Silben. Hupel bemerkt mit sichtlichem Aerger dazu: „Der Este verlängert oder verkürzt beim Singen manches Wort unerhört!" Freilich hängt er neue Silben des Wohllauts halber an oder schiebt eine Silbe ein, wie wottemaie statt wottma, aber das thun wir auch, indem wir z. B. statt geliebt zuweilen geliebet sagen.

Nr. 6 giebt ein Beispiel von einem Proceleusmaticus. Im Gesange haben auch diese vier Silben, wie Sechzehntheile behandelt, zusammen nur den Zeitwerth eines gewöhnlichen Tactes.

Sehr selten sind Gedichte mit nur zwei Accenten, z. B.:

Kille kits | karja
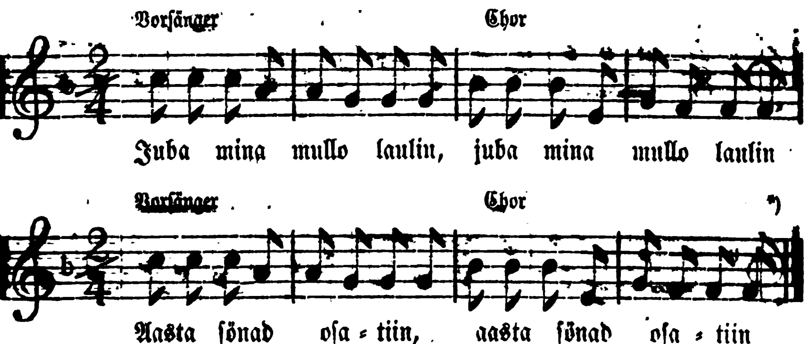
Ulle merre | metsa

To mulle | heina

Minna heina | lehmale ꝛc.

Volksgesang, Laul.

Der Laul, das Lied, wird gesungen. Der Este declamirt oder recitirt nie, stets singt er seine Lieder. Die Hauptmelodie ist folgende:



Da die Lieder oft sehr lang sind, so ist es ganz zweckmäßig, daß der Vorsänger eine Pause macht, während der Chor singt, und umgekehrt. Auch besinnt sich der Sänger in der Pause auf einen neuen Witz.

In dieser Melodie fängt der Vorsänger also in der Tonica an und geht im zweiten Tacte in die Dominante über; in dem nämlichen Dominanten-Accord übernimmt der Chor den Gesang und führt ihn in die Tonica gleichsam dem Vorsänger wieder zurück. Es fehlt bisher an einer Sammlung estnischer Melodien und würde diese gewiß sehr spärlich ausfallen. Ich kenne nicht mehr als vier verschiedene Melodien, die große Mehrzahl aller Lieder schien mir nach der gegebenen Hauptmelodie gesungen zu werden. Ich bemerke, daß die fünf Töne des Liedes sich auf der finnischen Kandele von zwei Saiten, die mit dem Bogen gestrichen wird, wiederfinden. Die tiefergestimmte c Saite bleibt unverändert; denn die vier Finger der linken Hand, die durch ein Loch im Griffbrett verkehrt hineingesteckt werden, berühren mit ihren Rücken nur die f Saite, die eine Quarte höher gestimmt ist. Dieses höhere f giebt nun (in plagalischer Stimmung) durch Berührung der vier Fingerrücken: des kleinen Fingers — c (die Octave der Grundsaite), des Ringfingers — b, des Mittelfingers — a, des Zeigefingers — g. An der vollen Octave fehlt diesem Instrument d und e.

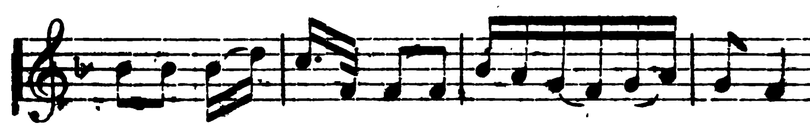
Solche Harfenspieler haben auf den Fingerrücken der linken Hand warzenförmige Schwielen.

*) Ich glaube, daß der vierte Ton im zweiten und vierten Tact auch anders gesungen wird, nämlich statt g und f singt der Este a.

In der Dudelsack- und Tanzmelodie Jir üppas, Thierhochzeit, komme[n] ganz dieselben Töne vor. Doch scheint mir im zweiten Theile (vierten T[acte] des ersten Tactes) noch ein d als Leitton hinzuzutreten.



Jir üppas Kaſs kargas wanna karro lõi trummi
Maus hüpft' und Katz sprang und'r alte Bär schlug Trommel



kerbs - lendas aknast wälja pallus woerad tulla
Flieg' flog zum Fenster 'raus und bat die Gäst' zu kommen

Gedankenreim.

Der Este, der den Wortreim nicht kennt, außer in geistlichen Li[e]dern im Gesangbuch, hat in seinen Volksgesängen dafür den Gedanke[n]reim. In den Schaltversen müssen stets zwei ähnliche Gedanken vorko[m]men, z. B. Reitskenne, noorokenne!

oder: Emmakenne Memmekenne!

In den Parallelversen wird der Gedanke des ersten Verses im zw[ei]ten und zuweilen in noch mehreren wiederholt. Hierin besteht die poetis[che] Form der Strophe, wie in der Alliteration die Bedingung des Verse[s].

Wer estnische Runen dichten will, muß wenigstens zwei analoge G[e]danken nebeneinander stellen können. Er muß einen Gedanken zweimal au[s]führen. Der erste Vers enthält immer einen vollständig abgeschlossene[n] Satz, einen Gedanken und der zweite Vers entwickelt diesen Gedanken [in] paralleler Weise, so daß Handlung, Subject und Beiwort sich geistig — begrifflich — reimt. So würde die Erwähnung von Gold sogleich [im] nächsten Verse die des Silbers verlangen, die Erwähnung des Vaters d[en] analogen Gedanken der Mutter.

In dem oben mitgetheilten Gedicht „Der Harfe Zorn" sind die z[u]sammengehörigen Parallelverse neben einander gestellt:

Gerne sänge ich zwei Märchen,
Rollte hin sechs Melodien.

Hier reimen drei analoge Begriffe:

Singen — Hinrollen
Märchen — Melodien
Zwei — Sechs.

Ist ein Gedanke reich an ähnlichen, so bringt der Dichter sie in mehreren Parallelversen an. So giebt in einer Brautfahrt der Freier sich fünf fingirte Aemter in fünf Parallelversen (S. o. Ma ollen u. s. w.).

Der Gedankenreim kommt bei vielen Völkern vor, z. B. bei den Hebräern. Man braucht nur das alte Testament aufzuschlagen, um am Gedankenreim sogleich die poetischen Schriften von den historischen zu unterscheiden, z. B.

Moab ist mein Waschtöpfen,
Meinen Schuh strecke ich über Edom.

oder:

Der Herr zerbricht eherne Thüren
Und zerschlägt eiserne Riegel.

Hier reimt geistig Handlung, Subject, Object und Prädicat.

Assonanz, Farbe.

Hierunter möchte ich die Anhäufung gleicher oder assonirender Vocale und Diphthongen begreifen, wodurch jeder Vers eine bestimmte Farbe erhält, die bald heiter, bald schwermüthig erscheint.

Beispiel. (Klage des Verschmähten s. o.)

Oh Mari mure madala
Angerpiga peenikene!
Miks sa mullo mull' ei tulnud
Kui käisid käsud järele?
Wied wiinad, kuëd krunsid,
Seitsemed saad sönumed!

Gegenüber den dumpfen, klagenden Vocalen a und o im ersten Verse sehen wir im Parallelverse als euphonischen Gegensatz, als Licht neben dem Schatten die gefälligen, hellen, mittleren Vocale e und i. Im dritten Verse herrscht wieder das dumpfe trostlose u vorwurfsvoll vor, wogegen im vierten Verse weiche und plastisch geschäftige Diphthonge abstechen.

Im fünften Verse steht dem hellen i in der ersten Hälfte das u in der zweiten gegenüber und alle Worte klingen auf ed oder id aus. Im sechsten dominirt der Zischlaut s und schildert das Geflüster der Liebesboten.

Einem aufmerksamen Ohre kann es nicht entgehen, daß in den estni-
schen Versen stets ein Gegensatz durch andere Consonanten und Voca
hervorgerufen wird, wodurch die Einförmigkeit vermieden und ein gewiss
Wohlklang hervorgebracht wird. So steht das a dem e, das u dem
das ö dem ü, das k dem w gegenüber, und jeder Vers erhält eine Fä
bung durch Veränderung und Gegensatz anders klingender Buchstaben*).

Dr. Bertram.

Womba Wido**).

Eine Erzählung nach estnischen Elementen und in Runenform.

Erste Rune.

Im Walde.

Der Held erzählt seine traumhaften Abenteuer im Walde.

Wildem Wald war ich entwichen,
Kehrte athemlos zur Heimath,
Zu des Vaters festem Wohnsitz,
Zu der theuren Schwester Schwelle.
Finster schaut auf mich der Vater,
Staunend blickt mich an die Schwester,
Sorgend sprachen alle beide:
Wie? Du weinest, Womba Wido?
Sage uns, was ist geschehen,
Sprich, ob Böses Dir begegnet?

---

*) Ich schrieb diese Beiträge zur Prosodie der Esten von allen Hilfsquellen entfe
und noch weiter entfernt von der Idee, als ob ich etwas auch nur annähernd Erschöpfen
geliefert hätte. Mögen die Herren, die wie das Docht mitten im Fett sitzen, mich ergän
und eines Besseren belehren und mir, wo ich das Rechte getroffen haben sollte, ein freu
liches jaudo! zurufen.

**) Die Esten besaßen keine Familien-, sondern nur Taufnamen, vor welche der Na
des Gehöftes im Genitiv gesetzt wurde zur genaueren Bezeichnung einer Persönlichkeit.
mit Aufhebung der Leibeigenschaft wurden Familiennamen eingeführt und in germanis
Weise dem Taufnamen nachgesetzt. Womba ist hier Name des Gehöftes oder Gesind
Wido (Guido) kommt von Vitus.

Ich vertraut' es meinem Vater
Sprach es in das Ohr der Schwester:
Hört, was heute mir begegnet
Merket auf, nicht Märchen sind es.
Einsam wandelt heut' im Wald' ich,
Grüßte alle grünen Auen,
Von der Sonne süß umschmeichelt,
Mittenmorgens*) kühlem Kosen,
In des Thaues Zittertanze,
Nebelregens buntem Bogen**).
Vögel sangen Frühlingslieder,
Bienen summten Sommerworte,
An des Baches Moosgehänge
Saßen meine Sonnentage,
Spielten meine Jugendscherze,
Jauchzten meine Knabenspiele! —
Mädchenaugen, blaubekannte,
Guckten aus des Baches Wellen,
Rieselten längs bunten Steinen,
Flossen zwischen Schilf und Binsen
Alle lächelnd, eilig, eilig!

Und da kam es wie von ferne
Wie entlegenes, länderweites;
Und es stiegen aus der Feuchte
Vier***) Jungfrauen goldgestrählet —
Blonder Köpfe Flatterwallen —
Rother Bänder Schimmerleuchten.
Und sie neigten sich und beugten,
Wallten auf und wallten nieder,
Hier verschwindend gleich zum Gräschen,
Plötzlich hoch wie Erlengipfel,
Sinkend zu Marantha's †) Wurzel,

---

*) Kesk hommiko (8—9 Morgens).

**) Es ist hier die farbige Erscheinung des Nebelbogens am frühen Morgen gemeint, uddo wikkerkaar.

***) Die Zahl 4 ist bei den Esten die heilige und poetische.

†) Ranunkel.

Flammend zu der Fichte Wipfel;
Hier nach grünen Zäpfchen greifend,
Dort um Zauberkräuter kreisend,
Hexenhals und Trudentapfen
Katzenkopf und Teufelstaschen;
All' das pflückten sie und flochten
Sich's um ihre blonden Köpfchen.
Lüstern lauschte ich im Laubbusch,
Schaute sehnsuchtsvoll verstohlen;
Hin zu gehen hatt' ich das Herz nicht,
Nicht den Muth um sie zu minnen.
Doch die schönen Waldesweibchen
Schauten schelmisch zu mir nieder,
Lispelten mir Liebeslieder,
Sangen süße Schalkgedichte
Schauerwonn'ge Sehnsuchtsworte.
Und von ungewissem Wehe,
Ungestillten Wonnewünschen
Bebte mir die Brust beklommen,
Schauert' mir die Menschenseele.

Zitternd, zaudernd, eingewurzelt
War ich Baum und Baum war Wesen;
Ich versteinert, sie belebet
Wundervoll in Weiberfülle
Blendend, blondbezaubernd, bräutlich!
Zornig brach ich Bann und Zauber.
Mich ermannend minnemuthig
Drängt ich mich durch Dorn und Dickicht,
Zu umfassen, zu umarmen,
Einzuathmen sie der Seele.

Plötzlich aus des Waldes Wipfeln,
Aus der Wolken Weitgewölbe
Tönt es nieder wie Trompeten!
Ich blickt' auf, in Keil und Haufen
Schwebten wilder Schwäne Schaaren,
Warnend klang's gleich Glockentönen,

Heimwärts floh'n sie, ich mit ihnen
Zu des Vaters Heimathhause,
Zu der theuren Schwesterschwelle,
Und nun wandle ich in Thränen
Tief im Herzen wohnt das Wehe,
Wieder hin zum Walde zieht mich's,
Zu den blonden Wunderblüthen.

Doch der Vater gegenredet:
Meine Flinte will ich laden,
Meine Armbrust will ich spannen,
Will Dir schon so lose Vögel
Mit des Bleies Bolzen treffen.

O wie sprichst Du nur mein Vater!
Hier ist nicht von Flintenladen,
Von der Armbrust nicht die Rede;
Gold und Silber muß ich haben,
Sammetborten, seidne Bänder,
Theures Tuch aus deutscher Kammer.
Damit minn' ich um die Mädchen,
Damit werb' ich um die Waldmaid.

Doch der Vater sprach bedenklich:
Laß Dich nicht von Nixen täuschen,
Trügen von des Haljas Töchtern;
Minne Dir ein Menschenmädchen,
Dann wird Deine Trauer enden,
Dann wird Weh und Sehnsucht weichen.

Ich verstand es und erwiedert':
Nein! Ich will kein Menschenmädchen!
Dörflerinnen — plumpe Dirnen,
Harte Hand und rauhe Lippe.
Um die Waldmaid will ich freien.

Doch der Vater sagte zürnend:
O Du unverständ'ger Knabe!
Giebst dahin die Menschenseele
An ein nichtig Nixenmädchen!

Jetzo halt' ich Dich im Hause,
Hüte Dich in meiner Hütte,
Bis der Zauber ist zerflossen,
Bis das Blendwerk ist verblichen,
Das Dir angethan die Argen.

Zweite Rune.

Die Waldgeister.

Unser Held entspringt, geht auf die Freie, aber fängt es verkehrt an.

In des Waldes Wipfelbäume
War die Sonne spät gesunken*).
Rastlos rauscht der Bach am Hause
In die Ferne, in die Freiheit,
Ungebunden, ungefesselt.
Ich nur lag in enger Kammer
Und die Thür war festgefüget.
Wohin fließt ihr, feuchte Fluthen?
Wohin wallt ihr, Wellenwogen? — —

Und die wirbelnden Gewässer
Sprangen, spritzten, stürzten, rannten
Unterm Stege, über Steine
Alle wie erschreckt von dannen.
Bringt ihr Botschaft von den Bäumen?
Sagt ihr was von meinen Schönen?
Liebelüstern Minneflüstern?
Süßgemurmelt Plauderplätschern?

Wilder ward der Wellen Hochgang
Warnungsworte rief die Woge.

Chor der Wellen.

Im Walde, im wilden — ohhu!
Rauscht's in der Nacht,
Stürzt, bricht und kracht —
Schauer und Pracht! —

*) Estnische Weise, die Zeit kurz vor dem Sonnenuntergang zu bezeichnen, Pääw me[...] ladwa otsas, die Sonne ist in den Wipfeln des Waldes.

Im Walde, im wilden — ohhu!
Liefen wir die Quer;
Großer Geister Heer
Hinter uns her! —

Im Walde, im wilden — ohhu!
Geh' nicht hinein,
Laß, laß es sein,
Du wirst zu Stein! —

Der Gefangene.

Nein, ich hab' ein Herz im Busen,
Wellen, Wellen, fühlt nur hier!
Fühlt, es klopfet, fühlt, es dränget
Hin zum Walde, hin zu ihr!

Und mich soll die Nacht erschrecken?
Tausendstimmig ruft sie lind;
Ist die schwarzgeaugte denn nicht
Mutter von dem schönsten Kind?

Heimlich zeugte sie die Liebe
Und der Vater war der Tag,
Und mit Dämmerungserröthen
Denken beide drüber nach.

Länger werden schon die Schatten
Seht, der schöne Vater eilt —
Zögernd winkt die Nacht dem Gatten. —
Stille! — — — — —

Vater, Deine Fesseln fallen,
Deine Thüren tret ich ein
Unterm Dach nicht duldet's mich,
Zu den Waldesmädchen will ich,
Zu des Haljas holden Töchtern.

Und so sprang ich aus dem Hause
Trat sie ein die Tannenthüre,
Riß den rostigen Eisenriegel,
Brach das starke Schloß in Stücke,

Faßte noch des Vaters Flinte
Und entrann dem Hof und Raume,
Eilte an des Waldbachs Windung
Zu den rauschenden Gebüschen,
Die von ferne wehend winkten,
Spähte sorgsam rings am Sumpfe
Bis die Sonne ging zum Schöpfer,
Finsterniß die Länder deckte.
Aber plötzlich war verirrt ich,
Tastete gleich wie im Traume,
Wachteln hört ich ferne schlagen,
Wasserhühner pfiffen eifrig,
Auerhähne balzten schallend,
Schwarzes, düstres Waldgefieder
Rauschte durch die thau'gen Büsche,
Aus dem Dickicht glotzt die Kröte
Und der Igel huscht vorbei.

Meinen Weg gab ich verloren,
Und auf einem Birkenberge
Kallewsohnes Riesenlager*)
Macht' ich mir ein flackernd' Feuer,
Eine warme Flammenquelle,
Draus ich mit den hohlen Händen
Eifrig Gluth und Wärme schöpfte;
Lehnt' die Flinte an die Föhre
Legte mich zum Schlummerschlafe,
Ueberm Haupt des Himmels Hochdach,
Unter mir der Hünenhügel. —

Matter flackerte die Flamme
Und der Rauch zog um die Nüstern —
Horch, da knistert's im Gebüsche!
Und ein Laut, wie leises Wehn,
Weckte mich aus erstem Schlafe.

---

*) Betten des Sohnes Kalew, Kalewi poea sängid, sind sattelförmig ausgeschweifte Hünengräber (oder heidnische Opferplätze?), die einer vorgeschichtlichen Zeit angehören.

Dämmernd aus des Dickichts Dunkel,
Traten zwei in deutschen Kleidern
Glichen sächsischen Gesellen.

Und sie wärmten sich am Feuer.
Einer faßte meine Flinte,
Roch am Hahn, beroch die Mündung,
Reicht sie zweifelnd dann dem Zweiten.

„Das ist Womba Wido's Waffe"
Grinzt gespenstisch grimm der Graue.
Beide fletschten Hundezähne,
Spitze Zähne eines Hechtes.
Eisenzähne eines Räcken.

Jetzt den Feuerbrand erfassend,
Rief ich: fort von meiner Flinte!
Eilig rannten sie von dannen.
Wild verwirret, scharfen Schwunges
Schleudert ich den schweren Brand hin,
Traf sie kräftig, aber plötzlich
Standen sie wie eingewurzelt —
Arglos, alte Birkenbäume,
Ruh'ge, rauhe Rüsternrücken
Und ihr Rauschen klang wie Kichern,
Und am stärksten dieser Stämme
War ein schwarzer Fleck zu schauen.

Voll Entsetzen rannt' ich eilig
Fort von dem gefeiten Orte;
Doch weh' mir, wohin mich wenden!
Voller Unruh rauscht der Tiefwald,
Tausend wirre Grausgedanken
Weht er wirbelnd um den Kopf mir,
Hörbar hämmerte das Herz mir,
Zugeknöpft schien mir die Kehle.
Ich begann vor Angst zu schreien:
Sieh, da ward der Hals mir weiter,
Und mir kam ein Glückgedanke
An des Vaters Jägermittel:

Schnell verkehrt' ich meinen Handschuh
(In des Rockes Tasche ruht' er)
Eilig auf die andre Seite.

Sieh', da lag der Steg ja vor mir
Zu des Vaters Heimathhause!
Und im Windeswirbelsausen
Flog gespenstisch eine Flocke*).
Als ich nun nach Haus gekehrt war,
Zu des Vaters Hütte heimkam,
Schmerzte's mir im rechten Arme,
Wehe fühlt' ich von dem Wurfe
Und ich klagte es dem Vater,
Dem berühmten Waidgenossen.
Laut auflachte da der Vater:
Seht doch an den feinen Freier!
Will um Waldesweibchen werben
Und zerbläut des Schwähers Buckel!

Und er lehrt mich, ein Stück Silber**)
Hinzubringen zu dem Hügel,
Wo die weißen Birken blinken,
Auf des Riesen Kallew Lager,
Wo die Beiden ich beleidigt.
Und die Schwester kochte Speise:
Ein Gemisch von rothen Zwiebeln
Mit dem Fleisch von einem Hahne,
Einem schwarzen, rothbehelmten,
Trug der Zwiebeln bunte Schalen

---

*) Die Esten sagen: der Waldgeist führe Wandrer in die Irre. Um den Bann zu brechen, muß man ein Kleidungsstück umkehren, dadurch würde der Haljas gezwungen, zu erscheinen. Der Wandrer erblickt dann plötzlich den Weg und findet sich zurecht, aber zugleich sieht er auch etwas, was er früher nicht bemerkte, eine Flocke, eine Feder, ein Bündel Heu. Alle diese Formen nimmt der Haljas an. Ein wahrer Proteus! —

**) Wenn Jemand im Freien schläft und die Glieder ihm steif werden, so haben das die Alraunen gemacht (maa alluſed). Die müssen durch ein Stück Silber besänftigt werden; oder man kratzt auch nur von einer Silbermünze oder seiner silbernen Spange (Breze) höbe walgust (Silberglanz) an der verhängnißvollen Stelle, um die maa allused zu versöhnen (maa alustelle lepitseks).

Und des Hahnes Helm und Sporen
Zu dem Haine auf dem Hügel
Unsres Hauses heil'gem Jsse,
Band dann wollen-bunte Bänder
An der alten Birken Zweige;
Eilte dann zur Nebelquelle,
Warf hinein dort blanke Perlen,
Einen rost'gen Eisenschlüssel,
Und zuletzt den Silberschilling;
Schöpfte drauf mit heil'ger Schale,
Und besprach das Wunderwasser,
Ging dann dreimal rings im Kreise
Um mich her von Ost nach Westen,
Und sie gab mir's dann zu trinken,
Daß der Zauber möge enden
Und das Blendwerk von mir wiche.*)

Dritte Rune.

Im Dorfe.

Der Held verliebt sich in ein Menschenmädchen.

Als der Zauber so zerflossen,
Als das Blendwerk so gebannt war,
Sprach zu mir die schlaue Schwester:
Heute Abend hinterm Dorfe
Schleiche um das hohe Hanffeld,
Tritt zu Ligus Tenne leise;
Dort mit andern Mädchen möcht ich
Ein Geheimniß still begehen.

---

*) Manche dieser abergläubischen Gebräuche waren wenigstens bis vor wenigen Jahren in vielen Gegenden Liv- und Estlands anzutreffen. 1827 zerstörte ein Prediger in Lettland (Ermes) 28 heilige Haine in seiner Pfarre (Siehe Inland. Jahrg. 1836). Das Wasser aus dem Uddo-allik — Nebelquell beim Pastorat Pillistfer — ist berühmt und wird unter den beschriebenen Ceremonien angewandt bei Thier und Menschen. Geld, Schlüssel, Metallsachen habe ich in vielen Quellen gefunden, die bei Augenkrankheiten gebraucht werden; z. B. im Quell dicht bei der Kirche von Rappel (1836).

Ich glaube nicht, daß ein Aberglaube, der 600 Jahre lang dem Christenthume widerstanden hat, in den letzten 20 Jahren besiegt ist.

Heute in der heil'gen Mondnacht
Webt sich jede einen Gürtel
Mit Gesang und leisen Liedern,
Daß in jeglichem Gewebe
Sich ein Freier künftig fange.
Dort will ich von Dir erzählen
Und die Schönste kannst du wählen.

Als die Sonne sich gesenket
Und zum Herren heimgegangen,
Finsterniß die Länder deckte,
Ging ich heimlich hinterm Dorf hin,
Schlüpfte durch die schrägen Stäbe
Längs dem Feld von hohem Hanfe
Hinter schlanken Hopfenstangen,
Trat zur Tenne auf den Zehen,
Wo um Pergelflammenfeuer
Weiber so wie Mädchen wallten.
Anna webte Gold im Gürtel,
Nedo*) nähte Silberseide,
Tio**) webt den Wollengürtel,
Maie***) zwickelt bunte Zeichen.
Wie vom Winde reingefeget
War die Tenne anzuschauen,
Von den schwarzen Wänden wallten
Flachsgespinnste weiß wie Seide,
Und sie webten und sie sangen,
Zauberinnen, leise Lieder.

Annas Hochzeitslied†).

„Schmückerinnen! Eilet, eilet,
Daß mein Bräutchen bald erscheine!
Schmückt sie mir dem Manne schneller.
Eile, eile, Ehehälfte,

*) Agneta.

**) Dorothea.

***) Magdalena.

†) Ein Epithalamium. An solchen sind die Esten sehr reich.

Zaudre nicht, du Elternhälfte,
Ungeduldig wird der Gaul schon,
Sieh der Hengst schaut hinter sich.
Roggenfresser scharrt die Erde,
Haferfresser bäumt empor sich,
Heuzermalmer wird unbändig!"

Doch die Schmückerinnen singen:
Bräutigam, Du lieber Junge
Ei, wie bist Du selbst unbändig;
Gabst Du Weile ihr zu wachsen,
Gieb nun Zeit auch sie zu schmücken.
Lange wartet, ach, die Waise,
Müht sich mutterloses Mädchen
Und es altert, die da arm ist.
Keine Schwester ist zum Schmücken,
Keine Mutter zum Vermitteln,
Und kein festlich Vaterhaus.

Und es sprach der einz'ge Bruder:
Bräutigam, mein braver Schwager,
Magst denn meine Schwester nehmen,
Magst sie minnen, heim sie führen.
Mögest Du auch treu ihr bleiben,
Laß das Kind mir niemand schlagen,
Nicht von Andern sie bedrängen,
Wehr der Magd mit losem Maule.
Kommt der Knecht, um anzuklagen,
Kommt die Schwägerin zu schmählen,
Schelten sie die andern alle, —
Widersteh dann einer Wand gleich,
Schlag dagegen mit dem Schwerte,
Steh ein Pfeiler unter ihnen.

Gretas Klagelieder.

Als die schöne Ann geendet,
Sang das Weib von Rige Karel
Krööt, die starke, webstuhlkund'ge:
Jüngferchen, Du junges Blut;

Hast Du Heirathen im Sinne?
Blickest Du auf unsre Männer?
Und auf unsere schwarzen Brüder?
O dann sei Dein Haupt von Eichholz,
Und von Ahorn Deine Arme,
Und von Fichten Deine Finger,
Und von Nußholz Deine Nägel,
Wohl bedenk, was Dich bedräuet.
Bauernbrod ist pfefferfarben
Und gemengt mit Stroh und Spreukorn;
Das erfordert harte Finger,
Starke Sehnen, feste Fäuste,
So zum Kneten, wie zum Feuchten,
Wie zum Backen großer Bröte.
Um die Wirthschaft zu besorgen,
Eile bald zur Vorrathskammer,
Laufe wieder zu den Ställen,
Wandle zwischen Haus und Hütte.
Willst Du nicht zum Quell und Brunnen
Wird die Sorge Dich schon treiben,
Wenn Du Deine Kühe melkest,
Fängst Du an wohl einst zu weinen:
Wer melkt nun des Vaters Kühe?
Streichelt meiner Mutter Kühe?
Liebkost unsre lieben Lämmchen?
Wo Du weilest, da auch weinst Du;
Wo Du hintrittst, bist Du traurig;
Wo Du an die Wand Dich lehnest,
Ist sie naß von Deinen Thränen;
Und dann singst Du Sehnsuchtsworte,
Und dann klagt das Mädchen also:
  Mutter, eignes Mütterchen!
Wenn du das gewußt doch hättest,
Wenn du das gesehn im Traume,
Wenn du das im Schlaf geschauet!
  Als ich Vaterworten folgte,
Auf der Mutter Diele weilte,

Lag ich gleich dem Ei im Grase;
Wie ein Apfel, der am Baume
Ueber dem Gehöfte glänzet.
Ach nun kam ich arme Beere
In die Fremde, in die Ferne,
Vogel auf entlegne Flächen,
Gänschen ganz zu andern Auen.
Bin nicht werth das Kraut im Korne,
Nicht das Hälmchen Stroh im Hofe,
Nicht das Stäubchen in dem Stübchen.
Schrecklich ist der Schwiegervater,
Mürrisch ist des Mannes Mutter,
Schnöd' ist gegen mich der Schwager,
Schnippisch sind die Schwägerinnen.
Ist der Schwiegervater schrecklich,
Angeschirrt sind gleich die Ochsen;
Ist des Mannes Mutter mürrisch,
Gleich gemelket sind die Kühe;
Ist der Schwager schlimm und schnöde,
Gleich gestriegelt ist der Graue;
Sind die Schwägerinnen schnippisch,
Gleich beschaffet sind die Schweine! —
Wo ist Deiner Tochter Lustort?
Wo muß immerfort sie weilen?
In dem Stall und an dem Schwengel
Und am Feuerheerd im Hause!
Als man mich zur Eh' beschwatzte,
Und mich unter Frauen führte,
Zog ich an das Hemd des Harmes,
Hüllt' mich in das Tuch der Thränen.
Hütet Euch, ihr jungen Mädchen!
Lieben Schwestern, sagt' ich's nicht?
Hab' ich nicht gewehrt der Theuren?
Geh nicht mit dem Trunkenbolde,
Mit dem Trinker hin zur Trauung;
Denn der Säufer hat nie Groschen,
Schenkenläufer nimmer Schilling!

Alle Groschen sind vergeudet
Und die Schillinge verschwelget.
Seht! da kömmt der Kneipengänger
Schenkenthürenschloßaufklinker!
Keipenthürenwinselmacher!
In-des-Krügers-Scheuer-Schläfer!
Zwischen-zweien-Schenken-Läufer!

Nedos Wildgesang.

Wohl bedenklich schauten alle
Bei der grauen Greta Klagen,
Hielten an in ihrer Arbeit,
Senkten alle Kronenköpfchen.
Doch die schlaue Schwester neigte
Sich zur Nachbarin, der Nedo,
Mit den heißen Feuerwangen,
Mit den blitzend hellen Augen,
Und sie flüstert was ins Ohr ihr.
Aber Nedo hob die Stimme
Rasch zu lautem Wildgesang:

Sagt, gewalt'ge Dorfesweiber,
Sprecht, verehrte Ehefrauen!
Was soll hier verhindern, helfen!
Was soll Warnung, was soll Weisheit?
Kommt mein Eigner mich zu freien,
Halten nimmer Eure Leinen,
Binden mich nicht starke Stricke.
Wäre gleich der Zaun von Weisdorn
Und von zähsten Weidenzweigen,
Ich zerriß die stärksten Stricke,
Ueberwältigte den Weisdorn,
Oeffnet' alle festen Pforten,
Löste alle Leinen auf.

Ist mein Dienstjahr nicht geendet?
Sind nicht Tage so wie Wochen,
Meine Monde all geworden?

Mögen doch an meine Stelle
Bessre Dienerinnen kommen,
Ehrenhaftre mich ersetzen,
Und berühmt're ab mich lösen.
Horch, sie kommen! Sieh, sie kommen!
Mutter, zünde an den Spahn,
Laß die Stube ganz erhellt sein.
Ferner Freier Stimme hör' ich,
Höre helles Schell'ngeläute,
Eisenklirren der Geschirre,
Silberklänge von Korallen,
Und der Freiers Peitschenknallen.
Mutter, liebes Mütterchen!
Laß mich gucken aus der Kammer,
Laß mich schielen, laß mich spähen
Durch der Tannenthüre Spalten,
Lauern durch das Loch im Brette,
Ob er bucklich, ob er krumm ist,
Ob verwachsen oder windschief.
Mutter, süßes Mütterchen!
Nicht ist bucklich, nicht ist krumm er,
Nicht verwachsen oder windschief;
Dieser paßt in meinen Schooß wohl,
Hat in Eurem Hause Platz schon.

Tio's Gesang.

Fröhlich kicherten die Dirnen,
Als so närrisch Redo jauchzte,
Und mit sanfter Silberstimme
Hub jetzt Tio an zu singen:
Singet, singet, frohe Lippen,
Herz erblüh', ein Blüthenbaum;
Ach, ihr werdet schnell verstummen!
Ach, ihr werdet bald verblühen
Wenn ihr auf dem Langstroh lieget,
In der Mitte weißer Wände
In dem Hemd aus Holz gewebet.
Singet, singt drum, frohe Lippen!

Ach, so lang bleibt schön die Wiese,
Als das Gras noch ungemäht,
Ach, so lang sind stolz die Schwaden,
Als das Heu noch nicht gesammelt,
Ach, so lang bleibt schön die Jungfrau,
Als sie nicht ein Weib geworden!
Liebe Schwestern, holde Mädchen!
Laßt uns dieses Land verlassen,
Fort von diesen Forsten hier!
Ach, es gab wohl andre Zeiten,
Wo wir eine Menge waren,
Wo wir schaarenweise wallten.
Da erschienen fremde Völker,
Erst ein Fähnlein rig'scher Räuber,
Der Polacken Plünderschaaren,
Die verdarben unsre Grenzen,
Scheuchten uns wie wilde Gänse.
Ach, die Gänschen sind verjagt,
Sind zertreten und vertrieben!
Liebe Schwestern, holde Mädchen!
Laßt uns drum das Land verlassen,
Fort von diesem Volke hier!
Zu den Türken und Tartaren,
In die Fremde für den Frühling,
Uebers Wasser für den Winter.
Wer wird nach uns Mädchen fragen?
Erbtheil sind wir nicht des Erbherrn,
Nur nach Mannsvolk fragt der Frohnvogt,
Nach dem Bursch im rothen Rocke.
Nach uns Mädchen fragt der Freier,
Der zu bauen weiß dem Bräutchen
Eignes Haus aus Eierschaalen,
Kämmerlein aus Kiebitzeiern,
Kellerchen aus bunten Kieseln,
Bettchen aus geblümter Seide,
Für sein Weibchen süß zu schlafen,
Schlummerbett der Neuvermählten.

Malle's Schrecklied.

Emmo Michkels Eh'weib Malle
Hub nun also an zu singen:
Liebe Jungfrau'n, holde Mädchen,
Buntgeschmückte, lang' und schlanke!
Wißt ihr denn wohin ihr wollet?
Welch' Gebiet euch einst beschieden?
Und in welcherlei Verwandschaft
Ihr versinkend plötzlich sitzet?
Hütet euch ihr jungen Hühnchen,
Seht euch vor, ihr Blumenblüthen!

Ach, was that ich allerärmste!
Ganz verwirrt war ich im Kopfe,
Nahm den alten, abgedankten,
Nahm mir einen neid'schen Nickel,
Einen geizig-bösen Griesgram.
Andre pflegen den Geliebten,
Zieren ihres Lieblings Zimmer;
Ich muß pflegen einen Griesgram
Und bedienen einen Baumklotz.
Sitz ich bei dem Sack mit Sorgen,
Gibt der Kahlkopf mir gar Küsse,
Gleichen seine lahmen Lippen
Eines todten Schweines Schnauze,
Und umhalſ' ich meinen Alten,
Halt ich einen harten Holzklotz.
Wär ein junger Mann der meine,
Hinge ich um dessen Hals,
Duftet er gleich frischer Heumath,
Quellend, schwellend, wiesenwürzig:
Küßt ich einen jungen Mann,
Glich sein Mund geschmolzner Butter,
Mäulchen eines Säugeschweinchens.
Kommt vom Feld der junge Ehmann,
Aus dem Wald der wackre Hausherr,
Oeffnet leis die neue Thür er,

Geht und lauschet vor der Kammer,
Ob die Schöne nicht erschreckt ist,
Hebt die Hüllen, dehnt die Decke
Und mit einem Seidenpeitschchen,
Stielchen dran von feinem Strohhalm,
Schlägt er schäkernd die Geliebte,
Trifft sie mit der leichten Troddel,
Wirft mit wollenweichem Quästchen
Und erweckt sein Weib mit Weisheit:
„Liebchen auf! melk unsre Kühe
Und geleite jetzt die Heerde,
Treib die Stärken an den Strand hin,
Lämmchen auf die Lindenwiese,
Schweinchen auf die Simons-Au!"
Doch ein alter Aergersammler
Ist des eignen Rocks Verderber,
Und der Heftige verhudelt
Und der Rückische vernichtet
So die Pfühle wie die Decken.
Kommt vom Feld er, von der Frohne,
Greift er gleich nach einem Stocke,
Schwingt er gleich den schweren Prügel,
Und er schlägt mich auf die Schulter,
Giebt mir bittre Peitschenhiebe.
Goldne Frauen, Dorfesweiber!
Heizet doch das Badehäuschen,
Weichet frische Birkenbündel
Daß ich meine Narben bähe,
Daß ich meine Wunden heile
Die der Grimmige geschlagen,
Die der alte Teufel machte,
Die des Satans Horn gebohrt.
Damals freilich, als er freite
Sprach er schmunzelnd so zu mir:
„Sei nur mein, du liebes Mädchen,
Folge mir mit Vollvertrauen;
Will dir schenken eine Schürze,

Eine bunte Baumwollschürze;
Eine Haube soll dich schmücken,
Eine schöne Spitzenhaube
Flitterzitterglitzerhaube!"
Als ich ward ihm angeweibet,
Ward ein Prügel meine Haube,
Weidenstäbe meine Spitzen!
Schlage, schlage, Herzensmännnchen,
Schlage, schlage, tödte, tödte!
Daß das Blut sich streifig sammelt,
Dennoch giebt mein Herz nicht nach.
Und ihr Bienen, Dorfesweiber!
Und ihr Wespen, Nachbarsfrauen!
Bringt dem Vater dies zu Ohren,
Laßt es meine Mutter wissen:
Daß die einz'ge, eigne Tochter
Unter Manneszorn erblindet,
Unter Mannesfluchen altert.
Ach, als ich zu Hause aufwuchs,
Nicht zu schelten mich vermocht man
Oder übers Feld zu rufen;
Hätte Schaden nehmen können
Und das Beerchen möchte fallen.
Ach, mein Vater nannt mich immer
Seidenschäfchen, Herzenshühnchen,
Und die Mutter: Augensternchen,
Das Gesinde: Dottereichen,
Und die Knechte: Sommerbutter!

Wie ich, Arme, fortgerieth,
Beerlein in entleg'ne Berge,
Schnepschen in verlorne Schluchten,
Mußt ich zagen vor dem Züchtiger,
Vor dem Pein- und Prügelmeister,
Leb' in ewigem Entsetzen
Vor dem Zu-die-Haare-fahrer.

Als so Emmo Michkels Eh'weib
All ihr Herzeleid gesungen,
Weinten bitterlich die Mädchen,
Saßen lange da und schwiegen.
Endlich sprach die schöne Maie,
Die von Zwirn die Zeichen wirkte:
Nehmt es, Lieben, mir nicht übel,
Schauet auch nicht böse drein,
Wenn ich etwas andres singe
Und ein neues Lied beginne;
Zwischen wehn'den Kalmuskerzen,
In dem schlanken Wald von Schilfrohr,
An des Peipus weiten Wassern,
Von der Weiden Wehewipfeln
Holt ich heimlich Haidelieder,
Von der Wiese Wunderblumen.

Also sang die schöne Maie:

Das Haderthor.

Am nebelgrauen Morgen
Steht eine Frau am Quell;
Ihr Antlitz ist voll Sorgen,
Ihr Auge perlet hell.

In ihren dürren Händen
Trägt sie zwei Eimer schwer;
Es weht um ihre Lenden
Ein graues Röckchen her.

Sie blickt hinab zur Tiefe,
Sie schaut voll Sehnsucht hin;
Es ist, als ob sie riefe
Geliebte Stimme drin.

Steigt auf aus Sumpf und Quellen,
Steigt auf ihr Töchterlein,
Verlaßt die dunklen Wellen,
Wo ich euch stieß hinein!

Weh mir, ich war von Sinnen,
Ich hab' getödtet euch,
Dem Sohne zu gewinnen
Ein Mädchen stolz und reich.

Sie sprach: Mich nie gewinnen
Wirst du für dein Gesind,
So lang der Schwägerinnen
So viel im Hause sind.

Weh mir! Zur Nebelquelle
Lockt ich die Töchter hin,
Und über meine Schwelle
Trat eure Schwägerin.

Die wälzt sich jetzt im Bette
Mit übermüth'gem Sinn
Und trieb mich mit Gespötte
Zum Quell nach Wasser hin.

Steigt auf aus Nebelhüllen,
Der Morgen ist so kalt,
Helft mir die Eimer füllen,
O, ich bin schwach und alt!

Da steigt ein leises Flüstern
Und Kichern aus dem Quell,
Und aus der Fluth, der düstern,
Antworten Stimmen hell:

„Bleib oben, bleib im Dunkeln,
Wir kommen nicht heraus;
In lichter Fluthen Funkeln
Ist unser lustig Haus.“

„Weit besser ist's im Quelle,
Viel besser ist's im Sumpf,
Als auf der Haderschwelle
In deiner Hütte dumpf.“

So murmelte es schaurig,
Die Sonne trat hervor,
Die alte Frau ging traurig
Zurück zum Haderthor.

Ello's Gesang.

Ello, meine schlaue Schwester,
Als sie merkte, wie die Mädchen
Zu der Wehmuth hin sich wandten
Fort von Freiern und von Liebe,
Sang mit heller Silberstimme:

Laßt mich nun es anders sagen
Und mit andern Saiten singen:
Will den Bruder nun berühmen
Wackern Werber, Womba Wido. —

Einen einz'gen Bruder hab' ich,
Stolz im goldnen Hute glänzt er,
Drum ein blaues Band geschlungen,
Eines Mädchens Silberseide.
Er verwaltet für die Herrschaft,
Er beruft die großen Grafen
Ist ein königlicher Herold.
Sehet, solchen Bruder hab ich:
Feuer bläst er aus dem Meere,
Flammen schlägt er aus den Wellen,
Aus dem Winde schuf ein Roß er,
Aus dem Thaugras flinke Fessel,
Aus der Lilie Feueraugen,
Aus dem Schilfe schlanke Ohren;
Wenn er dann sein Roß beweget
Gleich sind Städte da entstanden;
Hinter seines Rosses Hufen
Wachsen Thürme aus dem Thale;
Wo sein Roß er tanzen läßt,
Da erbauen sich Gebirge.
Längs der Finnenbrücke brausend
Flammt sein Reitroß wie der Blitzstrahl,
Glänzt der Streithengst wie ein Sternbild,
Er sitzt drauf gleich einer Sonne
Und sein Hut gleicht einem Thurme.
Bänder flattern hoch im Wind

Wie das Kreuz von Riga raget,
Und sein Gurt gleicht Narwa's Fähne.
Geht er — blitzt es gleich im Himmel,
Wandelt er — so donnert's wieder;
Auf ihn schauten Wierlands Weiber,
Liebesieche Lauscherinnen,
Und es dacht' wohl eine Jede:
„Wackrer Mann, o Womba Wido!
Wär' doch mir der Bursch beschieden,
Mir der Schwarzen-Scholle-Wender,
Unser solch ein Bräutigam!
Einen Sommer wollt ich fasten,
Einen ganzen wüsten Winter
Nähm ich keinen kleinsten Bissen;
Ihm nur spendet' Speise ich,
Braungebratnes Sommerschäfchen
Brodelndbräunlich, knusperlieblich,
Butterbrödchen sollt er essen
Und auf Kissen sollt' er schlafen!"
Also sangen Harrjens Holde,
Wimmerklagten Wierlands Weiber.
Doch mein Bruder ritt vorüber,
Keine Fremde wollt' er freien,
Hier im eigenen Gebiete
Schaut er um nach einer Schönen.

Als die Schwester so gesungen,
Leuchteten der Bräutchen Blicke,
Und die Schwester, die es schaute,
Trieb nun alle gleich nach Hause,
Daß nicht Alterweiberwimmern
Ab sie von der Ehe wende.
Und auf Silbermondes Stegen
Wandelten sie hier und dorthin.
Hinter den Hopfengarten heimlich
Schlich ich schnell und fand die Schwester
Zwischen schmalem Zaunweg harrend.

„Schöne Schwester, schlaue Schwester,
Lächelnd dank ich für dein Loben,
Möchte mir's zur Minne dienen!
Mir gefielen diese Viere:
Anna, Nedo, Tio, Maie.
Drei von ihnen sangen Lieder,
Alle voller süßer Sehnsucht,
Maie nur sang andre Weisen
Und grad' diese möcht' ich minnen."

Und es sprach die schlaue Schwester:
Bruder, bester Bruder mein!
Morgen bei des Nebels Neigung
Mußt du weite Wege wandeln,
Rüste reich den guten Gaul,
Bind den Hut mit bunten Bändern,
Daß sie weit im Winde wehen.
Schief zur Seite steh der Hut,
Rings mit Seide schön umwunden,
Flechte deines Pferdes Mähnen,
Frangen bind um Pferdes Fessel,
Troddeln trag es auf dem Haupte,
Messingmünzen in der Mähne,
Seiden sei der Schweif umschlungen*).
Hell erglänze so dein Hut
Wie der Halbmond hoch am Himmel.
Flatternd flimmern blaue Bänder
Wie die Schimmer-Sterne dort,
Reite flink auf Richtepfaden
Durch des Dorfes Gasse zeitig,
Wirst der Deinen dann begegnen,
Die das Schicksal dir ersehen,
Die das Glück dir aufgefunden.

---

*) Von einem solchen Pferdeputz ist auf ein hohes Alter dieses epischen Gedichts zu schließen.

Vierte Rune.

Freiers Frühritt.

Womba Wido findet Palla Maie am Brunnen.

Hat der Hahn vom hohen Balken
Nicht zum zweitenmal gekrähet?
Schimmert an dem Saum des See's
Nicht der Mund der Morgenröthe?
Wird es in dem Schwalbenneste
Nicht schon laut von Plaudereien?
Womba Wido rafft sich rüstig,
Wählt die schönsten Brautgeschenke,
Seidne Tücher, Silberringe,
Süße Speisen, Wein der Werbung,
Sattelt dann das stolze Roß,
Setzt den Hut sich auf die Seite
Und dann sprengt er in die Weite.

Flammend wie ein Feuerofen
War das rothe Roß zu schauen,
Gleich dem Sterne glänzt der Schimmel,
Eine Sonne drauf der Reiter.
An die „Finnenbrücke" flog er
Ueber alle Inselberge,
Wankend schwankt die hohe Brücke
Donnerten die Strebebalken*).
Grauer Vogel wich ins Wäldchen,
Flatternd in den Busch das Birkhuhn
Und der schwarze Hahn verschwand.
Langsam ritt er durch das Dörfchen,
Durch die zaunbegränzte Gasse.
Als er so dem Brunnen nahte,
Schaute er die schöne Maie,
Die geschäftig Wasser schöpfte.
Neben ihr verständig blickend
Saß ein Spitz und bellte grüßend.

---

*) Suome Silla? Wahrscheinlich nur der Alliteration wegen. Es giebt keine andere Brücke nach Finnland als das Eis des finnischen Meerbusens.

„Schöpfst du Wasser, wackres Mädchen,
Hebst du Kühlung für die Heerde?
Reich auch meinem Roß die Labe!“
Und das Mädchen, freundlich grüßend,
Reicht dem Rosse hin den Eimer,
Und der Graue trank begierig.
Und der Jüngling und das Mädchen
Blickten Beide in den Eimer.
Wido schaute Maies Augen,
Schöne, blaue, frohe Augen,
Und vom Pferde niedersteigend,
Sprach er listig so zum Mädchen:

„Weiter Wege Wandrer bin ich,
Bin ein herrschaftlicher Herold,
Habe heut am Hof Geschäfte.“
Aber lächelnd sprach das Mädchen:

„O du trügerischer Knabe!
Nicht zu Hofe, nein zur Hochzeit
Eilst Du — ein verliebter Herold.
Blau gewirkte weiße Handschuh
Hast du da an deinen Händen.
Blitzen Bänder nicht am Hute?
Um den Rock ein rother Reitgurt?
Sprich, wozu dies Wetterleuchten
Ohne Donner, ohne Sprache?“

Wido drauf erwiedernd lachte:
„Wenn du mich so schlau durchschaut hast,
Mußt du hübsch mir jetzo helfen.
Welche wohl von euren Mädchen,
Von den blonden Kronenköpfchen*),
Soll ich wählen mir zum Weibe?
Wenig kenn' ich eure Holden;

*) Die Krone, Perg, ist ein breites rothes oder blaues Band, das über einen Reife
gespannt ist und von verschiedener Höhe (je nach den Kirchspielen) von 1—4 Zoll Höh
Nur unbescholtene Mädchen dürfen die Krone tragen.

Nun von dir möcht ich's erforschen.
Welche wählte meinen Wein*) wohl?"

Maie schwieg und zu dem Brunnen
Schaute sie beschämt hernieder,
Und des Wassers Schillerspiegel
Strahlt zurück der Wange Röthe.

„Viele Mädchen giebt's im Dorfe,
Sprach sodann das Kronenköpfchen,
Nicht aus andrer Mund zu hören
Brauchen wir, was uns bestimmt ist.
Viele Zeichen hat der Kluge,
Kundig seines Glücks zu werden,
Dumme brauchen Ohrenbläser.
Reite nur, und wo dein Rößlein
Plötzlich an der Pforte still steht;
Da kannst dreist hinein du reiten;
Denn an einer solchen Pforte
Hast du oft gewiß geweilet".

Also sprach das kluge Mädchen,
Und sie streichelte des Schimmels
Wassertriefend Maul und Nase,
Warme, weiche Lebensthore.
Und der muntre Gaul erfaßte
Spielend ihres Hemdes Aermel
Leis mit seinen weichen Lippen,
Zupfte dran mit zarten Zähnen,
Schnopperwiehernd lehnt er leicht dann
Seinen Kopf an ihre Schulter,
Und das Mädchen litt es lächelnd.
Aber Womba Wido sagte:

„Euren Pforten blieb ich ferne,
Hab bei keiner angehalten,
Will auch heut an keiner harren.

*) Der Freiwerber führt Wein und Geschenke bei sich. Nimmt das Mädchen die Geschenke an, so kann sie sich noch später besinnen und sie zurücksenden; berührt sie aber mit Lippen das ihr dargebotene Glas, so ist das Jawort ganz entschieden. Oft steht der Freiwerber stundenlang vor dem Mädchen, ehe es sich zu dieser symbolischen Handlung entschließt.

Lange ruhen reiche Mädchen,
Lang verschlossen blieb die Pforte.
Aber alles ist erfüllt ja,
Wie die Schwester es geschauet:
Treffen würde ich die Würd'ge,
Die das Schicksal mir beschieden,
Noch in dämmernd frischer Frühe,
Bei des Nebels nasser Neigung,
In des Thaues Tropfentanze.
Und nun sieh, die Sonne steigt dort
Herrlich an dem hohen Himmel;
Alle Wolken stehn erwartend
Goldgesäumte Hochzeitsgäste,
Silberseidne Schmückerinnen.
Dieser Brunnen ist der Altar,
Der uns Lebenswasser spendet,
Und wir stehn, wie in der Kirche.
Halte mir die Hast zu Gute;
Merke schlug ich nie in Rasen,
Schnitt nicht Zeichen in den Zaunpfahl,
Wühlte in den Weg nicht Kreuze,
Um den Pfad zu dir zu finden.
Plötzlich hab ich es empfunden:
Mir gehört dies muth'ge Mädchen,
Sonngebräuntes Brunnenbräutchen
Mit den blauen Augenblüthen,
Rübenrother Wangenwölbung.
Sieh, an deiner Aermel Weitung
Sind zu schau'n des Werbers Zeichen:
Meines schlauen Schimmels Zahnspur.
Junges Mädchen, gutes Mädchen,
Willst du nicht die Meine werden?"

Und die schöne Mai erschauernd
Wich zurück und zaudernd sprach sie:
„Magd bin ich in diesem Dorfe,
Hab' hier keine Angehör'gen.
Längst gestorben ist die Mutter

Und den Vater hat vor Jahren
Zum Soldaten man genommen.
Ob er lebt, wer könnt' es wissen?"
Doch ich habe einen Oheim,
Meiner Mutter ältsten Bruder,
Der im tiefen Walde wohnet
Abraam ein Schmied und Weiser*).
Diesen frage und erforsche,
Ob die Nichte er gewährt dir."

„Wohl, sprach Wido, also sei es!
Und als Merkmal und als Zeichen
Meiner eigentlichen Meinung
Nimm so Silberring als Seide
Und als Pfand von deinem Jawort."
Doch das Mädchen weigert beides,
Weder Tuch noch Ringlein wollt sie.

„Wohl gefall'n mir deine Gaben,
Sprach sie mit bescheidner Freude,
Aber laß mich an der Sitte**),
An der alten, heil'gen halten:
Wenn mein Oheim mich nicht weigert,
Wenn du mich als Braut gewonnen,
Dann ist's Zeit zu Liebesgaben.
Reite nun, bevor die Leute
In dem Dorfe da erwachen.
Dorfesweiber, böse Weiber,
Streng sind des Gebietes Weiber,
Ohrenflüstern und Geschichten
Nesteln sie in Mädchenflechten
Und besprechen und bekritteln
Unsre weißen Hemdeärmel,
Und man braucht dann Schwert und Scheere,
Abzuschneiden solch Geschwätze.

*) Tark, ein Beschwörer, Diebfinder ꝛc.

**) Diese Sitte ist jetzt abgekommen. Auch die Herrschaft ersetzt jetzt die Verwandten, wenn diese nicht am Orte leben.

Reite drum, wenn deinem Weibe
Einst du Achtung willst erhalten."

Also ritt von dannen Wido,
Doch er blickt zurück zum Brunnen,
Auch der Schimmel schielte rückwärts,
Hob das Ohr und senkt's und horchte,
Ob er Wasserlaut erlauschte.
Aber Maie blieb am Brunnen,
Stieß zur Tiefe hin die Stange
Mit des Eimers Eisenringen.
Hoch in Lüften schwebt das Halbrad*)
An des Schwengels schwerem Ende,
Senkt sich dann zur Erde nieder
Und gefüllt erschien der Eimer
Mit des Wassergeistes Gabe,
Die der bärt'ge Merri-Tursas**)
In dem Herz der Erde hütet.

(Schluß folgt.)

Dr. Bertram.

*) Ein altes zerbrochenes Rad als Gegengewicht am Brunnen, sieht man häufig.

**) Der Gott des Wassers.

Literarisches.

— Melanchthon's Rede de legibus. — „Ereptus est .... terris Vir praestantissimus et summus, optime de tota Ecclesia suis laboribus meritus, pietate, virtute, sapientia et eloquentia excellentissimus, cuius ingenium plane fuit divinum et domicilium spiritus sancti, eruditio multiplex et paene incredibilis“. (Er ist der Erde entrissen der seltene, große Mann, der so hohe Verdienste um die ganze Kirche hat, der an Frömmigkeit, Männlichkeit, Weisheit und Beredsamkeit so hervorragend, dessen göttliche Seele die Wohnung des heiligen Geistes, dessen Bildung so vielseitig und fast unglaublich war.) Diese Worte sprach Jakob Heerbrand am 15. Mai 1560 in der Aula der Tübinger Universität zum Gedächtniß des erst vor wenigen Wochen heimgegangenen Melanchthon, und wie solche Worte den Zeitgenossen des großen edlen Mannes aus der Seele gesprochen waren, wie sie damals in allen deutschen Gauen nachgehallt, so haben sie wiedergeklungen nach drei Jahrhunderten. „Viele verstehen dominum Philippum nicht,“ klagte Luther seiner Zeit — und wie konnte es anders sein; auch heute und in Zukunft wird man so noch zuweilen klagen können, weil bei dem Feuereifer Luthers und der versöhnlichen Milde Melanchthon's so leicht Parteilichkeit unser Urtheil beschleicht und es abirren läßt vom rechten Wege. Das aber hat die Feier des dreihundertjährigen Todestages Melanchthon's (7. (19.) April) gezeigt, daß man in Deutschland und in den protestantischen Gemeinden Rußlands jetzt besser als zuvor weiß, was des großen Reformators großer Freund seiner Zeit war, und was er unserer Zeit sein muß. Es kann natürlich nicht unseres Amtes und nicht unsere Absicht sein, die Verdienste Melanchthon's um die Kirche und um die ganze humane Bildung seiner und der folgenden Zeit hier hervorzuheben; wir wollen unsere Leser nur auf ein kleines Werkchen Melanchthon's aufmerksam machen, das eben jetzt in einer neuen Ausgabe erschienen, wol verdiente, häufiger, als es zu geschehen pflegt, beachtet zu werden, auf die oratio de legibus, eine Perle unter den Declamationes Melanchthon's. Die Alten wie die Neuen haben viel und

manches Vortreffliche über Gesetze geschrieben; auch ist von Alters her den Gesetzgebern wie allen, die zur Pflege des Rechts berufen sind, vieles ernst an's Herz gelegt; den jüngeren Männern aber, die den schmalen, steilen Pfad der Rechtsübung betreten, hat wol keiner mit edlerer Begeisterung ein würdigeres Wort geredet, als der, dessen weites Herz so voll von Liebe zur Gerechtigkeit war, als Melanchthon in dieser oratio de legibus. Wer sie mit rechter Wärme in seinen jungen Jahren gelesen, der wird im Alter gewiß gern bekennen, ein wie treuer Führer ihm dies Werkchen gewesen. Schade nur, daß es, meistens versteckt unter den übrigen Reichthümern der Melanchthon'schen Muse und meistens den Ausgaben größerer Werke eingereiht *), verhältnißmäßig schwer zugänglich war. Um so dankenswerther ist es, daß Theodor Muther, ein Jurist, der sich seit lange mit dem Studium der Reformationszeit beschäftigt, durch einen sorgfältigen Separatabdruck aus der editio princeps diese Rede Melanchthon's wieder zugänglicher gemacht und an die Verdienste des Reformators um die Jurisprudenz wieder einmal erinnert hat **). Eine größere Verbreitung wird dies Werkchen freilich erst dann finden, wenn der Herausgeber sich dazu verstünde, seinen Abdruck aus der Form eines Programms in ein kleines handliches Büchelchen, ähnlich der Böcking'schen Ausgabe von Hutten's epistulae obscurorum virorum, umzuwandeln. Dann aber wünschten wir unnütze Gelehrtenpedantereien wie die, ob dieser oder jener Codex desyderant oder desiderant, caussa oder causa rc. hat, fort; das kann die Welt nicht beglücken. Wir hoffen, daß durch diese Zeilen die Aufmerksamkeit unserer Leser, die ja auch Freunde Melanchthon's sind, auf die oratio de legibus hingelenkt ist und wünschen, daß der Herausgeber uns bald das feine opusculum in feiner, netter Gestalt bringen möge. Des wirklich Guten ist nie zu viel.

Dr. Beckhaus.

*) Die editio princeps ist vom Jahre 1520. 8°. (Hoganoae excudebat Johan. Secer), demselben Jahre, in dem sie verfaßt wurde; dann ist sie in zwei Ausgaben der Selectae Declamationes Philippi Melanthonis vom Jahre 1541. 4°. und 1564. 8° und im 11. Bande des von Gottl. Bretschneider herausgegebenen Corpus Reformatorum (Halis Saxonum. 1843. 4°.) enthalten.

**) Philippi Melanthonis de legibus oratio denuo edita a Joanne Georgio Theodoro Alberto Antonio Muther. Regimonti Prussorum A. D. MDCCCLX. Typis academicis Dalkowskianis.

Redacteure:

Theodor Böttcher, Livl. Hofgerichtsrath.

Alexander Faltin, Rigascher Rathsherr.

Die Sonnenfinsterniß vom 18. Juli 1860.

Es hat dem Verfasser geschienen, daß ein Unternehmen, welches zwar im fremden Lande ausgeführt, gleichwohl mit heimischen Kräften und Mitteln zu Stande gebracht worden, gar wohl einen Raum in diesen Blättern beanspruchen dürfe, und er giebt deshalb im Folgenden eine Ueberschau dessen, was in Veranlassung dieser merkwürdigen Himmelsbegebenheit von ihm und seinen Mitarbeitern geleistet worden. Eine vollständige wissenschaftliche Relation muß er für einen andern Ort sich vorbehalten.

Von allen für Europa sichtbaren totalen Sonnenfinsternissen dieses Jahrhunderts konnte die gegenwärtige, nächst der von 1842, als diejenige betrachtet werden, für welche die meiste Wahrscheinlichkeit einer reichen wissenschaftlichen Ausbeute stattfand. Jahres- und Tageszeit, Klima der betreffenden Gegenden und so manches Andere vereinigte sich, um Alles, so weit es im voraus beurtheilt werden konnte, aufs günstigste zu gestalten.

Ein Umstand, der zu den allerseltensten gerechnet werden muß, zeichnete diese Finsterniß vor allen andern aus. Bei den Berechnungen, die der Verf. 1858 über diese Himmelsbegebenheit unternahm, ergab sich das unerwartete Resultat, daß 4 Planeten und gerade die 4 hellsten, gleichzeitig am Tage der Finsterniß nahe bei der Sonne stehen und mit einander eine rhomboidische Figur bilden würden. Den interessanten Fund machte ich sofort öffentlich bekannt, Leverrier machte in der französischen Akademie davon Mittheilung, knüpfte daran sogar die kühne Hoffnung, daß ein neuer

Findling, etwa der von Lescarbault gesehene, sich gleichfalls hinzugesellen werde und forderte zur möglichst zahlreichen thätigen Theilnahme auf.

Aehnliches geschah in der Versammlung der British Association von Airy und mehreren Andern, und die Königin Victoria stellte denen, welche von England aus sich in die Finsternißzone zur Beobachtung begeben wollten, gleichviel ob Briten oder Ausländern, ein großes Dampfschiff, den Himalaya, zur Disposition, auf dem gleichzeitig für alle Bedürfnisse der Theilnehmer aufs reichlichste gesorgt war.

Die russische, französische, preußische, hannöverische und mehrere andere Regierungen blieben nicht zurück, spendeten reichliche Mittel zur Unterstützung dieser Unternehmungen und entsendeten kundige Beobachter nach Spanien, dem einzigen europäischen Lande, wo die Finsterniß total erblickt werden konnte. Rußland entsandte fünf Beobachter: Otto Struve und Winnecke von Pulkowa, Rechniensky von Petersburg, Prazmowski von Warschau und mich. Die beiden erstgenannten beobachteten in Pobes, Herr Rechniensky und Prazmowsky in Briviesca und ich in Vitoria.

Im Ganzen waren 80 — 100 Beobachter in Spanien und Afr wissenschaftlich thätig und auf die verschiedenen Punkte so vertheilt, da sie gruppenweis beobachteten.

Man wird vielleicht fragen: wozu so Viele? Hierauf dient zur Antwort: erstens, weil das Phänomen in seinem gesammten Umfange ein überaus mannigfaltiges ist, daß schon deshalb eine Theilung der Arbe nöthig wird; zweitens weil es von so ungemein kurzer Dauer ist, daß di nothwendige Raschheit der Auffassung eine strenge Genauigkeit des Details wie sie bei gehöriger Muße erlangt werden könnte, ganz unmöglich mach Es kann nur die Combination alles dessen, was möglichst Viele wahrgenommen haben, ein verläßliches Resultat geben, während die Beobachtun des Einzelnen, und wäre er der geschickteste Astronom, in ihrem Isolirun wenig oder nichts lehren könnte.

Da die Vorzeit dies verkannte, ihr auch viel zu wenig wissenschaftliche Kräfte zu Gebot standen, so sind uns aus jenen Jahrhunderte auch nur dürftige, unverständliche, großentheils auch entschieden falsche od übertriebene Nachrichten überliefert worden. So erzählt ein Lissabon Chronist: die Dunkelheit sei so groß geworden, daß man seinen eigen Schritt nicht habe sehen können; andere bringen sie mit Erdbeben un ähnlichen Naturereignissen schädlichster Art in Verbindung. So wurd eines der herrlichsten und erhebendsten Schauspiele, das uns der Himm

bietet, in einen Gegenstand des Schreckens und der Verzweiflung verkehrt, und wo vollends die Vorausberechnung mangelhaft und unsicher war, vielleicht auch gänzlich fehlte, traten die bedauerlichsten Excesse ein. Fanatische Mönche reizten den Pöbel zur Judenverfolgung, resp. Vertilgung auf; in China peitschte man die Hunde, damit durch ihr Gebell der große Drache in Schreck gesetzt und verhindert werde, die Sonne zu verschlingen; die Brunnen wurden zugedeckt und verschlossen, damit das aus der Luft herabfallende Gift sie nicht verderbe und dergleichen mehr.

Eine bessere Zeit kam: die Vorausbestimmung erhielt festere Grundlagen, man belehrte das Volk über die wahren Ursachen und Veranlassungen des Ereignisses und beobachtete ohne Zittern und Zagen. Aber noch war die Wissenschaft in einer gewissen Einseitigkeit befangen und man glaubte alles gethan zu haben, wenn es gelang, die Momente genau zu notiren zum Behuf von Längen- und Breitenbestimmungen unseres Erdkörpers und zur Berichtigung der Mond- und Sonnentafeln. Alles sehr gut, ja nothwendig; wir danken es dem 18. Jahrhundert und werden nicht nachlassen diese Arbeit fortzusetzen; aber wir vermissen schmerzlich das, was man damals unterlassen, großentheils auch unterschätzt hat: die Beobachtung der physischen Vorgänge, wie sie namentlich bei totalen Sonnenfinsternissen, theilweise aber auch bei solchen, die es nur nahezu sind, angestellt werden können.

So haben wir uns nicht zu wundern, daß gerade das interessanteste und wichtigste Phänomen, die rothen Vorsprünge (Protuberanzen) am Umkreise der Scheibe, zuerst 1842 zur Sprache kam. Littrow und Schumacher hatten in Wien, wo die damalige Finsterniß total erschien, ganz unerwartet auf dem Grunde der Lichtkrone diese Vorsprünge wahrgenommen. Dasselbe war an andern Orten, z. B. in Narbonne, von fünf dort beobachtenden Astronomen wahrgenommen worden und man fragte sich verwundert, wie es denn möglich gewesen, daß ein so auffallendes Phänomen früher nicht wahrgenommen worden, und ob es vielleicht eine ganz zufällige und nur bei dieser Finsterniß stattgehabte Erscheinung gewesen sei? Die Antwort ergab sich bald: nicht allein in den nächstfolgenden totalen Sonnenfinsternissen, wie beispielsweise der von Muchzinsky auf den Sandwichsinseln beobachteten, zeigten sich ähnliche Protuberanzen, sondern man fand auch, daß Byrger Vassenius 1740 und Ulloa 1776 wahrscheinlich dasselbe gesehen hatten. Leider sind die Berichte beider Beobachter zu unbestimmt gehalten. Ulloa spricht von einem Wiedererscheinen eines Punkts der

Sonne, während diese selbst erst viel später erschien, und man ha daraus sogar ein Loch im Monde machen wollen, das erst meine Mon karte gründlich verstopft hat. Vassenius aber war durch einen ungeschickt Mitbeobachter, dem er sein Fernrohr gab und der nicht einmal den O des Phänomens damit aufzufinden verstand, behindert worden genau zuzusehen.

Die Finsterniß von 1851, von der man viel erwartete, täuschte d meisten Beobachter und auch mich; von 18 russischen Stationen sahen 1 nichts, 2 etwas und nur 3 konnten sich eines klaren Himmels erfreuen doch die wenigen Begünstigten hier wie in Preußen und Schweden sahe deutlich und in überraschender Ausdehnung die rothen ins Violette spielen den Protuberanzen. Sogar sah man einen wolkenähnlichen Fleck vo gleicher Farbe, der nicht an der Scheibe haftete, sondern dicht neben ih frei schwebte und sich vom Monde (oder eigentlich der Mond von ihm entfernte. Nicht minder ließ die brasilische Sonnenfinsterniß von 185 dieselbe Erscheinung wahrnehmen.

Die allerverschiedensten Erklärungsversuche waren durch das merkwür dige Phänomen hervorgerufen, der Streit darüber theilweise mit polemi scher Heftigkeit geführt worden, und es war klar, daß eine Entscheidung nur durch möglichst zahlreiche und zuverlässige Beobachtungen, erlangt unter günstigen Umständen, herbeigeführt werden konnte.

War nun dies auch der hauptsächlichste, so war es doch keineswegs der einzige Gegenstand der Beobachtung. Ich hatte zum Gebrauch der zu erhoffenden Mitbeobachter bereits in Dorpat ein Verzeichniß von 21 verschiedenen Beobachtungsgegenständen, theils astronomischen, theils ter restrisch-atmosphärischen, entworfen. Bereitwillig theilte man sich in d Arbeit, und wiewohl kein einziger der Theilnehmer das Hauptphänom ganz aus den Augen ließ — wem möchte man auch so etwas zumuthe — so war ich doch so glücklich, auf die meisten der von mir gestellt Fragen bestimmte Antworten, zum Theil in gar nicht erwarteter Ausfüh lichkeit zu erhalten.

Hier ist es übrigens am Orte zu erwähnen, daß man bei der Wa dieser Mitbeobachter nicht ausschließlich nur auf Astronomen oder gar nur a Sternwarten-Directoren beschränkt ist. Die Zeitmomente in erforderlic Schärfe, die Messungen und feinern Untersuchungen können allerdings n dann Werth haben, wenn sie von einem mit der Wissenschaft hinreiche Vertrauten herrühren. Doch um Farben und Lichterscheinungen wahr

[n]ehmen, meteorologische Instrumente abzulesen, die Vorgänge in der um[ge]benden Natur, die Erscheinungen an Pflanzen und Thieren aufzuzeichnen [u]nd so manches andere wird nicht allein eben so gut, theilweise sogar noch [b]esser von Personen beobachtet werden, die nicht zu den Astronomen zählen. [I]ch will hier nur erwähnen, daß die richtige Auffassung und Bezeichnung [v]on Farben stets besser von Frauen als von Männern besorgt werden [w]ird.

Wohl aber zähle ich zu den nothwendigen Requisiten: ein gesundes [o]ffenes Auge, einen regen Sinn für das Große und Schöne in Gottes [N]atur, eine Unbefangenheit und Freiheit des Urtheils, nicht getrübt durch [V]orstellungen von Dingen, die man durchaus glaubt sehen zu müssen; [e]ndlich eine Darstellungsgabe, die das, was man gesehen, zu trennen [w]eiß von dem, was man sich dabei gedacht. Wo diese Eigenschaften [si]ch vereinigt finden — und glücklicherweise sind sie nicht so selten — da [kö]nnen brauchbare Beiträge zum Ganzen erwartet werden und kein Astro[n]om sollte bei ähnlichen Gelegenheiten eine solche Hülfe verschmähen.

Was würde aus den Naturwissenschaften werden, wenn man alle Ent[d]eckungen und Bereicherungen, die nicht von eigentlichen Fachgelehrten [h]errühren, streichen wollte, ähnlich wie noch vor 80 Jahren in die briti[sc]hen Seekarten keine neue Entdeckung eingetragen wurde, die nicht von [ei]nem königlichen Marine-Officier gemacht war. Unsere Kometentafeln zei[g]en 11 von Damen (Caroline Herschel, Maria Mitchell und Charlotte [R]ümker) entdeckte auf, und wenigstens 30 andere, die wir Nichtastrono[m]en (dem Bauer Palitzsch, dem Zwirnhändler Gärtner u. a.) verdanken. [L]ittrow hat uns eine Abhandlung: „Privatbestrebungen auf dem Gebiete [d]er Astronomie“ geschrieben; er hätte den zahlreichen und glänzenden Bei[s]pielen, die er aufführt, gewiß noch eben so viele gleich wichtige hinzufügen [kö]nnen. Ein neumärkischer Postmeister entdeckte zwei Planeten, nachdem [se]it der letzten von einem Bremer Arzte gemachten derartigen Entdeckung [3]7 Jahre verflossen waren, ohne daß ein Astronom einen solchen Fund [g]ethan; und nun sind gar 13 von einem französischen Maler gemacht [w]orden. Daß man solche Namen dann später den eigentlichen Astronomen [h]inzuzählt, ist einfache Gerechtigkeit, ändert aber nichts am Charakter [ih]rer früheren Arbeiten.

Somit habe ich die Gesichtspunkte dargelegt, von denen ich mich leiten [li]eß, als ich meine Vorbereitungen auf der Station Vitoria (Hauptstadt [d]er Provinz Alava) zu treffen hatte. Nicht anders verfuhr ich 9 Jahre

früher in Brest-Litowsk und nur so ist es mir gelungen, bei der da-
maligen in Beziehung auf das Hauptphänomen mißlungenen Expedition
Resultate zu erhalten, die wenngleich von untergeordnetem, dennoch aber
nicht zu verkennendem wissenschaftlichen Werthe sind.

Vier meiner Mitarbeiter in Vitoria rangiren zu den eigentlichen Astro-
nomen; zehn andere in die weitschichtige Rubrik der Dilettanten. Sie
werden weiterhin sämmtlich namhaft gemacht und das Resumé ihrer Special-
berichte bei jedem derselben mitgetheilt werden.

Da ich sonach nicht bloß für mich allein, sondern für eine nicht un-
beträchtliche Zahl von Beobachtern die Einrichtungen zu treffen, und zwar
in kürzester Frist zu treffen hatte, so mußte mir im fremden Lande, wenig
vertraut mit dessen Sprache und gesellschaftlichen Einrichtungen, die Hülfe
doppelt willkommen sein, die mir auf Verfügung des spanischen Gouver-
nements in so ausgedehnter Weise geleistet wurde, daß jeder unserer
Wünsche sofort erfüllt wurde und wir am 18., dem entscheidenden Tage,
nicht das Geringste von dem vermißten, was zur erfolgreichen Ausführung
unserer Beobachtungen erforderlich war. Selbst ein 120 Mann starkes
Militärcommando besetzte auf Verfügung des Gouverneurs, Vizconde del
Cerro, den ganzen Umkreis unseres 100 Fuß im Durchmesser haltenden
Beobachtungsplatzes, um den Andrang des sehr zahlreich versammelten
Publicums abzuwehren.

Wer wüßte es nicht, daß Spanien, und am meisten die Provinzen,
die ich zu durchreisen und in denen ich meine Station zu nehmen hatte,
vor noch nicht einem Vierteljahrhundert der Schauplatz eines wilden Fa-
natismus, eines alle ähnlichen Vorgänge an Grausamkeit überbietenden
Bürgerkrieges waren? Wer mochte die Bürgschaft dafür leisten, daß nicht
noch zur Stunde zahlreiche Funken unter der Asche glimmen, die zur Flamme
ausschlagen konnten, wenn es den Ortega's und Cabrera's gelungen wäre,
hier ihre Fahne aufzupflanzen? Wo öffentliche Sicherheit und Ordnung
etwas Althergebrachtes sind, mögen wissenschaftliche Unternehmungen eines
solchen Schutzes leicht entbehren. Ungefährdet wären wir auch hier wohl
geblieben; unbelästigt schwerlich. Denn zur Steuer der Wahrheit muß ge-
sagt werden, daß wir hier überall die lebhafteste, wohlthuendste Theilnahme
fanden, daß unsere Hoffnungen wie unsere Besorgniß von der ganzen Be-
völkerung getheilt wurden und daß das unverhoffte Gelingen die aufrich-
tigste Freude hervorrief bei Vornehm und Gering. Meine in anderen
Gegenden Spaniens beobachtenden Collegen haben dieselbe Erfahrung ge-



[illegible]ht; von Aeußerungen eines rohen Aberglaubens oder Fanatismus zeigte [illegible] keine Spur; während z. B. die in Algier Beobachtenden bei der [illegible]schen Bevölkerung auf gar seltsame Begriffe stießen und sich zu großer [illegible]rsicht veranlaßt fanden.

Wir beobachteten auf dem Hügel Santa Lucia, im Südost der Stadt [illegible] der nach Pampeluna führenden im Bau begriffenen Eisenbahn liegend [illegible]d etwa 60 Fuß über die umgebende Ebene sich erhebend. Die Witte[illegible]ng, noch wenige Stunden vorher entschieden trüb und ungünstig, wie [illegible] immer seit 8 Tagen, heiterte sich bei Anfang der Finsterniß auf und [illegible]währte uns den ungetrübten Anblick des schönen Phänomens.

Bevor ich zu den Beobachtungen selbst übergehe, will ich noch erwäh[illegible], daß die spanische Regierung einige Tage vor der Finsterniß anordnete, [illegible] solle uns kostenfrei der Gebrauch des Telegraphen nach allen Richtun[illegible] in der Halbinsel gestattet sein; ja dieser am 18. von Mittag bis 5 Uhr [illegible] unserm, der Astronomen, ausschließlichen Gebrauch gestellt werden. [illegible]ch benutzte dies zu Anfragen über den Stand der Witterung an verschie[illegible]enen Orten, und am Tage der Finsterniß wie Tags vorher zur Erlan[illegible]ung telegraphischer Zeitsignale von der Sternwarte Madrid, wodurch Stand [illegible]nd Gang meines Chronometers genau bekannt wurden.

1) Meine eigenen Beobachtungen.

Anfang der Finsterniß überhaupt . .		durch Wolken verloren.		
Berührung eines großen Sonnenflecks durch den Mond	1h	47′	48,″8	Madrider Z.
Völlige Verdunkelung	1	48	13,8	„ „
Anfang der totalen Finsterniß . . .	2	46	10,8	„ „
Ende „ „ „ . . .	2	49	0,8	„ „
Ende „ ganzen „ . . .	3	54	44,7	„ „

Die Wolke, durch welche der Anfang der Finsterniß verloren ging, [illegible]wich nur um wenige Secunden zu spät, denn um 1^h 34′ 10″, wo die Sonne frei ward, hätte mit bloßem Auge noch nichts von der Sonnen[illegible]scheibe wahrgenommen werden können.

Die Bedeckung des großen Sonnenflecks konnte ziemlich scharf wahr[illegible]genommen werden und der Unterschied der Intensität zwischen Mond und Fleck war ein überaus großer. Der vorhin schwarz erscheinende Mond konnte jetzt kaum noch als grau bezeichnet werden.

Beim weitern Fortrücken war nichts besonderes zu bemerken. Die

Sonnenhörner erschienen fortwährend schwarz, und nur das südliche zuweilen etwas weniger. Erst als die Finsterniß ¾ erreicht hatte, bemerkte man eine Abnahme des Sonnenlichts, die bald sehr merklich wurde.

Jupiter erblickte ich schon mehrere Minuten vor Anfang der Totalität bald darauf auch Venus; Saturn und Merkur erst während der totalen Finsterniß.

Der Mondrand war kurz vor dem Verschwinden des letzten Sonnenrandes schon außerhalb der Sonne deutlich sichtbar auf dem Grunde der schon jetzt beginnenden Corona, auch von den Protuberanzen waren schon bleiche Spuren zu sehen. Mit dem Beginne der Totalität nahm die Dunkelheit plötzlich zu, doch war sie merklich geringer als 1851 in Brest-Litowsk. Dort hätte man selbst gröbere Schrift ohne Lampe nicht lesen können, hier in Vitoria blieb die bereit gehaltene Laterne ungebraucht, denn der Chronometer konnte ohne sie abgelesen werden.

Ich beobachtete zuerst die Protuberanzen am O. Rande, suchte sie schnell aufzufassen und ging dann durch N. herum, um die des Westrandes zu sehen; zum Südrande konnte ich nicht mehr gelangen. Zwei der Ostseite, eine im N. und 3 im W. sind von mir in einer Zeichnung dargestellt; die letzte in WSW. erschien erst wenige Secunden vor Ende der Totalität und ich bin ihrer kaum gewiß geworden.

Sie waren sämmtlich schön rosenroth mit einem leichten Anfluge von Violet. Sie veränderten weder Form noch Farbe, nur daß letztere in den wenigen Minuten vor und nach der Totalität, wo sie noch sichtbar waren, merklich bleicher erschien.

Die am O. Rande nahmen in dem Maße ab, wie der vorrückende Mondrand sie bedeckte; die des W. Randes in gleichem Maße zu.

Die dritte im N., bei weitem die größte in verticaler Ausdehnung, veränderte ihre Höhe gar nicht, was sich vollkommen dadurch erklärt, daß der Mondrand hier dem Sonnenrande parallel fortrückte. Ich habe die feste Ueberzeugung gewonnen, daß keine einzige der Protuberanzen ihren Ort gegen die Sonne verändert hat und daß der Mondrand sich über sie hinwegschob, ohne sonst irgend eine Wirkung auf sie zu äußern.

Die Mondscheibe untersuchte ich fast eine halbe Minute lang, ohne irgend eine Variation des reinen tiefen Schwarz, das mir über die ganze Scheibe hin gleichmäßig erschien, bemerken zu können. Namentlich war nicht das Mindeste von einem hellen Fleck um die Mitte herum zubemerken.

Die Corona erschien mir, sowol im Fernrohr als mit freiem Auge sehen, rein weiß, mindestens konnte ich des vielleicht darin vorkommenden elblichen Schimmers nicht ganz gewiß werden. Es war durchaus kein bestimmter Lichtschimmer, sondern die Strahlen und Strahlenbündel igten eine überaus scharfe und deutliche Begrenzung. Eine detaillirte eichnung war allerdings in den 3 Minuten nicht herzustellen, aber ich abe bestimmt wahrgenommen, daß die verschiedenen Strahlen Richtungen ahmen, die durchaus keinem gemeinschaftlichen Centro angehören. Ich ah mehrere diagonale, ja einige fast normal gegen die übrigen in unmit- lbarer Nähe befindlichen. Einige gekrümmte Strahlen zeigten sich leichfalls und das Ganze ließ den bestimmten Eindruck zurück, daß hier ein bloßes Irradiationsphänomen vorliege.

Nur die Gränze der Corona gegen den blauen Himmelsgrund war icht bestimmt, sondern die Strahlen verloren sich allmälig in die Um- ebung. Die Ausdehnung (mit freiem Auge gesehen) konnte ich nur bei- äufig auf etwa 15 Min. schätzen, d. h. so weit die Strahlen mir noch eutlich erkennbar waren.

Das Hervorbrechen des ersten Sonnenstrahls nöthigte mich, das Auge chnell vom unbeschützten Fernrohr abzuwenden. Die Zunahme des Lichts ing rascher vor sich als die Abnahme, in Brest-Litowsk hatte ich Aehn- iches bemerkt und es ist dies wohl rein physiologisch.

Gegen Ende der Finsterniß zeigte sich wieder Gewölk, was jedoch icht die genaue Beobachtung des Endes hinderte. Der Abend trübte sich; s war buchstäblich nur während der Sonnenfinsterniß heiter gewesen und m heitersten während der totalen. Ein wunderbares Glück!

Von den Relationen der übrigen Mitbeobachter, so weit sie mir zu Händen gekommen sind, gebe ich nur den wesentlichsten Inhalt mit beson- erer Rücksicht auf das in ihnen vorkommende Neue und Eigenthümliche:

Meine Gattin Minna, geb. Witte

eobachtete mit freiem Auge. Eine halbe Minute vor dem Beginne der Totalität erblickte sie im O. und W. der Sonne intermittirende Lichtstrah- en, wie Perlenreihen, sich von der Sonne entfernen; im N. und S. da- egen zeigten sich Strahlen, die nicht unterbrochen waren und sich rasch im reise herumdrehten. Das Ganze bildete um die Sonne eine Art Kreuz. Es verschwand, als die Totalität begann und die Corona die Stelle dieser ichterscheinung (die übrigens viel ausgedehnter als die Corona war) einnahm.

Die Mondscheibe hat fast das Ansehen einer Höhlung, in die man hineinblickte. Um die Scheibe herum ein rother, stellenweis unterbrochener Ring*). Die Corona wie ausgezackt, gelblichweiß, ausgedehnter nach O. und W. als nach S. und N., auch einige Strahlenbüschel wurden bemerkt. Die umliegenden Berge dunkelgrünlich-grau; nach den Umrissen hin tiefer und auf dem blaßgelben Horizont scharf abgesetzt. In der Nähe der Sonne die Cirrus-Wolken hellgelb, die entfernteren Cumuli grau und noch tiefer ins Violette übergehend. In dem bleichen, matten Lichte gleichwohl alles deutlich zu erkennen.

Martin Saar, Diener der Sternwarte.

Mittelst einer Vorrichtung zum bequemern Auffinden und sichern Bestimmen der mit bloßem Auge sichtbaren Sterne fand er folgende:

Jupiter	5 Min. vor der Totalität	Regulus	während der T.
Venus	bald darauf	Capella	„ „ „
Saturn	während der T.	β Aurigae	„ „ „
Mercur	„ „ „	Procyon	„ „ „
Castor	„ „ „	β Canis min.	„ „ „
Pollux	„ „ „	γ Leonis.	„ „ „

Professor Weyer aus Kiel.

Erste Berührung des großen Sonnenflecks	1 h	52′	19″,7	Mittl. Zeit v. Vitoria
Völlige Bedeckung „ „ „	1	52	53, 7	„ „ „ „
Anfang der tot. Finst. „ „	2	50	17, 5	„ „ „ „
Ende „ „ „ „ „	2	53	0, 5	„ „ „ „
Ende der ganzen Finst. „ „	3	59	24, 0**)	„ „ „ „

Thermometer

	im Schatten	in der Sonne	Wind
0 h 45′	17,2 R.	20,0	N.
2 4	18,5 „	23,6	NW. stark.
2 13	17,8 „	21,0	N. lebhaft.
2 27	17,7 „	18,8	NO. „
3 6	15,7 „	16,0	N. „
3 51	16,3 „	18,0	N. schwächer.
4 16	— „	22,8	N.

*) Die Protuberanzen konnten vom unbewaffneten Auge nicht einzeln, wohl aber in ihrer Gesammtheit wahrgenommen werden.

**) Diese Momente stimmen nicht gut mit den meinigen überein; auch glaubt Herr W. bei dem Ende der totalen Finsterniß sich verzählt zu haben. M.

Schon 30 Secunden vor der Totalität die volle Mondscheibe, und ein weißgelblicher Strahlenbüschel mit kleinen divergirenden Strahlen dringt im W. hervor; beim Verschwinden lassen sie den Vorsprung der Lichtkrone zurück. Der Vorsprung der Ostseite geht beim Ende der Totalität in einen ähnlichen Strahlenbüschel über.

Die Corona mit freiem Auge gesehen zeigte große radiale Strahlen nach W. und O., etwas kürzer im S., noch kürzer im N. Die Farbe weißgelb.

Im Fernrohr erschien sie weiß, auch mit vielen nicht radialen Strählken und Büscheln, wie feine Adern. Zwei im Süden waren mehrfach gekrümmt und verloren sich in Hörnchen ohne Spitzen. Auch eine dunkle krumme Linie am Südtheile ward bemerkt.

Die Protuberanzen erschienen Herrn W. weißlich ins Rosafarbne übergehend. Er bemerkte namentlich 2 im W. und O.; und eine dritte abgesonderte freischwebend; aus mehreren gerundeten, insgesammt eine gekrümmte Figur bildenden Theilen bestehend. (Auch von andern Beobachtern ist diese Figur gesehen worden; mir selbst ist sie entgangen. M.)

Alles, bis auf die erwähnten Lichtbüschel vor und nach der Totalität, blieb unverändert und der Mond schob sich darüber hinweg.

Professor d'Arrest aus Copenhagen.

Bereits am 15. Morgens beobachteten Herr d'Arrest mit dem Adjuncten Thiele und Herrn Weyer Sonnenhöhen, aus denen in Verbindung mit den Uhrvergleichungen und anderen Beobachtungen die Position des Beobachtungspunktes sich ergiebt:

42° 50′ 41″ Nördl. Breite

4 m 5 s,6 in Zeit östlich von Madrid,

vorbehaltlich späterer vollständigerer Berechnung.

Die Protuberanzen sah Herr d'Arrest im unbeschützten Fernrohr noch bis 3 Minuten nach dem Ende der Totalität.

Herr Georg Schulz aus Hannover.

Ein Liebhaber der Astronomie, im Besitz schöner Instrumente und mit ihrem Gebrauche vertraut, hatte Herr Schulz sich mit seinem Sohne nach Vitoria begeben. Er sah Venus 15 Minuten, Jupiter erst 1 Minute vor dem Beginne der Totalität, übrigens giebt er

Anfang der totalen Finst.	2 h	45′	57″	M. Z. von Vitoria.
Ende „ „ „	2	48	45	
Ende der Finsterniß	3	55	56*)	

*) S. die vor. Anm.

Die große Protuberanz im N. sah er schon lange vor Anfang der totalen Finsterniß, ohne daß sie Form und Größe veränderte; die übrigen später.

Während in der Lichtkrone alle übrigen Strahlen geradlinig verliefen und sich hier und da durchkreuzten, waren sie rechts unten krummlinig und dazwischen eine Lücke.

Herr Carl Schulz, der Sohn.

Dieser hatte sich die genaue Beobachtung der Thermometer, deren eines in der Sonne, das andere im Schatten hing, vorbehalten; er beobachtete von 5 zu 5 Minuten, während der Totalität noch öfter.

Er fand um 1 h 30′ die Thermometer im Schatten + 16°,5; um 1 h 45.. + 17°,1; beim Anbruch der Totalität + 13°,5; 8 Min. nach deren Ende + 13°,1 (das Minimum); um 3 h 5′ wieder + 13°, 5. In der Sonne zeigte das Th.: um 1 h 35′ + 21°,3; um 1 h 50′ das Maximum + 23°,8; um 2 h 30′ + 18°,1; zu Anfang der Totalität + 15°,3; zu Ende + 15°,0 und 6 Minuten später + 14°,7 (das Minimum) endlich um 3 h 5′ wieder + 15°,4.

Herr G. v. Rennenkampff.

Auch dieser Herr hatte sich als Liebhaber der Himmelskunde nach Vitoria begeben, versehen mit Fernrohr und verschiedenen andern Instrumenten.

Herr v. R. konnte mit seinem Windmesser weder in der Richtung noch in der Stärke des Windes eine Aenderung bemerken. Eben so erschien ihm in den Schatten der Blattlücken nicht die Form der Sonnensichel, sondern die ganz gewöhnliche. Es ist indeß zu bemerken, daß er nicht an Bäumen, die auf unserm Beobachtungsplatze nicht zu finden waren, sondern an abgeschnittenen Zweigen beobachtete, bei denen die Schatten nur wenige Fuß von den Blättern entfernt waren.

Die Schatten erschienen auffallend schwarz und sehr scharf begrenzt.

Im Polarisationsapparat (2 Turmalinplatten, eine roth, die andere grün, und einer zwischen beiden geschobenen Platte von isländischem Bergkrystall) ist keine Spur einer Polarisation an der Lichtkrone wahrgenommen worden.

Die Protuberanz im N. (die größte); anfangs 8 Grad, später 9 Grad rechts vom Vertikalpunkte der Mondscheibe, erschien $^3/_{40}$ des Monddurchmessers hoch und wie ein Kegel mit abgerundeter Spitze, mit Hinzurechnung eines Untersatzes des Kegels, den Herr v. R. erst später bemerkte.

Das allgemeine Ansehen dieser sowohl als der übrigen, sanft rosenrothen Protuberanzen schildert der Beobachter als die durchsichtiger Glaskörper.

Ein Leuchten der Lichtkrone, etwa am Schatten der umgebenden Gegenstände, konnte er nicht wahrnehmen. Am Rande der verfinsternden Mondscheibe zeigte sich da, wo die Sonne zuletzt verschwunden war, ein sanfter Lichtschimmer (etwa ein auf der Retina noch haftendes Sonnensichelbild? M.).

Herr Hermann Goldschmidt aus Paris.

Die so zahlreichen Planetenentdeckungen des Herrn H. Goldschmidt sind wohl keinem Leser unbekannt geblieben, neu aber wird es für Viele sein, daß er ein in Paris lebender deutscher Maler ist, und zwar ein sehr geschätzter, dessen Tableau's großen Beifall und Verbreitung finden. Zu seiner „Erholung" entdeckt er Planeten und ist schon über das Dutzend hinaus.

Sein fast wunderbar rascher und sicherer Blick, sein formen- und farbenkundiges Auge, sein glühender Eifer für die Wissenschaft mußte ihn gerade für dieses Phänomen als einen vorzüglich geeigneten Beobachter bezeichnen, und ich schätze mich glücklich durch meine Vorstellungen bewirkt zu haben, daß er sich zur Reise nach Vitoria entschloß.

Er hat über seine Beobachtung in der Zeitschrift „Cosmos" einen Bericht erstattet, aus welchem hier ein Auszug folgt.

Der Mondrand erschien ½ Minute vor dem Beginne der Totalität unregelmäßig und etwas unbestimmt (deformé et indéterminé). Kleine graue Wölkchen zeigten sich nahe am Rande der Sonnensichel. Zwei dieser Wölkchen hafteten am Sonnenrande, die eine rundlich, die andere pyramidenförmig. Auf dem etwas hellern Grunde des Himmels setzten sie sich deutlich ab. Bald ward die Umgebung dunkler und die Wölkchen heller, sie schienen wie durchsichtiges Glas, und im Moment der Totalität färbten sie sich mit Rosenroth.

Nun zeigten sich auch an andern Stellen des Umkreises Protuberanzen etwas weniger hellroth als die Pyramide, namentlich eine aus gezähnten Theilen bestehend, fast wie Perlenreihen. Sie färbten sich allmälig, aber bald hatte die Mondscheibe sie verdeckt. Jetzt hatte auch die Lichtkrone sich in ihrem vollen Glanze gebildet. Sie erschien deutlich in gelber Farbe und in allen ihren Theilen von gleich starkem Glanze.

Ihr Licht war dem Auge nicht lästig. Gegen NO. sah man Strahlen, auf das Mondcentrum sich beziehend, gegen 30° am Umkreise herum, und an Intensität gegen N. hin abnehmend. Eine große leuchtende Masse zeigte sich gegen S., formirte sich in zwei gekrümmten Lichtbündeln nach SO. und SW., gegen S. concav, und vermischt mit hellen gelben Flöckchen.

Der südöstliche Bündel hatte große Aehnlichkeit mit dem südlichen Arm des Orion-Nebels. Auch im N. zeigten sich ähnliche, nur weniger bestimmte Erscheinungen, hier bildeten die Strahlen eine Art Parabel, deren Scheitel durch die Mondscheibe verdeckt war. Mit freiem Auge gesehen schien die Corona enger begrenzt als im Fernrohr.

Doch richtetete Herr G. seine Aufmerksamkeit besonders auf die Protuberanzen im N., W. und S. Die imposanteste, als „girandole" bezeichnete, im N., war unbeschreiblich schön. Sie schien aus feurigen Massen zu bestehen und aus ihrem Gipfel erhoben sich gegen Ende der Totalität blaßrothe, fächerförmige Lichtstrahlen. Diese verschwanden beim ersten Sonnenstrahle, doch nicht die Protuberanz selbst, die nur bleicher und ätherischer ward. Zur Linken zeigten sich gegen das Ende kleine Protuberanzen, aneinandergedrängt und von fast viereckiger Form. 4 Minuten 40 Secunden nach dem Ende der Totalität berührte die Spitze des Sonnenhorns diese noch immer nicht verschwundene Protuberanz; ihre weitere Beobachtung mußte jetzt aufgegeben werden. Die Höhe zu Anfang auf $3^1/_2$, gegen das Ende auf 4 Minuten geschätzt (was 24,000 Meilen in der Entfernung der Sonne, 60 in der des Mondes entspricht).

Eine zweite stand links in 35° Entfernung; Herr G. vergleicht ihre Figur mit der des Saturnzeichens und nennt sie „le crochet"; er schätzt sie auf 3′ 20″. Eine dritte kleinere, noch weiter links, ist als „le dent" bezeichnet, sie ward auf 2′ 20″ geschätzt. 11 Grad weiter links stand eine vierte kleinere, von fast quadratischer Form, und zwischen beiden zuletztgenannten schwebte eine vollkommen abgesonderte, rundlich gekrümmt, wie ein rothes Wölkchen. Ihren Abstand von der Scheibe schätzt Herr G. auf 2 Min.

Noch einige andere im SW. und S. zeigten sich; die des Ostrandes hat der Beobachter nicht untersucht.

Die Umrisse der Mondscheibe (grau auf etwas hellem Grunde) konnte Herr G. noch bis 11 Minuten nach dem Schlusse der Totalität erkennen.

Vom Zodiacallicht keine Spur. Die Farbe des Himmels im Zenith schwarzblau; im scharfen Contrast mit dem grünlich-gelb des Horizonts.

In einem spätern Schreiben an mich bemerkt Herr Goldschmidt, daß er drei Tableaux, Anfang, Mitte und Ende der totalen Finsterniß darstellend, der französischen Akademie überreicht habe.

Herr Cuillier, Ingenieur-Geograph in Vitoria.

Er hatte auf meinen Wunsch insbesondere die Schatten beobachtet und die folgenden Resultate erhalten:

Während der Zunahme und bis kurz vor der Totalität war nichts Besonderes an den Schatten der Gegenstände zu bemerken. Nun aber wurden die Schatten sehr scharf und es verlor sich jede Spur des Halbschattens. Beim Wiedererscheinen eben so, nur daß jetzt ein wiewohl sehr schmaler Halbschatten sich zu zeigen begann.

Das Licht der Krone hat selbst von den größten Gegenständen, z. B. der auf dem Beobachtungsplatze errichteten Bretterhütte, keine Spur eines Schattens wahrnehmen lassen.

Herr Optiker Bianchi aus Toulouse.

In seinem etwa 50 Mal vergrößernden terrestrischen Fernrohr bemerkte er, 4—5 Secunden vor dem gänzlichen Verschwinden der Sonne, am Mondrande die schwarzen Bänder, die, beide Ränder verbindend, die noch etwa 100° umfassende Sonnensichel in Stücke schnitten. Sie erschienen stärker und gedrängter am untern Ende der Sichel. Gegen die Mitte hin hatten sie größere Zwischenräume; er konnte nicht wahrnehmen, wie es am obern Ende war.*) Die Bänder wurden kürzer und bald war die Sonne ganz bedeckt. Sogleich sah man zwei „Berge" am Rande der Scheibe aufleuchten, anfangs weiß und rosa, hernach rosa mit violet an den Rändern. Später schien das Violet sich zu verlieren und ein Roth mit Gelb an dessen Stelle zu treten, doch stets herrschte das Roth vor, und dem Anschein nach durchsichtig, wie eine Glasmasse im Fluß oder eine heftig glühende Kohle. Beide Piks hingen durch ihre Basis zusammen und berührten sich zum Theil. Sie standen etwa 8 Grade rechts vom Zenith. Sie blieben unverändert während der ganzen Dauer der Totalität.

Auch die übrigen Protuberanzen hat Herr Bianchi gesehen, aber nicht so genau verfolgt, und er findet Aehnlichkeit zwischen den von 1842 in Narbonne gesehenen und den diesjährigen. Wohl ist die Aehnlichkeit der Gestalt bei einigen — nicht allen — keinesweges zu verkennen, was aber die Oerter der Protuberanzen betrifft, so zeigt sich keine Coincidenz zwischen beiden Finsternissen.

*) Die Stelle, wo die Bänder am häufigsten sich zeigten, coincidirt mit dem Randgebirg d'Alembert an der Ostseite des Mondes. Vgl. meine Mappa Selenographica Bl. II. und III. M.

Herr Eugenio de Garaganza, Direktor des landwirthschaftlichen Instituts und Herr Geronimo Roure, Dr., Lehrer an demselben.

Dieses Institut (Escuela practica de Agricultura) liegt in unmittelbarer Nähe Vitoria's und die oben Genannten haben das Verhalten der Thiere und Pflanzen während der Totalität beobachtet. Es ergab sich Folgendes:

Rindvieh, Pferde, Schafe und Hunde, sowohl in den Ställen als im Freien, blieben ruhig beim Fressen oder bei der Arbeit ohne irgend eine Beunruhigung zu verrathen.

Hühner suchten Verstecke und der Hahn krähte im Moment des Verschwindens der Sonne: auch an andern Orten ward dies wahrgenommen.

Sperlinge hörten auf zu zwitschern, auch andre Sänger schwiegen, nur die Wachtel nicht. Raben suchten Schutz, und einige Fledermäuse kamen hervor.

Vier Schweine sprangen aus ihren Ställen beim Anbruch der Dunkelheit.

Nyctago hortensis, cichorium intybus und andere Convolveln, die Nachts ihre Blüthen schließen, erlitten keine Aenderung, nur allein malva vulgaris schloß ihre Kelche und öffnete sie wieder beim Erscheinen des ersten Sonnenstrahls.

In demselben Institut sind auch Thermometer und andere meteorologische Instrumente genau und wiederholt beobachtet worden. Das Thermometer in der Sonne zeigte sein Maximum um 1^h 30' ... + 20°, 8 R.; das Minimum während der Totalität + 13°, 5; und beim Ende der ganzen Finsterniß + 18°, 4. Das beschattete, doch gegen Reflexe nicht ganz geschützte Thermometer zeigte um 1^h 40' ... + 20° R., um 2^h 49' ... + 13°, 2 (Minimum) und zu Ende der Finsterniß .. + 15°, 4. Am Barometer ward keine Veränderung bemerkt, dagegen stieg das Saussuresche Hygrometer von 48° auf 58°, welches Maximum eine Viertelstunde nach der Totalität eintrat.

Dr. Vicente Zabala, Pharmaceut.

Sobald Herr Zabala die Gewißheit erhielt, daß in Vitoria ein Congreß von fremden Astronomen stattfinden werde, hatte er in seinem in der Vorstadt belegenen Landhause nebst Garten Vorkehrungen getroffen, um

n Thieren und Pflanzen Beobachtungen anstellen zu können. Sein Bericht agt Folgendes:

Bretagner Kühe, 4 an der Zahl, ließen nichts merken, sondern weideten ruhig fort.

Zwei milchende Eselinnen desgleichen. Doch im Beginn der Totalität näherten sich die Jungen ihren Müttern, mit furchtsamer Miene Schutz suchend.

Eine Stute mit einem viermonatlichen Füllen verhielt sich eben so. Das munter umherspringende Füllen ward still und stand ganz ruhig neben der Mutter; so wie das Licht wieder hereinbrach, nahm es seine vorige Munterkeit wieder an.

8 Hühner suchten sämmtlich den Hühnerstall auf, den sie auch nachher nicht wieder verließen; von 16 Tauben kehrten nur 4 zu ihrem Taubenschlage zurück.

Ein Canarienvogel im Bauer versteckte seinen Schnabel unter den Flügel während der Dunkelheit; vor und nachher sang er ganz munter.

Sperlinge hörten zu zwitschern auf und Fledermäuse zeigten sich auf einige Minuten; Kaninchen ließen nichts merken.

Die Fliegen, die außerhalb des Stalles umherflogen, eilten in den Stall zurück.

Hunde, Katzen, Ratten wurden nicht beunruhigt, eben so wenig Schafe.

Schnecken, in feuchte Erde gesetzt, die den ganzen Tag ruhig geblieben waren, krochen während der Totalität hervor und machten sich an die zarten Pflanzen, retirirten aber sogleich, als der erste Sonnenstrahl hervorbrach.

Bienen kehrten eilig in ihren Korb zurück; einige, die ihn nicht rasch genug erreichen konnten, fielen zur Erde, doch ohne Beschädigung; denn als die Totalität vorüber war, flogen sie munter wieder auf.

Tagschmetterlinge verbargen sich, Nachtschmetterlinge hingegen flogen herum und wurden als das Licht wieder hervorbrach, leicht gefangen.

An Regenwürmern, Blutegeln, Spinnen und Ameisen ward nichts bemerkt; eben so wenig an Fischen.

Eine Distel schloß ihre Blumenblätter, wie sie es in der Nacht thut.

Leicht könnte ich nun die Berichte, die ich hier ihrem wesentlichsten Inhalt nach aus Vitoria mitgetheilt, noch um eine bedeutende Zahl anderer, in Algier, am untern Ebro, in Valencia, in Castilien und an der spanischen Nordküste angestellten vermehren, obgleich der Bericht der Himalaya-Expedition, der wegen der großen Zahl (40—50) der Beobachter sehr umfangreich zu werden verspricht, noch nicht erschienen ist, doch würden die Wiederholungen dessen, was im Vorstehenden schon mitgetheilt ist, den Leser wenig interessiren, über die Abweichungen aber schon jetzt ein Urtheil abzugeben wäre voreilig und muß bis dahin, wo Alles vorliegt, verschoben werden. Denn auch aus Amerika und namentlich dem Oregongebiet sind Nachrichten zu hoffen. Einiges jedoch erlaube ich mir hier anzuführen.

Dem römischen Astronomen P. Secchi ist es in Mont S. Michel (bei Desierto de las Palmas) gelungen, die Lichtkrone vollständig zu polarisiren, indem er sich eines Nicolschen Prismas bediente. Er zerlegte sie in zwei Bilder, das eine grün, das andre roth, mithin Complementärfarben, und so stark prononcirt, daß nicht der mindeste Zweifel blieb. Die Krone ist folglich weiß und das darin wahrgenommene Gelb kann nur eine schwache Nüance bilden, sie besteht ferner aus reflectirtem Lichte und ist keineswegs eine bloße Beugungserscheinung. Wenn nun aus obigen Berichten erhellt, daß Herrn v. Rennenkampff eine solche Polarisation nicht gelang, so kann wohl nur die Verschiedenheit des Apparats die Ursache sein.

Ferner bemerkt Herr Paolo Bouvir, Ingenieur zu Palma (Majorca), daß er auf Mola de Andiada die totale Finsterniß in Gemeinschaft der dort stationirten Officiere beobachtet habe, und daß kurze Zeit vor dem Beginne der Totalität „une lumière tremblotante d'un saisissant effet" wahrgenommen worden. Dies harmonirt mit der Wahrnehmung meiner Gattin und der des Herrn Prof. Weyer, die oben aufgeführt sind, so wie es auch mit einer andern 1842 in Narbonne wahrgenommenen Erscheinung im Zusammenhange zu stehen scheint. Dort bemerkte nämlich Bianchi unmittelbar vor dem Beginne der Totalität undulirende Schatten sowohl am Boden als an andern Gegenständen und selbst an der weißen Wäsche der Umstehenden. Diese leichten gleichsam hüpfenden Schatten machten namentlich der Kinderwelt, die sie zu haschen suchte, nicht wenig Vergnügen.

In Vitoria hatten wir Leinewand und große Papierbogen ausgebreitet; es wollte sich aber nichts von jenen Schatten zeigen. Wahrscheinlich war

die Helligkeit zu groß, denn in den meisten früher beobachteten totalen Finsternissen ist es beträchtlich dunkler gewesen als in Vitoria.

Ich habe es stets für Pflicht erachtet, bei ähnlichen Darstellungen die Schilderung der Phänomene nicht mit ihrer Erklärung zu vermischen. Mag immerhin erstere die letztere vorausahnen lassen — es ist dann um so weniger Grund vorhanden, voreilig darauf hinzuweisen. Man will zuerst wissen was Cajus gehört und gesehen; und erst nachher kann die Rede sein von dem was Cajus sich dabei gedacht. Und auch abgesehen davon werden treu und einfach mitgetheilte Beobachtungen ihren Werth nie verlieren, auch dann nicht, wenn längst unsre Erklärungsversuche durch bessere und wissenschaftlich begründetere ersetzt sind. Durch nichts aber wird die Treue einer Beobachtung mehr verdächtigt, als wenn man gleich in demselben Athem mit aller Gewalt seiner Meinung den Sieg verschaffen will, und es gewinnt den Anschein, als habe das Gesehene sich dem Gedachten accommodiren müssen und als habe man der Hypothese zu Liebe diese in das Phänomen hineinbeobachten und die Natur zu der Antwort gezwungen, die man von ihr zu erhalten wünschte.

Ueberdies müssen wir es wohl aufgeben, alles Gesehene, namentlich in seiner zuweilen merklich verschiedenen Darstellung, jetzt schon vollständig erklären zu wollen. Unser Reichthum an Thatsachen erscheint nur äußerlich als ein solcher: in der That sind wir über den wahren Verlauf mancher hierhergehörigen Phänomene noch sehr wenig unterrichtet und zweifelsohne wird bei künftigen Gelegenheiten Manches sich zeigen, was noch gar nicht zur Sprache gekommen ist. Dies zur vorläufigen Antwort für die, welche die hier folgenden mehr oder minder wahrscheinlichen Erklärungen unvollständig oder sonst ungenügend finden. Wir zweifeln keinesweges an einem endlichen, vollständigen Gelingen: es wird eine Zeit kommen, wo man über das innere Wesen dieser Vorgänge eben so befriedigende Auskunft wird geben können, wie man sie jetzt über den Lauf der betreffenden Gestirne giebt. Aber vorgreifen läßt sich dieser Zeit nicht, und eben so wenig sicher angeben, wann, wie und wodurch die Endentscheidung herbeigeführt werden möchte. Einstweilen möge das hier Folgende als ein Versuch angesehen werden, hingegeben dem Urtheile der Leser, die unbefangen genug sind zu erwägen, in wiefern sie den Thatsachen genügend entsprechen und was in ihnen noch Mangelhaftes sei.

Die Lichtkrone war früher das einzige einer Erklärung bedürftige,

denn von den Protuberanzen war vor 1842 keine Rede. Ziemlich allgemein galt die noch von Wenigen bezweifelte Mondatmosphäre für die Ursache, und erst nachdem man alles genau geprüft und keine Mondatmosphäre gefunden hatte, gab man diese Meinung auf.

Aber wenn keine Brechungs-, so konnte doch das Phänomen eine Beugungserscheinung sein. Der Sonnenstrahl, durch einen dünnen Spalt hindurchgehend, oder längs einer scharfen Kante hinstreichend, veranlaßt Erscheinungen, die jeder leicht beobachten kann. Man mache im Fensterladen eines der Sonne zugewandten, aber verfinsterten Zimmers ein kleines rundes Loch, fange den hindurchgehenden Büschel Sonnenlicht durch einen Metallschirm mit einer feinen Spalte auf und stelle einige Fuß hinter diesem Schirme eine weiße Tafel auf, so wird man den schmalen hellen Streifen zu beiden Seiten von farbigen Linien begleitet sehen; schwache Spuren derselben zeigt diese Vorrichtung auch schon im unverfinsterten Zimmer. Eine solche Beugung am Mondrande, wo der Sonnenstrahl vorüberstreift, findet nun ohne Zweifel Statt und man hat sich alle Mühe gegeben, die bei einer totalen Sonnenfinsterniß vorkommenden Erscheinungen, zu denen nun auch noch die Protuberanzen kamen, ausschließlich durch diese Beugung zu erklären. Allein dies ist nie ganz gelungen, jede neue totale Sonnenfinsterniß bereitete den Vertheidigern dieser Meinung neue Verlegenheiten.

Eine Hypothese taugt sicher nichts, wenn sie fort und fort zu Nothsätzen sich gezwungen sieht, die sich nicht erhärten lassen; und wäre nicht die Annahme, daß hier nur optische Phänomene vorliegen, mit so großer Heftigkeit und in fast verletzender Weise verfochten worden — wir halten uns überzeugt daß, was diesmal erschien und wie es erschien, Niemand auf diesen Gedanken gebracht hätte. So aber werden sich die Verfechter dieser Ansicht nicht so rasch zur entgegengesetzten bekennen. Nun, sie haben zehn Jahre Zeit bis zur nächsten, für die Entscheidung dieser Frage wichtigen totalen Sonnenfinsterniß; sie haben Zeit uns die Mondberge und Mondthäler, die uns so wunderbare Formen — vorgespiegelt haben sollen, speciell nachzuweisen; vielleicht sogar die freischwebende Masse, zwischen welcher und dem Mondrande der weiße Grund der Corona gesehen wurde — in unsrer Zeit muß man an nichts verzweifeln.

Meines Theils habe ich keine Hypothese weder zu verfechten noch sie zurückzunehmen: denn ich habe mich für nichts definitiv entscheiden wollen,

bis es mir vergönnt war, eine totale Sonnenfinsterniß selbst zu beobachten. Alles lag so deutlich vor, daß ich vollkommen überzeugt sein kann, nichts in das Phänomen hineinbeobachtet zu haben; allein ich würde dies weit weniger sein können, hätte ich vorher irgend ein credo beschworen. Und jetzt kann ich nicht anders als mit aller Bestimmtheit aussprechen:

Die Protuberanzen gehören der Sonne an. Denn

1) der Mond schob sich deutlich über sie wie ein Schirm hinweg, wie er sich bei einer Stern- oder Planetenbedeckung über die hinter ihm stehenden Körper hinwegschiebt.

2) Die große nördliche Protuberanz, wo der Sonnenrand der Bewegungsrichtung des Mondes parallel stand, verschob sich, mit dem Mondrande verglichen, eben so viel scheinbar nach rechts, wie der Mond nach links. Dies haben nicht allein die Beobachter in Vitoria, sondern auch die in Moncayo mit Leverrier arbeitenden Astronomen wahrgenommen.

3) Dieselbe Protuberanz war noch sichtbar in dem Augenblicke, wo der Mondrand sie ganz verließ und sie gleichsam nur noch am Sonnenhorn hing, wie am bestimmtesten Herr Winnecke in Pobes, aber auch die Herren Goldschmidt und d'Arrest beobachtet haben.

4) Mit denjenigen Stellen des Mondrandes, wo sich Randgebirge befinden, coincidirt nur eine der beobachteten Protuberanzen und auch diese nur zum Theil. Es ist die von mir gesehene zweite am Ostrande, deren oberer Theil mit dem Randgebirg d'Alembert zusammenfällt. Alle übrigen und namentlich die große nördliche zeigten sich an Stellen, wo der Mondrand nichts oder so gut als nichts von Gebirgen zeigt.*) Da wo das höchste und augenfälligste Randgebirg Dörfel sich zeigt, im SSO. des Mondrandes, ist keine Protuberanz wahrgenommen worden.

Die Inflexion am Mondrande könnte möglicherweise rothe dem Rande parallele Säume bewirken, nicht aber diese an ganz bestimmten Einzelstellen, in schärfster Begrenzung und den mannichfaltigsten Formen auftretenden Hervorragungen.

---

*) Vergl. meine Mappa Selenographica, Berlin 1836; und die Darstellung des Mond-Nordpols in meiner vergleichenden Selenographie, Berlin 1837.

Die Lichtkrone.

Auch in dieser hat man ein rein optisches Beugungsphänomen und sonst weiter nichts sehen wollen. Es ist nun gewiß im höchsten Grade gezwungen zu nennen, zwei an Farbe, Form, Größe und gesammtem Verhalten so total verschiedene Dinge, wie Protuberanzen und Lichtkrone, auf den gleichen optischen Ursprung zurückführen zu wollen, und der Gedanke ist unabweisbar, daß doch mindestens eins von Beiden nothwendig physische Realität haben müsse.

Nun ist allerdings zuzugeben, daß die Vertheidiger der optischen Hypothese hier nicht in so großem und entschiedenem Nachtheile stehen als bei den Protuberanzen, wo sie gradezu Alles gegen sich haben, während hier wenigstens Einiges für sie zu sprechen scheint. Man hat die Inflexion bei sogenannten künstlichen Sonnenfinsternissen geprüft. Protuberanzen hat man dabei nie, wohl aber etwas der Lichtkrone Aehnliches hervorgebracht. Aber war das etwas Anderes, als die von der nur künstlich im Fernrohr verdeckten Sonne erleuchtete Atmosphäre, und kann der Schirm im Brennpunkt des Fernrohrs verglichen werden mit dem 50,000 Meilen entferntem Monde?

Wir wollen nun nicht in Abrede stellen, daß bei dem Phänomen der Lichtkrone die Inflexion mitwirke oder doch mitwirken könne. Inflexion ist doch unleugbar vorhanden und es handelt sich nur um die Frage, ob ihre Wirkung groß genug sei um von uns noch wahrgenommen zu werden. Aber auch nur diese möglicherweise modificirende Mitwirkung kann zugegeben, nicht aber dem ganzen Phänomen die physische Realität abgesprochen werden. Bestände sie aus regelmäßigen radialen Strahlen, oder zeigte sie sich als ein ringsherum homogener formloser Lichtschimmer, so möchte die optische Erklärung genügen; gewiß aber nicht bei dem, was wir diesmal gesehen haben.

Man hatte die Beobachter aufgefordert sich zu vergewissern, ob die Strahlen der Lichtkrone sich auf das Mond- oder das Sonnencentrum bezögen, und es scheint also die Annahme vorgewaltet zu haben, daß eins von beiden bestimmt und ausschließlich der Fall sein müsse. Wir wüßten die Frage nur dahin zu beantworten, daß wir eine Menge einzelner Strahlen und ganzer Strahlenbündel gesehen haben, die weder zum Sonnen- noch zum Mondcentrum convergirten, ja sich zum Theil deutlich durchkreuzten, daß wir gekrümmte und zwar mehrfach gekrümmte, über das Ganze hinauslaufende Strahlen wahrgenommen haben, wie die oben gegebenen Beschrei-

bungen darthun. Man könnte geneigt sein an Cirruswolken zu denken, die unserer Atmosphäre angehören, und in der That hatten einige in der Lichtkrone wahrgenommene Figuren einige Aehnlichkeit mit sogenannten Windbäumen. Aber abgesehen von dem Umstande, daß die nähere Umgebung des Phänomens ganz heiter erschien, so widerspricht schon die außerordentlich scharfe Begrenzung, mit der sich selbst im Fernrohr alles Detail der Lichtkrone zeichnete, dieser Annahme.

Man hätte einen ganzen Tag haben mögen, um diese reichen und prachtvollen Gestalten genau zu messen und abzuzeichnen. Dies wird uns zwar nie vergönnt sein, denn 3—4 Minuten ist eine Dauer die bei totalen Sonnenfinsternissen nie erheblich überschritten werden kann, allein einer noch mehr vervollkommneten Photographie wird es möglich sein uns dieses Detail zu geben, denn daß die Krone, wenn auch nur in sehr vollkommnen Apparaten, darstellbar ist, haben die bisherigen Proben dargethan.

Wenn wir nun Beides, Lichtkrone und Protuberanzen, der Sonne vindiciren, so wird diese allerdings zu einem sehr zusammengesetzten Körper. Die Hüllen, welche sie umgeben, erhalten eine Ausdehnung, die ihren eigentlichen Kern etwa in demselben Verhältniß übertrifft, wie die Ringe den Saturn übertreffen. Indessen liegt darin sicher nichts Widersprechendes oder selbst nur Unwahrscheinliches. Auch die Hauptplaneten sind nicht so einfach als ihre Trabanten; sie sind von Atmosphären umgeben, die unser Mond ganz bestimmt, und die übrigen wahrscheinlich entbehren, es wäre also, wenn man Analogien gelten lassen will, nur einfach consequent, der nächst höheren Ordnung der Weltkörper eine noch zusammengesetztere Umhüllung zu geben.

Als ein Beugungsphänomen möchte namentlich die Erscheinung der intermittirenden Lichtstrahlen zu betrachten sein, die am ausführlichsten in dem Berichte meiner Gattin dargestellt ist. Der Umstand, daß das Phänomen nicht während, sondern nur vor (oder vor und nach?) der Totalität wahrgenommen worden, scheint anzudeuten, daß es nur bei einer bestimmten Richtung der Sonnenstrahlen bezüglich zu dem uns als Rand erscheinenden Mondmeridian gesehen werden kann, und andrerseits ergeben Versuche, daß ganz ähnliche Erscheinungen künstlich durch Inflexion erzeugt werden können. Hätte das Phänomen ein reelles physisches Substrat, so wäre es schwierig, sein plötzliches Verschwinden im Moment des Anfangs der Totalität zu erklären, da ja der Mond es nicht bedeckte.

Indeß ist damit, daß man das Phänomen der Sonne vindiciert, bei weitem nicht alles erledigt. Denn es entsteht nun die weitere Frage: in welcher Art man sich diese Abhängigkeit denken soll? Sind z. B. die Protuberanzen gasförmige, flüssige oder gar feste Massen? Oder giebt es für sie noch einen vierten, unsrer Erde ganz fremden Aggregatzustand? Hängen sie vielleicht mit den Sonnenfackeln zusammen und wenn dies ist, was sind diese Fackeln selbst? Ist ferner die Erscheinung veränderlich, und in welchem Grade? Leverrier hat sie Sonnenwolken genannt: ist diese Benennung speciell gerechtfertigt? Man sieht, es bleibt noch sehr viel zu thun, und noch manche totale Sonnenfinsterniß wird verfließen müssen, ehe ein weiterer wesentlicher Fortschritt auf diesem Felde gemacht werden wird.

Was namentlich die vermuthete Identität der Protuberanzen mit den Sonnenfackeln betrifft, so muß bemerkt werden, daß diese Erklärung eine Schwierigkeit nicht wohl wird beseitigen können. Sonnenfackeln wie Sonnenflecken zeigen sich fast nur innerhalb zweier Zonen, bis zu 25° höchstens 30° der heliographischen Breite nach N. und S. reichend. Die Mittelzone, die des Aequators, zeigt beträchtlich weniger Flecke und Fackeln, die weiter nach N. und S. liegenden Regionen gar keine, oder doch nur als allerseltenste Ausnahme.*) Eine solche Beziehung nun wird bei den Protuberanzen entschieden vermißt: sie haben sich bei dieser wie bei frühern Finsternissen in den polaren Gegenden des Sonnenrandes eben so wohl als in den aequatorialen oder den mittlern Breiten, die den gemäßigten Zonen unsrer Erde entsprechen, gezeigt. Eben so scheint die Größe der Protuberanzen und namentlich ihre oft sehr bedeutende ununterbrochene Ausdehnung längs des Randes mit der meist weit geringeren der Fackeln nicht zu stimmen. Bei der diesjährigen Finsterniß betrug die Ausdehnung einer gebirgsähnlichen Protuberanz im NW. gegen 25 Grad.

Möglich jedoch, daß das eigentliche Substrat der Sonnenfackeln ausgedehnter und eben so weiter verbreitet ist, als wir es wahrnehmen; daß uns nur der augenfälligste Theil und dieser nur unter nicht zu schrägem Visionsradius zu Gesicht kommt. Der Gegenstand bedarf jedenfalls einer strengern Untersuchung.

In Vitoria sind während der Totalität 12 (in Briviesca 11, an andern Orten nur 5) Sterne gesehen worden, darunter Sterne 2. und selbst einer der 3. Größe. Wenn man in unsern Breiten mit bloßen Augen solche

*) Nur eine Beobachtung eines Sonnenflecks in höhern Breiten ist constatirt: vor mehr als 100 Jahren sah Lahire einen solchen unter 70° N. B. der Sonnenkugel.

Sterne sieht, kann man gewiß nicht mehr seine Schrift lesen oder die Secunden eines Chronometers markiren ohne künstliche Beleuchtung. Daß dies in Vitoria möglich war, ist sicher eine Folge der weit größeren Reinheit und Durchsichtigkeit der Luft. Der Unterschied würde in einem günstigeren Jahre und in einem noch südlicher gelegenen Theile des Landes sicher noch viel schlagender sich gezeigt haben; und es ergiebt sich also auch hier die Mahnung, Fernröhre größester Dimension nur in solchen Erdstrichen aufzustellen, die dem Aequator näher als dem Pole liegen.

Woher nun aber die diesmal so geringe Dunkelheit?

Der Durchschnitt des Mondschattenkegels, da wo er diesmal die Erdfläche traf, hatte einen Halbmesser von 8 Meilen. Die große Halbaxe der Schattenellipse (mit der er in schräger Richtung die Erde traf) erreichte in Spanien höchstens 9½ Meilen, und Vitoria lag 4½ Meilen von der nördlichen Grenze des Schattens. Mithin konnten vom Horizont her die dort erleuchteten Luftmassen noch beträchtlich viel Licht in den so sehr beschränkten Mondschatten hineinreflectiren. In Brest-Litowsk befand ich mich im Centro eines Schattens von 15 Meilen Halbmesser, den die schräge Richtung auf der Erdfläche nach NO. und SW. hin bis zu 20 Meilen vergrößerte. Hier war es nicht wohl möglich, daß von so entfernt liegenden Luftmassen Licht in einigermaßen merklicher Quantität nach meinem Standpunkt hin reflectirt werden konnte. In polaren Gegenden kann sich die große Halbaxe des Schattens bis auf fast 100 Meilen erweitern, jedoch nur in solchen Finsternissen, die sich nahe am Horizont ereignen.

Die veränderten Farben des Himmelsgrundes, der Wolken, der fernen Berge u. s. w. erklären sich hinreichend durch eben diese eigenthümliche Mischung von Licht und Dunkel. In Brest-Litowsk wurden die Farben nicht verändert, sondern vernichtet, so daß nur die hellsten (z. B. das hellgelbe Kleid einer anwesenden Dame) nicht ganz und gar im Dunkel verschwanden, sondern noch hindurchschimmerten.

Bei ganz wolkenfreiem und eben so bei ganz wolkenbedecktem Himmel ist größere Dunkelheit zu erwarten als bei einem nur theilweise heitern, wie er sich in Vitoria zeigte.

In dieser verhältnißmäßig geringen Helligkeitsverminderung ist nun auch wohl ausschließlich der Grund zu suchen, weshalb die Affection der organischen Natur, also der Thier- und Pflanzenwelt, verhältnißmäßig so gering war. Was die Thierwelt in Unruhe und Verwirrung bringt, ist nicht das großartige, seltene Phänomen; denn nur der Mensch wendet seine

Augen gen Himmel, nicht das ausschließlich der Erde gehörende und den Blick zur Erde richtende Thier. Wäre es anders, wirkte das Phänomen als solches und unmittelbar, so würde da, wo es wegen ungünstigen Himmels nicht zu sehen ist, wenig oder nichts, da hingegen, wo es in seiner ganzen imposanten Pracht sich darstellt, das Maximum von Affection bemerkt werden. Umgekehrt zeigten sich in Brest-Litowsk weit mehr und stärkere Spuren einer solchen Wirkung als in Vitoria. Dagegen ist unverkennbar, daß der Grad der hereinbrechenden Dunkelheit den Maßstab für diese Wirkungen abgiebt. In Vitoria wurden größere Quadrupeden so gut als gar nicht, kleinere Thiere verhältnißmäßig wenig afficirt; am meisten noch Vögel und Insecten; und nur der Kelch der Malve und einer Distel war geschlossen, keiner andern Blume. Das Thier hat eine Vorempfindung von den Wetterveränderungen und weiß sich gegen sie meistens zu schützen; von dieser zur Tageszeit nicht passenden Dunkelheit hat es dagegen keine Vorempfindung, daher seine Ueberraschung, Unruhe und Verwirrung. Wäre — wie die Vorzeit es annahm — eine wirkliche Veränderung in der Atmosphäre damit verbunden, so würden diese Affectionen wohl nicht ohne alle Nachwirkung bleiben. Aber nie ist eine solche wahrgenommen worden, das erschreckte, beunruhigte, doch körperlich nicht verletzte oder geschwächte Thier nimmt seine vorige Munterkeit augenblicklich wieder an, so wie die Totalität vorüber ist. Nichts in der Natur ist anders geworden, nichts bewahrt den Eindruck des Vorganges, bleibend und unvergeßlich ist er nur für den, der das Große und Schöne zu empfinden und im fühlenden Herzen zu bewahren weiß.

Zum Schluße folge hier noch das Inserat, welches wir nach gemeinsamer Berathung in die spanischen Blätter einrücken ließen.

Les astronomes des divers pays, qui s'étaient assemblés à Vitoria pour l'observation de l'éclipse du soleil, retournent maintenant à leur patrie, bien heureux d'avoir été favorisés par la clarté inattendue du ciel, qui leur a procuré un résultat aussi satisfaisant.

Avant leur départ il leur tarde bien d'exprimer publiquement toute la reconnaissance, de laquelle ils sont pénétrés pour tant de marques de bonté, de bienveillance et de soins prévenants que le gouvernement espagnol, les chefs des divers ressorts, de même que toutes les personnes qui se sont chargés d'une manière aussi aimable à leur

être utiles, ont daigné leur porter en intérêt de la science, qui est de tous les pays.

Puissent les habitans de ces belles contrées, si dignes des dons abondants de la nature, jouir en paix, santé et bonheur de toutes ces bénédictions du ciel, en conservant un obligeant souvenir des étrangers, qui leur adressent en partant les plus sincères adieux.

Mädler, Directeur de l'observatoire Impérial de Dorpat.
G. de Rennenkampff.
H. A. Goodwin.
Prof. Weyer, de l'université de Kiel.
J. S. Perowne.
Th. N. Thiele, Cand. astr.
H. Goldschmidt, de Paris.
d'Arrest, Directeur de l'observatoire Royal de Copenhague.
G. Bianchi, de Toulouse.
G. Schultz, de Hanovre.
C. Schulz, de Hanovre.

Mädler.

Rückblicke auf die Entwickelung der kurländischen bäuerlichen und Güterverhältnisse seit 1817.

Unsere Zeit lebt rasch. Zustände, welche noch die jetzige Generation gesehen hat, kommen ihr bereits so abgethan, so ganz in das „todte Archiv" gelegt vor, daß sie sich des Zusammenhangs derselben mit der Gegenwart kaum bewußt ist. Vergessen wir aber nicht, wenn uns die mit diesen neuen Zuständen, wie mit allen menschlichen Dingen, verknüpften Mängel und Uebelstände drücken, daß auch die früheren Verhältnisse ihre so schlimmen Seiten hatten, daß wir sie schwerlich gegen die jetzigen würden eintauschen wollen. Nur ein moderner Epimenides, der die letzten 43 Jahre verschlafen hat, wird jetzt noch die Zeiten der bäuerlichen Leibeigenschaft zurückersehnen; und doch gab es vor 1817 nicht wenige wohlwollende und besonnene Männer, die nur mit schwerem Herzen einer Umgestaltung entgegensahen, deren Folgen sich nicht so leicht übersehen ließen.

So erscheint denn jetzt auch die Frohne in den meisten Gegenden Kurlands bereits als ein gänzlich überwundener Standpunkt, auf den Niemand, der andere Wirthschaftsmethoden eingeführt hat, mehr zurückkommen mag. Und doch war noch vor ganz kurzer Zeit viel Streit darüber, ja er waltet zum Theil noch jetzt ob.

Es ist ein sonderbares Zusammentreffen der Umstände und sieht fast wie eine Ironie der Geschichte aus, daß der Kaiser Alexander I. gerade in derselben Zeit die Aufhebung der Leibeigenschaft in den Ostseeprovinzen

urchführte, in welcher er von den liberalen Bestrebungen des Auslandes
ich immer herber abwandte. Wie fern liegen jene Zeiten nach den Be-
reiungskriegen hinter uns, wenn wir auch durch neue, an jene wieder an-
nüpfende politische Constellationen an sie erinnert werden! Im inneren
leben unserer Provinzen vollzog sich damals eine Umgestaltung der bäuer-
ichen Verhältnisse, an deren Ende wir noch lange nicht angekommen sind,
nag auch mancher kurzsichtige Dilettant in unserer kleinen Politik im Still-
tehen oder gar im Zurückgehen auf die früheren Ordnungen die einzige
Waffe gegen die nothgedrungene Fortentwickelung heutiger Zustände er-
blicken wollen. Sehen wir nun zu, wie jene Zeiten beschaffen waren, welche
dieser und jener laudator temporis acti als Ideal uns einreden möchte; wir
hoffen, daß je lebendiger wir uns vergegenwärtigen, wie grundverschieden
die jetzigen ökonomischen Zustände von denjenigen sind, nicht wie sie vor
etwa 40 Jahren bestanden, sondern welche einer viel kürzeren Vergangen-
heit angehören, wir immer mehr uns dessen bewußt werden müssen, wie es
keiner Zeitperiode gegeben ist, sich in ruhiger und beschaulicher Behaglich-
keit des gesicherten Besitzes zu erfreuen, sondern daß neue Zustände auch
neue Pflichten auferlegen. Wir müssen unsere Leser indessen darauf vor-
bereiten, daß sie in dem hier folgenden Rückblicke nichts Neues, sondern
meist sehr Bekanntes finden werden, und daß das Verdienst dieses Auf-
satzes, wenn er überhaupt eines hat, gerade nur in dem Zurückrufen
des Bekannten, in Miterlebten und in dem Anknüpfen des jetzigen Zeit-
gewebes an die uns noch recht nahe liegenden Ausgangspunkte besteht.
Wer neue Lehren und unerwartete Paradoxen sucht, mag diese Seiten ge-
trost überschlagen.

Nachdem der europäische Staatenbestand vom Ende des vorigen Jahr-
hunderts an mehr als 20 Jahre hindurch in fast beständigen Kriegen zer-
rüttet worden war, trat nach dem Sturze des ersten Napoleon tiefer Friede
ein. Die Getreidepreise waren in den von jenen Kämpfen unmittelbar nur
in sehr geringem Grade berührten Ostseeprovinzen auf eine Höhe gestiegen,
welche ihre natürliche Erklärung in den Bedürfnissen der Ernährung großer
Heere und in dem Umstande findet, daß bald nach dem Frieden schwere
Mißwachsjahre in Deutschland eintraten. In nothwendigem Zusammen-
hange hiermit hatten sich die Güterpreise in Kurland am Ende des zweiten
Jahrzehnts des jetzigen Jahrhunderts zu verhältnißmäßig sehr beträchtlicher
Höhe hinaufgeschwungen; mit sehr erklärlichem, sich in ähnlichen Lagen stets
wiederholendem Optimismus hielt man ein Sinken derselben nicht für wahr-

scheinlich, ja kaum für möglich. Da erfolgte der Rückschlag. Die Getreidepreise fielen immer tiefer. Die Gutsbesitzer waren nicht im Stande, die durchweg nach dem Maßstabe von 6 % bemessenen Zinsen des Kaufwerthes ihrer Güter zu bezahlen; die Capitalisten kamen nicht schnell genug zu der Einsicht, daß es in ihrem eigenen Vortheile liege, durch freiwillige Herabsetzung des Zinsfußes wenigstens den Versuch zu machen, ihren Schuldnern die Erhaltung im Grundbesitze zu ermöglichen; mit reißender Geschwindigkeit brach eine Unzahl von Concursen aus, welche noch durch ein anderes, der Jetztzeit kaum mehr verständliches Moment gefördert wurden. Es gab damals kein sofort flüssig zu machendes Werthpapier in Kurland! Livland hatte zwar schon Pfandbriefe, sie waren aber in Kurland fast gar nicht verbreitet, der Zinsfuß von 5% erschien zu gering und Staatspapiere waren vollends so unbekannt, daß noch im Anfange der dreißiger Jahre ein großes Geldgeschäft, die Abwickelung eines Concurses, in einem uns bekannten Falle mehrere Monate verzögert wurde, weil niemand der Interessenten wußte und selbst in Mitau nicht genau erfahren konnte, welcher Werth und welche Umsatzmöglichkeit den Lombardbilleten beizulegen sei, die eine das in Rede stehende Arrangement beabsichtigende Militärperson als Zahlungsmittel vorlegte! Es erklärt sich, daß bei diesem gänzlichen Mangel liquider Werthpapiere in Kurland Capital-Vermögen nur in verhypothecirten Obligationen vorhanden war und daß daher, so oft solche gekündigt, „aufgesagt" wurden, der Schuldner, wenn er den entsprechenden Betrag nicht in baaren Ersparnissen bei sich liegen hatte, sich an einen Dritten wenden mußte, welcher in der Regel eben so wenig sich im Besitze solcher Baarsummen befand und hinwiederum durch Kündigung eines entsprechenden Capitals gegen einen seiner Schuldner diesen in gleiche Verlegenheit des Aufsuchens von baarem Gelde brachte, und so fort. So kamen denn häufig genug eine Menge von Schuldnern in Verlegenheit, weil ein Gläubiger ein Capital einziehen wollte und niemand da war, der, ohne seinerseits eine hypothekarische Forderung einzuziehen, aushelfen konnte!

Die jetzige Generation hat kaum eine Erinnerung, jedenfalls kein aus eigener Anschauung hervorgegangenes Bewußtsein der furchtbaren Calamitäten jener bösen zwanziger Jahre in Kurland. Die Korn- und Güterpreise waren zu einem uns jetzt nicht möglich erscheinenden Minimum gesunken, die Bauern mit wenigen Ausnahmen arm, ja die Dotation der Gesinde fast nirgends ausreichend, um dem Bauer neben der Bebauung der eigenen Felder die Arbei-

..für den Hof zu ermöglichen und noch einen Ertrag zum Unterhalte der ..esindesbewohner übrig zu lassen; die Bauervorrathsmagazine genügten ..st durchweg nicht zur Bestreitung des nöthigen Vorschusses, der Hof mußte ..intreten in der höchst unsichern Aussicht, jemals einen Ersatz dafür zu ..rhalten; der nothwendige „Bauervorschuß" war ein Moment, welches die ..mehin schon geringen Gutsrevenüen auf ein bis zur Null, ja unter die ..elbe herabsinkendes Niveau reducirte. Derselbe Uebelstand machte sich ..ei den Krongütern fühlbar. Tausende von Rubeln hatte jeder Arenda..or von der Bauerschaft der von ihm gepachteten Domaine bei seinem ..bzuge zu fordern, von denen auch nur den kleinsten Theil einzucassiren ..r so gut wie gar keine Hoffnung hatte. Es kam so weit, daß niemand ..ie Krongüter für den nach frühern Verhältnissen berechneten Preis in ..rende nehmen wollte und der Finanzminister sich entschließen mußte, sie „auf den Zehnten" in Administration zu geben, woraus natürlich ein be..ändiger Kampf zwischen der Domainenverwaltung und den Administrato..en über die Richtigkeit der Rechnungslegung und die Frage hervorging, ..elche Abzüge sich der Verwalter gefallen lassen müsse, um den Rohertrag ..uf denjenigen reinen Gewinn herabzusetzen, von welchem ihm seine Quote ..ukommen sollte.

Vergleichen wir mit diesen trostlosen, noch nicht 30 Jahre hinter ..ns liegenden Zuständen die jetzigen: so werden wir uns um so mehr des ..ewaltigen Umschwunges bewußt werden, welchen die ökonomischen Ver..hältnisse seit jener Zeit gewonnen haben.

Der erste Anstoß hierzu ging vom kurländischen Creditverein aus, mit ..essen Errichtung (1830) die „Concurszeit" abschloß. Es trat ein beweg..iches und doch mit hypothekarischer Sicherheit versehenes Papier auf, ..elches die Furcht vor Kündigungen beseitigte; auch die Capitalisten waren ..ittlerweile durch die in den Concursen erlittenen Verluste nachgerade ver..ständig genug geworden, um einen geringern Zinsfuß mit Sicherheit für ..Capital und Renten einem unsichern höhern vorzuziehen.

Bekanntlich ist die Sicherheit der Pfandbriefe darin begründet, daß ..ine Anzahl von Gütern einen Creditverein bildet, indem auf jedes ein..elne Gut nach gewissen Taxprincipien eine Summe Geldes gegen die darauf ..ls erste und privilegirte Hypothek eingetragenen Obligationen (Pfand..riefe) dargeliehen wird, für welche Schulden der ganze Creditverein so..idarisch haftet, so daß, wenn auch eine augenblickliche Zahlungsstockung ..ei einem oder dem andern zum Verein gehörenden Gute eintritt, die an-

dern solidarisch dafür verhafteten Güter für dasselbe einstweilen die Zinsen zahlen und sich dafür wieder aus der durch ihre Beamten geleiteten Bewirthschaftung oder nöthigenfalls aus dem Verkaufe des Gutes bezahlt machen. Der Taxwerth der Güter d. h. der durch Pfandbriefe beschuldbare Betrag, ist ein verhältnißmäßig geringer und nur so weit bemessen, daß es sich voraussetzen läßt, es werde das bezügliche Gut niemals unter diesem Preise verkauft werden. Die Pfandbriefe können zwar, wenn nicht eine zeitweilige Unkündbarkeit ausbedungen worden, gleich andern Obligationen gekündigt werden, indessen wird der Inhaber derselben nicht leicht zu diesem äußersten Mittel, sein Capital baar ausgezahlt zu erhalten, greifen, eben weil sich an der Börse und im gewöhnlichen Geschäftsverkehr in der Regel genug Abnehmer finden werden, um dem Besitzer von Pfandbriefen die sofortige Versilberung derselben zu ermöglichen. Waren nun hierdurch die Pfandbriefsschuldner, die den Creditverein bildenden Güter, vor den Verlegenheiten gesichert, die ihnen früher aus Capitalkündigungen erwachsen konnten, so gedieh das Institut selbst so schnell und gewann so bald an Ausdehnung, eigener Zuversicht und Sicherheit in der öffentlichen Meinung, daß wenige Jahre nach Errichtung des kurländischen Creditvereins der Zinsfuß der Pfandbriefe von 5 auf 4 % herabgesetzt werden konnte. Da indessen beinahe eine Million Rubel S. von den Pfandbriefsinhabern in Folge dieser Herabsetzung gekündigt wurde, sah sich der Creditverein veranlaßt, für diese Summen besondere, für eine Reihe von Jahren unkündbare Pfandbriefe zu emittiren und sie etwas unter dem Nominalwerthe durch Vermittelung des Berliner Banquierhauses Mendelssohn u. Co. an den Markt zu bringen. Durch diese Maßregel wurde die durchgängige Herabsetzung des Zinsfußes auf 4 % zwar bewerkstelligt, indessen mußte für den gekündigten Betrag noch eine besondere Vergütung, bestehend in der Coursdifferenz von nicht voll 2 %, mit welcher diese unkündbaren Pfandbriefe Abgang fanden, ein für alle Mal entrichtet werden, so daß diese Maßregel also dasselbe Resultat hatte, als wenn für die gekündigten Summen etwa noch 2 Jahre 5 %, sodann 4 % Renten gezahlt worden wären.*)

*) Es wurde übrigens nach der Herabsetzung des Zinsfußes der Pfandbriefe von 5 auf 4 % das Axiom geltend gemacht, jedoch ohne zu praktischer Anwendung durchzudringen, daß, weil eine zu 5 % zu verrentende Schuld eben so viel Zinsen erfordere als eine um ¼ höhere, zu 4 % zu verzinsende, nunmehr auch ohne weiteres der Taxwerth der Güter des Creditvereins um ¼ erhöht und auf jedes Gut eine um so viel höhere Pfandbriefs-

Bald nach Errichtung des Creditvereins war die transitorische Periode der Bauernfreiheit zu Ende gegangen und der definitive Freiheitszustand eingetreten. Es ergab sich die Nothwendigkeit, an Stelle der bis dahin in Geltung gewesenen Gehorchstabellen besondere Pachtcontracte mit den Inhabern der Bauergesinde zu schließen. Die Landwirthschaft hatte mittlerweile einen Aufschwung zum Besseren erfahren, der Kartoffelbau im Großen und die Ersetzung der nur bei sehr ausreichendem Heuertrage vortheilhaft erscheinenden Dreifelderwirthschaft durch andere Rotationssysteme, welche die Aufgabe der Erzielung gehöriger Düngung durch Mehrfelderwirthschaft und Futterkräuterbau lösten, fingen an ihre Wirkungen zu äußern; der Ertrag der Güter wurde durch die ermöglichte Aufreißung des Weidelandes und Hineinziehung des darin gewonnenen Terrains in geregelte Ackerwirthschaft bedeutend gehoben. Auch die Kronsdomainen warfen einen größern Ertrag ab, so daß das Ministerium wieder zum Arendesystem zurückkehrte; die bisherige Oekonomieabtheilung des Kameralhofes und

Schuld contrahirt werden könne. Diese Ansicht übersieht einen Factor: die Nothwendigkeit nicht blos der Verzinsung, sondern auch der dereinstigen Rückzahlung des Capitals. 20,000 Rbl. zu 5 % erfordern zwar eben so viel Zinsen als 25,000 zu 4 %, aber bei der Kündigung des Capitals sind doch im letzteren Falle wirkliche 5000 Rbl. mehr als im ersteren heimzuzahlen. Nur alsdann ist in der That keine größere Last vorhanden, wenn dieses höhere Schuldcapital so lange nicht zurückgefordert werden darf, bis durch einen außer der Verzinsung noch alljährlich beizulegenden Tilgungsfonds der Schuldner sich die Mittel zur Rückzahlung des Capitals für den Zeitpunkt schafft, wo dasselbe gefordert werden darf. Wäre es daher möglich, eine Anleihe unter solchen Bedingungen, sei es auch etwas unter pari, zu negociiren, daß die darüber auszustellenden Obligationen etwa auf 41 Jahre unkündbar emittirt und in dieser Zeit mit 4 % verzinst, zugleich aber ein fünftes Procent als Tilgungsfonds abgelegt würde: so wäre wirklich ein Gut, welches in der ersten Zeit nach Errichtung des Creditvereins (wo noch außer der Verzinsung mit 5 % ein Beitrag zum Tilgungsfonds gezahlt werden mußte, um in spätestens 50 Jahren die ganze Pfandbriefsschuld zu tilgen) mit 20,000 Rbl. Pfandbriefen belegt war, ganz eben so stark belastet, wie jetzt ein Gut, welches 25,000 Rbl. zu 4 % verzinst und 1 % jährlich zum Tilgungsfonds so lange zahlt, bis derselbe die ganze Schuld absorbirt hat, wohlzumerken, wenn in der Zwischenzeit keine Capitalkündigung statt haben kann. Ließen sich derartige Pfandbriefe auch nur mit etwa 2 % Verlust an den Markt bringen, so wäre das ungefähr eben so viel, als wenn das Capital zwei Jahre hindurch mit 5 % und nur die übrigen 39 zu 4 % verzinst werden müßte. Dennoch ließe sich gegen die auf diese Berechnung gebaute Erhöhung des Taxwerthes der Güter der Einwand erheben, daß die Nothwendigkeit, dereinst wieder zu fünfprocentiger Verzinsung zurückzukehren, nicht undenkbar ist, alsdann aber der erhöhte Taxwerth nicht mehr die nämliche Sicherheit bieten würde. Ob dagegen wieder der überhaupt gesteigerte Güterwerth in Betracht komme, scheint eine „offene Frage“.

das davon gesonderte Oberforstamt wurden durch den Domainenhof und die Meß- und Regulirungscommission ersetzt, mit der Tendenz, rationelle Grundsätze für den Zins der in abgesonderte Pacht zu vergebenden Gesinde der Kronsgüter aufzufinden und die zahlreichen Weide- und Holz-Servituten (welche letztere übrigens schon durch die im Jahre 1803 thätig gewesene s. g. Oserowsche Commission festgestellt waren), zu reguliren und abzulösen. Es dauerte indessen noch etwa 20 Jahre, ehe die Grenz- und Servitutsstreitigkeiten zwischen Krons- und Privatgütern, welche bei Errichtung der Meß- und Regulirungscommission der Entscheidung der bis dahin competenten Oberhauptmannsgerichte entzogen waren, anfangen konnten durch Kronsschiedsgerichte abgeurtheilt zu werden, für welche die Krone den einen und die Privaten den andern Richter ernannten. Ein Oberschiedsgericht bildete die Revisions-Instanz, und mittlerweile wurde es bis zur Anstellung von Kronsschiedsrichtern nöthig, provisorische Besitzregulirungen den Oberhauptmannsgerichten zu überweisen.

Noch jetzt wird aber ein Gesetz vermißt, welches die künftige Erwerbung von Servituten durch Ersitzung, sei es auch durch anfänglich widerrechtliches, doch jahrelang fortgesetztes Aneignen, verbietet. Eine fortgeschrittene Landwirthschaft, wie die jetzige, kann bei solchen Erwerbungsmöglichkeiten nicht bestehen. Die bis jetzt nach der gegenwärtigen Sach- und Rechtslage einmal existirenden und nicht abgelöseten Servituten müssen conservirt werden, denn sie können rechtlich erworben und nur der Nachweis dieses Titels nicht möglich sein — beiläufig bemerkt: eines der schlagendsten Argumente für die Nothwendigkeit der Verjährung —; damit verträgt es sich aber ganz wohl, daß man nun „einen Strich macht" und alle Servituten zwischen Krons- und Privat-Gütern oder diesen letzteren unter einander feststellt, so daß neue fortan nur durch schriftliche Uebereinkunft und Eintragung in die Hypothekenbücher gültig entstehen können, wie dies häufig genug in besondern Verträgen abgemacht zu werden pflegt. Das Gesetz ist aber das beste, welches der Sitte nachkommt.

Aus sehr vereinzelten Anfängen im Erwahlenschen Kirchspiele, wo, wenn wir nicht irren, zuerst die Herrn von Hahn auf Postenden und von Bach auf Popervahlen den Versuch der Ersetzung der dem Verpflichteten mehr kostenden als dem Berechtigten einbringenden Frohne durch Vergebung der Bauerhöfe in Geldpacht machten, hatte sich ein immer tiefer in die ganze Landwirthschaft eingreifender Betriebsumschwung gebildet. Auch hier gab es Uebergänge, indem die neuen Zinspächter außerdem theils noch

inige Frohnen (wie z. B. für die Heuernte) zu leisten hatten, theils mit em Hofe gemeinschaftlich Knechte halten, d. h. denselben Wohnung und ohn geben mußten, die Benutzung ihrer Kräfte aber etwa Woche um Woche mit dem Hofe theilten, oder indem der Hof die unmittelbar für ihn arbeitenden Knechte auf Land setzte. Hierdurch nun hat sich bis jetzt in immer ortschreitender und durch keine äußere Einmischung gestörter Entwickelung in augenscheinlich gedeihlicher Zustand hergestellt; der Wohlstand des Bauern hat gleich dem des Gutsbesitzers sich bedeutend gehoben, die alte Plage des Bauervorschusses noch über das Vorraths-Magazin hinaus gehört fast zu den verklungenen Sagen der Vorzeit und die Güterpreise ind in einer Weise gestiegen, die freilich nicht allein durch die mittelst der Knechtswirthschaft ersparten Kosten, noch aus der inneren Vergrößerung der Güter, vermöge der Umwandlung der bisher wenig eintragenden unculivirten Weidestrecken in Ackerland, noch überhaupt aus den Fortschritten der Landwirthschaft erklärt werden kann, sondern erst durch den Hinzutritt anderer, aus den Gestaltungen des Staatslebens und der Werthzeichen hervorgehender Factoren sich einigermaßen rechtfertigt. Es kann nicht bezweifelt werden, daß die große Vermehrung des Papiergeldes, vielleicht schon die der zinstragenden Staatspapiere, den Preis des Grundvermögens in die Höhe treibt; denn in so fern das Geld zwar das allgemeine Tauschmittel ist, aber auch viel von der Natur einer Waare hat, die im Preise sinkt, je mehr von derselben an den Markt gebracht wird, äußert sich das Fallen des Preises der in großer Menge und namentlich meist in Surrogaten des Metallgeldes vorhandenen allgemeinen Werthzeichen durch das Steigen der übrigen, gegen die zahlreich vorhandene, daher billig werdende Geldmenge einzutauschenden, an sich nicht zu vervielfältigenden Verkaufsgegenstände, es steigen diese übrigen Waaren, also auch das Grundvermögen, der Arbeitslohn 2c. Es mag hier bemerkt werden, daß die jetzt so häufig werdende Klage über Mangel und daher Theurung der Arbeitskräfte — obgleich man bei der Einführung der so viele durch die Frohne unnütz verbrauchte Arbeitskraft ersparenden Knechtswirthschaft gerade die umgekehrte Besorgniß hegte: man werde nicht wissen wie man die überschüssigen Hände beschäftigen solle — schon dadurch erklärt ist, daß der Ackerboden intensiv gewachsen ist und die der Ackercultur unterzogene Bodenfläche rascher zugenommen hat als die Bevölkerung.

In den Krongütern sind aber noch viel größere Veränderungen vorgegangen. Die Bauergesinde werden nun abgesondert von den Höfen in

Pacht gegeben, letztere können also nur durch besondere Hofesknechte bearbeitet werden und die von aller ökonomischen Verbindung mit dem Hofe abgelöseten Gesinde stehen als selbstständige Pachtobjecte da, welche nicht durch Meistbot vergeben, sondern von den bisherigen Inhabern nach gewissen, verhältnißmäßig niedrigen Taxen gegen eine direct an die Kronscasse zu leistende Pachtzahlung bewirthschaftet werden und fast schon als Erbpachtstücke erscheinen, da für die Conservation der Bauerhöfe in der Familie der jetzigen Besitzer durch Vererbungsregeln gesorgt ist. Ja es hat die Krone schon einzelne Bauerhöfe verkauft und dadurch ein bisher, außer den sog. kurischen Königen und einigen anderen Freisassen, nicht vorhandenes Element der bäuerlichen Bevölkerung geschaffen.

Wir sind ersichtlich in einer rasch fortschreitenden Uebergangsperiode begriffen. Ob dieselbe in mehr oder weniger gedeihliche Zustände führen werde, dürfte großentheils von dem glücklichen Verständnisse abhängen, mit welchem man die nothwendigen Veränderungen in neue feste Gestaltungen zu leiten wissen wird. Nicht jede Neuerung ist gut, aber eben so wenig ist absoluter Stillstand das Heilmittel für die Uebel der Gesellschaft. Ein russischer Zar nannte einmal, wenn auch halb spöttisch, Kurland „das Gottesländchen." Es hat jedenfalls sich vielen Glückes zu rühmen gehabt und meistens mit richtigem Verständnisse den Zeiterfordernissen entgegenzukommen gewußt. Uns scheint nun zwar, als ob das Zinspachtsystem ganz wohl erst noch einiger weiteren Jahre zu richtiger Ausbildung bedürfe, ehe es in andere, dem Eigenthum sich noch mehr nähernde Formen der Bodennutzung übergehe; allein wir wiederholen: unsere Zeit lebt rasch und so ganz und gar veraltet und abgethan den Jetztlebenden die Zustände erscheinen, mit denen ihre Väter zu kämpfen gehabt haben: eben so sehr werden vielleicht nicht erst unsere Söhne, sondern noch wir selbst recht Vieles anders sehen, als wir es jetzt uns denken mögen und es gewöhnt sind. Auf dem Wege freier Vereinbarung, wenn sie nur eine wirklich freie ist und nicht durch künstliche Hemmnisse aufgehalten wird, schreitet die Entwickelung am naturgemäßesten vorwärts. Ihr allein ist aller Fortschritt, welcher ohne jede äußere Einwirkung seit 1817 in der kurländischen Landwirthschaft geschehen, zu danken. Daraus folgt nicht, daß nur die jetzigen Bewirthschaftungsnormen die stets oder lange allein anwendbaren sein werden. Die Gesetzgebung aber kann hier nur erleichtern, befördern und Hindernisse forträumen. Dagegen wollen wir uns aufs Entschiedenste gegen die Provocation derartiger Aenderungen bewahren, welche nicht Entwickelungen,

sondern Umsturz involviren, wie dies z. B. in dem Vorschlage liegt, „die Bauerländereien zu erblichem Eigenthum gegen einen möglichst niedrigen, nach gewissen Normen zu bestimmenden Kaufpreis zu übertragen.“ Das Widerrechtliche und völlig Unzweckmäßige dieses Vorschlages liegt, wie schon im Octoberhefte dieser Zeitschrift schlagend nachgewiesen worden, in der Ermittelung eines niedrigen Kaufpreises nach im voraus bestimmten Normen, also darin, daß dem Eigenthümer, der unter dem wahren Werthe zu verkaufen gezwungen wird, ein Theil seines Eigenthumes zum Besten der ersten Generation der Käufer entzogen werden soll. Denn es liegt auf der Hand, daß nach also begründeter Acquisition dennoch bei Erbfällen oder weiteren Verkäufen sehr schnell wieder auf den wahren, nicht auf den künstlich zu niedrig gestellten Werth des Grundstückes wird zurückgegangen werden. Endlich ist durchaus nicht einzusehen, welchen rechtlichen oder auch nur Billigkeitsanspruch auf das ihm mit dem geringeren Preise des Bauerhofes zu machende Geschenk der jeweilige Pächter desselben haben kann? Derselbe ist möglicherweise lange, vielleicht aber auch nur ganz kurze Zeit in diesem Pachtbesitze, er hat durchaus keinen ihn zu solcher Prätension berechtigenden Vorzug vor jedem anderen Bauern, und dem Gutsherrn gegenüber doch unzweifelhaft keinen anderweitigen Anspruch als den auf strengrechtliche Einhaltung seines Pachtcontracts, nicht aber auf dessen Verwandlung in einen andern Besitztitel, geschweige denn mit einer ihm dafür zu bewilligenden Prämie. In so weit daher überhaupt von der Gestattung des Ankaufes der Bauerhöfe die Rede sein soll, kann sich dies doch nur darauf beschränken, daß jeder, der die Geldmittel dazu hat, auch die rechtliche Möglichkeit dazu erhalte, in so weit der Eigenthümer, der Grundherr, verkaufen will und darf.

C. Neumann.

Womba Wido.

Eine Erzählung nach estnischen Elementen und in Runenform.

(Schluß.)

Fünfte Rune.

Im Walde.

Handelt von allerlei Teufels- und Hexenzeug.

Eifrig eilte Womba Wido
Und es zeigt der Zauberwald sich,
Drinn des Haljas Töchter haus'ten.
Sieh, da lief ein Feuerfüchslein
Quer die Straße rasch hinüber,
Weiter sprengte Wido waldwärts.
Horch! im Hage huscht der Habicht;
Wo des Waldes Riesen ragten,
Lief ein Eichhorn links empor;
Wo das Dickicht dichter wurde
Hüpft ein Häschen über'n Weg;
Alles vier wohl böse Zeichen,
Wido nur verwarf die Warnung.
Aber bald ward sie zur Wahrheit
Und das Dickicht war voll Tücke:
Regen schauerte mit Spiessen,
Hagel donnerte vom Himmel;

Aber mitten durch den Moorgrund
Ueber Sumpf und breite Bäche
Ritt er rasch bewachs'ne Wege,
Und der Knüppeldamm erdonnert.
Sieh, da strauchelte der Schimmel,
Eine Schlange stach ihn heimlich
Und das treue Thier erlahmte.
Naß und mühsam zog der Reiter
Hinter sich das Roß am Zügel,
Sucht den schmalen Pfad zur Schmiede
Sprechend altgelernten Waldfluch:
„Sei verwünscht, du grauer Waldgeist,
Der du beißest und zerreißest!
Große Augen, grimme Zähne,
Niederreißt den schönen Schimmel,
Reißt zu Blut den braven Braunen.
Halte an in deinem Grimme,
Bis ich einen Zaubrer finde,
Einen Weisen und Beschwörer,
Der wird auf den Kopf dir treten."
Als der Zorn'ge so gesprochen,
Lichtet sich des Waldes Dickicht
Und die Schmiede war zu schauen.

Der Sterbegreis.

Wie auf einem Inselberge
Häust' der Alte in dem Walde,
Wo verfallen die Forstei stand,
Ein vom Blitz getroffnes Häuschen.
Wie von wildem Wellenschlage
War die Schmiede rings umrauschet,
Abgebrannt war Dach und Fachwerk,
Spärlich starrten schwarze Sparren,
Und am feuchten Fundamente
Ragten gift'ge Nesselbüsche.
Mitten aus den traur'gen Trümmern
Starrte steinern nur der Schlot noch,

Mit bemooster Thür vermachet
Und im Schlotte haust der Alte.
Heut' nur wankt die Thür im Winde,
Offen stand des Oheims Esse;
Selber neben einem Baumstamm
Lag er lechzend, einsam sterbend,
Singend todesdurst'ge Worte:

„O, ich armer Sorgenträger!
Was vermag ich! Was beginn' ich?
Wie mich speisen, wie mich tränken,
Fristen dieses letzte Sein!

Muß mein müdes Haupt nun legen
Auf den starren Stamm der Weide,
In das Gras die müden Glieder
Und an Wurzeln meinen Fuß.

Denke dann vergangnen Glückes,
Zähl' noch einmal Zecherstunden,
Wachse dann zum Birkwald wieder,
Grüne dann als Waldesbaum.

Will in Blättern mich bewegen,
Mich in Windessäuseln regen,
Zweige senken, Zweige heben
Und erblühn mit jedem Lenz."

Als der Waldgreis so gesungen,
Hört er Pferd- und Menschentritte;
Womba Wido war's, der wackre.
„Terre, terre!" rief der Freier*).
„Terre! ja! ist Gottes Name
Und wird's sein in Ewigkeiten!"
Also lautete die Antwort,
Und der Reiter redet' also:

---

*) Der estnische Gruß; der Gegengruß lautet: terre jummal imme (terre wird Gott bleiben); imme ist das obsolete futurum von ollema — sein; existirt nur noch bei den Liven.
(v. Jannau.)

„Bester Schmied und Eisenhämmrer,
Schau doch an den schönen Schimmel,
Hilf mit heimlicher Beschwörung
Und mit weisen Zauberworten,
Denn der Fuß ist ihm verrenket
Und am Hinterhufe hinkt er."
Aechzend antwortet der Alte:
„O wie soll ich andern helfen,
Ich, ein schwacher Sterbegreis,
Der dem Tode angetrauet!
Sandhans steht mit seiner Schaufel
Fertig schon zu meinen Füßen,
Hebt die Erde aus dem Estrich.
Hügel stehen hochgehäufet
Und das Bett ist schon bereitet
Und von Gras die grüne Decke."
Hämisch hustend hält er inne,
Lauscht und lacht dann: „Wird's nicht balde?"
Keucht und kichert: „komm doch endlich,
Mürbe alte Erdenscholle!
Einsam haust' ich hier im Hage,
Ohne Trank und ohne Speise,
Ohne Muth und Menschenhülfe.
Seit die Alte abgefordert,
Worauf sollt ich Alter warten?
Andern nur im Wege weilen,
Jugendlichen Lebeschaaren?"
Aber Wido eilt zum Pferde,
Band vom Sattel los das Bündel,
Einen Brodkorb vom Gestelle.
Weiße, warme Weizenwecken
Waren drinn und Blutgebacknes*)
Und ein Fläschchen Zuckerbranntwein.
Davon gab er gleich dem Greise,
Nöthigt höflich ihn mit Worten.

*) Palten (estn. käh) aus Mehl und Blut gefertigte große Klöße, die man zerschneidet und in Butter bratet. Sie sind länglich und pechschwarz.

Und der Alte brach vom Brote,
Sichtbar stärkte ihn der Wein auch,
Und die Augen wurden hell ihm,
Und der Sandhans war verschwunden.
Auf nun raffte sich der Alte
Und beschaut den Fuß des Pferdes,
Strich den Huf mit kluger Hand dann
Und umband die Fessel farbig:
Roth mit blau und gelber Wolle;
Sprach dazu Beschwörungslaute,
Weiser Worte Wunderwirkung.

Die Beschwörung.

„Als einst der Herr zum Tempel fuhr,
Kam Iro, die lange,
Die grimmige Schlange,
Stach und verstauchte des Pferdes Fuß.
Aber schnell vom Gefährte
Unter die Räder
Stieg der Heiland herab.
Also besprach er den schwellenden Fuß:
Ob's verstauchet, ob's gesenket,
Ob's gebrochen, ob's verrenket,
Glied an Glied und Sehn an Sehn,
Theil an Theil und Ort an Ort;
Bindet's blau und bindet's roth,
Doch wie du willst, Herre Gott.

Es kam,
Es kam ein feuriger Drach:
Fest deine Hände!
Fest deine Füße!
Unten schwinde der Tisch dir,
Oben das Brot von dem Brette.

Biene, Weltvögelein,
Flieg hin über neue Meere,
Hol mir die Faulbeerbaumruthe,
Daß ich den Wurm auf die Lippe schlage,

Daß er dich ungesehen nicht steche.
Und mit heimlichen Zahn nicht nage.

*) Du verfluchter, in allen Farben
Schimmernder, unterirdischer Wurm!
Faulbeerbaumfarbiges Ungethüm,
Grasgrüne, erdgraue Raupe,
Heimlich kriechender Lurch!
Durch die Wurzeln schleichende,
Ueber Steine schlüpfende,
Durch die Blätter dich windende Schlange!
Ziehe dich zusammen,
Rolle dich ein, gehaßte Creatur!
Schließe dein Gift ein
In den eigenen kupfernen Magen,
Beiße deines eigenen Kindes
Verhaßte Brut!
Rühre nicht Mensch noch Thier an!
Schnell entweich' aus dem Lande,
Ehe der Mond noch wechselt,
Ehe die Sonne gesunken!"

Freiwerbung.

Als der Schimmel so besprochen,
Fing er fröhlich an zu wiehern
Und vom Grase gleich zu fressen.
Doch die beiden Männer traten
In den hohen Schlott der Schmiede,
In die enge Eisenesse.
Abram bot dem Gast die Bank an,
Doch der ließ den Alten sitzen,
Selber lehnte er am Ambos
Und er sprach zu Abram also:

„Einem Vogel forsche nach ich
Einem schönen Seidenvogel.
Heute Morgen in der Mittfrüh'

*) Finnische Rune.

Hart an Arrokillos Anger
Hub das Täubchen ich getroffen,
Mit der Armbrust angeschossen.
Doch die Wachtel flog zum Walde,
Senkte sich zu deiner Schmiede,
Und nun will ich bei dir werben
Um den goldnen Pfingstenvogel.
Vieles möcht ich für ihn geben,
Sieben starke Eisenstangen
Biet ich dir zum Hufbeschlage;
Einen Scheffel neuer Nägel
Bring ich vom Michälismarkte,
Und willst du den Wald verlassen,
Bau ich dir die schönste Schmiede
Hart an unserem Gehöfte,
Wo zum Strand die schöne Straße
Glatt durch Flur und Wald sich schlängelt."

Als dies Abram angehöret
Und verstanden und versinnlicht,
Sprach er so zu Womba Wido:
„Weigern nicht wollt ich die Nichte
Einem solchen wackern Werber.
Doch du mußt den Vater fragen,
Seinen Willen dir erwirken.
Wär der Vater abgefordert,
Dann gebührte mir das Geben."

Es erwiedert Womba Wido:
„Sprich wo soll ich ihn erkunden,
Ferne ist des Mädchens Vater,
Wich zu weitentlegnen Wassern.
Künd es uns durch Kunst und Klugheit,
Da dir Weisheit ist geworden."

Glühnde Kohlen nahm der Alte,
Ausgeglühte Birkenbrände,
Warf sie in die Wasserschale,
In die weißumbundne Bütte

Ließ sie zischen, ließ sie singen
Rauchen, dampfen und verlöschen,
Und beschaut die Wasserzeichen
Und des Rauches Wirbeldrehen.

Und es sprach der Alte also:
„Gehet zu des Mädchens Mutter,
Die müßt ihr um Auskunft fragen."

Aber ärgerlich zum Alten
Sprach der Jüngling fast entrüstet:
„Wie nur sprichst du wirre Worte!
Ist die Mutter doch gestorben,
Längst im Todtenfeld bestattet!"

Ihm entgegnete der Alte:
„Wohl, so gehet zu den Todten!
Diese werden euch es weisen,
Wo der Vater wär' zu finden:
Ob an Tuónela, der Todten
Grenzenlosem Seegestade,
Ob in Manola, der Müden
Unterirdischer Behausung,
Oder ob er hier noch wandelt
Auf dem Weg zu Weh und Wunden.
Aber du reit' heim nach Hause,
Donner dräut Elias heute,
Ungewitter zieht zum Walde,
Nacht ist keines Menschen Freund.
Hüt' dich heute vor dem Haljas,
Laß vom Teufel dich nicht trügen;
Denn bis zwei zusammenkommen,
Eh' sich Lieb' in Ehe wandelt,
Reißt der Satan sechs Paar Schuhe
Und geschäftig ist der „Leere."*)

Der Heimritt.

Wido schwang sich auf den Schimmel,
Ritt dahin durch Waldesdunkel,

*) Tühhi — eine estnische Benennung des Teufels.

Wohl erwägend und bewegend
Was der Weise ihm verkündet.
Plötzlich rollte Donner rauschend,
Blitze brachen in die Bäume,
Schwarze schwere Wolken wogten.
Langsam drang er durch das Dickicht
Horch, da klangs von Pferdehufen,
Und aus niedern Nebelstreifen
Hob sich was auf hohem Rosse,
Auf gestrecktem Wasserfüllen,*)
Raschem, rabenfarbnen Rappen
Kam ein Reiter scharfen Sprunges
Und gesellt sich höflich grüßend.
Einen Rock von theurem Tuche
Trug der unbekannte Reiter;
Flatternd flog der Mantelkragen
Fast wie einer Eule Flügel.
Rasch dahin nun ritten Beide
Seit' an Seit' auf wüstem Waldweg,
Und der Schimmel schnob und schäumte.
Rasselnd an des Rappen Reitzeug
Schauten hundert Schlangenköpfe.**)

Sehr gesprächig war der Fremde;
Vieles wußt er zu erzählen
Von den Türken und Tartaren
Und von Wenden und Wallachen.
Auch der Pferde schien er kundig,
Lobte sehr den schönen Schimmel,
Und er forscht nach Widos Werbung,
Nach dem Ritt zum Waldesweisen,
Und verlockend sprach er also:

---

*) Das Wasserfüllen ist eine der Gestalten des Wassergeistes. Wo Kinder am Wasser spielen, erscheint er als ein frommes Füllen. Die Kinder schwingen sich auf seinen Rücken und das Füllen reckt sich in die Länge, so daß alle hintereinander Platz haben, so viel auch da wären. Sind alle drauf, so springt das Gespenst mit allen ins Wasser.

**) In früherer Zeit besetzte man in Livland das Reitzeug mit weißen kleinen Muscheln, die für Schlangenköpfe gehalten wurden.

„Willst du freien, feiner Knabe,
Denke nicht an Dorfesdirnen;
Such' dir aus der Stadt ein Schätzchen,
Aus der Vorstadt eine Feine.
Solche tragen schmucke Schuhe,
Geh'n in wallenden Gewändern,
Tragen Kämme auf dem Kopfe,
Gelbes Gold an feinem Finger,
Komm nur mit mir, laß uns reiten,
Schaffen will ich dir die Schönste."

Aber Wido sprach mit Weisheit:
„Jeder bleibe bei den Seinen,
Bettler bleib' bei seinem Sacke!"

Wiederum begann der Fremde:
„Laß uns hier zur Linken reiten,
Einen nähern Fußpfad kenn ich,
Uebers Flüßchen nur zu springen,
An dem Kurrissmuns*) vorüber."

Aber Wido sprach mit Weisheit:
„Wo der Teufel in die Tiefe
Pferd und Pflug und Pflüger stürzet,
Dort ist mir es nicht geheuer;
Alter Pfad gleicht altem Freunde,
Und der neue ist zu meiden."

Da zum dritten fragt der Fremde
Nach der Flasche Wido's lüstern;
Dieser ließ ihn listig trinken;
Wußt er doch, die Leute öffnen,
Wenn mit süßem Wein getränket,
Alle Riegel, alle Schlösser,
Die vor ihrem Herzen hängen.
Als der Fremde nun getrunken,
War er schrecklich anzuschauen:
Wallend weht das Haar vom Haupte,
Bauschig blähte er sich baumgleich,

*) Erdtrichter.

Astig reckten sich die Arme,
Und die Peitsche ward zum Baumzweig.
Wido spornte schnell den Schimmel,
Schaut' auf das Gespenst mit Grauen,
Hinter ihm mit Wuthgeheule
Ritt wie rasend hin der Haljas;
(Denn das war der feine Fremdling)
Stein und Staub aufwallte wirbelnd
Von des schnellen Schimmels Hufschlag.
Donnernd brausten alle Beide
Ueber Kreuz- und Knüppelbrücken;
Nah und näher rauscht der Rappe,
Keuchend aus gewalt'gen Nüstern
Traf's wie Windhauch Widos Nacken.
Dieser wandt' sich mit Entsetzen —
Sieh, da schaut er Reiterschaaren,
Rosse überall und Reiter,
Bäumehoch und riesigrauschend,
Graubemooset, flatterbärtig
Wogt die Waldwand wildverworren,
Und aus tausend Kehlen tönt es:
„Komm! halt an! halt auf! Erhascht ihn!
Komm zu uns, zu unsern Jungfraun,
Zu den zarten, goldgestrählten,
Flatternden in Erlenwipfeln,
Sinkend zu Maranthas Wurzeln.
Sehnsucht drängt nach dir sie alle
Und die Schönste wird die deine."
Aber Wido schrie, sie scheuchend:
„Nicht auf niedere Gebüsche
Schaut der Kranich aus der Höhe!"
Und geschwind aus seinem Sacke
Zog er eine Handvoll Salz dann,
Warf es um sich hin im Kreise
Und der Zauber war zerstöret.
In die Erde rauscht der Rappe,
In den Boden sank der Böse.

Einzeln nur und in der Ferne
Rannte hier und da ein Reiter,
Tanzten hier und da noch Tannen
Und zu Ende war der Waldweg.
Aber grimmig wälzt Gewitter
Sturm und Donner durch den Tiefwald
Und von fahlem Blitz beleuchtet
Schauten scheußliche Gesichter
Zornig über die Gebüsche.
Wido ritt nun fröhlich weiter
Und der Schimmel dampfte reichlich
Und der Schaum flog hin in Flocken.
Roß und Reiter eilten rascher
Zu der Heimath hoher Pforte,
Bald im Stalle stand der Schimmel.
Aber lang noch lauscht die Schwester
Ihres braven Bruders Brautfahrt,
Schweigend horcht sie seinen Worten
Und belobte Abrams Weisung.

Sechste Rune.

Todtengespräch.

Unser Held, wie alle Helden, befragt die Todten.

Abend war's, die Sonne wallte
Zu des Waldes jüngsten Gipfeln,
Tief und tiefer sank die Scheibe,
Länger zogen hin die Schatten
Und gen Morgen groß am Himmel
Hob der Mond sich wie ein Mühlrad;
Ruhe herrschte auf den Hügeln.

Hand in Hand ging Mai mit Wido
Zu dem kreuzbesä'ten Kirchhof,
Zum bepflanzten Todtengarten,
Und es sang das Kronenköpfchen:
„Laß uns wandeln, arme Waisen,
Hand in Hand und Beide weinend,

Gegenseitig Thränen trocknend,
Die den Augen reich entrinnen,
Armer Waisen Augenwasser!
Jede Wang' ein Wassereimer,
Ueberströmend, überwallend,
Jetzt zum Bache, dann zum Flusse
Und zuletzt zum See sich sammelnd,
Draus des Dorfes Heerde trinket
Und des Hofes junge Hengste.

Steige auf aus deinem Grabe,
Seele meiner süßen Mutter,
Hebe dich, mich lieb zu haben!
Stunden nur liebkost der Wind uns,
Tagelang liebkost die Sonne,
Jahrelang liebkost die Mutter
Aber Gott liebkost uns ewig.
Sieh' mein Haar ist mir verwildert,
Wuchs zu wüsten Erlenbüschen!
Steig herauf, um mich zu schmücken,
Komm herauf für uns zu sorgen!"

Horch, da tönt es aus der Tiefe:
„Ach, ich kann mich nicht erheben!
Birken blühen auf der Brust mir,
Hagedorn auf meinem Haupte,
Fichtenwald ob meinen Füßen."

Und die Tochter ruft mit Thränen:
„Birken brech' ich mit dem Beile,
Hagedorn will um ich hacken,
Fichten fälle ich mit Feuer,
Hebest du, o Mutter, dann dich?"

Wieder tönt es aus der Tiefe:
„Gras ergrünt auf meinem Grabe,
Aglei blüht ob meinen Augen,
Wermuth weht ob meinen Wangen."

Und die Tochter ruft mit Thränen:
„Gräschen geb' ich unserm Grauchen,

Agelei dem Auerhahne,
Wermuth werf ich vor dem Widder,
Wirst du dann erstehn dem Grabe?"

Wieder tönt es aus der Tiefe:
„Sand bedeckt des Auges Apfel,
Lehm verleimt mir meine Lippen,
Schutt und Erde schließt den Mund mir,
Und zu Staub zerfallen schlottert
Rings zerbröckelt mein Gebein."

Und die Tochter ruft mit Thränen:
„Aus der Stadt hol ich ein Sandsieb,
Von dem Markte eine Mulde,
Ab will ich den Sand mit schütteln,
Will den Staub damit zerstreuen;
Dann erhebst du dich zur Helle,
Kommst zu mir in Mondennächten,
Um zu wirken, um zu weben;
Rasselnd fliegt das Weberschiff dann
Durch den goldenfarbgen Aufschlag
Mit dem silberfarbnen Einschlag."

Wieder tönt es aus der Tiefe:
„Nein! ich kann mich nicht erheben,
Bis die Ewigkeit geendet.
Aber sprecht, was wollt ihr von mir?
Sagt, warum ihr mich beängstet?"

Und es sprach nun Wido also:
„Mutter, theure, schauende!
Weib, du weltbauwissendes,
Die in Tuönela du thronest,
Die in Manala du wohnest,
An der Unterwelt Gewässern
Und an Juaris Gestaden,
Spielend mit der Kipinätar,*)
Mit des Jenseits Schmeichelkätzchen,
Scherzend mit dem Keijukked,

*) Die Katze der Unterwelt; sie wurde zur Verfolgung der Diebe angerufen.

Mit des Jenseits Flügelgöttern,
Dich befrag ich und beschwör' ich
Denn nur du kannst es verkünden:
Sprich, wo weilt der kühne Krieger,
Deiner Tochter ferner Vater?
Trägt er noch die Tracht der Sorge,
Ist die Brust noch weißbekreuzet,
Oder hält er seine Hände
Schon gekreuzt auf seiner Brust?"

Dumpf ertönt es aus dem Grabe:
„Noch die Tracht der Sorge trägt er,
Ist mit Wehrgehenk umhangen,
Mit dem weißen Gurt des Grames.
Mir in Manala begegnet
Ist er nicht, der kühne Krieger,
Nicht an Inaris Gestaden
Noch an Pohja-jerwes*) Ufern,
An den lautlos fallenden Fluthen,
Bläulich wallenden Gewässern.
Noch hat er den Trank der Todten
Nicht gekostet aus den Krügen,
Die ans Eingangsthor gestellt sind:
Hier der Krug, der Todten Kraft giebt,
Dort die Schale, die sie schwächet.
Nicht drum weiß ich, wo er weilet;
Aber setzt euch auf mein Grabmal,
Harrend bis sich Gottes Käfer
Auf die Hand euch niedersenket,
Fragt das weise kleine Wesen,
Vögelein der Oberwelt,
Wahre Wege wird es weisen."

Und es sprach die Tochter also:
„Mutter, theure Mutter mein!
Nimm der Tochter Dank entgegen;
Hast sie zärtlich auferzogen,

*) Der Grundsee, See der Unterwelt; Pohja heißt aber auch Norden.

Trugst zum Feld sie in der Schürze,
Hegtest sie im Mutterschooße,
Und am Aste wankt' die Wiege.
Mußtest eine Distel bitten,
Nach dem Kinde klein zu sehen,
Und dem Thaugras anvertrauen
Und des Feldes blauen Blumen
Deine eigne einz'ge Tochter.
O du gutes Mütterchen!
Disteln warten nicht der Waisen,
Blaue Blumen nicht der Beerchen.
Disteln haben dicke Dornen,
Taub am Thaugras sind die Ohren,
Beerenlos sind blaue Blumen!
Als die Mutter mir gestorben,
Schritt zur Thür hinaus die Liebe,*)
Aus dem Haus trug man die Mutter,
Da zum Hof hinaus ging Liebe.
Längs dem Weg führt man die Mutter,
Hinter Hecken wandelt Liebe.
Und am Rand des Sumpfes schlichen
Traurig alle Liebesworte.
Als der Mutter Grab sie gruben,
Setzt sich Lieb' in Grabes Grund;
Als den Sarg sie niedersenkten
Da sank Liebe tief hinab!
O mein theures Mütterchen!
Was soll aus der Waise werden,
Die vereinsamt ohne Eltern?
Wie ein Scheit vom Stapel rollet
Aus der schlecht gerathnen Reihe,
Wie der Erbsen Blüthen welken,
Wie der Bohne Blumen fallen,
Wie der Lilie Blätter brechen
Und der Eich' im Feld die Aeste —

*) Armud, im Original die Mehrzahl von Liebe. Unübersetzbar! Armud umfaßt alles was das Leben verschönt und schmückt: Liebe, Freundschaft, Hoffnung, Glück.

Also fällt vom Elternhause,
Von der Mutter ab die Tochter."

Wieder tönt es aus der Tiefe:
„Nicht als tadelt' ich die Tochter,
Wohl gemüht hast du dich muthig,
Nicht am Webestuhle schliefst du,
Webtest wacker weiße Leinwand
Gleich der Schneetrift in den Gründen,
Hast im Frühling nicht gefeiert,
Nicht geruhet in der Rauchzeit,
In der heißen Zeit der Rödung,
Nicht geschlafen zu der Zeit,
Wo im Feld Marantha flimmert;
Auf der Wiese hast geweitet
Du des Garnes Glanzgespinnste,
Plaudernd mit des Mohnes Blüthen
Und mit Katzenpfötchen kosend;
Hast die Leinewand geblichen
Und gefärbt das schönste Rothgarn
Und geflochten bunte Bänder.
Fertig sind die Freiers Gaben:
Wähl dir weise nun den Gatten,
Denn ich weiß ihn nicht zu wählen,
Da in Manala ich wohne,
Da in Tuönela ich weile;
Prüfe lange, fichte sorgsam,
Wohl bedenke deine Worte
Und um Rath befrag den Vater;
Mir, der Müden, gönne Ruhe."

Der Gotteskäfer.

(Coccinella septempunctata.)

Stille saßen nun die Beiden,
Hand in Hand am Grabe harrend.
Rund am Weltenringe wallten
Rothe Streifen, grüne Wellen;

Hao's Stern*) stieg auf am Himmel.
Dunkler ward's, nur rasches Rollen,
Rumpelkarren, Räderknarren
Tönt von fernen Heimathsfahrern,
Die nach Hause hastig holpern.
Still und stiller ward's im Friedhof,
In dem grünen Todtengarten;
Schmetterlinge flogen flatternd
Und des Kuckuks Feuerkuh,**)
Kleinen Mondes Lichtgefunkel,
Brannte hell im grünen Grase.
Raschen Fluges hin und wieder
Flatterte das Fledermäuschen,***)
Und die Grill' im Grase wetzte
Wie am Schleifstein eine Sense.
Durch die Luft mit schwerem Fluge
Schwebt dahin ein Eulenpaar,
Und mit heft'gem Tone summend
Brach die blaue Bremse brummend
Durch der Mücken Schwebetänze.
Endlich flog ein kleiner Käfer,
Erlenvogel, Erlentrinchen,
Gotteskäfer zu den Beiden:
Rothe Flügel, gottgegeben,
Sieben schwarze Siegelmale
Hörnchen an dem klugen Köpfchen.
Und es setzt sich Erlentrine
Auf die Hand des Kronenköpfchens,
Fingerte mit feinen Fädchen,
Saß vertraulich und verständig.
Und das Mädchen sang ihm leise:

Käferlied.

Erlentrine, Erlenvöglein,
Rosenflügel, Summbart!

---

*) Hao täht — der Abendstern.

**) Johanniswürmchen.

***) Nahk iir Ledermäuschen.

Breite deine Schwingen aus,
Schwebe über sieben Seen,
Fliege hin zu fernen Fluren,
Schau, von wannen kommt der Krieg,
Ob von Reval oder Riga?
Spähe, wo der Vater weilet,
Ob gen Morgen, ob gen Abend;
Erlentrine, Erlenvogel,
Rosenflügel, Summbart!

Als das Mädchen so gesungen,
Kroch das Käferlein zur Kuppe
Ihres rechten Zeigefingers
Wie hinauf zu einer Warte,
Guckte dort nach allen Winden,
Hob die Flügel, spannt die Schwingen,
Noch besannn es sich ein wenig
Und dann summt es fort gen Morgen.

Siebente Rune.

Im Winter.

Abenteuer über Abenteuer.

Einsam in der Mädchenkammer
Blüht das goldne Kronenköpfchen;
Einsam auf dem Ackerfelde
Weilt der Schwarzeschollenwender.
Beide schauten still nach Morgen,
Gaben der Geduld die Seele,
Harrten auf den fernen Vater.
Und die Tage und die Wochen
Und die Monde und die Sonnen
Wandelten dem Paar vorüber,
Schauten traurig auf die Guten.
Endlich fielen Flocken zahllos,
Himmelswolle wallt zur Erde,
Winterfürst*) und Eiseskönig

*) Talwe poeg heißt nicht Sohn des Winters, sondern Winter, der Jüngling, der junge Wintergott. Die Finnen stellen sich eben den frischen Winter nicht als abgelebten

Sprang vom Schooße seiner Mutter,
Wand sich von den eis'gen Armen,
Wiegt sich jubelnd nun mit Jauchzen
In dem wilden Schneegestühme,
In dem feurigheißen Froste.
Schneebekränzt und eisgekrönet,
Junger Bart voll Eisesborten,
Gleitet er in goldnem Schlitten
Auf der Bahn, der silberblanken,
Und die Sonne schleudert Flittern,
Glanzkorallen, Glasgeschmeide
Vor des Schlittens glatte Sohle,
Die den Weg begierig lecket.
Alle Bäume steh'n bereifet,
Weißgeschmückte Hochzeitsschaaren,
Weiße Röcke auf dem Rücken,
Weiße Handschuh' an den Händen.
Und es tönet durch die Thale,
Durch der Weihnacht Winterstille
Klingelklang von Silberglöckchen,
Schellenton von Messingkugeln.

Die Botschaft.

Tief verschneit war Wido's Wohnung,
Weiß des Hauses Winterhemde,
Glänzend in der Sonne Strahlen
Reicht das Eis in Säulenreihen
Von dem Stroh hinab zum Schneegrund,
Ein Palast von Eispilastern.
Durch der Scheiben Schneegebilde,
Durch des Frostes Phantasien,
Bunte Blumen, Sterngestalten,

Greis dar, wie andere Völker, die die Jahreszeiten mit den vier Lebensaltern vergleichen. Ich glaube, daß auch der berühmte estnische Held Kallewipoeg nicht wie man gewöhnlich thut, Kallewide, Kallewinge, Sohn des Kallew übersetzt werden muß, das klingt so griechisch, normännisch; und auch nicht Jung-Kallew, das wäre zu sentimental deutsch, amaranthfarben. Der Kallewipoeg bleibt eben am besten unübersetzt und paßt ganz gut als Fremdwort in ein deutsches Gedicht.

Drang der schräge Strahl der Sonne
Und vergoldete die Stube,
Wido's wohnliche Behausung,
Wo der Wackere den Webstuhl
Seiner Schwester neubebändert,
Ihren Rocken neu berädert.
Da trat ein zur Thür ein Mädchen,
Arro Ado's Tochter Anna,
Blaues klares Kinderauge,
Blume durch des Zaunes Spalte;
Und mit Schluchzen sprach sie also:
„Sei gegrüßet, lieber Pathe!
Sei gegrüßet, zweiter Vater!
Unser Vater ist nicht mehr!
Er ging hin aus unsrer Hütte."
Aber Wido sprach mit Schrecken:
„Kind, was kündest du, was sprichst du?
Meiner Seele eng befreundet,
Ob auch älter, ist dein Vater!
Wär' er wirklich heimgegangen?"
Und das Mädchen sprach mit Schluchzen:
„Nicht ging heim der theure Vater.
Nicht gestorben ist der Nährer,
Zum Soldaten nahm man ihn,
Fortgeführt hat man zur Stadt ihn;
Du bist jetzo unser Vater,
Denn wir haben keinen andern!"
Als die Kleine dies gekündet
Da kam Wehe über Wido;
Nicht das kleinste Wörtchen sprach er,
Saß versteint in stummem Schmerze.
Denn er fragte seine Seele,
Was er jetzt beginnen sollte?
Mächtig reift entschloßner Sinn ihm:
Sich zu opfern war bereit er;
Doch er mußte noch ein Herz dann
Ganz verwüsten und verwaisen.

Lange kämpft er, lange sann er,
Endlich war der Rath gereifet.

Der Rekrut.

In dem Wachthaus weilte Ado,
In dem gitterfesten Thurme.
Glattgeschoren war das Haupt ihm,
Im Rekrutenkittel saß er,
Weinte bittres Augenwasser,
Dacht' des Dorfes und der Kinder
Und er sang mit leiser Stimme
Trauervolle Kummerworte:

„Zu der Wenden weiten Landen
Führt man mich zu Todespfaden,
An der Mündung breiter Bäche,
An der Mündung weiter Seen.
Jetzo rüstet man zum Kriege,
Hält Husaren, dingt Dragoner,
Fängt die besten Bursche ein,
Reiht sie ein in Regimenter.
Nun hat man mich auch gebunden,
Und bestätigt zum Soldaten,
Auserkohr'n*) zu einem Krieger.
Muß nun schleppen schwer Geschütze,
Muß das blanke Schwert nun schwingen,
In der Faust die Flinte führen
Und von Blei die Bolzen bringen.
Lästig Blei, o schweres Eisen!
Habt die Hand mir hart ermüdet,
Scheuert euch auf schwacher Schulter,
Machet Müh' mir armen Kinde.
Zu der Wenden weiten Landen
Führt man mich zu Todespfaden,
An der Mündung breiter Bäche,
An der Mündung weiter Seen.

*) Das Original hat wärwitanud: man hat mich gefärbt Bezieht sich das vielleicht auf die gleiche Uniform des Schnurbarts? Oder ist wärwitanud das corrumpirte „geworben?“

Als zum Krieg man mich er erkohren,
Unter die Soldaten steckte,
Legt' ich an das Hemd des Todes,
Setzt' ich auf den Hut der Sorge,
Band mir um den Gurt des Grames.
Wenn ich komme in den Krieg,
Hat der Felsen keine Fäden,
Hat das Wasser keine Wurzeln,
Dran die Hand sich halten könnte,
Dran die Seele Muth gewönne.
Zu der Wenden weiten Wässern
Wall ich jetzt zu Weh' und Wunden,
An der Mündung breiter Bäche
An der Mündung weiter Seen."

Die Rettung.

Als der Arme so gesungen,
Oeffnet sich des Thurmes Thüre,
Rasselte der rostge Riegel,
Und hinein trat Womba Wido.
Lange stand er an der Stufe,
Konnt' im Finstern kaum erkennen
Ado im Rekrutenkittel.
Aber schnell erschaut der Andre
Ihn im stolzen schönen Hute
An des Hauptes langen Haaren.
Ihn entgegen ging erstaunt er:
„Kommst du Abschied mir zu sagen?
Kommst du Kindergruß zu bieten?
Bringst du meines Weibes Thränen?"
„Nicht um Abschied dir zu sagen,
Nicht um Kindergruß zu bringen,
Nicht um Weiber Augenwasser!
Nein! Ich bin hierher gekommen,
Um dir Freiheit zu verschaffen.
Ich bin hier, um hier zu bleiben,
Bin Soldat an deiner Stelle.

Frei und fröhlich kannst du kehren
Zu der heimathlichen Hütte,
Wo dich Weib und Kind erwarten.
Wenig fragt man nach dem Burschen,
Nach dem unbeweibten Jüngling;
Hab' zu Haus nicht Weib noch Waisen,
Jüngeren gebührt's zu gehen.
Also hat's mein Herz geheißen,
Und du sprich kein Wort dawider."

Ado sprach kein Wort dawider,
Konnt' es kaum vor stummem Staunen;
Wie ein Traum- und Schlafgesichte
Schien das Glück ihm ohne Grenzen.
Endlich sprach er: „Doch die Wachen?
Und die Thüren und die Gitter?"

Wido nahm den Hut vom Haupte,
Sieh, da hing am Hutes Rande
Rings befestigt Wido's Hauptthaar,
Wido's eigne lange Locken
Angenäht mit kluger Nadel:
„Setze diesen Hut aufs Haupt dir,
Deck mit meinem Rock den Rücken,
Mir gieb den Rekrutenkittel;
Ich bleib hier und du mit Keckheit
Schreit' vorüber schnell der Wache,
Ungefährdet kannst du fliehen.
Schwinge dich auf meinen Schimmel,
Trabe dann getrost nach Hause,
Halte still dich in der Hütte,
Bis das Hauptthaar dir gewachsen;
Für das weitere sorgt Gott schon."*)

Meie Lipp.

Also ging nach stummem Gruße
Und des Handschlags stillem Zeichen
Ado aus dem Gitterthurme

*) Diese Erzählung beruht auf einem Factum.

Und der Wache frei vorüber.
Doch es horcht mit Herzenshämmern
Wido, ob das Werk gelungen,
Ob den Freund er freigewonnen.
Draußen blieb es stumm und stille
Und die Dunkelheit erschien.
Mit dem Abend kam ein alter,
Ausgedienter greiser Krieger,
Um das Abendbrod zu bringen.
Womba barg sein Aug' behutsam,
Hüllt das Haupt mit beiden Händen,
Um dem Flüchtling Raum zu schaffen,
Um die Täuschung zu erhalten.
Doch der greise Krieger sagte:
„Wirf doch Weiber Wehmuth von dir
Schau! auch hier ist blau der Himmel
Und nicht jeder wird getödtet,
Aber jeder Mensch muß sterben.
Meine Mutter lehrt' zwar also:
Lieber Junge, armes Söhnchen,
Wenn du in die Schlacht mußt reiten,
Reite nicht in erster Reihe,
Auch die letzte Reih' vermeide;
Reite grade in der Mitte;
Denn die Ersten wirft man nieder
Und die Letzten trifft man tödtlich;
Wer sich hält zum Fahnenträger
Und zur Mitte, der bleibt leben.
Alles das ist Weiberweisheit;
Oft den Muthigen vermeidet
Und den Feigling trifft die Kugel.
Laß ein Beispiel dir erläutern,
Wie ich dieses Kreuz gewonnen
An dem gelb und schwarzen Bande.
Als wir einst bei Ritland*) standen,
Wo auf blutbedecktem Felde

*) Friedland, da der Este das Fr nicht aussprechen kann.

Gräben, Brunnen, Thal und Teiche
Alles voll mit rieselrothem
Menschenblut wie Regenwasser,
'Stürzten grimm'ge Grenadiere
Rothbarts*) riesige Gardisten
Und zu Pferde hoch Husaren,
Wölfe aus des Waldes Dickicht,
Wie die Adler auf uns nieder.
Wie die Wände standen wir,
Ruhig wie die Eisenpfosten;
Aber kleiner ward das Häuflein
Und vom Pferdehuf zertreten
Brachen unsrer Brüder Reihen.
Da gings bunt wohl durch einander
Und nur wenige entkamen.
Plötzlich hör' ich Heimathslaute:
„Pöisid, pöisid! hört' ich schreien
Waatke welljad! kaege kullad
Kuſs se kallis lippokenne!
Meie Lipp on Punnaparti
Wanna Punnaparti p . . . . s!"
(Seht, o Brüder, schaut ihr Theuren,
Wo das theure Fähnlein ist!
Unsre Fahn' in Bonapartes,
In des alten Rothbarts Händen!)
Weh', die Fahne war genommen,
Unsere Georgenfahne!**)
Sechse waren's, die's verstanden,
Sechs der eignen Erde Männer,
Sechs aus echtem Estenlande.
Und wir sechs mit stillem Grimme
Warfen uns wie wunde Bären
Auf die Garde-Grenadiere,
Bonapartes Bärenmützen,

---

*) Wörtliche Uebersetzung von punna pard.

**) Um ein ganzes Regiment für Tapferkeit zu belohnen, wird die Fahne mit dem Georgenbande geschmückt.

Hieben rings mit Flintenkolben
Alles nieder, daß es flutschte,*)
Rings die Schädelknochen krachten.
Glücklich in die dichten Reihen
Hieben wir uns eine Straße,
Drangen durch zu unsrer Fahne,
Rissen sie aus Feindes Händen,
Rannten dann zum Regimente,
Brachten glücklich sie dem Obrist.
Unversehrt war unser Kleinod,
Aber unten an der Stange
Hingen fest zwei Menschenhände,
Festgeklammert, festgeschlossen.
Ach, es waren unsres armen
Fahnenjunkers tapfre Hände,
Die der Feind ihm abgehauen —
Todt auch ließ er nicht die Fahne.
An dem eingeschnittnen Wappen,
An dem goldnen Ring erkannt' man
Rehekampf vom Hause Tula**)
Großsohn unsres eignen Gutsherrn."

Wiederfinden.

Als der Krieger so erzählet,
Sagte Wido: „Wie? du stammest
Aus mir wohlbekanntem Kreise?
Kennst du denn nicht Palla Pertel
Der vor zwanzig Jahren fortging?" —
„Palla Pertel bin ich selber,"
Sprach der greise, würd'ge Krieger,
„Stand an fernen Landesgränzen,
Hinter weiten Steppenwüsten,
Konnte keine Kunde senden.

---

*) Der märkische Landsturm schlug in einer Schlacht gegen die Franzosen mit den Kolben drein. Bernadotte rief ihnen zu, sie sollten die Flinten doch umkehren und das Bajonett brauchen. Ne, riefen sie, det flutscht so better!

**) Die Begebenheit mit dem Fahnenjunker v. Rehekampf ist vollkommen wahr, nur kam sie im Türkenkriege vor. Tula ist ein Gut in Estland.

Doch nun denk ich bald zur Heimath
Und zu Weib und Kind zu kommen.
Sprich, was macht mein altes Eh'weib?
Sag', sind Kinder mir am Leben?"

Und es gab zur Antwort Wido:
„Nur dein alter Schwager lebt noch,
Abraham, der Kohlenbrenner;
Aber deine Brüder alle
Und dein Eheweib nicht minder
Tragen längst das Hemd von Holz,
Liegen längst im Lindenschatten.
Deinen Sohn hat Gott gesammelt;
Maie, deine Jüngstgeborne,
Ist allein nur noch am Leben
Und ich wäre ihr Verlobter,
Wenn du heimgekehret wärest.
Lange haben wir gewartet,
Niemand konnte sie mir geben,
Deiner Rückkehr harrten wir,
Weil es also uns geweissagt.
Aber ach! da du gefunden,
Mußt ich mich auf ewig binden,
Trat an meines Freundes Stelle."

Das kaiserliche Schreiben.

Als der Alte dies vernommen
Und den Austausch dann erkannte,
Eilt er ganz bestürzt von dannen
Zu dem Oberst mit der Meldung,
Wie so listig sie getäuschet.
Doch der Oberst meldet's schleunig
An den hohen General,
Und er bracht es bis zum Kaiser
Und er fragte: welche Strafe
Solcher Frechheit er bestimme?
Sieh', da kam ein Siegelschreiben

Von des Kaisers hoher Hofburg.
Und dem Schreiben beigefüget
War ein schwerer Sack voll Silber
Und im Schreiben stand es also:
Sehr erstaunt sei und beweget
Kaiserliche Majestät
Durch so seltner Freundschaft Beispiel;
Beiden werde drum die Freiheit;
Doch der Sack mit Silberfülle
Sei das Heimgeld Womba Wido's,
Vieler Kaiser treues Bildniß,
Zeugen froher Hochzeitfeier.

Verlöbniß.

Und es kehrt' mit seinem Sohne
Nun der Greis zur alten Heimath,
Spähten durch der Thüre Spalte:
Saß das Mädchen in der Kammer,
An der Handmühl' einsam mahlt' sie,
Und das Mehl entrann der Mühle
Und dem Aug' entströmten Thränen.
Plötzlich öffnet sich die Thüre,
Laut aufschrie das Kronenköpfchen,
Wußte nicht wohin sich wenden,
Denn ihr fremd erschien der Freier
Mit dem kurzgeschornen Schopfe.
„Vater, dies ist deine Tochter!
Tochter sieh, dies ist dein Vater!"
Und der Vater sprach zur Tochter:
„Sieh, hier stehet dein Verlobter!"
Und er fügte ihre Hände,
Segnete das treue Pärchen.
Selig standen alle dreie,
Und der Schimmel wiehert lustig
Und das Spitzchen blickt verständig,
Selbst das Kätzchen tanzt vor Freuden.

Also lehret die Geschichte:
Bleibe treu auch bis zum Tode
Deinem Freund' und deiner Fahne,
Ehre Gott, er wird dich ehren,
Denn ihm brauchst du's nicht zu zeigen,
Ohne Hinterbringen hört er's.

Dr. Bertram.

Zur Broschüren-Literatur.

Vielen unserer Leser wird eine im Sommer d. J. in Leipzig bei Wolfgang Gerhard erschienene Broschüre unter dem Titel: „Die Zustände des freien Bauernstandes in Kurland. Von einem Patrioten." 39 S. 8. — zu Gesicht gekommen sein. Der Verfasser knüpft an einen zehn Zeilen langen Correspondenzartikel der Königsberger Zeitung vom 13. Febr. d. J., in welchem die kirchlichen und Schulverhältnisse Kurlands als erfreulich geschildert werden, mit mehr Leidenschaft als Kenntniß eine dunkelgefärbte Kritik der gegenwärtigen Zustände der ländlichen Bevölkerung Kurlands in Beziehung auf „die Kirche", „die Schule" und „die Rechtsverhältnisse der Bauern", zieht in dem Abschnitt „Aus dem Regen in die Traufe" eine Parallele zwischen den Zuständen des russischen und des kurländischen Bauern, die sehr zu Gunsten des ersteren ausfällt, vergleicht dann in den „Mitteln zum Zwecke" die kurländische Justizpflege mit der russischen, die beide, jedoch aus verschiedenen Gründen, nichts taugten, und schließt mit „Rußlands Hoffnung auf eine glänzende Zukunft", die auch dem kurländischen Bauer aus der „Wüste in das gelobte Land" führen werde.

Die Antwort konnte nicht ausbleiben. Nächst einigem Geplänkel in unserer inländischen Journalistik erschien von E. Neumann eine Entgegnung: „Zur Berichtigung einiger der auffallendsten Unrichtigkeiten in der (oben bezeichneten) Broschüre." Mitau, Fr. Lucas'sche Buchhandlung (Behre u. Rochlitz), 39 S. 8., in welcher die Irrthümer des Verfassers vorzugsweise in Bezug auf die Rechtsverhältnisse der kurländischen Bauern nach-

bewiesen werden. Wie wir hören, ist die erste 1000 Ex. starke Auflage dieser Gegenschrift bereits vergriffen und wird eine neue veranstaltet.

Bei dem Interesse, welches weniger dieser Federkrieg, als die Verhältnisse, welche derselbe zum Gegenstande hat, für unsere Leser in Anspruch zu nehmen berechtigt sind, halten wir es nicht für ungeeignet, weitere Beleuchtungen jener vor das Forum der Oeffentlichkeit gebrachten Fragen, die uns von verschiedenen Seiten her zugegangen, in diesen Blättern mitzutheilen.

Wir geben zunächst die Bemerkungen, die Herr Pastor G. Brasche zu Bartau zu dem von dem Verfasser der Eingangs genannten Schrift über die Kirchen- und Schulverhältnisse in Kurland Gesagten zu machen gefunden. Er schreibt uns:

— — „Der Correspondent der Königsberger Zeitung sagt von Kurland: „ Die Kirchen sind großentheils gut besucht," was der Verfasser der genannten Schrift bestreitet. Wir unsererseits behaupten, daß die Kirchen Kurlands nicht bloß großentheils, sondern fast durchgängig gut besucht sind, und zwar nicht bloß auf dem Lande, sondern auch in den Städten. Wenigstens wird jeder, der den Kirchenbesuch in Kurland mit demjenigen in Deutschland vergleicht, was Frequenz anbetrifft, dem erstern unbedingt den Vorzug vor dem letztern geben, welche Bemerkung aber eben so wenig als Vorwurf für Deutschland gelten soll, als es in jener Schrift dem Adel Kurlands zum Vorwurf dient, daß dieser sich nur ausnahmsweise am Gottesdienste betheilige, wenn wir uns auch aus andern Gründen zu dieser Zurückhaltung im Vorwerfen veranlaßt wissen, als der Verfasser. Wir nämlich halten es für etwas Unvermeidliches, daß da, wo die mit der größern Bildung auch gleichen Schritt haltende Verbildung und der mobiler gewordene Geist der Zeit je nach seiner zeitweiligen Richtung vieles, was auf niedrigerer Stufe der Entwickelung stehend oder noch auf beiden Seiten hinkend gedankenlos der Kirche zuströmte, zur Entscheidung brachte — die Kirchen einstweilen leerer werden. Je weniger wir mit dieser Ansicht hinter dem Berge halten, desto weniger wird man sich geneigt fühlen, uns eitlen Rühmens zu beschuldigen, wenn wir behaupten, die Kirchen Kurlands seien noch sehr besucht, und zwar nicht weil „die Leute sich die Bestellungen zu den Wochenarbeiten Sonntags bei der Kirche abholen müssen," da die Frohne bekanntlich fast in ganz Kurland bereits aufgehört hat, sondern ungeachtet aller Schneegestöber, ungeachtet der großentheils schlechten und weiten Wege, die die Bauern von ihren Höfen bis zur Kirche zu,

machen haben; und zwar hat seit Aufhebung der Frohne der Kirchenbesuch überall eher zugenommen als abgenommen.

In dem weitern Urtheil des Correspondenten der Königsberger Zeitung „die Kirche Kurlands werde großentheils gut bedient“, wagen wir, weil selbst Geistlicher, freilich nicht in gleicher Weise eine Steigerung des „großentheils“ vorzunehmen. Kurland ist selbst Zeuge unserer Wirksamkeit und bildet sich selbst sein Urtheil. Deutschland bitten wir überzeugt zu sein, daß es sich auch auf kirchlichem Gebiete seiner Wurzelschößlinge in Kurland nicht zu schämen haben. Wer's anders zu kennen meint, denke anders. An die Treue oder Untreue, Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit des Geistlichen läßt sich der Maßstab der „redenden Zahlen“ vollends nicht legen. Wenn aber der Verfasser uns Predigern Kurlands auch das, wie es uns scheint, eben nicht überreich in den angeführten Worten des Correspondenten gespendete Lob noch verkürzen will, so mögen uns nachstehende Zurechtstellungen seiner Einzelangaben und Ausstellungen zu gut gehalten werden.

Der Verfasser leitet den etwa noch vorhandenen Amtseifer und frommen Lebenswandel der kurländischen Prediger zuvörderst von den großen Privilegien und Einnahmen her, deren sie sich erfreuten. „Sie sind,“ schreibt er, „1., lebenslänglich im Amte angestellt; 2., können nur auf richterlichen Ausspruch vom Amte entfernt und cassirt werden; 3., genießen die Rechte des persönlichen Adels; 4., zahlen nicht die geringste Steuer, die in diesem Lande nur Bürger und Bauer zu tragen haben; 5., haben nebst freier Wohnung, Heizung u. s. w. ein Einkommen von wenigstens 700 Rbl. (in den seltensten Fällen), dagegen 1200 bis 2000 Rbl. in der Regel, — ja es giebt Stellungen, allerdings vereinzelte, mit 3000 bis 4000 Rbl. Einkommen; 6., die Kinder der Pastoren sind bis zum 20. Jahre steuer- und rekrutenfrei u. s. w.“ Was nun Punkt 1, 2 und 3 betrifft, so glauben wir diesen Antrieb zu einem frommen Lebenswandel vor den Pastoren andrer Länder nicht voraus zu haben. Zu Punkt 4 gestehn wir gern uns mit staatsökonomischen Studien nicht beschäftigt zu haben, maßen uns daher kein Urtheil darüber zu, ob der Staat recht oder unrecht thut, wenn er gagirte Beamtete unbesteuert läßt, glauben indessen, daß in einem Staate, in welchem hunderterlei Dinge, die der Prediger vorläufig wenigstens auch bei den bescheidensten Ansprüchen nicht entbehren kann und die er gleichwohl nicht, wie der Bauer seine Bedürfnisse, sich selbst produciren oder anfertigen kann, besteuert und verzollt sind, der Prediger doch auch seinen Antheil zu den Staatseinnahmen zahlt.

Zur Zurechtstellung des P. 5. Behaupteten diene Folgendes: Uns ist ein Pastorat sehr genau bekannt, das zu der eben nicht sehr zahlreichen ersten der vier Classen gehört, in welche die Pastorate Kurlands behufs der zur allgemeinen Prediger-Wittwen- und Waisencasse zu zahlenden Beiträge eingetheilt sind. Dieses Pastorat hat an einigermaßen normirten Einnahmen ungefähr 1000 Rbl., an vollkommen freiem Honorar in den letztern Jahren etwa 400 Rubel. Ein Pastorat, dessen Einnahme 3000 bis 4000 Rubel beträgt, kennen wir nicht. Wenn aber eines annähernd so viel Einnahme haben sollte, so könnte das höchstens ein Pastorat in einer der bei uns bekanntlich nicht zahlreich vorhandenen größern Städte sein, wo dann aber zu bemerken wäre, daß eben die Bauern schwerlich zu dieser großen Einnahme etwas beitragen. Nach diesen unsern Angaben mögen sich die Leser den Maßstab zur Beurtheilung jener Angaben bilden. Wenn nun z. B., wie es bei dem Inhaber der oben angeführten Pfarre von 1400 Rubeln der Fall ist, der Pastor mit eigener Equipage eine Gemeinde von bald 8000 Seelen in 700, auf einen Umkreis von 40 Wersten zerstreuten Wohnstellen zu befahren hat, so wird dieser Umstand allein schon die Größe seiner Einnahme, wenigstens in den Augen des Pfarrers in Deutschland, bedeutend verringern. Wenn nun eventuell derselbe Pastor eine größere Familie hat, die er doch seinem Stande gemäß erziehen zu können wird wünschen dürfen, deren Erziehung aber ihm hier doppelt so viel kostet als in Deutschland, wo jedes Schulbuch, jeder Rock um die Hälfte billiger ist als hier, wo in jedem Städtchen fast ein Gymnasium, auf jede 100 Quadratmeilen irgend eine höhere Lehranstalt ist, auf welcher die allendliche Ausbildung zu irgend einem Lebensberufe erlangt werden kann, — so wird, meinen wir, Kurland wohl nicht mit so mißgünstigen Augen auf seine Prediger hinsehen als der Verfasser, und ein Prediger Deutschlands mit 800 Thlr. Einnahme dem kurländischen jene Einnahme von 1400 Rubeln vollends gönnen.

Zu P. 6. bemerken wir nur, daß die Kinder der kurl. Pastoren nicht bloß bis zum 20. Jahre, sondern für immer als erbliche Ehrenbürger steuer- und rekrutenfrei sind, was jemand, der über die bürgerlichen Verhältnisse Kurlands etwas schreiben will, wohl hätte wissen müssen. In Betreff der Steuerfreiheit verweisen wir auf das zu P. 4. Gesagte; in Bezug auf die Rekrutenfreiheit aber bitten wir den Verfasser, sich doch die Dienstliste der russischen Armee anzusehen, um sich davon zu überzeugen, ob die Prediger Kurlands ungeachtet ihrer Rekrutenfreiheit nicht auch jederzeit ihr reichliches Contingent zum Militair geliefert haben.

Ueber die vom Verfasser mit nicht geringem Aufwande von Witz geschilderte sogenannte Gebetfahrt der „Herren Pastoren" Kurlands haben wir Folgendes zu bemerken. Es sind darunter die in sehr vielen Vocationen den Predigern ausdrücklich zur Pflicht gemachten Hausbesuche gemeint, welche davon, daß bei ihnen den Kindern, in früherer Zeit sogar den Erwachsenen und zwar aus guten Gründen, die auswendig gelernten Hauptstücke des Katechismus, besonders aber die Morgen-, Abend- und Tischgebete u. s. w. abgefragt wurden, den Namen der Gebetfahrten erhielten. Daß diese Umfahrten bei der großen Entfernung vieler Bauerhöfe von Kirche und Predigerwohnung, welche viele Alte und Schwache und alle noch nicht die Kirche und Schule besuchenden Kinder ganz aus den Augen der Prediger entfernt hält, bei dem aus Mangel an Schulen nothwendig zu belebenden häuslichen Unterrichte, bei der dem Prediger obliegenden Seelsorge, die in dem eigenen Hause des Gemeindegliedes sich in der Regel besser üben läßt, als im Hause des Predigers u. s. w. zumal in früherer rathloserer Zeit eine Wohlthat für den Bauern waren und es noch sind, wird eben so wenig bestritten werden können, als daß diese Hausbesuche bei irgend größerer räumlichen Ausdehnung der Gemeinde, bei irgend größerer Zahl der Wohnstellen — man vergleiche z. B. die oben erwähnten Verhältnisse — zu den zeitraubendsten und angreifendsten Amtspflichten der kurländischen Geistlichkeit gehören. Daher mag es gekommen sein, daß in alter Zeit, um den Eifer des Predigers nicht erkalten zu lassen, theils inventarienmäßig, theils durch Usance gewisse bestimmte Gaben an Victualien und andern Bodenerzeugnissen, die jeder Bauerhof beim jedesmaligen Hausbesuche dem Prediger zu entrichten hatte, in Gebrauch kamen, ein Gebrauch, der so viel wir wissen noch an vielen Orten fortbesteht, zumal diese Gaben in manchen Pfarren einen wesentlichen Theil der Gesammteinnahme des Predigers ausmachen. Daß bei diesem Einsammeln der Gaben, zumal in früherer Zeit, das eine und andere Unstatthafte, unsern jetzigen Begriffen von Anstand nicht mehr Entsprechende vorgekommen sein mag, daß auch beim größten Tacte des Predigers dieses Selbsteinsammeln der Gaben immer seine Schattenseiten behält, gestehen wir gern zu, daher denn auch, wie z. B. in der Gegend des Einsenders dieses, mancher Prediger lieber den aus den Hausbesuchen resultirenden Einnahmen ganz entsagt hat, und wäre es zu wünschen, daß Prediger und Kirchenvorsteher überall auf Auskunftmittel sännen, die dem Prediger die wohlverdiente Entschädigung für die Mühen des Hausbesuchs sicherten, ohne

ihm dem Widerlichen der Selbsteinsammlung auszusetzen. Daß aber unsere Bauern dieses Selbsteinsammeln der stipulirten Gaben mit solchen Augen ansehen, wie der Verfasser, ist nicht wahr; und die betreffenden Witze und Redensarten, die er dem gemeinen Volke in den Mund legt, haben wir noch nicht gehört, wie wir denn auch für die dem gemeinen Volke, bei uns doch fast ausschließlich Letten, obtrudirten Ausdrücke „flächsen" und die Hauptstücke „beten" in der That bei aller unserer ziemlich genauen Bekanntschaft mit der lettischen Sprache doch keine diesen deutschen Ausdrücken entsprechende lettische aufzufinden vermögen.

Wir kommen weiter auf die so gehässig dargestellten Fürbitten. Dieselben sind allerdings in Kurland in vielen Gemeinden sehr üblich, und ausnahmsweise hat unsere Broschüre diejenigen Gegenstände so ziemlich richtig angegeben, um die sich die Fürbitte drehet. Nur vermissen wir z. B. die stehende Fürbitte fürs Kaiserhaus; ferner ist uns der Ausdruck „in Betreff der Communication" unverständlich*); so wie endlich uns eine Fürbitte bei anhaltender Dürre oder Nässe, von einem einzelnen Gemeindegliede bestellt, noch nicht vorgekommen ist, obgleich wir sie in Form der Collecte aus unserer Agende kennen. Daß auch mit der Fürbitte wie von Seiten dessen, der sie bestellt, so von Seiten dessen, der sie annimmt, Mißbrauch getrieben werden kann, hier und da auch wirklich getrieben werden mag, wollen wir schon zugeben; aber eben so gewiß wird jeder, der theils religiöses Gefühl überhaupt, theils auch den religiösen Bildungsgrad unseres Volkes kennt, zugeben, daß die Fürbitte, zumal für jetzt noch, in der Hand des Predigers eines der geeignetsten Mittel ist, dasjenige, was in der Predigt gesagt ward und leider nur zu oft noch nur halb oder schief verstanden wird, in concreter Weise dem Verständniß des Bittstellers näher zu bringen, christlichen Gemeinsinn und gegenseitige Hilfsbereitwilligkeit in der Gemeinde zu wecken und zu erhalten, dem Aberglauben entgegenzuwirken und den Bittsteller auf dasjenige, um was er eigentlich zu beten und die Art und Weise, wie er eigentlich zu beten hätte, aufmerksam zu machen. Ueber die Entstehung der Fürbitte, so wie etwa über die beste Art, wie sie zu beseitigen wäre, lassen wir dem Verfasser gerne seine Ansicht. Wenn ihm aber noch unbekannt ist, daß dem Mißbrauche der „Fürbitte, oder vielmehr einer falschen Ansicht über dieselbe auch nur im leisesten entgegen getreten wäre," so können wir ihm nur rathen,

---

*) Es wird wohl die Communion gemeint sein.

fleißig in die Kirche zu gehen, namentlich aber über den Unterschied zwischen Fürbitte und Messe nähere Erkundigungen einzuziehen. Wir halten dafür, daß schon die theologische Spitzfindigkeit jedes Schulbuben genügen wird, um ihm diesen Unterschied deutlich zu machen.

Wir folgen dem Verfasser zu seinen Betrachtungen über den sittlichen Zustand des Bauernstandes in Kurland, namentlich in Betreff der Mäßigkeit. Wir unsererseits, mit Lithauen auch nicht ganz unbekannt, stimmen dem Correspondenten der Königsberger Zeitung unbedingt bei, wenn er die kurländischen Bauern vor den lithauischen sich auszeichnen läßt. Sonst wüßten wir es uns z. B. nicht zu erklären, warum namentlich in letzterer Zeit aus unserer Gegend so viele Bauern als Pächter, als Knechte, als Wirthschaftsaufseher nach Lithauen hin begehrt werden, um dort nicht allein zu vegetiren, sondern zu prosperiren, wo Lithauer verarmten. In Betreff der Mäßigkeitssache, gegen welche die Geistlichlichkeit Kurlands sich sehr lau und kalt bewiesen haben solle, Folgendes: Einsender dieses war, wenn nicht der erste, so wenigstens einer der ersten, der nun bereits vor einer langen Reihe von Jahren einen Mäßigkeitsverein in seiner Gemeinde gründete. Die Sache schien großen Fortgang zu gewinnen. Er suchte um Bestätigung seiner Vereinsstatuten nach. Die Regierung belobte seinen Eifer für die gute Sache, schlug aber die Bestätigung der Statuten ab, obgleich diese sehr einfach waren und namentlich nicht etwa eidliche Verpflichtungen ꝛc., sondern lediglich die öffentliche Namhaftmachung der Ein- und Austretenden, und auch diese selbstverständlich nur im Umkreise der Gemeinde, als einziges Bindemittel vorschlugen. Das wollte ihn anfangs befremden. Aber — die Erfahrung ließ ihn bald anderer Meinung werden; und bei allem Eifer für die Mäßigkeit warnen wir doch jeden unserer Amtsbrüder, zur Bekämpfung des in der Natur des Nordens wurzelnden Hauptlasters aller nordischen Völker, der Trunksucht, andere Mittel anzuwenden, als Förderung des intellectuellen und materiellen Wohlstandes des Volkes, weil bei zunehmender Geistesbildung auch nothwendig die Scheu wächst, sich durch dieses Laster dem Thiere ähnlich zu machen, bei steigendem Wohlstande aber sich andere, wenn auch theurere, doch den gleichen Erfolg — Wiederbelebung der durch Kälte und Nässe erschlafften Lebensgeister — herbeiführende Mittel, Thee, Bier, ja selbst Wein, ohne gleich große Gefahr der Entwürdigung seiner selbst, sich bieten und wie die Erfahrung lehrt auch immer mehr und mehr dem Brandwein vorgezogen werden. Die Trunksucht nimmt sichtlich, wenn auch noch nicht raschen, so doch sichern

Schrittes in Kurland immer mehr und mehr ab, und namentlich machen wir alle, denen das Wohl des Volkes am Herzen liegt, auf den erfreulichen Erfolg der Schule in dieser Beziehung aufmerksam. Wir wiederholen es: Förderung des intellectuellen und des damit in nothwendigem Zusammenhange stehenden materiellen Wohlstandes des Volkes ist das einzige, aber auch seines Sieges gewisse Mittel gegen die Trunksucht im Volke. Daß aber die evangelische Geistlichkeit Kurlands keinen Grund hat, die katholischen Priester Lithauens um den vom Verfasser gerühmten fleißigen Kirchenbesuch, um das beispiellose Vertrauen, um den Gehorsam ihrer Beichtkinder zu beneiden, dafür erläßt man uns wohl gern den Beweis; so wie wir auch unbedingt viele auf unserer Seite haben werden, wenn wir behaupten, daß eine bloß auf das beispiellose Vertrauen und den Gehorsam gegen die Priester gegründete „Enthaltsamkeit geistiger Getränke(!)" allerdings auf „Großartigkeit" Anspruch machen kann, aber schwerlich im Sinne des Verfassers, sondern nur etwa auf die Großartigkeit einer plötzlich erstandenen Ruine aus dem nicht überall von ihm gerühmten Mittelalter, die jeden Augenblick den Einsturz droht.

Auch über das kirchliche Gesangbuch des kurländischen Bauernstandes läßt sich der Verfasser aus. Allerdings wurde vor etwa 50 Jahren ein neues lettisches Gesangbuch eingeführt. Acht Gemeinden (nicht „drei bis vier") waren nicht zu bewegen gewesen, es auch nur für den kirchlichen Gebrauch anzunehmen, während fast überall noch im häuslichen Gebrauche das alte fortlebte, so lange nur immer noch die Trümmer des Buches vorhielten. Da ward eine neue Auflage des sogenannten alten Gesangbuchs veranstaltet und dieses ist jetzt fast überall auch wieder im kirchlichen Gebrauche, ohne daß irgendwo es zu seiner Wiedereinführung oder vielmehr seiner Wiederaufnahme mehr als nur der Nachricht bedurft hätte, daß es wieder zu haben sei und wieder gebraucht werden dürfe. Nun wissen wir nicht, ob unsere Leser, die das Buch nicht aus eigener Anschauung kennen, dem fortschreitenden Verfasser oder uns, die wir uns in dieser Beziehung gern für den Rückschritt entschieden haben, mehr Glauben zu schenken bereit sind. Wir aber verhehlen unsere Ansicht nicht: es wäre besser gewesen, wenn man das alte Gesangbuch nicht, wie es geschah, ganz unverändert abgedruckt, sondern einige nicht sowohl dem Inhalte als der Form nach nicht recht brauchbare Lieder in demselben durch neue bessere ersetzt hätte; aber auch in dieser unveränderten Gestalt scheint es uns dem wässrigen Producte von 1806 weit vorzuziehen. Es ist fast ausschließlich nur

Uebersetzung und zwar größtentheils sehr gelungene Uebersetzung der alten deutschen Kernlieder, die das Volk in Deutschland nicht weniger liebt und singt als das Kurlands. Der Teufel tritt allerdings in diesem Gesangbuche hin und wieder auf, aber durchaus nur in einer Gestalt, die schwerlich auch nur dem schwächlichsten Ritter vom Geist einiges Entsetzen einzuflößen vermöchte.

Der Schriftsteller über die Zustände des freien Bauernstandes in Kurland erinnert weiter an die bedauerlichen Volksbewegungen in Livland in den Jahren 1840—47; erzählt, daß nach dem Jahre 1847 bereits etwas mehr als 100,000 Evangelische zur orthodox-griechischen Kirche übergetreten seien; knüpft daran die Frage, wo sich hier der Einfluß der neuen Kirchenordnung und der lutherischen Pastoren gezeigt habe? und stellt nun, eben so billig als logisch! durch die an diese Mittheilungen geknüpfte Bemerkung, „nur ein Zufall habe damals Kurland vor diesen Verbesserungsversuchen geschützt", auch für Kurland die Wirksamkeit der neuen Kirchenordnung und der kurländischen Pastoren ins rechte Licht! — Nun, wir erwarten für uns wie für unsere livländischen Amtsbrüder von dem Interesse, mit welchem nicht allein alle Evangelischen Liv-, Kur- und Estlands in den vierziger Jahren auf Livland, sondern ganz Deutschland auf den Gang der Ereignisse in den confessionsverwandten Ostseeprovinzen hinblickten, mit Zuversicht, daß alle In- und Ausländer mehr über diese Ereignisse wissen, als der ungenannte Verfasser zu wissen sich stellet; und wollen unsererseits dankbar uns des Schutzes freuen, den der Zufall uns gewährte, ohne etwa, was vielleicht dem Einen und dem Andern in den Sinn kommen könnte, das energische Verfahren unserer Behörden gegen Emissäre, die Wachsamkeit der durch des überraschten Livlands Beispiel gewarnten kurländischen Geistlichkeit, die von der socialen Lage des livländischen Bauern so sehr verschiedene Lage des kurländischen, die in Livland freilich auf ganz andere, für den rohen Bauer vielleicht unwiderstehliche Probe gestellte, bald zwar, wenn auch zu spät wieder erwachte, in Kurland aber nie in dem Maße alterirte Zuneigung des Bauern zu seinem Geistlichen — gerade als dem Zufalle willkommene Mittel in den Vordergrund zu stellen. Uebrigens haben, so viel wir aus den uns übersandten gedruckten Verzeichnissen der Uebergetretenen entnommen zu haben glauben, nicht über 100,000, sondern nur etwas mehr als die Hälfte dieser Zahl incl. der sehr zahlreich vertretenen Minorennen, bis zu den Säuglingen herab, ihre Confession verlassen. So wenig aber z. B. Deutschland das über seine Söhne

gekommene Auswanderungsfieber gerade aus dem Mangel an Liebe zum deutschen Vaterlande herleitet, eben so wenig wird jeder Augenzeuge jene Uebertritte gerade aus dem Mangel an Liebe zur evangelischen Kirche und zu den Predigern derselben herleiten.

In die S. 12 jener Schrift angestimmten Klagen über den Aberglauben, über den Mangel an Vertrauen zur Justiz, über die Meineidigkeit des kurländischen Bauern, stimmen wir allerdings auch ein; doch theils behaupten wir mit gutem Rechte, daß der kurländische Bauer diese Gebrechen durchaus in keinem höhern Grade an sich hat, als der Bauer irgend wo anders, wo er auf derselben Bildungsstufe steht wie hier; theils leiten wir, mit des Bauern Denkweise sehr genau bekannt, seinen Standpunkt der Justiz gegenüber nicht wie der Verfasser aus dem „socialen Aberglauben her, daß rings um ihn die Justiz mehr die Mittel und den Stand der Parteien berücksichtige, als das positive Recht, welches letztere durch jene modificirt und umgangen werde;“ sondern vielmehr aus dem bei jedem noch ungebildeten Menschen stattfindenden Mangel an Verständniß für ein, über den individuellen Ansichten des Einzelnen stehendes positives Recht überhaupt und aus dem Wahne, der Mächtigere, dem ja natürlich auch alle erdenklichen Mittel zu Gebote stehen müssen, verfahre nur nach Willkühr und habe sich an kein Gesetz zu binden; daher jeder, der über dem Bauern steht, Gefahr läuft, für „unbarmherzig“ gehalten zu werden, wenn er in Folge eines Gesetzes den Wunsch eines Bauern nicht erfüllt, und jede niedere Behörde in dem Maße an Autorität beim Bauern verliert, als eine höhere, an die dieser etwa appellirte, die getroffene Entscheidung abändert; daher ferner jede niedere Autorität, mag sie eine noch so treue Vollzieherin des Willens einer höhern sein, sobald dieser von ihr zu vollziehende Wille dem Bauern nicht nach Sinn ist, für unbarmherzig gilt, während der Glanz der Gnade der höhern Autorität verbleibt. Von einem Staatsorganismus hat der Bauer noch keinen Begriff. Aus diesem Mangel an Verständniß für positives Recht stammt der vom Verfasser als unter den Bauern stereotyp geworden angeführte Satz: „Es ist nichts zu machen; Gott ist hoch; der Kaiser ist weit; die Herrn sind unbarmherzig,“ und nicht aus dem obigen „socialen Aberglauben.“ Doch gestehn wir, von diesem Satze wohl gehört, aber ihm selbst noch nicht aus eines Bauern Munde gehört zu haben; wie denn überhaupt das Sichnichtfügenwollen, das Weiterklagen sich allgemach mehr in den wie geistig überhaupt, so besonders moralisch zurückgebliebenen Theil des

Volkes zurückzieht. Missbrauch des Eides kommt leider häufig genug vor; und es wäre, wenn es eben nur auf die Prediger ankäme, wenigstens die Gelegenheit zum Meineide durch Einschränkung des Beeidigungsrechtes bedeutend seltner gemacht. Ob diese Einschränkung aber so leicht zu bewerkstelligen wäre, darüber enthalten wir uns billig jedes Urtheils.

Somit wäre, was wir unsrerseits zur Vertheidigung der so hart angegriffenen Kirche oder vielmehr Geistlichkeit zu sagen gehabt, erledigt, und wir gehn zur Schule über.

Von den Schulen Kurlands hatte der Correspondent gesagt, daß ihre Zahl sich von Jahr zu Jahr vermehre. Wir wollen gern das vielsagende „leider" mit dem der Verfasser diese Bemerkung begleitet, so deuten, als bedaure er es, daß nicht schon gleich anfangs bei Aufhebung der Leibeigenschaft 1817 die nöthige Anzahl Schulen, auf je 1000 beiderlei Geschlechts eine, errichtet worden, oder als gehe ihm wenigstens diese allmälige Vermehrung der Schulen zu langsam vorwärts; und in dieses Bedauern stimmen wir gern mit ein. Aber wenn der Verfasser an die Nachricht, daß der Adel 1840 eine Schule auf seinen Ritterschaftsgütern angelegt hat, die Bemerkung knüpft: „daß jedoch die neue Kirchenordnung wesentlich dazu beigetragen habe, muß in Abrede gestellt werden, und am Entschiedensten verwahren wir uns gegen etwaige Ansichten, daß die Geistlichkeit an der Vermehrung der Schule mit Verdienst hätte; sie verhielt sich in ihrer größten Mehrzahl passiv und legte die Hände ruhig in den Schooß. Das Verdienst in dieser Beziehung gehört dem Adel" — so müssen wir uns billig der Kirchenordnung und der so hart angegriffenen Geistlichkeit annehmen. Die neue Kirchenordnung schreibt allerdings bloß im Allgemeinen Lesen und Kenntniß des Katechismus als Erforderniß bei der Confirmation vor. Aber durch diese scheinbar so geringe Forderung legte sie dem Prediger einen Zwang auf und gab ihm Zwangsmittel in die Hände, die, wie jeder weiß, auf die Gründung und Entwickelung der Schule mehr eingewirkt haben, als der betreffende § der gleichfalls Allerhöchst bestätigten Bauerverordnung von 1817, der die Gründung einer Schule auf je 1000 Seelen beiderlei Geschlechts vorschreibt, aber begreiflicher Weise nicht dem Prediger vorschreibt, sondern zunächst dem Volke selbst; und es mußten von dem Augenblicke an nicht allein die Prediger, sondern auch manche andere Autoritäten sich die Frage stellen, wo denn das Bauernkind die nöthigen Kenntnisse im Lesen und im Katechismus hernehmen sollte, zumal da der Prediger möglicher Weise seine Anforderungen

an die Fertigkeit im Lesen und an die Kenntnisse im Katechismus bis zu einem Grade steigern konnte, der die besten bisherigen Leistungen des mütterlichen Unterrichts im Bauerhofe, oder eines als ABC-Lehrer sich nährenden Gebietskrüppels, oder eines den Winter über von seinem Handwerke rastenden Gebietsmaurers u. s. w. weit überflügelte. Es wäre Undank, wenn die Prediger Kurlands die Wohlthat verkennen wollten, die der Adel durch Gründung des Schullehrerseminars auf seinen Ritterschaftsgütern dem Lande erwies. Aber der Adel wird es uns nicht übel deuten, wenn wir nicht bloß bei der Einwirkung der neuen Kirchenordnung auf die Entwickelung des Schulwesens in Kurland stehn bleiben, sondern auch geradezu den Predigern einigen Einfluß auf diese Entwickelung vindiciren. Zur näheren Begründung dessen erlauben wir uns ein paar kurze statistische Bemerkungen. Die auf etwa 450,000 Seelen anzuschlagende kurländische Bauerschaft ist etwa zu 2 Fünfteln Krons-, zu 3 Fünfteln Privatbauerschaft, oder besser: sie sitzt zu $^2/_5$ auf Krons-, zu $^3/_5$ auf privaten, und zwar fast ausschließlich dem Adel gehörigen Gütern. Jede Kronsgemeinde bildet, um uns so auszudrücken, eine kleine Bauernrepublik unter einem Gemeindegerichte, dessen Glieder mit Ausnahme des Schreibers sie sich selbst wählt, in welcher aber der Arrendator der eigentlichen Gutsländereien, welchen Standes er immer sei, wenn er schon früher während der Frohne, eben weil nur Pächter und nur etwa auf 12 Jahr, nothwendig nur in einem sehr laxen Verhältniß zur Bauerschaft stand, jetzt vollends so gut wie nichts mehr zu sagen hat und als häufig noch sehr hoch geschrobener Pächter selbstverständlich nicht zu großen Opfern zu bewegen sein dürfte, zumal die Kronsbauerschaften durchschnittlich oder wohl überall factisch in einem sehr billigen Erbpachtbesitz ihrer Bauerhöfe, und, wenn nicht überall wohlhabend, so nur aus eigner Schuld nicht wohlhabend sind. Auf den Privatgütern ist es anders. Der Bauer steht da in einem abhängigeren Verhältnisse zu seinem Herrn, als nur zeitweiliger Pächter seines Grundstücks, er hat auch vielleicht im Durchschnitt genommen kein so reichliches Auskommen wie der Kronsbauer. Dagegen sieht der erbliche Gutsherr auf seine Bauern mit andern Augen hin und wird hundert Bedürfnissen der etwa ärmern aus eignen Mitteln abzuhelfen sich getrieben fühlen, denen in Kronsgemeinden die Gemeinde selbst abzuhelfen sich genöthigt sieht.

Wenn nun der Verfasser die hier angegebenen Verhältnisse nicht bestreiten kann; wenn er zugeben muß, daß in Kronsgemeinden der Prediger wohl fast allgemein der Einzige ist, der die Schulbildung der Bauerschaft

fördert und sich für das Schulwesen interessirt, und nicht etwa das von ihm selbst so niedrig gestellte Gemeindegericht; wenn ihm schwerlich ein Fall bekannt sein dürfte, wo die Domainenverwaltung befohlen, und nicht vielmehr nur die, oft wiederholentlich, gethane Bitte des Predigers genehmigt hätte, es möchte an diesem oder jenem Orte eine Schule geschaffen werden; wenn er schwerlich nachweisen kann, Adel oder Domainenhof habe irgend eine Kronsgemeinde mit einem Zöglinge des Seminars beschenkt, ihm aber bewiesen werden kann, daß hier und da ein Prediger für seine Kronsgemeinde unentgeltlich einen Schulmeister selbst herangebildet habe, daß viele, ja vielleicht die meisten Schulen in Kronsgemeinden dadurch entstanden sind, daß auf Veranlassung des Predigers die Küstorate zu Schulen hergegeben, die Küster von ihrem Prediger bewogen oder nur unter der Bedingung angestellt wurden, daß sie für eine, oft gar nicht in Betracht kommende, von der Gemeinde zu zahlende Löhnung die Bauerkinder unterrichten sollten; wenn ferner gleichwohl wird zugegeben müssen, daß die Kronsbauern Kurlands an Schulbildung im Ganzen der Privatbauerschaft wenigstens gleichstehn; wenn endlich wir vom Adel nicht Lügen gestraft zu werden fürchten, indem wir behaupten, daß auch eben nicht viele Schulen in Privatgemeinden existiren, die nicht auf die Bitte oder wenigstens unter Mitberathung mit dem Prediger vom Gutsherrn gestiftet worden, — so wird doch auch dem kurländischen Prediger einiger Antheil an dem, was zur Zeit bereits an Schulen in Kurland vorhanden ist, zugestanden werden müssen.

Was die vom Verfasser angeführten Landtagsverhandlungen von 1853 betrifft, so gestehn wir gern, nichts Genaueres über dieselben zu wissen, wie wir denn auch, als Prediger einer Kronsgemeinde und weit vom Sitz des Schullehrerseminars entfernt, zu diesem Seminare nie in specieller Beziehung gestanden haben. Nur bemerken wir in Bezug auf die in Besprechung gekommene deutsche Sprache, daß wir, obgleich wir wohl mehr vielleicht als der Verfasser davon überzeugt sind, es werde bald keine Letten mehr geben, gleichwohl zu denen gehören, die für jetzt noch die deutsche Sprache — sofern wir mit Recht unter der Volksschule eine Schule verstehn, in welche alle Kinder der Gemeinde gebracht werden, welche daher für jetzt sich schon, wenn's hoch kommt, mit zwei Wintersemestern wird begnügen müssen, und nicht etwa eine Schule, die nur von einer kleinen wohlhabenden Elite der Gemeinde, und zwar von jedem Schüler fünf, sechs Jahre hinter einander besucht wird — aus der Volksschule aus-

geschlossen zu sehn wünschen, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil der Unterricht in einer neuen Sprache die kurze Schulzeit noch sehr verkürzen würde, ohne dem Kinde mehr als nur ein paar Redensarten beizubringen, die während des nächsten Sommers schon alle wieder vergessen wären. Erst, meinen wir, müsse die Welt der Begriffe in unsern Bauerkindern erweitert werden, was sehr gut auch vermittelst der nicht aller Bildungsfähigkeit ermangelnden lettischen Sprache geschehen kann; dann erst können ihnen die deutschen Ausdrücke für diese neuen Begriffe gegeben werden. Neuer Begriff und fremder Ausdruck dafür zugleich ist zu viel. In den sogenannten Sommerschulen und sonst wo's immer geht, mag Deutsch lernen, wer immer Zeit und Lust und Mittel dazu hat, und dies geschieht auch bereits. — Sehn wir nun uns die Seminaristen an, so müssen wir unsere Ueberzeugung aussprechen, daß es noch manchem derselben an der nöthigen Demuth fehlt, um ein Mann des Volkes zu bleiben, was begreiflicher Weise unumgänglich nothwendig ist, wenn er nicht allein das Vertrauen des Volkes sich erwerben, sondern besonders unser Volk, welches die Schulkenntnisse, die über nothdürftiges Lesen und eine magere Bekanntschaft mit dem Katechismus hinausgehn, größtentheils noch für sehr unnütz, ja mit den Beschäftigungen des Landmannes für unvereinbar, diese dem Kinde nur verleidend hält, für die Schule gewinnen will. Was aber der Verfasser von der Knechtung der Schullehrer durch den „Kirchenherrn" spricht und mit so pikanten Anekdoten würzet, klingt uns so absonderlich, daß wir dem freien Willen der Leser, es zu glauben oder nicht, nicht vorgreifen wollen. Den Mangel an einem Schulgesetz bedauren wir mit dem Verfasser und leiten von diesem Mangel unter vielem Andern auch diesen und jenen Conflict her, der zwischen dem Adel, der Geistlichkeit und den Schullehrern hier und da in Schulangelegenheit vorgekommen sein mag, ferner auch die geringe Auswahl an tauglichen Schulbüchern — an allerlei kleinen Erzählungen, guten und schlechten, fehlt es nicht — weil bei der geringen Anzahl der Letten und den großen Druckkosten, die bei uns noch stattfinden, niemand auf gut Glück Etwas will drucken lassen, ehe die Aussicht, sein Buch als Schulbuch eingeführt zu sehn, ihn einigermaßen den Ersatz seiner Kosten hoffen läßt. Doch haben wir einige Aussicht, bald ein solches allgemein gültiges Schulgesetz ins Leben treten zu sehn, das einem jeden Betheiligten seine Rechte wie seine Pflichten in Bezug auf die Schule, besonders aber die nöthigen Mittel zur Erfüllung seiner Pflichten zutheilen wird. Dann werden unfehlbar sogleich mancherlei

Mangelhaftigkeiten einerseits und mancherlei Extravaganzen andrerseits, die jetzt noch unser kurländisches Volksschulwesen verunstalten, schwinden.

In Bezug auf den vom Verfasser so hart angeschuldigten Redacteur der lettischen Zeitung Kurlands — in Livland erscheint bekanntlich auch eine, dem kurländischen Volke doch eben so zugängliche lettische Zeitung, daher des Verfassers Bemerkung, es gebe für's Volk in Kurland nur eine lettische Zeitung, auch nicht stichhaltig ist — haben wir zu bemerken, daß dieser unermüdliche Arbeiter für das Lettenvolk bei diesem allgemeine Anerkennung und Dank findet, weniger aber bei einer gewissen, im transitorischen Zustande verbliebenen Abschichtung desselben — was seinem Vorgänger in der Redaction der Zeitung, in dessen Lob als Arbeiter für's Lettenvolk wir übrigens von Herzen mit einstimmen, gewiß in noch viel größerm Maße begegnet wäre, wenn er die ersten Anfänge dieser Abschichtung überlebt hätte. Diese trat damals noch schüchtern auf und ließ sich noch belehren, ist aber leider später an einer gewissen „Kurzdarmigkeit" erkrankt; und während die alte Schule noch dem Volke zuzurufen sich für berechtigt hält: „Seht, das könnt und sollt Ihr werden, und so müßt Ihr's anfangen, um das zu werden, was Ihr werden könnt und sollt," — spricht die neue fixfertige Schule, in Liebe sich das Volk assimilirend: „Seht, was Ihr schon für Leute seid!" Daher die Dissonanz. Daß es bei unserm Autor auch noch nicht so ganz klar ist, müssen wir z. B. daraus schließen, daß er dem, der die geistige Finsterniß der Italiener hervorhebt, um dieser Aeußerung willen „ultramontaner Anschauungen" beschuldigt. Doch dies mag hingehen. Wenn der Verfasser aber das tadelt, daß in der vom Pastor Schulz in lettischer Sprache herausgegebenen Geographie für den kurländischen Bauern die Vorzüge Kurlands hervorgehoben werden, so gestehn wir gern, daß auch wir jede Gelegenheit ergreifen, um dem Bauern unser Ländchen anzupreisen, erstens weil wir der Meinung sind, daß wer nie sein kleines Vaterland geliebt, auch nie sein großes lieben werde; zweitens weil der kurländische Bauer unser Ländchen in seinen Liedern selbst schon das „Gottesländchen" nennt; und dann drittens, weil wir wirklich das Loos des kurländischen Bauern, wenn er selbst nur sein will, wie er sein kann und soll, für ein höchst glückliches und beneidenswerthes halten.

Mehr jedoch als aus den Citaten aus dem Schulzschen Büchelchen könnte möglicher Weise der Ultramontanismus der kurländischen Prediger aus dem vom Verfasser so oft hervorgehobenen Titel „gnädiger Kirchenherr" hervorleuchten. Aber die Sache ist nicht so gefährlich wie sie aussieht.

Denn einmal ist das Attribut „zeenigs," welches der Lette wohl so ziemlich durch ganz Kurland jedem Standes- und Amtstitel vorsetzt, vom Patrioten sehr frei mit „gnädig" übersetzt, während es in der That nichts mehr und nichts weniger bedeutet, als „verehrlich;" und dann sind die Prediger gewiß sehr unschuldig daran, daß die Armuth seiner Sprache den Letten nöthigt, jeden, der nicht ein rein bäuerliches Amt oder ein bloßes Handwerk betreibt, in der Art zu betiteln, daß er auf den Genitiv des Ortes oder des Bereiches seiner Wirksamkeit das Wort „Herr" folgen läßt. So heißt z. B. der Verwalter eines Hofes (Gutes) im Lettischen „Hofesherr," der Förster „Waldesherr," der Richter „Gerichtsherr" u. s. w. und eben so ist's denn auch gekommen, daß der Pastor „Kirchenherr" geworden ist, für welchen Titel indessen in vielen Gegenden Kurlands gewöhnlich Ausdrücke wie „lieber Lehrer" oder „verehrlicher Lehrer," oder auch „verehrlicher Vater" gebraucht wird, dessen Verkleinerungswort „Väterchen" der Verfasser wenigstens in Rußland gern gelten läßt. Vielleicht wäre er aber nachsichtiger gegen den Titel „Kirchenherr" gewesen, wenn unsre Bauern auch schon ihre Volkslehrer „Schulherrn" titulirten, wie sie für jetzt die Lehrer an andern Schulanstalten nennen, und nicht bloß Schulmeister, obgleich uns dieses auch schon ein sehr vielsagender Titel zu sein scheint.

Doch genug über die von dem Verfasser so hart angegriffene Kirche und Schule Kurlands. Unser Adel wird sich wahrscheinlich durch die ihm von demselben gewundenen Kronen eben so wenig geschmeichelt fühlen, als die Geistlichkeit durch den Tadel, den er über sie ausschüttet, gedemüthigt.

Nur über Eines noch fühlen wir uns eben so berechtigt als gemüßigt unsre auf genaue Bekanntschaft mit den Letten Kurlands gegründete Ansicht auszusprechen, nämlich über den vom Verfasser geschilderten „angeborenen Haß der Letten gegen die Deutschen."

An den namentlich vor Einführung der Dreschmaschine durch ganz Kurland herrschenden, bis zur Stunde auch dort, wo die Frohne schon längst aufgehört hat, bei den Bauern noch fortdauernden Gebrauch, in der Nacht zu dreschen, — den jeder Andere sich für den Anfang des Herbstes aus dem Gedränge der Arbeiten, da Saat und Ernte zusammenfällt, und für den Spätherbst und Winter aus der Länge der Nächte erklären würde, die der Bauer doch unmöglich mit Schlafen allein zubringen kann, — knüpft unser schwarzsichtiger Autor Betrachtungen über den erwähnten Haß und führt zum Beweise für denselben alte Lieder an, die er National-lieder zu nennen beliebt, obgleich in denselben nur von Knechten und

Herrn, mit keiner Sylbe aber von Letten und Deutschen die Rede ist. Meint er denn, daß da, wo noch die von ihm mit einer Art von Satisfaction angeführte Volksjustiz herrscht, nicht auch im Munde des Volkes solche Nationallieder sich finden, wie er sie nennt? Sollte es ihm, wenn er behauptet, „daß die Letten, wenn sie jemanden unter sich einen Deutschen nennen, damit eben nichts Schmeichelhaftes ausdrücken wollen," — denn unbekannt sein, daß sie unter sich noch manche andre Nationalität als Schimpfnamen brauchen, ohne daß daraus Haß gegen dieselben gefolgert werden kann? Daß z. B. häufig ein Lette den andern eben nicht um ihm zu schmeicheln einen Deutschen nennt, bloß weil dieser bereits einen deutschen Rock anhat, den jener sich nur noch erst wünscht? — Es wäre doch ein gar zu wunderlicher Haß einer Nationalität gegen die andre, wenn wir die hassende unaufhaltsam in die gehaßte überzugehn bestrebt sehn! — Wir unsrerseits wiederholen unsre schon einmal in diesen Blättern ausgesprochene Behauptung, daß die Letten sich als Nation gar nicht kennen, sondern nur als Stand, daß daher von einem Nationalhaß gar nicht die Rede sein kann, sondern nur allenfalls von einem Standeshaß, der übrigens auch durchaus nicht in unserm Lettenvolke allgemein ist, sondern nur dort etwa auftaucht, wo harte Herrn ihre Bauern drücken; wir behaupten daher, daß jede Erinnerung der Letten an eine noch sehr zu bestreitende, jedenfalls aber längst entschwundene Herrlichkeit des Lettenvolkes zu Wasser und zu — Walde, jede Erinnerung an die in jenen alten Zeiten, aus denen die angeführten Lieder stammen mögen, erlittenen Bedrückungen nichts weiter ist, als eine mindestens höchst unverständige Störung und ein Hemmniß, die wie dem fortschreitenden Bauern selbst, so denen, die ihn weiter bringen wollen, in den Weg gelegt werden; und wenn gar solche Aeußerungen gehört werden sollten, wie: „Der Deutsche muß herunter, der Lette muß herauf," so weiß jeder, der unsre Zeit irgend versteht, besser als unser Patriot es weiß, „wie weit es in der Zeit ist." Jenen aus alter Zeit angeführten Liedern, die für den vermeintlichen Nationalhaß sprechen sollen, in der That aber, wie schon bemerkt, nur dafür sprechen, daß wie überall, so auch hier, sonst weniger Humanität geherrscht hat als jetzt, wofür kein Vernünftiger die Jetztzeit wird verantwortlich machen wollen — jenen alten Liedern setzen wir zur Bestätigung unsrer Behauptung zwei dem Verfasser gewiß auch sehr bekannte, in unserm Lettenvolk Kurlands gangbare Redensarten aus neuer Zeit entgegen. Die eine lautet: „Gott schütze uns vor Herrn unsres Standes," und die zweite: „ohne Gott und ohne Herrn

kann kein Mensch sein." Daß die erstere so viel heißt als: „Gott schütze uns vor einem lettischen Herrn," wird der Verfasser eben so wissen, wie, daß in der That selbst noch zur Zeit der Frohne ohne Leibeigenschaft, vollends aber noch zur Zeit der Leibeigenschaft dort die Letten am übelsten fuhren, wo ein Gutsherr einen Letten zum irgend unumschränkten Gutsverwalter machte. Auf die vielen Letten oder vielmehr ehemalige Letten, die jetzt Arrenden besitzen, können wir übrigens Obiges um so weniger beziehn, als das Pachtverhältniß den Herrn zum Bauern jetzt ganz anders gestellt hat, als er sonst stand. Wenn in der zweiten Redensart aber der Verfasser etwa den Einfluß des Ultramontanismus der Prediger erkennen will, so lassen wir uns das gern gefallen. Diese aus viel neuerer Zeit stammenden Redensarten fallen unsres Erachtens bei Beurtheilung des Verhältnisses, in welchem der Lette zum Deutschen in Kurland steht, weit mehr ins Gewicht, als jene Liederchen aus alter Zeit, möglicher Weise noch aus jener Zeit, wo noch Perkun hier seine Altäre hatte. Ein Arkadien fanden hier die Deutschen schwerlich vor.

Doch wir fürchten unsre Leser zu ermüden; darum nur noch ein paar Worte, die uns der Gesammteindruck eingiebt, welchen die Broschüre auf uns gemacht hat.

Auch wir erkennen sehr wohl, daß an Vielem bei uns noch Vieles auszusetzen ist, daß aus dem Fortschrittswege, den unser kleines wie unser großes Vaterland beschleunigten Schrittes eingeschlagen hat, noch viele Hemmnisse zu entfernen sind. Auch wir ehren ein freies Wort, wenn es mit offnem Visir, streng in den Grenzen der Wahrheit und der Mäßigung auftritt. Wir haben aber allen Grund zu zweifeln, daß der guten Sache auf dem Wege, den der Verfasser der hier besprochenen Schrift betreten, gedient werde. Durch seine leidenschaftliche Befangenheit und die zahlreichen irrigen Angaben über factische wie rechtliche Verhältnisse — unverzeihliche Sünden bei Jedem, der an das Publicum appellirt — hat er es verschuldet, wenn selbst das mit Mißtrauen aufgenommen wird, was er wohlbegründeter Weise zu rügen gefunden. Auch wir hoffen eine große Zukunft für unser großes Vaterland, aber unsere Hoffnung beruht zunächst auf der Ueberzeugung, daß wahre Größe für niedrige Schmeichelei unzugänglich ist." —

So weit Herr Pastor Brasche.

Von anderer Seite ist in Veranlassung der oben erwähnten Broschüren uns eine, wie uns bedünkt, sehr beachtenswerthe Notiz, die Gemeinde-

verhältnisse und die Freizügigkeit des kurländischen Bauern betreffend, zugegangen, welche wir hier folgen lassen:

„Unter dem Titel:

„Zur Emancipationsfrage des russischen Volkes. Die Zustände des freien Bauernstandes in Kurland. Von einem Patrioten. Seinem großen Vaterlande in Liebe gewidmet" —

ist vor einigen Monaten in Leipzig eine Broschüre erschienen, welche die kurländischen bäuerlichen Zustände als „traurige und schmachvolle" schildert und darauf hin sagt, zuerst:

„Der russische Bauer habe zu wünschen, daß sein Herr streng das Gesetz beachte; der kurländische Bauer habe zu fürchten, daß sein Herr gesetzlich verfahre,"

und sodann:

„Wenn es mit der Emancipation des russischen Volkes nicht besser bestellt sein sollte, als mit der gegenwärtigen Lage der freien Letten in Kurland, so wäre man aus dem Regen in die Traufe gerathen, und der Menschenfreund hätte Ursache genug, wegen der dem russischen Volke zugefallenen Freiheiten und Rechte eine Thräne des Mitleids fallen zu lassen."

Die Erwiederung aus Kurland hat auf sich nicht lange warten lassen. C. Neumann hat (s. o.) die Behauptungen dieser Broschüre über die kurländischen bäuerlichen Rechtsverhältnisse durch Anführung positiver Gesetzesbestimmungen als unrichtig nachgewiesen.

Damit ist es der Entgegnung freilich gelungen zu überzeugen, daß nicht allein der russische, sondern auch der kurländische Bauer zu wünschen habe: sein Herr möge gesetzlich verfahren. Aber die Angriffe in jener Broschüre sind trotz ihrer schwarzen Färbung denn doch nicht überall so ganz unberechtigt. Das Unterrichtswesen der Bauern in Kurland ist ungeordnet, es fehlt bis heute ein allgemeines Schulreglement; die Gemeindeschreiber haben eine Zwitterstellung, man weiß nicht: gehören sie zum Dienstpersonal des Gutsherrn oder sind sie den Beamten des Staates zuzuzählen; das Freizügigkeitsrecht ist mit hemmenden Formen umgeben, ohne Zustimmung des Herrn und der Gemeinde kann es kaum ausgeübt werden; und endlich: auch andere Stimmen, nicht die in der Broschüre allein, sind über die Ausbeutung der Geldpacht laut geworden. Deshalb bleibt zu wünschen, die Gegenschrift hätte sich nicht fast ausschließlich auf eine Darlegung

der gesetzlichen Zustände beschränkt, sondern auch Anlaß genommen, über die bäuerlichen Verhältnisse im Allgemeinen mehr Licht zu verbreiten.

In 43 Jahren hat Kurland sich aus der Leibeigenschaft zur Freiheit, aus der Frohne zur Geldpacht erhoben und schon beginnt die Krone auf ihren Domainen dem Bauern Grundeigenthum zu verleihen. So gelangen die bäuerlichen Verhältnisse dort in nicht abgeschlossener, sondern fortschreitender Entwickelung aufs neue an eine Uebergangsperiode und es fragt sich: wie diese weitere Fortbildung im Interesse Aller zu fördern ist? Daß die Geldpacht an sich ein bedeutender Fortschritt ist und den Wohlstand der Bauern hebt; daß sie für den Bauern, wenn nicht Rechte Dritter geschädigt werden sollen, der fast alleinige Weg bleibt, um zu Kapital und durch dasselbe zum Eigenthum an seiner Pächtstelle zu gelangen, darüber werden die Meinungen kaum sehr verschieden sein. Allein Otto v. Rutenberg sagt in der Vorrede zu dem zweiten Theile seiner Geschichte der Ostseeprovinzen in Beziehung auf Kurland:

„Mit Bedauern aber muß ich hier hinzufügen, daß in einzelnen — leider nicht ganz vereinzelten — Fällen die Gutsbesitzer sich gegen ihre Bauern ein Verfahren erlauben, wodurch der ganze Segen der neuen Zustände wieder in Frage gestellt werden kann. Einige Gutsherren verpachten nämlich die Bauernhöfe nur auf ein Jahr und treiben dann die Pachtsumme von Jahr zu Jahr in die Höhe; und die armen Bauern zahlen die heraufgeschrobenen Summen, theils weil sie den ererbten oder sonst ihnen lieb gewordenen Bauernhof nicht verlassen wollen, theils weil sie als Pächter bei der Rekrutenloosung in die dritte Classe gehören und dadurch dem Militairdienste entzogen sind. Andere Herren bleiben zwar bei der zuerst bedungenen Pachtsumme, legen aber jedem Bauernhofe wieder eine kleine Frohne auf, die von Jahr zu Jahr gesteigert werden kann. Noch Andere ziehen einen Theil der Gesinde ein, machen aus denselben neue Beihöfe und verdrängen die Bauern theilweise von ihrem Grundbesitz. Einzelne endlich, härter noch als die Ritter des Mittelalters, haben alles Bauernland an sich gerissen und die Bauerngemeinden, wie man das mit einem Kunstausdrucke nennt, gesprengt.*) Sie haben dadurch allerdings den Ertrag ihrer Güter

*) Zum Verständniß dessen muß für Personen, die diesen Verhältnissen ferner stehn, bemerkt werden, daß die Agrar-Gesetzgebung Liv- und Estlands vor der Kurlands den nicht genug hervorzuhebenden Vorzug hat, daß in jenen Provinzen ein abgegrenztes, den bei weitem größern Theil des bebauten Grundes und Bodens in sich begreifendes Bauerland

aufs drei- und selbst aufs vierfache gesteigert, sie haben aber auch die ganze Bauerschaft von ihrem Heimathsboden weg als Tagelöhner, d. h. als künftige Proletarier in die Welt hinaus und ins Elend gestoßen. Dem gegenüber haben denn freilich auch wohlwollende und mitleidige Herren alle ihre Bauernhöfe für mäßige und selbst für geringe Summen auf viele Jahre hinaus verpachtet rc."

Dieser Stimme gegenüber mag immerhin noch die Meinung vertreten werden, daß überall Mißbrauch und Ausschreitungen nicht ganz zu verhüten sind, doch ist damit die Frage nicht beseitigt: ob die Pachtvereinbarung des Herrn und Bauern in Wahrheit für beide Theile eine gleich freie ist? Schon die §§. 174. und 186. der kurländischen Bauerverordnung, nach welchen die Pacht eines Bauernhofes mit dem Tode des Pächters erlischt, ohne auf dessen Erben überzugehen und Entschädigungsansprüche für Verbesserungen nicht zugelassen werden, begünstigen den Herrn vielleicht mehr als gut ist. Dem Pächter und Dienstboten ist nur ein gesetzlicher Weg geblieben, sich den Forderungen eines harten Herrn zu entziehen: sie sind auf die Benutzung der Freizügigkeit angewiesen. In der That aber scheint dieses Mittel durch die Handhabung des Freizügigkeitsrechts fast wirkungslos zu sein. Allerdings ist die Landpflichtigkeit in Kurland aufgehoben; auch ertheilt der §. 149. des Bauerngesetzes dem Bauern das Recht, Dienstverträge außerhalb der Gemeinde einzugehen; und die Civil-Oberverwaltung hat am 30. Octbr. 1847 Nr. 1258 in Erinnerung gebracht, daß ihm das Freizügigkeitsrecht nicht zu verkürzen sei. Man sollte also glauben, der Bauer könne sich unbehindert und frei bewegen. Das ist jedoch nur nach einer Richtung der Fall: er kann mit Beachtung der gesetzlichen Formen seine Heimath ganz aufgeben. Will er das nicht, fordert er einen Paß, um außerhalb derselben eine Pacht- oder Dienststelle anzunehmen, dann gestaltet sich die Sache anders: ein Paß wird nur ertheilt, wenn in der Gemeinde die nöthige Arbeitskraft vorhanden ist. Fehlt diese Kraft, deren gesetzlicher Umfang für den Bedarf nicht festgestellt ist, so hat der Bauer auf den Paß zu verzichten und muß trotz

---

existirt, das der Gutseigenthümer in keiner andern Weise, als durch Vermittelung des Bauern als Fröhners, Pächters oder Käufers verwerthen kann (§§. 3. 8. und 126. der Livl. Agrar- und Bauerverordnung von 1849); während in Kurland kein gesetzlicher Unterschied zwischen Hofes- und Bauerland vorhanden ist und es keinem Gutseigenthümer gewehrt werden kann, sämmtliche Gesinde seines Gutes eingehn zu lassen und das zu denselben gehörende Land direct für sich zu benutzen. D. Red.

des Freizügigkeitsrechts in seiner Gemeinde bleiben, denn, so behauptet man, er ist gemeindepflichtig. Freilich können auch Pässe erlangt werden. Wir sehen es aus den häufigen Bekanntmachungen der kurländischen Gouvernementszeitung, wo bei Androhung einer Kündigung auswärtige Gemeindeglieder zurückberufen werden. Aber dieses Kündigungsrecht ist die Befugniß des Herrn und der Gemeinde, ohne Angabe eines Grundes jedes Gemeindeglied, mit Ausnahme der Gemeindebeamten, aus der Heimath zu verbannen, d. h. durch Umschreibung nach einer fremden Gemeinde überzusiedeln. Also: der Bauer hat innerhalb der Gutsgrenzen seines Herrn eine Pacht- oder Dienststelle anzunehmen oder — er muß seine Heimath gänzlich verlassen. Nach diesem Maße der Freiheit wird daher mit Nothwendigkeit die Gegenseitigkeit der Vereinbarung des Gutsherrn und Bauern über Pacht- und Dienstverträge zu messen sein.*)

Dennoch hören wir Klagen aus Kurland über Mangel an Arbeitskraft und man hat an einigen Orten sogar mit Hilfe der Polizei den Gütern und Bauerhöfen die freien Dienstboten zugetheilt. Zwar sollte nach dem §. 252 der Bauerverordnung in jedem Kirchspiele ein Mäkler sich vorfinden: „an den sich Pächter oder Dienstboten, die Pacht- oder Dienststellen suchen, und auch Grundeigenthümer, die Pachtstellen zu vergeben haben oder Dienstboten brauchen, zu wenden haben, um durch denselben die nöthigen Nachweisungen zu erhalten.“ Indessen dieses Institut hat die entsprechende Entwickelung nicht gefunden, sondern ist leider wirkungslos geblieben. Wir sagen: leider! Denn uns scheint in diesem Institute nicht allein das gesetzliche, sondern auch das geeignetste Mittel zu liegen, die Arbeitskräfte auszugleichen und durch freie Concur-

*) Auch in dieser Beziehung sind die livländischen Bauerverhältnisse den kurländischen gegenwärtig um einen bedeutungsvollen Schritt voraus. Die persönliche Freiheit des Bauern ist durch die Bestimmung des §. 397 der Agrar- und Bauern-Verordnung zur Wahrheit geworden: „Dienstverträge können nicht nur innerhalb der Bauergemeinde, sondern auch außerhalb derselben mit der Gutsherrschaft, wie endlich auch außerhalb des Gutes, überhaupt in andern Stadt- und Landgemeinden abgeschlossen werden.“ Die §§. 401 und 402 sichern das Gemeinde-Interesse gegenüber solchen Gemeindegliedern, welche Erwerb und Thätigkeit außerhalb der Gemeinde selbst haben, durch Errichtung einer besondern Dienstboten-Casse, zu welcher nicht allein die in andern Stadt- und Landgemeinden, sondern auch die dem Hofe unmittelbar oder Personen, die auf Hofesland wohnen, dienenden Gemeindeglieder eine jährliche Steuer entrichten müssen. Im letzteren Falle zahlt die Dienstherrschaft diese Abgabe.

D. Red.

aufs drei- und selbst aufs vierfache gesteigert, sie haben aber auch die ganze Bauerschaft von ihrem Heimathsboden weg als Tagelöhner, d. h. als künftige Proletarier in die Welt hinaus und ins Elend gestoßen. Dem gegenüber haben denn freilich auch wohlwollende und mitleidige Herren alle ihre Bauernhöfe für mäßige und selbst für geringe Summen auf viele Jahre hinaus verpachtet rc."

Dieser Stimme gegenüber mag immerhin noch die Meinung vertreten werden, daß überall Mißbrauch und Ausschreitungen nicht ganz zu verhüten sind, doch ist damit die Frage nicht beseitigt: ob die Pachtvereinbarung des Herrn und Bauern in Wahrheit für beide Theile eine gleich freie ist? Schon die §§. 174. und 186. der kurländischen Bauerverordnung, nach welchen die Pacht eines Bauernhofes mit dem Tode des Pächters erlischt, ohne auf dessen Erben überzugehen und Entschädigungsansprüche für Verbesserungen nicht zugelassen werden, begünstigen den Herrn vielleicht mehr als gut ist. Dem Pächter und Dienstboten ist nur ein gesetzlicher Weg geblieben, sich den Forderungen eines harten Herrn zu entziehen: sie sind auf die Benutzung der Freizügigkeit angewiesen. In der That aber scheint dieses Mittel durch die Handhabung des Freizügigkeitsrechts fast wirkungslos zu sein. Allerdings ist die Landpflichtigkeit in Kurland aufgehoben; auch ertheilt der §. 149. des Bauerngesetzes dem Bauern das Recht, Dienstverträge außerhalb der Gemeinde einzugehen; und die Civil-Oberverwaltung hat am 30. Octbr. 1847 Nr. 1258 in Erinnerung gebracht, daß ihm das Freizügigkeitsrecht nicht zu verkürzen sei. Man sollte also glauben, der Bauer könne sich unbehindert und frei bewegen. Das ist jedoch nur nach einer Richtung der Fall: er kann mit Beachtung der gesetzlichen Formen seine Heimath ganz aufgeben. Will er das nicht, fordert er einen Paß, um außerhalb derselben eine Pacht- oder Dienststelle anzunehmen, dann gestaltet sich die Sache anders: ein Paß wird nur ertheilt, wenn in der Gemeinde die nöthige Arbeitskraft vorhanden ist. Fehlt diese Kraft, deren gesetzlicher Umfang für den Bedarf nicht festgestellt ist, so hat der Bauer auf den Paß zu verzichten und muß trotz

---

existirt, das der Gutseigenthümer in keiner andern Weise, als durch Vermittelung des Bauern als Fröhners, Pächters oder Käufers verwerthen kann (§§. 3. 8. und 126. der Livl. Agrar- und Bauerverordnung von 1849); während in Kurland kein gesetzlicher Unterschied zwischen Hofes- und Bauerland vorhanden ist und es keinem Gutseigenthümer gewehrt werden kann, sämmtliche Gesinde seines Gutes eingehn zu lassen und das zu denselben gehörende Land direct für sich zu benutzen. D. Red.

des Freizügigkeitsrechts in seiner Gemeinde bleiben, denn, so behauptet man, er ist gemeindepflichtig. Freilich können auch Pässe erlangt werden. Wir sehen es aus den häufigen Bekanntmachungen der kurländischen Gouvernementszeitung, wo bei Androhung einer Kündigung auswärtige Gemeindeglieder zurückberufen werden. Aber dieses Kündigungsrecht ist die Befugniß des Herrn und der Gemeinde, ohne Angabe eines Grundes jedes Gemeindeglied, mit Ausnahme der Gemeindebeamten, aus der Heimath zu verbannen, d. h. durch Umschreibung nach einer fremden Gemeinde überzusiedeln. Also: der Bauer hat innerhalb der Gutsgrenzen seines Herrn eine Pacht- oder Dienststelle anzunehmen oder — er muß seine Heimath gänzlich verlassen. Nach diesem Maße der Freiheit wird daher mit Nothwendigkeit die Gegenseitigkeit der Vereinbarung des Gutsherrn und Bauern über Pacht- und Dienstverträge zu messen sein.*)

Dennoch hören wir Klagen aus Kurland über Mangel an Arbeitskraft und man hat an einigen Orten sogar mit Hilfe der Polizei den Gütern und Bauerhöfen die freien Dienstboten zugetheilt. Zwar sollte nach dem §. 252 der Bauerverordnung in jedem Kirchspiele ein Mäkler sich vorfinden: „an den sich Pächter oder Dienstboten, die Pacht- oder Dienststellen suchen, und auch Grundeigenthümer, die Pachtstellen zu vergeben haben oder Dienstboten brauchen, zu wenden haben, um durch denselben die nöthigen Nachweisungen zu erhalten.“ Indessen dieses Institut hat die entsprechende Entwickelung nicht gefunden, sondern ist leider wirkungslos geblieben. Wir sagen: leider! Denn uns scheint in diesem Institute nicht allein das gesetzliche, sondern auch das geeignetste Mittel zu liegen, die Arbeitskräfte auszugleichen und durch freie Concur-

---

*) Auch in dieser Beziehung sind die livländischen Bauerverhältnisse den kurländischen gegenwärtig um einen bedeutungsvollen Schritt voraus. Die persönliche Freiheit des Bauern ist durch die Bestimmung des §. 397 der Agrar- und Bauern-Verordnung zur Wahrheit geworden: „Dienstverträge können nicht nur innerhalb der Bauergemeinde, sondern auch außerhalb derselben mit der Gutsherrschaft, wie endlich auch außerhalb des Gutes, überhaupt in andern Stadt- und Landgemeinden abgeschlossen werden.“ Die §§. 401 und 402 sichern das Gemeinde-Interesse gegenüber solchen Gemeindegliedern, welche Erwerb und Thätigkeit außerhalb der Gemeinde selbst haben, durch Errichtung einer besondern Dienstboten-Casse, zu welcher nicht allein die in andern Stadt- und Landgemeinden, sondern auch die dem Hofe unmittelbar oder Personen, die auf Hofesland wohnen, dienenden Gemeindeglieder eine jährliche Steuer entrichten müssen. Im letzteren Falle zahlt die Dienstherrschaft diese Abgabe.

D. Red.

renz sowohl die Geldpacht als den Arbeitslohn auf den wirklichen Werth zu stellen. Daß nun bei der bisherigen Handhabung des Freizügigkeitsrechts das Institut der Mäkler alle Bedeutung verlieren mußte, dafür dürfte wohl kein besonderer Beweis zu führen sein; aber man muß bedauern, die gute Absicht der Verfasser des kurländischen Bauergesetzes und deren kluge Voraussicht so sehr verkannt zu sehen. Sie vergaßen nicht, daß Freiheit und Leibeigenschaft nie zu vereinen und die Vortheile beider, wie man auch darnach streben mag, gleichzeitig nicht zu erlangen sind.

Diese Widersprüche zwischen den thatsächlichen und gesetzlich gegebenen Zuständen bieten vorzugsweise das Material, die bäuerlichen Verhältnisse Kurlands anzugreifen und zu tadeln. Darum wäre es eine dankenswerthe Arbeit, wenn über die dortigen bäuerlichen Zustände und ihre Fortentwickelung bis auf den heutigen Standpunkt eine eingehende Darlegung gegeben würde. Dagegen können die entstellenden Schilderungen in jener Broschüre keinen Beifall finden. Sie haben nicht der Wahrheit, sondern fremden Zwecken gedient."

Der erste Jahrgang der Baltischen Monatsschrift.

Wir stehn am Abschlusse des ersten Jahrganges der Baltischen Monatsschrift. Nicht unberechtigt erscheint es uns, wenn wir jetzt an der Schwelle eines neuen Jahrganges zurückschauen auf den leitenden Gedanken, aus dem diese Zeitschrift hervorgegangen, wenn wir festen und ungetrübten Auges die Summe ziehn aus den Erfahrungen, die wir bei dem ernsten Streben nach der Verwirklichung jener Idee gemacht, wenn wir endlich darnach die Erwartungen berechnen, die an die Zukunft der Monatsschrift geknüpft werden können.

Die Baltische Monatsschrift wollte nach ihrem Programme „zu „einem öffentlichen Organe dienen, welches, aus dem Boden dieser Pro- „vinzen erwachsend, doch zugleich mit erweitertem Blicke über sie hinaus- „reichte und ihnen den organischen Zusammenhang ihrer Entwickelung „mit dem Culturgange des großen Reiches, dessen sie ein kleiner, aber „gewiß nicht unwichtiger Theil sind, wie mit dem des Auslandes, von „dem sie stammen, zum Bewußtsein brächte; sie wollte einen Sammel- „punkt bieten, zu welchem Jeder nach Beruf und Kräften bringen und „wo Jeder finden möge, was zum Wohle dieser Provinzen, wie des „Staates, dem sie angehören, dienlich ist.

In der Zuschrift an die zu Mitarbeitern Aufgeforderten hieß es:

„Die Redaction ist sich dessen völlig bewußt, daß eine Aussicht auf „die Erreichung der durch diese Zeitschrift angestrebten Zwecke nur durch

„das Zusammenwirken der in diesen Provinzen und im übrigen Rußland „vorhandenen intellectuellen Kräfte vorzugsweise des deutschen Elementes „gewonnen werden kann. Sie kann daher nichts versprechen, als was „ihr von Seiten derjenigen zugesagt und gehalten wird, welche die hier „verfolgten Interessen zu fördern und durch das lebendige Wort zu „vertreten berufen sind; sie bietet sich aber nur als Vermittlerin zwischen „diesen in ihrer Vereinzelung unmächtigen Kräften und der Oeffentlichkeit „an; sie wird endlich so viel an ihr ist, ihre Pflicht thun, um in solchem „Sinne zu wirken und muß daher den ganzen Erfolg ausschließlich davon „abhängig machen, daß die zur thätigen Theilnahme an dem Unternehmen „Berufenen dasselbe einmüthig und rückhaltlos unterstützen.“

Daß die Idee der Monatsschrift eine berechtigte, daß sie nicht ein flüchtiger Einfall war, sondern einem wirklich vorhandenen Bedürfnisse entsprach — dafür liegen der Redaction unzweideutige Beweise in der freudigen Zustimmung vor, die das Unternehmen von vielen Seiten, von nah und fern erfahren hat, dafür spricht die zahlreiche Betheiligung des lesenden Publicums, welche es möglich gemacht hat, die Zeitschrift im zweiten Jahre ihres Bestehens der eignen Kraft zu überlassen, ohne daß die Beihülfe der gemeinsinnigen Männer, denen die Monatsschrift ihre materielle Begründung verdankt, weiter in Anspruch genommen werden müßte.

In geringerem Maße, als wir es gehofft, hat dagegen eine Betheiligung des schreibenden Publicums stattgefunden. Die Erwartungen konnten von vorn herein nicht hoch gespannt werden; wir haben eben keine berufsmäßigen Schriftsteller; dennoch — so hofften wir — würde der gute Wille die endemische Scheu vor der Oeffentlichkeit überwinden; an dem Vorhandensein der Kraft und Befähigung in dem Publicum unserer Provinzen, das Unternehmen geistig zu halten, zweifelten wir nicht.

Indessen wir — und vielleicht auch das Publicum der Baltischen Monatsschrift — haben manche Enttäuschung erfahren müssen. Neben einzelnen glänzenden Leistungen ist auch manches Unfertige gebracht worden. Von den Berufenen sind weitaus nicht alle dem Rufe gefolgt; an Unberufenen hat es nie und nirgend gemangelt. Wir scheuen uns daher nicht einzugestehn, daß die Monatsschrift nur erst von ferne dem vorgesteckten Ziele sich angenähert hat. Doch sind wir weit davon entfernt, uns entmuthigen zu lassen. Die Zeichen sind nicht ausgeblieben, daß die Monatsschrift gewirkt hat, daß sie in ihrem innersten Kerne erkannt worden. Wir glauben kaum zu irren, wenn wir die frischere Luft, die jetzt in der Presse

unserer Provinzen weht, in gewissem Maße dem mittelbaren Einflusse der Monatsschrift zuschreiben, die zuerst freimüthig und — man wird ihr diese Anerkennung kaum versagen können — maßvoll in der Besprechung öffentlicher Angelegenheiten im Sinne einer organischen Entwickelung vorgegangen ist. Auch in Deutschland hat die Monatsschrift Beachtung gefunden und die geachtetsten Blätter haben sich in anerkennender Weise über sie ausgesprochen. So hat das „Magazin für die Literatur des Auslandes" wiederholt Auszüge aus der Monatsschrift gebracht, und die „Preußischen Jahrbücher" haben im Augustheft d. J. eingehend über sie berichtet, ihr die ehrenvolle Stelle einer Gesinnungsgenossin neben sich zuweisend. Die russische Presse hat, so viel uns bekannt, über die Monatsschrift geschwiegen.

Das Programm der Monatsschrift war weit genug gestellt, um das Leben nach seinen verschiedensten Richtungen hin zu umfassen; aber eben nur das Lebendige sollte in ihr zu seinem Rechte kommen. Ueberblicken wir, was der erste Jahrgang im Einzelnen gebracht, so finden wir, daß von den fünfzig und einigen Artikeln desselben die Politik in 4 Artikeln, agrarische Zustände wie überhaupt die Verhältnisse des flachen Landes in unsern Provinzen in 9, städtische und Gemeinde-Angelegenheiten in 3, Finanzielles, Handel und Eisenbahnwesen in 5, kirchliche Verhältnisse in 2, das Schulwesen in 7, Allgemeinwissenschaftliches in 7, Historisches in 2, Biographisches in 4, Culturhistorisches und Literarisches in 6, russische Zustände der Gegenwart endlich in 5 Artikeln behandelt worden sind. Wir verkennen nicht, daß, was insbesondere die inneren Verhältnisse unserer Provinzen und die bedeutungsvolle Entwickelung, in der Rußland gegenwärtig begriffen ist, betrifft, in dem bisher Gegebenen nur die Anfänge einer tiefer gehenden und systematischen Behandlung der hier einschlagenden Fragen des öffentlichen und socialen Lebens vorliegen. Wir sind jedoch in den Stand gesetzt, für den folgenden Jahrgang eine ausgiebigere Ausbeute nach dieser Richtung in Aussicht zu stellen; auch sollen fortan periodische Rundschauen über die politischen Verhältnisse gegeben werden, die wir zu unterbrechen gezwungen waren, weil eine Ausgleichung unserer politischen Ueberzeugungen mit denen unseres bisherigen Mitarbeiters auf diesem Gebiete nicht zu erreichen gewesen war.

Die Redacteure der Baltischen Monatsschrift sind durch ihre amtlichen Pflichten behindert worden, ihre Zeit und ihre Kraft diesem Unternehmen in dem Maße zu widmen, welches dasselbe gebieterisch für sich in Anspruch nimmt; auch ist ihnen — denen dieses Feld der geistigen Thätigkeit ein

völlig fremdes war und dessen Bearbeitung sie sich nur von dem Gesichtspunkte einer öffentlichen Pflicht aus unterzogen hatten — die Erfahrung nicht erspart worden, daß der redliche Wille, dem Gemeinwohl durch Beförderung der Oeffentlichkeit zu dienen, zur Lösung der Aufgabe wie zur Vermeidung von Mißgriffen nicht ausreiche. Nächst der Anregung, die die Redaction zu einigen der gebrachten Beiträge gegeben, der bessernden Hand, die sie an andere legen müssen, der fast durchgängig nothwendig gewordenen Ueberarbeitung der Uebersetzungen und Referate aus der russischen Journalistik, nächst den zur Erläuterung oder Berichtigung des Textes gemachten Noten endlich — hat die Redaction kaum ein anderes Verdienst für sich in Anspruch zu nehmen, als daß sie die Würde der Presse durch strenges Festhalten am Sachlichen und Fernhalten persönlicher Polemik zu wahren gesucht hat.

So geboten es denn nicht allein die persönlichen Verhältnisse der bisherigen Leiter der Monatsschrift, sondern auch das Interesse dieser letzteren, auf eine Unterstützung der Redaction durch eine geeignete Persönlichkeit bei der Fortführung des Unternehmens bedacht zu sein. Wir freuen uns, mittheilen zu können, daß es gelungen ist, den ehemaligen Privatdocenten an den juristischen Facultäten der Universitäten Bonn und Königsberg, Herrn Dr. W. Beckhaus, für die Betheiligung an der Redaction der Monatsschrift zu gewinnen.

So möge denn die Baltische Monatsschrift dem deutschen Publicum Rußlands fernerhin empfohlen sein. Auch sie ist ein, wenn gleich nur bescheidener Theil der Arbeit, die der deutsche Geist in seiner weltumfassenden Aufgabe zu leisten hat.

Riga im December 1860.

Die Redaction.

Redacteure:

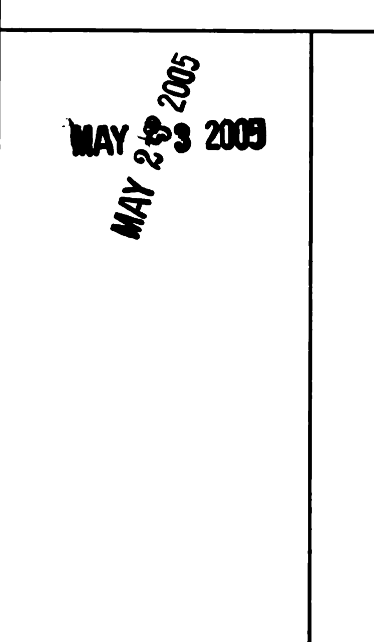
Theodor Böttcher, Livl. Hofgerichtsrath.

Alexander Faltin, Rigascher Rathsherr.








MAY 23 2005
MAY 2 9 2005

